
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06661876 4



Livländische Geschichte

von der „Aufsegelung“ der Lande
bis zur Einverleibung in das russische Reich.

Ein Hausbuch

von

Dr. Ernst Seraphim.

Mit sieben Bildern, einer Karte und zwei Personen- und Ortsregistern.

I. Band:

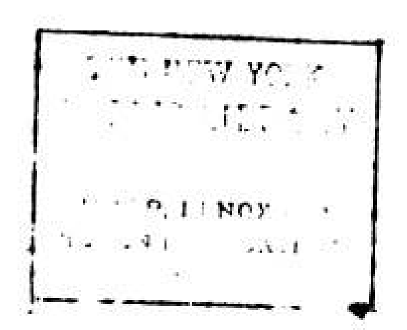
Die Zeit bis zum Untergang livländischer Selbständigkeit.

Zweite, vermehrte und umgearbeitete Auflage.



Reval 1897.
Verlag von Franz Kluge.







Wolter von Plettenberg.

Standbild am Ritterhause zu Riga.

Livländische Geschichte

[illegible]

Ein Hau[illegible]

Dr. Ernst Seraphim.

[illegible]

I. Band.

bis zum Untergang [illegible]

Zweite, vermehrte und [illegible]

[illegible]

[illegible] ter von Plettenb[illegible]g.

[illegible]

Livländische Geschichte

von der „Aufsegelung" der Lande
bis zur Einverleibung in das russische Reich.

Ein Hausbuch

von

Dr. Ernst Seraphim.

Mit sieben Bildern, einer Karte und zwei Personen- und Ortsregistern.

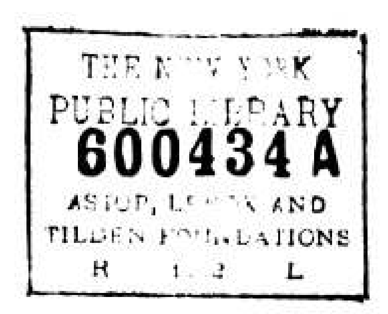
Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!
Goethe.

I. Band.

Die Zeit bis zum Untergang livländischer Selbständigkeit.

Zweite, vermehrte und umgearbeitete Auflage.

Reval 1897.
Verlag von Franz Kluge.



Дозволено цензурою
Рига, 12. Іюля 1896.





Meiner Frau.



Aus der „Einleitung" zur ersten Auflage.

„An Werken, welche die livländische Geschichte zum Vorwurf haben, fehlt es nicht, aber ein Hausbuch ist keins von ihnen geworden. Das Richtersche vielbändige Buch kann trotz seiner großen Materialanhäufung und unbezweifelbaren Wichtigkeit für den Forscher, in dieser Hinsicht, sowohl wegen Umfang wie Darstellungsweise, nicht in Betracht kommen; Theodor Schiemanns Geschichte Livlands in der Onckenschen Sammlung weist zwar alle Vorzüge dieses geistvollen Historikers auf, aber einmal tritt das speziell Livländische naturgemäß hinter dem allgemein Europäischen zurück, zum andern verhindert die Kostspieligkeit des Werkes seine Verbreitung in größern und weitern Kreisen. Der kleine Grundriß von Arbusow ist in seiner Art vortrefflich, das Büchlein ist zuverlässig und faßt das Notwendige prägnant zusammen, aber es ist — und will ja nichts anders sein — doch nur ein Lern- und Nachschlagebuch. Das Buch, das zu schreiben ich versucht habe, steckt sich ein weiteres Ziel, es will ein Hausbuch werden, das uns zurückführen soll in die Tage, da die ersten Glaubensboten in das Dunkel der Urwälder

drangen und im Bunde mit dem Ordensritter Licht und Leben erweckten; in die Tage, da deutsches, trutziges Bürgertum in unsern Landen entstand und sich in hartem Ringen gegen andere Gewalten das Recht auf eine Zukunft erstritt; in die Tage, da Wolter von Plettenberg als Meister im Lande herrschte, wie endlich in die traurige Zeit des Zusammenbruchs, da innere Nichtsnutzigkeit, polnische Tücke und die Ohnmacht des hl. Röm. Reiches das Unglück vollendeten. Aber auch die schweren polnischen Vergewaltigungen, die schwedische Herrschaft mit ihrem Segen und ihrem Leid und das Elend des Nordischen Krieges — sie alle sollen in diesem Buch Gestalt und Form gewinnen.

Hält der Leser sich dies vor Augen, vergißt er nicht, weshalb diese livländische Geschichte geschrieben ist, so wird er auch die Gesichtspunkte haben, von denen aus er über Gelingen oder Mißlingen des Versuchs sein Urteil abzugeben haben wird: der populär darstellende Gesichtspunkt verlangt den Vorrang vor dem reinwissenschaftlichen. Direkt aus ungedruckten Quellen zu arbeiten konnte ebensowenig die Aufgabe sein, als alle Monographieen oder Urkundenwerke heranzuziehen und ein Werk zu schaffen, das auf jede Detailfrage ergiebige Antwort giebt. In großen Zügen und scharfen Charakteristiken die Gestalten und Ereignisse der Vorzeit zu schildern, einzelne wichtigere Epochen —, so vor allem die Gründung der Kolonie, die geistige Bewegung der Reformation und den Untergang livländischer Selbständigkeit, — in größerer Breite zu erzählen, schwebte mir vor, daher zog ich diejenigen Werke und Einzeldarstellungen heran, aus denen ich Farben für meine Bilder entnehmen zu können glaubte.

Vor allem war es mir möglich die in Abschrift vorhandenen



Vorträge Professor Carl Schirrens einzusehen und manch weiten Gesichtspunkt aus diesem feurigen, lebensprühenden Werk mir aneignen zu können. Neben den übrigen, dem Historiker nicht unbekannten Werken, die sich mit der baltischen Geschichte oder mit Teilen derselben beschäftigen, sind die vielen Aufsätze der „Mitteilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands", der Sitzungsberichte derselben Gesellschaft, der „Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands" und der „Baltischen Monatsschrift" benutzt worden.

Die populäre Form der Darstellung rechtfertigt es, daß ich recht häufig längere Zitate unverändert wiedergegeben habe: ich glaubte Recht daran zu thun, wenn ich anschauliche, lebendige Abschnitte anderer Werke, die den rein wissenschaftlichen Charakter nicht in den Vordergrund stellten, hier dem Leser darbot.

Die vielen litterarischen Noten endlich verfolgen den Zweck, dem Freunde unserer heimischen Geschichte einige Fingerzeige zu geben, wie er sich über die Dinge, die in vorliegendem Buch kürzer gefaßt sind, weiter orientieren kann."

Zur zweiten Auflage.

Nachdem die sehr starke erste Auflage so gut wie vergriffen worden ist, hat mein Herr Verleger eine Neuauflage für notwendig erklärt. Sie liegt hier dem heimischen Publikum vor, das, wie ich hoffe, erkennen wird, daß es mir Ernst darum gewesen ist, die Ausstellungen der Kritik, soweit sie mir berechtigt erschienen sind, zu berücksichtigen, die neuerschienene Litteratur zu verwerten. Auf eine stilistische Ausfeilung ist besonderer Wert gelegt worden.



Die Umänderung des Titels dieses Buches erschien mir bei näherer Überlegung historisch notwendig. Mit Recht ist namentlich in der im Maiheft der Preuß. Jahrb. (1896) erschienenen Besprechung, desgleichen in den „Grenzboten" (Heft 10. 1896) hervorgehoben worden, daß der alte Gesamtname „Livland" allein am Platze sei und die Dreiteilung Liv-, Est- und Kurland an dieser Stelle von einem, einer leisen Komik nicht entbehrenden Partikularismus Zeugnis ablege. So sei denn der Name, der dem Buche in unserer Heimat selbst wohl allgemein gegeben wird, ihm auch vorangesetzt: „Livländische Geschichte".*)

Mit herzlichem Dank an die zahlreichen Fachgenossen und Freunde, die mich bei der Arbeit durch Ratschläge unterstützt haben, in allererster Reihe Herrn Dr. Alexander Bergengrün in Schwerin, dem ich sehr viel Anregung und sachliche Kritik verdanke, seien diese kurzen Zeilen beschlossen, die einer Arbeit das Geleite geben sollen, welche durch die Erteilung der Doktorwürde seitens der Universität Leipzig eine für den Autor hocherfreuliche Anerkennung gefunden hat.

Riga, Ende Mai 1896.

Dr. Ernst Seraphim.

*) Für einen kleinen Teil der Exemplare der 2. Auflage ist auf Wunsch meines Verlegers der alte Titel beibehalten worden, damit die Käufer des II. Bandes, der noch nicht völlig vergriffen ist, nicht in die unangenehme Lage kommen, verschiedene Bezeichnungen für beide Teile zu haben. Bei einer eventuellen Neuauflage des 2. Bandes wird natürlich der neue Titel acceptiert werden.



Erstes Buch.

Gründung und Wandlungen.



1. Kapitel.

Naer Oostland willen wy ryden
Naer Oostland willen wy mee
Al over de groene heiden
Al over de heiden,
Daer isser en bessere steê.
(Altes Vlaminger Lied.)

Der Drang nach Osten.

Nicht einer abenteuerlichen Fahrt zur Entdeckung unbekannter Welten gleicht die Aufsegelung unserer Heimat durch deutsche Kaufleute; nicht, wie drei Jahrhunderte später die Cortez und Pizarro und die romanischen Konquistadoren durch Goldgier getrieben über das unbekannte gewaltige Meer fuhren, dem Zufall es überlassend, wohin Wind und Wellen sie führten, sondern ein festes Ziel vor Augen, Werkzeuge und zugleich Seele einer gewaltigen Idee, bestiegen die kühnen Seefahrer in Lübecks Hafen die Schiffe. Keine Robinsonade, sondern das letzte feste Glied in einer großartig gefügten Kette, der letzte Akt der Großthat des deutschen Mittelalters, der Besiedlung des Ostens, ist die Fahrt gewesen, die den Kaufmann, den Ritter und mit ihnen den Mönch dorthin brachte, wo die Düna ihr mächtiges Bett allmählich in die Ostsee aufgehen läßt.

Nur zu oft vergißt man diesen Zusammenhang, und hält für etwas Plötzliches, Unvermitteltes, was fast Notwendigkeit gewesen ist[1]).

Die Anfänge deutscher Kulturarbeit in Livland hängen aufs engste mit jenem Prozeß deutscher Entwicklung und Ausbreitung nach Osten zusammen, der, nachdem er unter Karl dem Großen begonnen und durch die Ottonenkaiser von neuem aufgenommen worden war, in der glorreichen Stauferzeit in einigen hochbegabten und rücksichtslos thatkräftigen Landesherrn, vor allem in Albrecht dem Bären, dem Askanier, und Hein-

---

[1]) Vergl. die trefflichen Ausführungen Karl Lamprechts in seiner Deutschen Geschichte III. Band pag. 330—420.



rich dem Löwen, dem Sachsenherzog, ausgezeichnete Förderer fand. Auch der Rotbart wußte den deutschen Namen in slawischen Landen wieder zu Ehren zu bringen, indem er in starker Aufrüstung ruhmreich bis nach Posen, tief in polnisches Gebiet, vordrang. Mit Recht rühmte denn auch das niederdeutsche Volkslied von ihnen:

„Hinrik der Leuw und Albrecht der Bar,
Dartho Frederik mit dem roden Har,
Dat waren dree Heeren,
De kunden de Welt verkehren."

Vielleicht der größte Vertreter der zielbewußten Germanisatoren auf slawischer Erde war Markgraf Albrecht, der Begründer des brandenburgisch-preußischen Staats (1134—1170), der zuerst scharfen Blicks die günstige Gelegenheit zur Eroberung der Lande über die Elbe hinaus erkannte, die fürstlichen Gewalten in Havelberg und Brandenburg unterdrückte und im Bunde mit dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg „dem geistlichen Heros der deutschen Kolonisation im Osten" dem Kreuz und dem Pflug bis zur Havel Boden gewann. Der heidnische Triglavdienst flüchtete vor dem Glockengeläut christlicher Kirchen ins Dunkel der Wälder.

Neben und anfangs mit ihm, später ihn überflügelnd wirkte Herzog Heinrich. Von ihm eingesetzt erwarb Heinrich von Badewide das heutige Holstein, sein Nachfolger, Graf Heinrich II. von Holstein, rief niederdeutsche Kolonisten ins Land und gründete 1143 an Stelle des alten Buku das erste deutsche städtische Gemeinwesen an der Ostsee, Lübeck. Erst das Aufblühen dieser Stadt und der dadurch bedingte Rückgang seiner Stadt Bardowik scheinen Herzog Heinrich selbst dem Gedanken der zweckbewußten Kolonisation zugeführt zu haben: er entriß dem Grafen Lübeck, begabte es mit großen Freiheiten und eroberte zum Schutz der Lande das Gebiet der Abodriten, das heutige Mecklenburg, in das deutsches Wesen nun seinen Einzug hielt. Rückschläge, die nicht ausblieben, gaben seinem feurigen Geist nur neue Spannkraft: mochte auch ein Anschlag auf Rügen mißlingen, da die Dänen sich als schneller erwiesen, 1177 glückte es ihm im Bunde mit Albrechts Sohn, Otto von Brandenburg, die pommerschen Knesen zur Unterwerfung zu zwingen: es war die letzte That des gewaltigen Herzogs, sein Sturz durch den Rotbart und seine Rivalen brach seine Macht, aber sein Werk war geborgen, denn schon waren die Kräfte mündig geworden, die er zu

seinen Diensten genützt: der nationale Strom nach Osten, der sich in den neuerworbenen Landen ein festes Bett gegraben und nun weiter einer Mündung zu drängte.

Was hätten auch jene großen Männer vermocht, wenn nicht die Gedanken, auf denen die Zukunft beruhte, bereits lange vor ihnen im Werden begriffen gewesen wären?

Wo kamen sie denn her, jene Tausende und Abertausende, deren Schwert die Heiden zu Paaren trieb, deren Arme die Äcker bestellten und die Wildnis rodeten, die in unversiegbarer Frische nach Holstein und an die Ostseegestade bis Estlands steilem Glint, nach Schlesien und Böhmerland, in die Ebenen Ungarns und das gebirgumwallte Siebenbürgen zogen, ohne daß daheim, westwärts der Elbe, ein Mangel zu spüren gewesen wäre?

Tiefe Wandlungen der sozialen Bedingungen haben die Bewegung hervorgerufen, Wandlungen, die sich schon Jahrhunderte vor den ostwärts gerichteten Schiebungen verfolgen lassen.

Die alte Flurverfassung machte eine rationelle Bebauung des Bodens nicht gut möglich. Jedes Hufengut hatte an der ursprünglich gemeinsam gerodeten Flur einen bestimmten gleichgroßen Anteil, mithin setzte sich ein Hufengut aus den verschiedensten, zerstreut auf der Flur umherliegenden Landstücken zusammen. Da es nun zwischen ihnen keine Wege gab, man vielmehr nur durch Ueberschreiten anderer Anteile auf den seinigen gelangen konnte, so war die notwendige Folge die gleiche und gleichzeitige Bestellung und Ernte aller Flurgenossen. Jede individuelle Landwirtschaft war ausgeschlossen, jeder Fortschritt also gehemmt.

Seit dem 8. und 9. Jahrhundert begann der Bauer die Nachteile dieses Systems zu erkennen: er vergrößerte bei Rodungen und Neugründungen von Dörfern die Landstücke, die dem Hufner zufielen, und legte, was nunmehr möglich wurde, ohne den Ertrag zu sehr zu schädigen, schmale Wege an, damit jeder Hufner bequem zu seinen Parzellen gelangen könne. Doch ein wirklicher Fortschritt war damit noch nicht gegeben, dieser trat erst ein, als man mit der Zerstückelung der bisherigen Hufe brach und einem jeden Bauer eine zusammenhängende Ackerfläche gab, welche, von der Landstraße, die wieder dem Bach oder Bruch zu folgen pflegte, ausgehend sich in Busch und Dickicht verlief: so entstanden die sogenannten Fadendörfer, einstraßige Ansied-

lungen, in denen in gleichabgemessenem Zwischenraum Gehöft auf Gehöft, nicht selten stundenlang, folgt. Diese der Verbesserung der Bodenkultur so zuträgliche Reform schlug durch, bald sehnte sich jeder tüchtige Wirt nach ihr: „es ward, bemerkt unser Führer, eins der stärksten Erziehungsmittel zu wirtschaftlicher Selbständigkeit und Initiative, zum Wagemut der Kolonisation, zur Beherrschung ungebrochener Wildnis."

Es lag in der Natur der Sache, daß dieser agrarische Fortschritt auch eine rechtliche Reform der Stellung der Bauern zum Landes- oder Grundherrn, des Frondienstes, nach sich zog. Die Grundherrn, welche von dem Neuland doch auch Früchte haben wollten, mußten darauf bedacht sein tüchtige Arbeitskräfte zu gewinnen und diese waren wieder nur zu haben, wenn man sie besonders günstig stellte, ihnen das zu rodende Land als unveräußerlich forterbend und unteilbar überließ. So entwickelt sich seit dem letzten Viertel des 11. Jahrhunderts die sogenannte Landsiedelleihe, aus der der Übergang zur freien Erbpacht wohlhabender Bauern nicht unschwer erfolgen konnte.

Die beiden oben charakterisierten Momente hoben die Bebauung des mutterländischen Bodens gewaltig, vermehrten damit die Bevölkerung und drängten den Überschuß ab nach Osten, wo er in der Hand thatkräftiger Fürsten neue Erfolge errang. Hierher in die Marken lockte sehr bald noch ein Weiteres: die größere Ausdehnung der Hufe. Galt doch Grund und Boden so gut wie nichts, es war daher nur recht, wenn der Ansiedler, der von ferne kam, um in der Wildnis zu roden, ein größeres Gut sein eigen nennen konnte, als daheim: also entstand die Königshufe, die der gewöhnlichen Volkshufe um das 3—4 fache überlegen war.

So war es wahrlich nicht die Hefe des Volkes, die nach Osten sich vorschob, sondern ein erprobtes, arbeitsames Geschlecht: „der herbe Mut des Auswandrers, ohne die Verzweiflung des unverschuldet ins Elend Getriebenen, beseelte sie: gern zogen sie von dannen; lockend, wenn auch nicht ohne Bilder saurer Mühe, erschien ihnen die Zukunft; sie zweifelten nicht ein besseres Los zu erringen. Es ist die geistige Disposition, die den echten, den erfolgreichen Auswandrer eines Volkes ziert."

Dies waren die Scharen, die in die alten Thüringer Marken, ins Sorbenland von neuem einzogen, welche dem Lande an der nördlichen und mittleren Elbe ostwärts zu neuer Kultur verhalfen, in Holstein und dem heutigen Brandenburg, in Pommern und Mecklenburg in das



Dunkel der Urwälder drangen und im Laufe des 12. Jahrhunderts den Oderstrom erreichten.

Dem Bauer folgte der städtebauende Bürger: im heutigen Königreich Sachsen gab die Entdeckung der Silberadern Freibergs den Anstoß zum Bau einer Stadt, die 1225 schon fünf Pfarrkirchen besaß; im Brandenburgschen floß bald die Elbe an deutschen Gemeinwesen vorbei, die ihre Rechte auf das 1188 aufgezeichnete Recht des reichen Magdeburg stützten: schnell wuchs Stadt um Stadt auf und im Lauf zweier Geschlechter mochte man ihrer gegen 100 zählen; in Holstein waren Schleswig und Lübeck die Mittelpunkte städtischer Kultur, Bäume, die immer neue Zweige trieben.

Unbarmherzig räumten diese Pioniere der Axt und des Pfluges unter den slawischen Bevölkerungsgruppen auf: man folgte den ihres Bodens Beraubten in die Wälder hinein und wehe dem, der dem Deutschen in die Hände fiel: wurde doch in der Grafschaft Schwerin 1170 befohlen, man solle jeden Wenden am nächsten Baume aufknüpfen, sobald man ihn im Walde antreffe und er sich nicht auszuweisen imstande sei. Kann es wunder nehmen, daß also im Laufe der Zeit ein ingrimmiger nationaler Gegensatz sich ausbildete, der anfangs kaum bestanden hatte?

Mildernd und versöhnend wirkten inmitten dieser rasch zufahrenden Gewalten die Kirche und ihre kultivierenden Mönchsorden, deren Verbreitung die zahlreichen deutschen Adelstöchter, die sich mit slawischen Fürsten verheirateten, allen denkbaren Vorschub geleistet haben. An der Seite oft roher Gatten wurden sie asketischen Neigungen naturgemäß zugänglich und suchten Trost in kirchlichen Gründungen. Es waren zuerst die Praemonstratenser, die der hl. Norbert von Magdeburg gestiftet, welche sich die Mission in den Elbeländern zum Ziel setzten und weit nach Osten 1150 Grobe auf der Insel Usedom, 1170 Broda an der Tollense gründeten. Seit dieser Zeit etwa beginnt aber auch der Aufschwung eines anderen Ordens, der Cistercienser. Das Ora et labora[1]) des hl. Benedikt fand in ihnen neue Vertreter, die Kultivierung und Besiedlung des Bodens ihre Hauptförderer.

Von Bernhard von Clairvaux begründet, fand der Orden in Deutschland seine Mutterklöster zu Altencamp, zu Walkenried am Süd-

[1]) Bete und arbeite!

harz und zu Pforte bei Kösen im thüringer Lande. Von Pforte aus ist 1170 das erste schlesische Cistercienserkloster Leubus ausgegangen, „der Hort deutscher Kolonisation im Oderlande". Ein Jahr später gehen Mönche dieses Ordens in die Mark Brandenburg und legen den Grund zum Kloster Zinna bei Jüterbogk, 1183 gründen sie in seenreicher Waldlandschaft Lehnin, dessen Äbte in Brandenburgs Geschichte nicht selten erscheinen. Auch Doberan in Mecklenburg war eine deutsche Cistercienserabtei. Dänische Mönche desselben Ordens verbreiteten, wenn auch nicht deutsche, so doch christliche Kultur. 1172 faßten sie auf Seeland Fuß, gründeten gleichzeitig Kolbatz bei Stettin, 1186 das Kloster Oliva bei Danzig und eilten so den Ansiedlern als kühne Glaubensboten pfadsuchend voraus.

Doch unser Bild ist noch nicht vollendet. Nicht nur in herrenlose Urwälder und Stromgebiete hat der Deutsche im 12. und 13. Jahrhundert erobernd und rodend seinen Fuß gesetzt, auch in fremde Reiche drang er als Bannerträger höherer Gesittung. Im Südosten erwuchs an der mittleren Donau und in der östlichen Alpenwelt in Österreich, Steiermark, Kärnthen und Krain ein starkes deutsches Geschlecht, dessen innere Überlegenheit sich dem Tschechen und Magyaren gegenüber aufs schlagendste bewies. Von König Geisa II. (c. 1150) und König Andreas (c. 1200) und Bela (c. 1250) gerufen, zogen deutsche Siedler aus den Ostmarken und vom Niederrhein, vom Eifel und Hunsrück in das Waldland um die Sibinburg — das spätere Hermannstadt — und begannen hier, wie im Zipser Komitat in Nordwestungarn als fleißige Ackerbauer Rodung und Pflanzung. Schlug auch der Versuch König Andreas', der 1211 den deutschen Orden zum Schutz gegen die räuberischen Kumanen im Siebenbürgener Burzenland angesiedelt hatte, fehl, da der Orden nach eigener Herrschaft strebte und nach 14 Jahren glänzender Kolonisationsarbeit dem mißtrauischen Könige weichen mußte, so wußte Bela IV. um so mehr, was seinem Reiche not that; er gründete nach dem furchtbaren Mongoleneinfall befestigte Städte nach deutschem Muster — so Preßburg und Ofen — und begabte sie mit Magdeburgschem Stadtrecht.

Noch tiefergehend war die Germanisation Böhmens, das, schon seit 929 deutsches Lehen, seit 1182 ein unmittelbares Reichsfürstentum war. Die hohe Geistlichkeit stand hier unter dem Erzbistum Mainz, Fürsten und hoher Adel erschlossen sich deutscher Kultur, nahmen

deutsche Frauen, siedelten deutsche Kaufleute in Prag an und riefen eine ganze Reihe reindeutscher Städtegründungen ins Leben. So deutsch war das Land, daß am Hofe Wenzels I. gegen Ende des 13. Jahrhunderts Reimar der Zweter, der Minnesänger, lebte; daß Ottokar II Ulrich von Türlin und Tanhäuser zu seinen Gästen zählte, ja sein Sohn Wenzel II. selbst als Minnesänger sich versuchte. Von den zahlreichen deutschen Städten, Olmütz und Brünn, Königgrätz und Leitmeritz, Iglau und Kuttenberg u. a. wirkte die höhere Kultur germanisierend oder wenigstens die soziale Stellung der Tschechen hebend und verbessernd, die im Zentrum das flache Land behaupteten. Die Grenzgebiete Böhmens und Mährens aber wurden um dieselbe Zeit von dem mächtig pulsierenden Strom deutscher Auswanderung getroffen und für immer von ihm in Besitz genommen. Schon begannen die deutschen Kolonisten den deutschen Bürgern der Städte sich räumlich zu nähern, als in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine tschechische Reaktion eintrat, die in den Hussitenkriegen ihren Höhepunkt erreichte und die deutsche Besiedlung zum Stehen brachte. „Seitdem haben Tschechen und Deutsche in Böhmen bald in latentem Haß, bald in auflodernder Fehde, immer aber Ellbogen an Ellbogen nebeneinander gestanden."

Auch nach Schlesien und Polen ergoß sich bereits im 12. Jahrhundert ein Strom deutscher Einwanderung, der im 13. Jahrhundert immer mächtiger anschwoll.

Eng mit der oben dargestellten und an Großartigkeit nur selten übertroffenen Wanderung, dieser Eroberung durch Kreuz, Schwert und Pflugschar, hängt auch die „Auffegelung" Livlands zusammen. Sie bildet eben nur ein Glied in der Kette jener Kolonisationen des europäischen Nordostens, zugleich die weitest vorgeschobene Kolonie. Sie ist außerdem die einzige, die über die See hin gegründet worden ist. Hierin lag gleich bei ihrem Entstehen umsomehr ihre Schwäche, als auch eine gefahrlose Straße aus Preußen nach Livland durchs Litauerland sich nicht bahnen ließ: das kriegerische Volk der Schamaiten schob sich hier wie ein Keil zwischen die getrennten Kolonialgebiete Preußens und Livlands. Während der Ritter und der Bürger sich dem Meerschiff anvertrauten, hatte der eigentliche Kolonist, der Bauer, eine Scheu davor andere Wege zu ziehen als durch Wald und Haide, er blieb Livland fern, auch als ein tüchtiges Bürgertum und ein kriegerischer

Adel drüben ihre Heimat gefunden hatten. So mangelte der Kolonie die nationale Grundlage eines deutschen Bauernstandes, ein schweres Unheil, das gut zu machen nie gelungen ist.

Die Bedeutung der Städte Schleswig und Lübeck hing auf das engste mit der Ostsee zusammen, diesem „mittelländischen Meer des Nordens". Mit seinen Buchten und ins Meer greifenden Küsten, den mächtigen Wasseradern, die sich in dasselbe ergießen, seinen Inseln und Eilanden bot das baltische Meer die natürliche Verbindung mit dem fernen Osten, von dem nur dunkle Kunde westwärts drang. Ein Kranz von Handelsemporen umsäumte daher seit alter Zeit das mächtige Wasserbecken: Nowgorod am Ilmensee, Björkö am Mälarsee und Wisby auf Gothland, Danzig und Wollin, endlich Schleswig und Lübeck an der Trave. Bis zur Gründung der letztgenannten Stadt war Schleswig an der Wyk, der Bucht, in welche die Schley mündet, der einzige Hafen, von dem aus deutsche Kaufleute den Verkehr mit Schweden und Rußland ins Werk setzten[1]), soweit von einem direkten Handel die Rede sein konnte. Denn bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts waren es die Slawen und Dänen, deren Händler die See beherrschten, mit ihren Flotten Schleswig aufsuchten, vereinzelt selbst in Bardowik an der Elbe erschienen. Auch als mit der gesteigerten Unternehmungslust der deutsche Kaufmann selbst ostwärts segelte, gelangte er über Gothland nicht hinaus, dessen rührige Bevölkerung den direkten Handel mit Rußland zu ihrem alleinigen Monopol gemacht hatte. Das türmereiche Wisby war der im 8. Jahrhundert gegründete Mittelpunkt alles Lebens an der baltischen See, der bald 10—12000 Kaufleute zählte. Durch Olaf den Heiligen von Norwegen dem Christentum gewonnen, nahm es gewaltigen Aufschwung und dehnte seine Handelsbeziehungen westwärts bis nach Köln und England, ostwärts bis nach Groß-Nowgorod aus; indem es eifersüchtig sich das Stapelrecht wahrte, zog es aber fremde Kaufleute in großer Zahl zu sich, unter denen die Deutschen, meist Westfalen, schon früh eine angesehene Stellung einnahmen und als deutsche Gemeinde zusammengefaßt, an Volkszahl und Reichtum den eigentlichen Gothländern nichts nachgaben. Ja sie erwarben sich gleiche Rechte mit diesen, so daß im Rat 36 Herren und 2 Vögte

---

[1]) Vergl. A. v. Bulmerincq. Der Ursprung der Stadtverfassung Rigas. 1894 pag. 2 ff.

von beiden Zungen saßen und also die städtische Gemeinde die absonderliche Erscheinung zweier Gemeindeverbände mit bisweilen stark auseinandergehenden Interessen darbot.

Neben diesem deutschen Teil der wisbyschen Gemeinde nahmen die deutschen Kaufleute, die nicht ständig auf der Insel wohnten, sondern nur des Handels wegen vorübergehend dorthin kamen und nach mittelalterlicher Weise sich in der Fremde genossenschaftlich organisierten, eine bedeutsame Stellung ein. Die Gesellschaft des „gemeinen deutschen Kaufmannes auf Gothland" wurde bald sehr mächtig und die Zahl ihrer Glieder nahm noch zu, als Lübeck der Ausgangshafen der deutschen Gothlandfahrer wurde.[1]) Besorgt über die Konkurrenz, die Schleswig machte, eroberte Herzog Heinrich der Löwe 1157 diese Stadt und begabte Lübeck mit einer Fülle neuer Freiheiten, die den Handel heben sollten. Ein glücklicher Umstand kam ihm zu Hilfe: im Hafen von Schleswig ankernde russische Handelsschiffe wurden von den Dänen gekapert und die russischen Kaufleute dadurch gezwungen den gastlichen Hafen Lübecks aufzusuchen. So mächtig waren 1163 bereits die Deutschen, daß sie den gothländischen Kaufleuten ein Stein des Anstoßes wurden und heftige Zwistigkeiten entstanden, die ihre Stellung jedoch nicht erschüttern konnten.

Einmal zur Macht und Einheit gelangt, strebte die deutsche Kaufmannschaft das Stapelrecht Wisbys für den Handel mit den russischen Handelsplätzen Nowgorod und Smolensk zu brechen und teil zu nehmen an dem Gewinn der dorthin gerichteten Fahrten.

Schon seit Ruriks Tagen besuchten die russischen Kaufleute mit ihren Produkten, Leder und Wachs, Fellen und Getreide, den Markt der Insel, wo sie bereits seit dem 12. Jahrh. eine eigene Kirche besaßen, und tauschten sie gegen Häringe und Salz, Tücher und Eisenwaren oder billigen Wein. Zogen sie im Herbst heim, so folgten ihnen allmählich die Gothländer insbesondere nach dem Hauptplatz russischen Handels, dem mächtigen Groß-Nowgorod. Eine Meile vordem der breite Wolchow sich in den Ilmensee ergießt, dehnte sich in der Ebene eine weitläufig angelegte hölzerne Stadt aus, die mit ihrem wohlbefestigten Kreml, ihrer Wjetsche — dem Versammlungsort der Bürger

---

[1]) N. G. Riesenkampff. Der Deutsche Hof zu Nowgorod bis zu seiner Schließung durch Iwan Wassiljewitsch III. im Jahre 1494. Dorpat 1854.



— ihren Kaufhöfen und Kirchen, vor allem der altberühmten Sophienkirche eines imposanten Anblicks nicht entbehrte. Eine trutzige Bevölkerung, die in republikanischen Ideen lebt und webt, bezwingt die umliegenden Landschaften und schon 1130 beugt sich alles Volk bis zum Onegasee, denn „wer kann wider Gott und Groß-Nowgorod?"

Auch die fremden Kaufleute, die von Byzanz und Wisby hier zusammenströmten, nahm die stolze Stadt gastfreundlich auf, wußte sie doch, daß diese „Gäste" ihr Gewinn und Vorteil brachten. Den Gothländern ist sehr bald der Deutsche aus Wisby gefolgt: neben dem gothländischen Kaufhof, dessen Schutzpatron der hl. Olaus war, entstand schon früh ein deutsches Kontor. Die Kirche zu St. Peter war der Mittelpunkt, um den die reichen Warenhäuser, Wohnräume und Versammlungssäle gegliedert waren. Auch eigene Gesetze gaben sich die Nowgorodfahrer, die „Schra dere Dhutschen to Nogarden".

Doch die Rückschläge blieben nicht aus. War die Reise über die durch Seeräuber unsicher gemachte See, die Fahrt durch die Newa und den Wolchow, deren Ufer von wilden Völkern bewohnt waren, höchst gefährlich, so fehlte es auch in Nowgorod selbst nicht an manchem Ungemach, manchem Druck durch die auf das Übergewicht der „Gäste" eifersüchtig werdenden russischen Kaufleute, die schließlich durchsetzten, daß 1189 den Fremden der Verkehr gesperrt wurde.

Noch bevor dies Ereignis eingetreten war, hatten die rührigen deutschen Kaufleute Wisbys „mit selbständigem Wagemut" einen kürzeren, bequemeren und gefahrloseren Weg aufgesucht, den Weg, der sie zu den großen Handelsstädten des Dünagebiets, nach Polozk und Smolensk, führte: sie waren über Gothland hinaus südostwärts steuernd an die Mündung der Düna gelangt. Kunde von jenen unwirtbaren Landen hatte man ja lange schon in Wisby, kamen doch auf der Dünastraße in jedem Sommer russische Händler in diese Stadt, hatten doch in alten Zeiten schon die normannischen Waräger durch die Düna und den Dnjepr die Züge auf Konstantinopel unternommen.

Wann sich die sogenannte „Aufsegelung" Livlands vollzogen, wird wohl für immer in Dunkel gehüllt bleiben, da das frühere Jahr 1158 (oder 1159) auf einer unhaltbaren Aufzeichnung beruht. Wohl aber werden wir in der Annahme nicht fehlgehen, daß bald nach dem Frieden von 1163 die Deutschen auf Wisby den Handelsweg an der Düna aufgenommen haben und daß die Schließung des Nowgoroder



Marktes den Handelsverkehr zwischen Lübeck, Wisby und Livland schnell aufblühen ließ. Als 1199 die Nowgoroder den Gästen wieder die Thore öffneten, war der neue Seeweg gesichert: schon hatte die deutsche Mission, von dem damals Europa noch immer durchglühenden Kreuzzugsgedanken getragen, ihre ersten Schritte zur Germanisierung des Landes gethan und durch die dichten Wälder, welche den Dünastrom umsäumten, drang das ernste Glockengeläut christlicher Kirchen, dröhnte die Axt des fleißigen Ansiedlers, während dort, wo der Righebach in die Düna fiel, hochbordige Schiffe lagen und der bärtige Kaufmann mit dem Liven oder dem russischen Händler aus Smolensk Ware um Ware tauschte.

So wurde unsere Heimat „aufgesegelt“!

---

2. Kapitel.

„Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land;
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand.“

Aus grauer Vorzeit.

Kein Heldenlied, kein Geschichtsschreiber erzählt uns Nachlebenden von jenen uralten Zeiten, da die Ostküsten der Ostsee zuerst besiedelt wurden. Nur mühsame Untersuchungen der vergleichenden Sprachforschung, die Ergebnisse von Gräberfunden und hier und dort zerstreute knappe Bemerkungen später lebender Chronisten lassen uns durch den dichten Nebel, der die Urzeit deckt, einen nicht gerade weiteindringenden Blick thun.

Kaum in Betracht kommt, was der erste große Reisende, den seine Fahrten über die Säulen des Herkules hinaus führten, der Grieche Pytheas von Marseille, von der großen Insel Baltia erzählt, die sich drei Tagereisen von der scythischen Bernsteinküste ausdehne; auch das, was Tacitus und Plinius, die beiden römischen Historiker, uns überliefern, beschränkt sich auf die Nachrichten, daß die Ästier jene entlegenen Gebiete innehaben. Auch die skandinavischen Sagas enthalten kein einheitliches Bild von den Ästuern, den Ostleuten.

Die Bevölkerung unserer baltischen Heimat vor Ankunft der Deutschen ist keine national gleichartige gewesen. Während im Süden, also im heutigen Kurland und Semgallen und dem südlichen Teil des eigentlichen Livland, Stämme lettisch-litauischer Rasse siedelten, drangen von Nordosten her, von ihren Sitzen am Ural, finnisch-ugrische Völkerschaften ein, die Ingermannland und Karelien, Estland und Nordlivland besetzten, sich an der Küste Livlands südwärts bis über die untere Düna ausbreiteten und wohl zur See auch an die Westküste Kurlands gelangten, wo sie die schwächern und weichern Letten landeinwärts drängten und, von der Küste Be-



sitz nehmend, dem Windau- und Abaufluß folgend, sich ins Innere vorschoben.

Früh schon, wohl im ersten Jahrhundert nach Christo, sind diese Völker mit germanischen Stämmen in Berührung gekommen. Nachweisbar finden sich im Sprachschatz der finnisch-ugrischen Stämme zahlreiche Anklänge an das Altgothische und so mancher germanische Familienbrauch stößt uns in Sage und Gebräuchen der Esten auf[1]). In welcher Art freilich diese allenthalben vorhandenen Spuren germanischer Kulturelemente zu erklären sind, wissen Archaeologen so wenig wie Ethnologen zu sagen. Einige bedeutende schwedische Forscher glauben eine förmliche Besiedelung unseres Landes durch Gothen annehmen zu können. Es muß, ist diese Annahme richtig, das gewaltige Reich gewesen sein, welches vom Pontus weit nach Norwesten reichte und unter seinem sagenhaften Oberkönig Hermannerich höchste Blüthe und zugleich den Sturz durch die Hunnen erlebte. Erst der Einbruch der Hunnen (c. 375) wird den Finnen und Letten die Ostseelande zur Beute gegeben haben, da die Gothen sie aufgaben. Andere meinen wieder, daß — offenbar als Herrscher — zwischen der finnischen Bevölkerung gothische Stämme gesessen haben, noch andere endlich führen die gothischen Kulturelemente auf mercantile Berührung der Indigenen mit germanischen Kaufleuten zurück.

Wie man sieht, hat die Phantasie freien Spielraum und der Historiker muß, da jede Spur an historische Vorgänge, bis jetzt wenigstens, verweht ist, will er offen sein, gestehen, daß er nichts von der Gothenzeit weiß. So ist es denn auch nur unsichere Hypothese, wenn er im Bestreben den Schleier zu lüften und auch für jenen Zeitraum unsere Lande mit den großen und elementaren Vorgängen in Verbindung zu setzen, das Ende der Gothenherrschaft mit der grausig gewaltigen Gestalt der Gottesgeißel Attila verknüpft. Nur im Zusammenhang mit dieser Annahme könnte dann wohl auch der weitere Schluß gezogen werden, daß die Befreiungsstunde der Ästuer von hunnischer Oberherrschaft fern von den heimischen Fluren auf den katalaunischen Gefilden schlug. (451).

Tiefes Dunkel deckt nun auf zwei Jahrhunderte unser Land. Als der Schleier sich langsam hebt, sehen wir normannische Herrschaft, wenigstens auf den nördlichen Teilen, lasten. Wie hätte auch ein Land,

---

[1]) Vergl. L. Schroeder, in den Berichten der Gelehrten estn. Gesellschaft 1887 und Astaf von Transehe „Die Eingeborenen Alt-Livlands im 13. Jahrh. in B. M. 1896 pag. 219ff.



dessen geographische Lage es zum wichtigen Durchgangspunkt alles Handels machte, der von Persien und halb Asien durch Rußland nach Skandinavien ging, in Vergessenheit gerathen können? So wurde es das Ziel vielfacher Wikingerzüge und nur zu oft mögen die hochschnäbligen Meerrappen an unsern Küsten gelegen oder die Normannen mit den gewaltthätigen und seegewandten Kuren und Oeselanern die Waffen gekreuzt haben. Als gar die Waräger sich in Nowgorod und Kiew festsetzten und das goldene Byzanz ihnen verlockend winkte, wurde der Weg über Estland oder durch die Düna immer wieder von beutelustigen Nordmännern betreten. „In (diesen) längst verschwundenen Jahrhunderten durchfurchten die Böte kühner Wikinger die feuchte Straße der Ostsee. Von Skandinaviens Küste setzen die unternehmenden Nordmannen aus und fahren zu Eysißla's (Oesel) und Dagaithi's (Dagden) Ufern hinüber. Häufig erblicken sie Finnlands Scheeren und lenken in die Mündung der Nu (Newa). Die Düna trägt oft den Verwegenen auf dem Rücken. Kampf und Beute ist sein Ziel, doch auch kostbare Waren führt er aus dem fernen Griechenland in die nordische Heimat. Es war die Zeit, da nach der alten Sage Gothland des Tages untersank, des Nachts aber auf dem Wasser schwamm; noch fehlte der Mann, der das Feuer auf das Land brachte, damit es fortan niemals mehr sinke. Auch an der Küste der heimischen Halbinsel entlang eilte das Boot pfeilschnell dahin und trug den Nordmann zu Kampf und Raub. Allerorten betrat er das Land und verbreitete Schrecken vor sich her an der ganzen Ostseeküste. Durch das Kattegat drang er vor und richtete seine Fahrt weithin an der Nordsee Ufern [1])."

Im einzelnen freilich läßt sich für unsere Vergangenheit nur Weniges festhalten: so hören wir, daß 870 skandinavische Scharen ausziehen, um die mächtige Kurenstadt Apule (wohl bei Grösen in Südkurland) zu erobern. Doch mit Gleichem vergelten die Besiegten. Von manch anderm Zug berichten die Sagas, der sich chronologisch nicht einreihen läßt, wie etwa von der Plünderungsfahrt der Esten gegen die Schwedenstadt Sigtuna am Mälarsee, die dem wilden Angriff nicht Stand halten kann und in Flammen aufgeht.

Aber auch zu friedlichem Handelsaustausch kamen die Nor-

---

[1]) Konstantin Höhlbaum. „Die Gründung der deutschen Kolonie an der Düna" in den Hansischen Geschichtsblättern Jahrg. 1871/72.



mannen ins Land und noch heute meldet ein in Södermanland gefundener Runenstein, den Sigris ihrem Manne Swen errichtet, daß derselbe oft mit reichbeladenem Schiff um Domesnäs herum zu den Semgallern gesegelt sei.

Um die Wende des Jahrtausends wurde Skandinavien dem Christentum gewonnen und nun begannen die Normannen auch ihrerseits die Mission. Kanud der Große († 1036), dem Norwegen, Dänemark und England unterthänig waren, unterwarf sich Estland und eine zeitlang scheint der Embach die Grenze zwischen dem dänischen Gebiet und dem den Russen zinsenden Landstrich gewesen zu sein. Aber selbst bis nach Kurland griff die Mission hinunter: König Swen Estridson gründete hier, wahrscheinlich bei Domesnäs, um 1048 eine christliche Kirche. Es wird endlich berichtet, daß kurz vor dem Erscheinen der Deutschen in Livland Papst Alexander III. den Mönch Fulco zum Bischof von Estland ernannt und 1171 den skandinavischen Königen die Bekehrung der Esten an's Herz gelegt hat[1]).

Doch von wirklichen Erfolgen der skandinavischen Priester weiß die Geschichte so wenig zu berichten, wie von glücklichen und dauernden Bestrebungen der slawischen Fürsten im Lande festen Fuß zu fassen[2]).

Daß dieselben sehr frühzeitig begannen, steht fest, daß die estnischen, livischen und lettischen Stämme die Gefahr rasch erkannten und sich zur Wehr setzten, nicht minder. Wohl als Rogwolod in Polozk herrschte, setzten die Russen zuerst ihren Fuß in das mittlere Dünagebiet und heischten Zins und Tribut; doch muß dieser Versuch ein schnelles Ende genommen haben, denn erst viel später (1030) hören wir von neuem Vordringen. Diesmal galt es den Esten, oder wie die alte russische Chronik sagt, den Tschuden: gegen diese zieht Großfürst Jaroslaw I. von Nowgorod, besiegt sie und erbaut, wohl an der Stelle des späteren Dorpat, eine Zwingburg Jurjew. Vorübergehend scheint ein großer Erfolg nicht ausgeblieben zu sein, gegen Ende der Regierung Jaroslaws sollen, wie die Chronik übertreibend erzählt, Esten, Liwen, Letten, Litauer, Semgaller, Kuren und Schamaiten ihm gezinst haben. Doch schon nach des thatkräftigen Herrschers Tode

[1]) cf. Dr. E. von Nottbeck und Dr. Wilh. Neumann. Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval. I. Lieferung pag. 3. Reval. Kluges Verlag 1896.

[2]) Siehe hierüber auch Th. Schiemanns „Rußland, Polen und Livland" II. 5ff. und briefliche Mitteilungen Friedrich von Keußlers.

brachen Wirren aus, die 1061 mit der Abwerfung der Knechtschaft und der Zerstörung Jurjews endeten. Ein Menschenalter ging vorüber, ohne daß die Gefahr von Osten sich erneute, erst mit Beginn des 12. Jahrhunderts begann durch den energischen Großfürsten Wladimir Monomach der Vordrang nach Westen mit doppelter Stärke. Seitdem sein Sohn Mstislaw 1116 die wichtige Grenzburg Odenpäh erobert, schien der Kriegszustand an der Grenze sich zu verewigen. Mag auch 1130 den Esten ein Tribut aufgelegt worden sein, zwei Jahre darauf hören wir von einer großen Niederlage: „es geschah groß Unheil, viel gute Männer aus Nowgorod wurden erschlagen" und mochte auch wieder zwei Jahre später eine neue Festsetzung in Jurjew versucht werden, ein Menschenalter danach sehen wir alle Estenstämme in erbittertem Rachezug gegen Pleskau selbst (1177). Auch eine dritte Besetzung Jurjews im Jahre 1192 durch den Nowgoroder Fürsten Jaroslaw, einen Enkel des Mstislaw Wladimirowitsch, und die darauf erfolgte Einäscherung Odenpähs sind Erfolge von ganz vorübergehender Bedeutung gewesen, denn als die Deutschen sich in Livland festzusetzen begannen, war nur die Landschaft Tolowa an der obern und mittlern Aa, der Goiwa noch in loser Tributabhängigkeit von den Pleskauern, während die Dünaliven den Fürsten von Polozk zinspflichtig galten und stromaufwärts im lettischen Gebiet zwei polozker Teilfürsten in Gercike und Kukenois (Zargrad und Kokenhusen) residierten. Eine Mission zur Gewinnung der Seelen hat nicht stattgefunden und ist eine solche späterhin einmal (1208) in Tolowa und Ugaunien versucht worden, so ist sie nicht ernst gemeint gewesen und ohne allen Nachdruck lediglich wegen der Konkurrenz der Deutschen unternommen worden. In Uebereinstimmung mit Allem, was aus den gleichzeitigen russischen Quellen über die Art der ersten russischen „Herrschaft" in den gegenwärtigen Ostseeprovinzen zu ermitteln ist, charakterisiert sie vielmehr Heinrich von Lettland (XVI, 2) folgendermaßen: „Es ist nämlich eine Gewohnheit der Könige der Russen, so oft sie ein Volk bezwungen haben, es nicht dem christlichen Glauben zu unterwerfen, sondern es zu unterjochen zum Zahlen von Tribut und Geld."

Wie sah es denn aber hier zu Lande aus, als auf schnellem Meerschiff die ersten Lübeckfahrer zu uns kamen[1])?

[1]) Vergleiche das großartige Werk von Dr. August Bielenstein: „Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart

Es ist nicht mehr das wilde Chaos, das einige Jahrhunderte früher das Einzige war, was bestand, eine gewisse Gliederung läßt sich nicht abweisen.

Im Norden bis zum Glint, der jäh ins finnische Meer fällt, saßen auch damals bereits in den heutigen Sitzen die den Finnen eng verwandten Esten, deren Gebiet in eine Reihe noch heute erkennbarer Landschaften zerfiel: Harrien, Wierland und Allentaken lagerten am Nordrand bis zur Narowa, die Wieck und Jerwen diesen parallel ins Land hinein. Der Wieck gegenüber saßen auf ihrem Eiland die als verwegene Seeräuber gefürchteten Oeselaner. Der nördliche Teil des heutigen Livland, damals wie heute von Esten besiedelt, umfaßte die Landschaften Sontagana nördlich der Salis, Saccala um Fellin und Ungaunien oder Ugaunien um Dorpat.

Ein Brudervolk der Esten waren die Liven, gleich jenen finnisch-tatarischen Bluts. Um die Wende zum 13. Jahrhundert gliederten sie sich in vier Gruppen, die Dünaliven, die Thoreider, Metsepoler und Ydumäer. Die Landschaft der Dünaliven umschloß das Gebiet der späteren Stadt Riga, Dünamündes, Uexkülls bis nach Ascheraden und Lennewarden; Thoreida lag um das heutige Treiden, während Metsepole sich an der Küste des Meeres bis über die Salis hinaus erstreckte und so viel als Waldgegend bezeichnet. Im Osten stießen die Liven Metsepoles am Burtneeksee bereits auf Letten. Die Landschaft Ydumäa, — wohl livisch für Nordostland, jedoch mit biblisierter Endung, — umfaßte ursprünglich nur das heutige Kirchspiel Roop und zeigte bereits eine mit Letten gemischte Bevölkerung.

Von dieser Landschaft gelangte man zu den Siedlungen der nördlich der Düna lebenden Letten, der Lettgallen, d. h. den Bewohnern der Lettenmark. Auch bei ihnen unterscheidet der Chronist vier Sondergebiete, das an der Ymera, Tolowa, Autine und schließlich die terra incognita ostwärts bis nach Rußland hinein. Die größte Landschaft war Tolowa, das Gebiet beim Wasser, d. h. der livländischen Aa, welches sich ostwärts bis zum Fürstenthum Pleskau aus-

---

und im 13. Jahrhundert." Petersburg 1892. Fr. von Keußler: Zur Geographie Alt-Livlands. (M. z. l. G. XVI, pag. 321—336) und desselben Verfassers Aufsatz in den Sitz. d. A.-G. 1894, desgl. Bielensteins Berichtigungen und Nachträge im Magazin Band XIX, Stück 3 und im Protokoll der 66. Jahresversammlung der Lettisch-Litterär. Gesellschaft.

2*



dehnte. Autine ist jedenfalls in der Nähe Wendens zu suchen und war wohl nur ein Teil von Tolowa.

Offenbar gleichen Stammes wie die Lettgallen waren die Semgaller an der kurischen oder Semgaller-Aa, nur dialektisch von den Hochletten als Niederletten unterschieden. Auch die Selen, die den größten Theil des heutigen sogenannten Oberlandes in Besitz hatten und etwa von Neugut bis Dünaburg saßen, sind als Letten anzusehen, die jedoch den Lettgallen näher standen als den Semgallen.

Das eigentliche Kurland war ursprünglich, wie oben bereits kurz erwähnt, von lettischen Stämmen bis ans Meer bewohnt, diesem indogermanischen Volk gebührt also die Priorität in diesem Lande. Doch von der See her kamen ihnen Feinde, die stärker waren, sich an den Flußmündungen und untern Flußläufen festsetzten und den weniger energischen Letten knechteten. Das waren die finnischen Coren oder Kuren, seeräuberische Gesellen, deren Heimat wohl nicht fern von den Kareliern am Onegasee lag, mit denen ihre Sprache die auffallendste Ähnlichkeit zeigt. Eine feste Grenze zwischen ihnen und den Letten gab es nicht, je mehr landeinwärts, desto stärker wurde die Zahl der letzteren, je näher dem Meer, desto kompakter die Masse der Kuren, deren Element, wie schon hervorgehoben worden ist, gleich den Insel- und Küsten-Esten die See war. Die Schiffe dieser Seepiraten müssen ziemlich groß gewesen sein, da sie nicht nur eine Bemannung von etwa 30 Leuten hatten, sondern auch Bergeraum für Beute, Vieh und Gefangene. Dabei waren sie leicht und von geringem Tiefgang, um durch die Mündung der Flüsse landeinwärts fahren zu können. Ueberraschend zahlreich müssen diese Schiffe gewesen sein. Erbeuten die Deutschen doch einmal 300 große und viele kleinere Raubschiffe, werden doch auch sonst Flotten von 200 Seglern erwähnt, so daß das ganze Meer wie mit einer düstern Wolke überschattet schien. Alle diese Völkerschaften hatten es auch im 12. Jahrhundert zu keiner festen Form staatlichen Lebens gebracht, nach wie vor erfüllten ewige, meist im Winter unternommene Kriege das Land, in denen die auf Hügeln oder auf Morastinseln, zu denen nur schmale, künstlich errichtete Dammwege führten, errichteten Burgen eine große Rolle spielten, — mit starkem Stein- und Erdwall und Pallisaden befestigte Zufluchtsstätten, in welche die Angegriffenen ihre Familien und ihr

Vieh bargen[1]). Mit raffinierter Grausamkeit wütete Feind wider Feind, die Gehöfte und offenen Dörfer, die Saatfelder wurden von den in der Mehrzahl flink berittenen Feinden verbrannt, an den Gefangenen schändliche Martern verübt, um sie zum Geständnis über die versteckte oder vergrabene Habe zu bewegen.

So wütete der Este gegen den Letten, der Kure gegen den Liven, aber auch der Este gegen den Esten, der Lette gegen den Letten. Denn überaus schwach entwickelt war das Rassegefühl, persönliche Unbill, Habgier, Rache drängten es allenthalben zurück. Wie hätte es auch bei der Zersplitterung in größere und kleinere Stämme, Landschaften und Gaue deren Zusammenfassung zu einem Ganzen nur höherer Kultur gelingen konnte, anders sein können. Mehr als bei den übrigen Völkerschaften läßt sich vielleicht bei den Esten eine Art nationalen Zusammenhanges nachweisen, wenngleich die Insel-Esten und die Festlands-Esten meist in heftiger Fehde gegen einander standen. Augenscheinlich war auch hier der Zusammenhang, so weit er überhaupt bestand, sehr locker.

An der Spitze der einzelnen Gaue wie der größern Landschaften standen Häuptlinge, die sich sozial und politisch über die Masse der andern Volksgenossen emporhoben, die Führer im Kriege bildeten, von den Deutschen als die Repräsentanten des Gaues oder der Landschaft angesehen wurden und durch den Einfluß ihrer Person wie ihrer Sippe eine Art Erblichkeit der Würde erworben hatten. Wir werden uns den Wirkungskreis dieser offenbar zahlreichen Häuptlinge recht weit zu denken haben, ohne deshalb ein streng geregeltes Herrschaftsverhältnis annehmen zu können. In jedem Fall finden wir hier den Ansatz zu ständischer Gliederung, zu einer nationalen Aristokratie, die über den im Übrigen zweifellos persönlich freien Stammesgliedern stand. Einzelne dieser Häuptlinge werden durch Weisheit, kriegerische Gaben und ehrwürdiges Alter thatsächlich einen eminenten Einfluß auf alle Stammesgenossen, weit über den Gau oder die Landschaft, ausgeübt haben, wie z. B. anzunehmen ist, daß des Liven Kaupos Namen allenthalben

[1]) Die Anlage dieser Burgen sagt Transehe l. c. zeugt zugleich von niedriger Kultur und großer Energie der Erbauer. Da die Eingeborenen die verbindende Kraft des Mörtels nicht kannten, so waren sie genötigt, ihre Wälle dammartig aus Erde und Steinen mit sehr breiter Basis auszuführen, was ungeheure Massen von Material und mithin sehr viel Arbeitskräfte erforderte. Man hat



im Livenlande einen hellen Klang hatte. Der bedeutenden Persönlichkeit hat eben zu allen Zeiten die Masse sich gebeugt[1]).

Während die Letten nach Südwesten bis in die Gegend von Memel und auf der Kurischen Nehrung gesessen zu haben scheinen, wurden sie im Süden durch die indogermanischen Litauer abgelöst, die jedoch schon außerhalb des eigentlichen Kurlands hausten. In der Geschichte unserer Lande haben die litauischen Stämme, vor allem der schamaitische, eine Rolle gespielt, deren Spuren mit Blut bezeichnet waren. Kampf und Schlacht schien ihnen fast Leben. Unstät und räuberisch zogen sie beutegierig wie verhungerte Wölfe durch die Grenzen der Letten, Liven und Esten und selbst Nowgorod und Pleskau erzitterten vor ihrem Anprall. Dann kehrten sie, auf großen, dazu mitgeführten Wagen die reiche Beute fortschleppend, in ihre Wälder zurück, gleich bereit, von neuem sengend und würgend über die Schwächeren herzufallen. Wurden sie unvermutet angegriffen, so schoben sie die Wagen zu einer Wagenburg zusammen und trotzten auf's tapferste. Selbst die Weiber kämpften mit und die Witwen erdrosselten sich wohl selbst, um dem heldenhaften Mann in die ewigen Jagdgründe folgen zu können. Wie ein Heuschreckenschwarm sind sie auf ihren schnellen Rossen da; ehe man sich zur Wehr setzt, ist alles vernichtet und nur die Flammen der Dörfer und das Wehklagen der Fortgeführten bezeichnet ihre Spur.

Der Kulturzustand all dieser Völker, von denen wohl die Litauer ihre lettischen Brüder, die Letten gewiß die estnisch-livisch-kurischen Stämme kulturell beeinflußt haben, war allenthalben ein sehr niedriger, doch waren sie vom Nomadenleben bereits zum primitiven Ackerbau übergegangen. Schon hatten sie alle feste Wohnsitze, die Letten Einzelgehöfte, die finnischen Völker Dörfer, die freilich nicht nach Art heutiger Dörfer zu denken sind, sondern aus Hütten bestanden, die an einem Flußlauf oder sonst in geeigneter Lage weilerartig zusammengebaut waren. Im 13. Jahrh., als die Deutschen ins Land kamen, bot das Haus der Eingeborenen — die lettische Pirte, welche die Jurta der Esten verdrängt hatte — einen höchst primitiven Eindruck dar: Wohnraum, Badstube, Rauchkammer, Korndarre und wohl auch Stall

für die Burg Wardola in Harrien die Anfuhr der Steine auf über 32,000, für Karmel in Oesel gar auf über 60,000 Fuhren angeschlagen.

[1]) Cf. Astaf von Transehe l. c. 229ff.

waren nicht nur unter demselben Dach, sondern bildeten ein und denselben Raum[1]), ohne Rauchfang und wohl auch ohne Fensterluken. Daneben waren vielfach kellerartige Gruben für Getreide und andere Speisevorräte im Gebrauch. In den kurzen und heißen Sommern verließen Menschen und Vieh die dunklen, räucherigen Blockhäuser und kampierten im Freien oder in leicht überall aufzuschlagenden Sommerhütten, die aus Stangen und Baumrinde zusammengefügt wurden. Auf diese Weise vermochte er die Rodung des Waldes, die Bestellung des Ackers am besten vorzunehmen. Die mächtigen Urwälder, darunter gewaltige Eichenbestände, bildeten im 13. Jahrh. die Signatur der livländischen Landschaft: „Um den Wald drehte sich der ganze Wirtschaftsbetrieb der Eingeborenen. Der Wald war ihnen Alles; aus ihm gewannen sie durch Rodung den Acker für ihr Getreide, die Weide für ihr Vieh; er gab in unerschöpflicher Menge sein Holz zur Feuerung und zum Bau der Hütten; sein Inneres barg unzähliges Wild, dessen Felle Kleidung und Tauschmittel lieferten; und im Falle der Not boten die düstern Verstecke der Wälder die letzte und sicherste Zuflucht". Kommunistische Einrichtungen, gleich der germanischen Markgenossenschaft, Weide- und Feldgemeinschaft gab es nicht, nur der Wald, der zugleich die Weide bildete, gehörte Allen. — Von irgend einer rationellen Wirtschaftsmethode war keine Rede, eine rücksichtslose Rodung, eine oberflächliche und doch bis zur Erschöpfung des Bodens festgesetzte Bebauung des kümmerlich durch die Asche gedüngten Bodens vielmehr allgemein.

Die Eingeborenen waren vor Ankunft der Deutschen schon Ackerbauer; sie kannten die Gerste und den Roggen, wohl auch den Hafer. Auch der Rübenbau war nicht unbekannt, während der Anbau von Weizen, Erbsen und Bohnen nicht sicher beglaubigt, der von Flachs und Hanf unwahrscheinlich ist. Ferner ist anzunehmen, daß sie damals noch keine Winterfrucht, sondern nur Sommergetreide bauten. Der

---

[1]) Transehe macht l. c. 307 darauf aufmerksam, daß die heute freilich abgesonderte Badstube (pirts, saun) auch heute auf keinem lettischen und estnischen Bauernhofe fehlt. In vielen Fällen wird sie noch bewohnt, teils als Altenteil, teils als Tagelöhnerwohnung. In Finnland bringen die Bauernweiber ihr Wochenbett am liebsten in der Badstube zu. Nach ihr führte früher eine ganze Klasse der bäuerlichen Knechtsbevölkerung Livlands, die sogen. Lostreiber, den Namen Badstüber (lett. pirtineeks, estn. saunamees).



einfache Hakenpflug, die Holzegge, Sense und wohl auch die Sichel, als notwendige Geräte eines Landmannes, waren in allgemeiner Verwendung. Wie heute noch wurde auch damals das Getreide nach dem Schnitt in Haufen auf dem Felde zusammengestellt, um bei gelegener Zeit gedörrt und dann gedroschen zu werden, worauf es auf einer Handmühle vermahlen wurde. Freilich wurde all diese Arbeit nur in letzter Reihe von den Männern ausgeführt, sie galt als Sache der Weiber, besonders der Sklavinnen. Der Mann dagegen ging der Jagd und Fischerei, der Pferde-, Vieh- und Bienenzucht, der Schifffahrt nach. In Vieh bestand der Hauptreichtum und die Zahl der erbeuteten Pferde, Ochsen und Schafe, von denen der Chronist Heinrich von Lettland oft berichtet, war eine sehr große. Auch die Bienenzucht stand in hohem Ansehen: galten doch Honig und Wachs, die von den Eingeborenen den Waldbienenbäumen entnommen wurden, als gesuchter Handelsartikel außer Fellen und Pelzwerk. Daneben diente der Honig ihnen auch zur Bereitung des Mehls und als Zusatz zum selbst bereiteten Bier[1]). Es sei noch erwähnt, daß auch Ziegen und Hunde, das Schwein und das Huhn vor dem Eintreffen der Deutschen in Livland heimisch waren. Auffallend ist der Reichtum an Edelmetallen, von dem die alten Quellen reden, von dem in gewissem Sinne auch die hiesigen Gräberfunde zeugen. Da in Livland kein Silber gegraben wird, so muß es Beute oder Handelsimport gewesen sein, was im Allgemeinen gleichfalls von dem verarbeiteten Eisengerät und Gewaffen gesagt werden kann. Gegenstände der Einfuhr waren ferner das notwendige Salz und gothländischer Wadmal, ein fester Wollenstoff, dessen Name sich noch heute in heimischem Gewebe des Landvolks erhalten hat. Hoch im Wert stand endlich der Mensch, der Sklave, dessen man für die Wirtschaft nicht entbehren konnte. — Überaus dunkel sind die Gebiete der Religion und Ethik. Wie kaum wo anders bewegt sich hier der Historiker auf unsicherm Boden und es wäre sehr zu wünschen, daß aus den großen Sammlungen lettischer und estnischer Volkslieder, die neuerdings mit so viel Fleiß zusammengetragen worden sind, nun auch das Fazit nach dieser Richtung hin gezogen würde, damit den unkritischen Phantastereien, die übertriebener nationaler Eigenschätzung entsprungen sind, endlich der Boden abgegraben wird. Was wir heute

[1]) cf. Studien aus dem Gebiet der lettischen Archaeologie, Ethnographie und Mythologie von A. und E. und H. Bielenstein 1896. Riga pag. 35 ff.

wissen, ist leider sehr wenig. Gleich den alten Preußen haben auch die Eingeborenen bei uns einem Naturdienst gehuldigt, die Sonne, Sterne, Mond, Feuer und Wasser, Donner und Blitz verehrt, auch Tiere, so den Hund, für heilig gehalten. Nicht in Tempeln, sondern im Freien, meist im Walde, fand die Verehrung der Götter statt, hier wurden ihnen Tier- und auch Menschenopfer — vor Allem Kriegsgefangene — dargebracht. — Besser als über die andern Stämme sind wir über die Esten orientiert, deren reiche Sagenwelt, poetische Schöpfungsgeschichte und Kult des Allvaters Tara uns überliefert sind. Man verehrte Tara und wohl auch andre Götter in heiligen Hainen, so auf einem Berge in Wierland und zu Cavethen in Jerwen, wo die Götterbilder in Eichen und andere Baumriesen geschnitten waren. Entsetzt sahen später die Esten dieselben unter den Streichen der Christenpriester zusammenstürzen, mit ihnen die alte Zeit. Bei allen Stämmen finden wir Orakel verschiedener Art, sei's durch Schlachten der Opfertiere, sei's aus dem Schreiten von Roß oder Ochsen zu deutende. Ob es berufsmäßige Priester gegeben, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, unsere Quellen erwähnen sie jedenfalls nicht. Es ist wohl als ausgemacht anzusehen, daß die Liven, Esten und Letten an eine Fortdauer nach dem Tode glaubten. Über die sittlichen Vorstellungen der Eingeborenen sind wir wenig unterrichtet, sie werden sich nicht wesentlich von denen anderer Völker auf gleich niedriger Kulturstufe unterschieden haben. Das Familienleben war kaum entwickelt, die Frau wurde geraubt oder gekauft, auch die Vielweiberei war wohl nicht unbekannt. Von den stammverwandten Preußen erzählt der Chronist sogar „daß Vater und Sohn sich aus dem gemeinsamen Vermögen eine gemeinsame Frau kauften." — Das Leben verging in Mühen und Kampf und für die Ausbildung des Gemüts blieb eben wenig übrig, wenngleich das Volkslied und der Gesang eine gewisse rohe Pflege auch damals gefunden haben, ja bei den Esten das großartige Epos „Kalewipoeg" entstehen konnte. Das Schreiben kannten die Letten jedenfalls nicht, vielleicht sind ihnen Runenzeichen nicht fremd gewesen. Die Toten wurden entweder mit Schmuck und Waffen der Erde übergeben oder erst verbrannt und dann beigesetzt, letzteres namentlich bei den livisch-estnischen Stämmen. —

---

3. Kapitel.

„Vom deutschen Lande kamen alsdar,
Starker Helden manche Schar,
Die auch ihren Kauf trieben
Und mit den andern dablieben."
(Livl. Reimchronik.)

Die Anfänge deutschen Lebens in Livland.

Nicht viele Länder können sich rühmen für ihr Heldenzeitalter einen so vortrefflichen Chronisten zu besitzen, wie Livland ihn in Heinrich dem Lettenpriester hat. Ein günstiges Geschick hat uns das Werk dieses Mannes erhalten, der als ein aufmerksam und gerecht beobachtender Zeitgenosse und begeisterter Verehrer des großen Bischofs Albert sorgsam aufzeichnete, „wie das Christentum und die deutsche Herrschaft sich im Lande der Liven, Letten und Esten Bahn gebrochen hat". Man hat Heinrich lange für einen Letten gehalten, doch scheint diese Annahme heute aufgegeben; fest steht nur, daß er vom Bischof Albert zum Predigtamt herangezogen wurde, seine Erziehung in Riga genoß und später als Verkündiger des göttlichen Wortes unter den Letten erst am Burtneeksee, dann im Papendorfschen und in Wohlfahrt segensreich wirkte. Seinem hohen Gönner ist er Zeit seines Lebens ein treuer Anhänger geblieben, dessen Leben und Thaten bilden den eigentlichsten Inhalt seiner Chronik. Er ist es auch, dem wir bei der Darstellung der Heroenzeit livländischer Geschichte willig folgen[1]). —

Die Kunde von den Handelsfahrten nach dem Lande der „götzendienerischen" und „gottvergessenen" Liven fand überaus rasch in Norddeutschland Verbreitung. Einer der Lübecks Hafen verlassenden Kauffahrteiflotten schloß sich, wie das bei größern Seereisen üblich zu sein pflegte, ein Geistlicher an, um unterwegs und in der unwirtlichen Ferne

[1]) Vergl. die lebendige Schilderung in Kurd von Schloezer: Livland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden pag. 1ff., sowie Konstantin Höhlbaum: „Die Gründung der deutschen Kolonie an der Düna".



den Reisenden die Predigt zu halten. Dieser Mann war Meinhard, ein Kanonikus des Augustiner-Chorherrnstifts zu Segeberg in Holstein. Mehrere Jahre zog er im Frühjahr mit den Kaufleuten über die See und kehrte mit ihnen, wenn die Herbststürme zur Heimkehr mahnten, in sein Stift zurück. Hierbei faßte er „lediglich um Christi Willen“ den Entschluß den Rest seines Lebens der Mission der Liven zu weihen und in ihrer Mitte zu bleiben. Fürwahr ein großer Entschluß, deckte doch schon, wie der Chronist sagt, silbernes Haar seinen Scheitel, als ihn der Geist des Herrn erfaßte und ihn ausziehen hieß, um unter den Heiden in Livland die Saat des Wortes auszustreuen.

Wohl 1184 schritt Meinhard, der über reiche Mittel verfügt haben muß und offenbar edler Herkunft gewesen ist, zur Ausführung seiner Aufgabe. Er wandte sich zuerst an den Fürsten Wladimir von Polozk, der die Oberhoheit über das Dünaland in Anspruch nahm, und bat ihn um die Erlaubnis dauernden Aufenthalts und der Predigt unter den Heiden. Wladimir gewährte das Gesuch, wenn nur der Tribut nicht geschmälert würde. War doch seine Kirche, um mit Heinrich zu reden, „eine unfruchtbare Mutter, welche nicht in Hoffnung auf die Wiedergeburt durch den Glauben an Jesus Christus, sondern in Hoffnung auf Schatzung und Beute die Heiden zu unterwerfen trachtet“. Sechs Meilen landeinwärts, bei dem Livendorf Uexküll (Ykeskola), hat Meinhard noch im selben Jahr auf hohem schroffem Felsen an der Düna das erste Kirchlein auf livländischem Boden, dem bald auch die ersten Bekenner nicht fehlten, erbaut. Als später Meinhard andere Geistliche folgten, vereinigte er sie nach der Regel seines Ordens zu einem Konvent, von dem die Sendboten zu den Eingeborenen gingen. Als aber der Herbst kam und die Kaufleute heimwärts zogen, als die Düna sich mit Eis bedeckte und wilde Stürme das Meer aufwühlten, da entlud sich das Ungewitter auch über die kleine christliche Gemeinde. Über die gefrorenen Sümpfe brachen lettische Scharen raubend ins Livengebiet und vor ihnen entflohen die Liven in die Wälder, mit ihnen entwich Meinhard. Als man zurückkehrte und die Hütten in Asche lagen, „rügte Meinhard der Liven Thorheit, darum, daß sie keine Befestigungen hätten“. Er erzählte ihnen von den mächtigen Burgen Deutschlands und erklärte sich bereit auch ihnen eine steinerne Feste zu errichten, wenn sie sich entschlössen „Gottes Kinder zu werden und zu sein“. Die Liven versprachen alles mit feierlichem Eidschwur und

erfüllten zum Teil wenigstens ihr Versprechen, als im Sommer 1185 aus Gothland herübergekommene Steinmetzen den Burgbau von Uexküll begannen. Meinhard hatte aus seinem Vermögen nicht nur den Grund erkauft, auf dem die Mauern emporwuchsen, auch den fünften Teil der Burg ließ er auf seine Kosten errichten, wodurch er auch im selben Verhältnis Miteigentümer derselben wurde. Aber eine neue Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten: kaum war der Bau fertig, so wurden die Getauften rückfällig und die andern, die das Christentum anzunehmen gelobt, weigerten die Annahme des neuen Glaubens. Auch kriegerische Vorgänge blieben nicht aus: die Semgaller erschienen vor der Burg von Uexküll, von der sie gehört, und versuchten mit großen Schiffstauen, unkundig der Stärke des Mörtels, die Mauern in die Düna zu reißen. Erst als die Armbrustschützen von den Zinnen ihre wohlgezielten Pfeile herabsandten, flüchteten die Heiden.

War auch die Missionsarbeit Meinhards bisher so gut wie ohne Erfolg, so verdient doch, wie mit Recht betont worden ist, das Jahr 1185, in dem jenes erste steinerne Gebäude auf livländischem Boden errichtet wurde, in unserm Gedächtnis zu haften: „So unscheinbar der Anfang auch war, die deutsche Herrschaft im Lande ist durch dieselbe gleichsam fundamentiert worden." Freilich wiederholte sich der Vorgang, der die Erbauung von Uexküll begleitet, bei dem zweiten Burgbau, den Meinhard auf die Bitten eines anderen Livenstammes auf einem Dünaholm ins Werk setzen ließ[1]): „wieder vergaßen, schreibt Heinrich, die Argen des Eides, und logen sich selber und war auch nicht einer, der den Glauben annahm." Ja noch Schlimmeres geschah: die Holmischen plünderten Meinhards Habe und mißhandelten das Gesinde, dann aber zogen die, welche die Taufe früher genommen, zum Fluß und „meinten sie durch Abwaschung in der Düna wieder wegzuschaffen und heimzuschicken gen Deutschland".

Schon aber hatte die unerschrockene Thätigkeit des greisen Missionars dort lebhafte Aufmerksamkeit hervorgerufen, wo man seit den Tagen Heinrich IV. sich mit phantastischen Plänen eines Patriarchats des Nordens trug, im Erzstift Bremen. Hier konnte man jene glän-

[1]) Der Holm lag zwischen Uexküll und Riga und hieß später der Martinsholm. Kirchholm liegt am nördlichen Dünaufer gegenüber dem Martinsholm, vergl. Eduard Pabsts Ausgabe von Heinrichs Chronik pag. 6. Anmerkung.

zenden Zeiten nicht vergessen, da Erzbischof Adalbert, gestützt auf die Freundschaft des kaiserlichen Jünglings, den Gedanken eifrig erwogen hatte, die norddeutsche Kirche selbständig von Rom zu machen und eine eigene kirchliche Machtstellung zu begründen. Was jenem hochstrebenden und klugen Kirchenfürsten nicht gelungen war, versuchten seine schwachen Nachfolger immer wieder von neuem. Erzbischof Hartwich II., der damals auf dem erzstiftischen Stuhl saß, war schwerlich der Mann diesen hochfliegenden Plänen Gestalt zu geben, wenn er auch glaubte gerade in Livland einen günstigen Boden für seinen Ehrgeiz zu finden. Trotzdem der Papst heftig abriet, that Hartwich doch den, wie er glauben mochte, entscheidenden Schritt und weihte Meinhard 1186 zum Bischof von Uexküll.

Im Livenlande machte diese Erhebung den entgegengesetzten Eindruck, statt Meinhards Stellung zu stärken, erhöhte sie das Mißtrauen der Eingeborenen, die eben damals in Holm die Taufe in buchstäblichem Sinne abwuschen, ja darauf sannen, wie sie den Bischof aus dem Lande treiben könnten.

Nicht bequemer hatte es ein zweiter Glaubensbote, der Cisterciensermönch Theoderich, der im Gebiet der Thoreider für Christi Lehre wirkte. Wie schwer es war, die störrige Herde zu weiden, sollte gerade er, obgleich er ein warmherziger Mann war, der das Livenvolk liebte und nicht Predigt noch Krankenbesuche versäumte, erfahren, gedachten doch die Thoreider ihn den Göttern zu opfern, weil auf seinen Feldern die Saat schon aufgegangen war, während ihre Äcker durch Überschwemmung vernichtet worden waren: „Das Volk," schildert der Chronist, „wird versammelt, der Wille der Götter über die Opferung erforscht, die Lanze wird gelegt, das Pferd schreitet zu, setzt den fürs Leben bestimmten Fuß nach Gottes Fügung voran. Der Bruder betet mit dem Munde, mit der Hand erteilt er den Segen. Der Wahrsager behauptet, der Gott der Christen sitze auf des Pferdes Rücken und bewege den Fuß des Pferdes, daß es den voransetze und deshalb müsse des Pferdes Rücken abgewischt werden, damit der Gott herunterfalle. Wie man dies nun gethan und das Pferd den Fuß des Lebens voransetzte, wie zuvor, ward der Bruder Theoderich am Leben erhalten." Ähnliche harte Gefahren mußte Theoderich im Lande der Esten ausstehen, zu denen ihn sein heiliger Eifer getrieben. Nur durch eine Sonnenfinsternis, die unvermutet eintrat, rettete er hier sein Leben.

Die Mißerfolge, die sich stets häuften, die Verstocktheit der gottvergessenen Heiden ließen schließlich Meinhards Kräfte erlahmen: er rief die Brüder des Konvents und die im Lande missionierenden Mönche zusammen und beschloß mit ihnen auf einem nach Gothland gehenden Kauffahrer heimzusegeln. Wollte er mit neuen Kräften, einem Kreuzheer wiederkommen? Die Liven fürchteten dies offenbar und beratschlagten, wie sie den alten Bischof von den Übrigen isolieren könnten. Mit verstellten Geberden und heuchlerischen Thränen bestürmten sie ihn, die Taufe Aller versprechend, bei ihnen zu bleiben und Meinhard gab um so eher nach, als die heimwärts segelnden Kaufleute, unter denen sich Deutsche, Dänen und Norweger befanden, ihm versprachen, mit gerüsteten Mannen wieder zu kommen. Doch kaum waren die Segel der Schiffe am Horizont verschwunden, so warfen die Eingeborenen die Maske ab, mit spöttischen Reden stichelten sie auf die Leichtgläubigkeit des Greises und als dieser eine Versammlung nach Uexküll anberaumte, um sie an das Taufversprechen zu mahnen, stellte sich keiner ein. Meinhard begann ernstlich für sein Leben zu fürchten und um dem Äußersten zu entgehen, faßte er den Entschluß nach Estland zu entweichen, um mit deutschen Kaufleuten, die dort überwintert hatten, nach Gothland abzureisen. Doch der Plan war kein Geheimnis geblieben und den Liven eine willkommene Gelegenheit im Dunkel der Wälder den Unbequemen verschwinden zu lassen. Schon hatte Meinhard die Reise angetreten, als ihm durch einen Thoreider, Anno, offenbar einen Christen, der Anschlag verraten wurde: „Also wandte er sich in vielfacher Bestürzung nach Yleskola heim, da er das Land zu verlassen nicht im stande war.“

In dieser höchsten Gefahr hat sich der livische Bischof an das geistliche Oberhaupt damaliger Christenheit, an Papst Coelestin III., nach Rom gewandt. Es ist charakteristisch, daß nicht nach dem weit leichter zu erreichenden Erzstift Bremen, sondern an den Statthalter Christi selbst das flehende Bittgesuch erging. Ein Zufall kann das schwerlich sein, wir werden vielmehr nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß schon Meinhard an eine direkte Unterstellung der jungen Pflanzung unter Rom und an möglichste Freiheit von Bremen gedacht hat. Doch wie aus dem unwirtlichen Lande entkommen? Theoderich von Thoreida erbot sich das gefährliche Wagnis durchzuführen und mit geschickter List glückte es zu entweichen: auf seinem Pferde ritt

er, angethan mit Stola, Gebetbuch und Weihwasser, als wollte er einen Kranken besuchen, durch die dunklen Wälder und fragte jemand nach dem Ziel seiner Reise, so gab er vor, er müsse einem Sterbenden die letzte Ölung spenden. So kam er wirklich nach Deutschland und eilte weiter nach Rom. Papst Coelestin nahm ihn freundlich auf und ließ sich von dem fernen Lande erzählen. Zugleich bewilligte er einen Ablaß für alle diejenigen, welche das Kreuz nähmen und gegen die Heiden in Livland zögen.

Praktische Erfolge zeitigte diese Kreuzzugsbulle nicht, nur wenige scheinen das Kreuz genommen zu haben, der Sturm verschlug die Flotte nach Wierland hinauf und ohne Waffenthat segelten die Ritter, unter ihnen auch Jarl Birger I., Herzog von Ostgothland, wieder von dannen. Immerhin wirkte die Furcht vor dem Erscheinen neuer christlicher Heere soweit auf die Liven, daß sie von dem Äußersten Abstand nahmen. Blieben sie auch fast alle Heiden, so wurde das Leben der Missionare doch nicht mehr bedroht.

In Not und Trübsal verbrachte Meinhard also seine Tage in dem ungastlichen Lande, bis er hochbetagt und lebensmüde, wohl am 14. August 1195, seine Augen in Uexküll schloß[1]. In dem von ihm begründeten Kirchlein haben des „Bekenners" Gebeine die letzte Ruhe gefunden, bis man später den Leichnam nach Riga überführte und im Dom beisetzte, wo sich ein kümmerlicher Rest des Grabmals und dessen Inschrift durch die Flucht der Zeiten gerettet hat.

Nicht groß, hat man wohl gesagt, sind des ersten Livenbischofs Erfolge gewesen, nur sein warmes, für die Lehre Christi erglühtes Herz, nicht seine Errungenschaften hätten ihm den Ehrennamen eines Apostels von Livland eingebracht.

Nicht richtig dünkt uns dieses Urteil, das an der Oberfläche haftet, statt in die Tiefe zu dringen. In gerechterer Weise hat der letzte Darsteller livländischer Vergangenheit[2]) die Summe der Thätigkeit Meinhards in folgenden Worten zusammengefaßt: „In seiner mühevollen Thätigkeit hat Meinhard den Grund zu dem gelegt, was später geworden ist. Er war der Pfadfinder, welcher den Mut hatte, in ganz neue und fremde Verhältnisse hineinzutreten. Darauf aber gerade kam es an. Nachtreter finden sich stets und überall, aber wie

[1]) Nicht 1196, wie gewöhnlich zu lesen ist.

[2]) Th. Schiemann l. c. pag. 10, 11.

selten sind die Männer, die sich ihr Ziel selbst setzen und ihre Wege selbst bahnen? Und nicht in der frischen Begeisterung der Jugend ist er an sein Werk gegangen. Die Jahre rüstiger Mannkraft lagen hinter ihm, als er nach Livland zog, ohne eine andere Waffe als die seiner Überzeugungskraft und ohne einen anderen Freund als seinen Gott. Und wie schwer mögen gerade einen Mann seines Charakters die zahlreichen Enttäuschungen getroffen haben, die er erlebte. Gleich zu Anfang scheinbar die glänzendsten Erfolge und dann Mißerfolg auf Mißerfolg. Aber allmählich gelang es ihm doch Boden zu gewinnen, wenn auch die meisten abfielen, einige blieben getreu und sein Beispiel hatte Männer wie Theoderich von Treiden zur Nachfolge begeistert. Bei Uexküll und Holm hatten sich die Wälder gelichtet, der Ackerbau begann nach deutscher Weise getrieben zu werden, Kirchenglocken riefen die kleine Gemeinde der Gläubigen zum Gebet und Steinmauern gewährten Schutz, wo immer das Kreuz sich segnend als das Wahrzeichen abendländischer Kultur erhob." —

Alles hing davon ab, ob die Nachfolger Meinhards das Geschick haben würden, die kaum über die ersten Anfänge gediehene Kolonie zu lebenskräftigem Dasein zu entwickeln. Der nächste Bischof versuchte andere Wege als Meinhard zu gehen.

Berthold, früher Abt des Cistercienserklosters Loccum, ist so recht das Spiegelbild jener hohenstaufischen Bischöfe, die kampf- und streitlustig mit dem Schwert zum mindesten denselben Bescheid wußten wie in der Bibel, ein Typus jener feurigen Naturen, die der Lehre des Evangeliums mit der Schärfe ihres Schwertes Nachdruck zu geben für notwendig hielten. Ein abschließendes Urteil über ihn zu fällen, ist im Übrigen nicht möglich, sein kurzbemessenes Leben läßt nicht erkennen, ob seine Methode die falsche war. Für sie spricht, daß der eigentliche Begründer Livlands, der große Bischof Albert, sie, wenn auch vielleicht ein wenig gemildert, anzuwenden nicht verschmäht hat. Thöricht aber wäre es, vergangene Zeiten mit dem Maßstab heutiger, feiner empfindender Moral zu messen.

Nicht von feuriger Begeisterung beseelt, wie sein Vorgänger, sondern mehr dem Drängen Erzbischof Hartwichs nachgebend, entschloß sich Berthold, die schwere Bürde auf sich zu nehmen. Nachdem er vom Erzbischof die Weihe als Bischof der Liven erhalten, brach er ohne Heer nach Livland auf, in der Hoffnung, sein Erscheinen werde



die Eingeborenen zur Taufe bewegen. Scheinbar kamen ihm dieselben auch treuherzig entgegen, aber die Friedfertigkeit war nur ein Deckmantel teuflischen Anschlages: nur darüber haderten sie noch, ob sie ihn verbrennen, ertränken oder erschlagen sollten. Berthold erkannte bald, daß die Mission, wenn sie nicht durch Aufwand von Machtmitteln unterstützt würde, erfolglos bleibe. Nüchternern Blicks als Meinhard, zögerte er daher nicht nach Gothland zurückzukehren und mit Kriegsgewalt die Liven zur Unterwerfung zu zwingen. Er erschien bei Hartwich und forderte Rat und Hilfe. Aber ein seltsamer Zufall wies auch diesmal wieder nach Rom. Trug sich doch der Erzbischof mit dem Gedanken, sich dem Kreuzheer anzuschließen, das der herrschgewaltige Kaiser Heinrich VI. in Unteritalien zusammenzog; so mußte sich auch Berthold an Coelestin III. wenden, der abermals reichen Ablaß verhieß und eine Kreuzbulle gegen die Heiden in Livland ausgehen ließ. Mit dieser durchzog der Bischof predigend und zum Zuge aufrufend Friesland, Westfalen und Niedersachsen und ihm glückte es besser als Bischof Meinhard. In Lübecks Hafen bestiegen zahlreiche reisige Mannen, die das Kreuz genommen, die Schiffe und segelten im Juli 1198 in die Düna hinein. Nachdem Berthold die Kreuzfahrer ans Land gesetzt, zog er, die Schiffe an der Mündung zurücklassend, landeinwärts bis zur Burg Holm. In diese entsandte er einen Botschafter und heischte von den Heiden strikte Antwort, ob sie die Taufe nehmen wollten oder nicht. Durch die Flucht des Bischofs im vergangenen Jahr ermutigt und ohne Kunde von der Flotte, die ihn diesmal begleitet, gaben sie trotzig zur Erwiderung, sie wollten von seinem Glauben nichts wissen, noch auch daran halten. Berthold blieb nichts übrig, als zu den Schiffen zurückzukehren, ihm nach folgten in tollem Siegesrausch die bewaffneten Scharen der Liven und dort, wo später die Stadt Riga sich erhob, kam es, nachdem eine kurze Waffenruhe von dem Feinde gebrochen worden war, zu kriegerischem Zusammenstoß: wohl erhoben die Heiden furchtbaren Lärm und schlugen mit den Schwertern drohend an die Schilde, aber dem Andrang der gepanzerten Eisenritter waren sie nicht gewachsen und wandten sich in jähem Schrecken zur Flucht. Der erste der vom Schlachteifer fortgerissen, ihnen nachstürmt, ist Bischof Berthold selbst: die Schnelligkeit seines Rosses, über das er die Herrschaft verloren zu haben scheint, trägt ihn in die Mitte der zur Flucht Ge-

wandten und während zwei ihn umfassen, durchstößt ihn ein dritter vom Rücken her mit der Lanze, noch andere zerreißen ihn Glied um Glied. Es war am 24. Juli 1198, als der Bischof mit seinem Blute den Boden Livlands weihte. Gute Saat sollte daraus ersprießen! Den Liven freilich folgte das Verhängnis: ihnen nach setzte, von Wut und Trauer ergriffen, das christliche Heer und ruhte nicht eher, als bis getötet dalag, was in seine Gewalt fiel, und die Saaten zertreten und vernichtet waren. Von Schrecken gepackt, boten die Liven den Frieden: an einem Tage nahmen zu Holm 50 die Taufe, am folgenden thaten in Uexküll 100 das gleiche. In die Burgen aber mußten sie Priester aufnehmen, diesen einen Scheffel Korn von jedem Pflug und Gehorsam versprechen, dann erst verließ das Kreuzheer Livland, in welchem nur ein Kauffahrer, dessen Handelsleute bereits im Lande überwinterten, und die Priester blieben.

Und wieder das alte Spiel: kaum glauben die Eingeborenen sich sicher, so steigen sie in die Düna, waschen die Taufe ab, und zeigen sich auffässig. Als sie an einem Baum einen roh geschnittenen Menschenkopf aufspüren, den ein Kreuzfahrer in die Rinde geschnitzt, „halten sie diesen Kopf für der Sachsen Gott und glauben, daß sie dadurch Überschwemmung und Pestilenz über sich brächten. So kochten sie denn dem Brauch gemäß einen Meth und zechten und erholten sich Rats, worauf sie den Kopf vom Baume abnahmen, Holz zusammenbanden, den Kopf darauflegten und, als wäre es der Gott der Sachsen, mit dem Christenglauben hinter denen, die wieder abzogen, nach Gothland übers Meer hinüberschickten."

Ein Monat etwa verging ohne offene Gewaltthat, als aber die Witterung das Erscheinen neuer Schiffe auszuschließen begann, brachen die Liven los, stahlen dem Priesterkonvent in Uexküll seine Pferde, so daß die Herbstsaat nicht bestellt werden konnte, mißhandelten hierauf die Brüder, worauf diese, für ihr Leben besorgt, nach Holm flohen.

Zur Fastenzeit traten alle Waffenfähigen zusammen, um zu beschließen, wie die Fremden aus dem Lande zu vertreiben seien: man kam überein, wenn zu Ostern noch ein Priester im Lande wäre, solle er den Göttern geopfert werden; wollten die Priester nicht ein nutzloses Martyrium auf sich nehmen, so mußten sie der rohen Gewalt weichen: am 18. April 1190 traten die Kleriker die traurige Abreise an.

Wohl blieben noch einige Kaufleute, gegen große Geschenke an die Livenältesten vor dem Ärgsten geschützt, — aber die Kulturarbeit, die bisher geschehen, schien vergeblich, „die Kolonie hatte aufgehört zu existieren". Sie neu zu beleben, bedurfte es eines Mannes, der mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgestattet, über größere Mittel jeglicher Art zu verfügen hatte, als Meinhard und Berthold.

Die Fügung hat unserer Heimat diesen Mann nicht fehlen lassen.

---

4. Kapitel.

Mit des Kreuzes Wundersegen
Naht der Glaube, der bekehrt,
Opfermut'ge Pilger pflegen
Auch die Liebe still und wert.
Und des Handels weich Gespinste
Zieht die Bildung mit herauf,
Bis auch Wissenschaft und Künste
Schließen ihren Zauber auf.

Ward so durch des Schwerts Verbindung
Mit dem Kreuze Licht geschafft,
War es doch der Städte Gründung,
Die dem Siege gab die Kraft.
Auf die Burg nach blut'gem Ritte
Sprengt des Adels brav Geschlecht,
Doch der Bürger ehrt die Sitte
Und die Stadt das gute Recht.
(Alexis Adolphi.)

Das Fundament des Baues.

Wer wüßte nicht von dem klugen und glaubensstarken Bischof Albert, der Riga erbaut, den Ritterorden errichtet und der in den letzten Zügen liegenden Kolonie neuen Odem eingeblasen hat, von ihm, dessen Walten und Wirken sein Schüler, der Lettenpriester Heinrich, in schmuckloser, aber inniger Sprache uns Späterlebenden überliefert hat?

Albert von Buxhowden oder Appeldern nannte ihn die frühere Geschichtserzählung, wahrscheinlich kommt keiner der Namen ihm zu. Er stammte aus vornehmstem bremischem Adel, seine Mutter war eine Schwester des Erzbischofs Hartwichs II., aus dem Geschlecht der Utlede. Wen sie jedoch in erster Ehe geheiratet, wer also Alberts Vater gewesen, wissen wir nicht, nur daß Albert zwei Brüder Rotmar und Hermann hatte, steht fest. Später vermählte sich die Mutter noch einmal und zwar mit einem Appeldern und wieder entsprossen drei Söhne der Verbindung, Engelbert, Dietrich (Theoderich) und Johann.

Die enge Bekanntschaft Alberts mit dem Erzbischof brachte ihm die Würde eines Bremer Domherrn und damit eine Schule der hohen Politik, die ihm sein Leben hindurch zu statten gekommen ist. Denn je weniger die Nachfolger des ehrbegierigen Adalbert diesem an Gaben



und Thatkraft gleich kamen, umsomehr wurde das Kapitel der Mittelpunkt der Tradition vergangener Tage. Vollends unter Hartwichs unglücklicher Regierung stieg Macht und Ansehen des Domkapitels, das zweimal Gelegenheit hatte, für den Prälaten die Zügel in seine Hand zu nehmen. In dieser Schule ist auch Albert zu dem geworden, als der er uns in dreißigjährigem Wirken in Livland entgegentritt, zu einem Staatsmann ersten Ranges: das Gleichmaß, das einem solchen eignet, zeichnet auch ihn aus. Nicht weiß die Tradition von ihm Züge sentimentaler Harmlosigkeit wie von Meinhard oder feurigen Übereifers wie von Berthold zu berichten: nirgends erscheint er überschwänglich, nirgends tyrannisch, überall schwebt ihm das erreichbare Ziel vor den Augen, im Siege ist er fest, aber den Bogen überspannt er nicht, in der Gefahr bleibt er ruhig und wo die Gewalt nicht ausreicht sie zu beschwören, greift er zur diplomatischen Kunst der List; nur einmal hat er den Gegner zu hoch geschätzt, sonst bleibt er Meister der Umgebung, auch wo sie ihn zu beherrschen scheint. So war der Mann beschaffen, der erst die dauernde und starke Verbindung unserer Heimat mit dem Westen unseres Erdteils geknüpft und ihr eine feste Kulturbasis gegeben hat.

Keinen Augenblick zweifelte Albert, der wohl im März 1199 die Weihe eines Bischofs vom Livenland erhielt, daß nur dann die Mission von Erfolg sein könne, wenn der deutsche Name mit imposanter Macht im Dünalande erscheine. Diese zu schaffen, sah er daher als seine erste Aufgabe an.

Politisch erfahrener als seine Vorgänger, erkannte Albert, daß es vor allem gelte seiner Sache mächtige Gönner zu werben und jene Faktoren zu Freunden zu haben, die der Festsetzung der deutschen Macht in Livland mißgünstig zusehen könnten.

Unter diesen stand Kanud VI. von Dänemark in erster Reihe. Seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts war das dänische Reich von der Höhe, auf die es Kanud der Große erhoben, schnell herabgesunken und in eine Periode des Verfalls geraten, dem selbst die 1103 eintretende Erhebung Lunds zum Erzbistum nur vorübergehend zu steuern vermocht hatte.[1]) Die ewigen Thronwirren und dynastischen Zwistig-

---

[1]) Lamprecht l. c. III. pag. 396 ff. und L. v. Ranke Weltgeschichte VIII. pag. 375 ff.

keiten, die das altgermanische Erbrecht nach sich zog, zerrissen das Land, brachten es in Lehensabhängigkeit vom Kaiser und machten es zum Zielpunkt slawischer Piratenfahrten. Der Reformator und Retter seines Volkes wurde Waldemar der Große, dem der nicht minder große Kanzler, Erzbischof Absalon von Lund, zur Seite ging: eine neue Erbfolge, energische Züge gegen die slawischen Seeräuber schufen nach innen wie außen Ruhe und eröffneten eine zweite großartige Epoche dänischer Expansivpolitik, die freilich bald in Heinrich dem Löwen einen gefährlichen Widersacher erhielt. Der Sturz des Welfen gab König Waldemar den Sporn die Ostseeländer insgesamt seinem Szepter unterthan zu machen, ein Streben, das auch in seinem Sohn Kanud VI. einen thatkräftigen Vertreter fand. Mecklenburg, Rügen, Pommern fielen ihm zu, selbst am päpstlichen Hofe sah man mit Wohlgefallen auf diese dänische Konkurrenz gegen die verhaßten Deutschen. Zu dem politischen Aufschwung der Dänen gesellte sich ein materieller und geistiger. Der Heringsfang brachte Reichtümer ins Land, deutsche Sitten hielten ihren Einzug, ja selbst in Paris studierten junge Normannen, denen besondere Feinheit in der Dialektik und Kenntnisse des römischen Rechts nachgerühmt wurden.

Wenn Albert sich nun anschickte, zuerst an das dänische Hoflager zu reisen, so hatte er damit umsomehr Recht, als der König und sein Kanzler Absalon ihr Augenmerk auch dem fernen Osten zugewandt hatten, dessen Seeräuber eine arge Gefahr für den dänischen Handel bildeten. Über Alberts Aufenthalt in Dänemark und ob er etwa Kanud gegenüber sich irgendwie verpflichtet, wissen wir nichts, nur das wird als sicher berichtet, daß es ihm gelang die Hilfe und Zustimmung des Königs zu erlangen.

Ebenso glückte es ihm, dessen mächtigsten Vasallen, Waldemar von Schleswig, dessen Hand den Lübecker Hafen beherrschte, zu gewinnen und dadurch Livland den Hafen zu bewahren, aus welchem dem Lande seine Pilger und Streiter zuzogen.

In anderer Weise höchst schwierig war die Zustimmung des Erzbischofs Absalon von Lund zu erwirken, der als geistlicher Primas des Reiches die von Bremen ausgehende livländische Mission nur mit mißtrauischen Blicken betrachten konnte, ja Livland wohl als sein geistliches Erbteil ansehen mochte. Nichts spricht mehr für Alberts Geschick, als daß er selbst in Lund die Besorgnisse zu zerstreuen

wußte, ohne, soweit wir wissen, Zugeständnisse besonderer Art machen zu müssen.

Die Hauptfrage aber blieb für Albert immer, welche Haltung er inmitten des ganz Deutschland in tiefe Erregung versetzenden Bürgerkrieges zwischen den beiden deutschen Königen einnehmen sollte. Sah doch das Ende des 12. Jahrhunderts Deutschland zerrissen: zwischen dem ritterlichen Staufen Philipp von Schwaben und dem Sohne des Löwen, Otto von Braunschweig, tobte grauenvoller Thronstreit und wieder hallte der Ruf durch die Lande: „Hie Welf! Hie Waibling!"

Wäre Albert seinem Herzen gefolgt, so wäre er an des Staufers Hoflager geeilt, aber seine Klugheit gebot ihm Vorsicht, war doch der große Papst Innocenz III. des Hohenstaufen Todfeind, lag doch auf letzterem der Bann. Wie hätte es da Albert wagen dürfen offen Partei zu nehmen — es wäre das der Todesstoß für seine livländischen Pläne gewesen! Erst nachdem der Papst den Gläubigen Westfalens und Sachsens Ablaß versprochen, wenn sie das Kreuz zur Livlandfahrt nähmen, that er den entscheidenden Schritt, der nun nicht mehr schaden konnte, und erschien in Magdeburg, wo König Philipp und seine liebreizende Gemahlin das Weihnachtsfest feiern wollten. In vollem königlichem Schmuck trat der Staufer hier auf und begeisterter Jubel umtönte ihn, dem Herr Walter von der Vogelweide poetischen Ausdruck verlieh, wenn er sang:

„Zu Magdeburg ging an dem Tag, da Gott geboren
Ward von einer Magd, die er zur Mutter erkoren,
Der König Philipp, schön und tadelsohne;
Da gingen König, Kaisersbruder, Kaiserkind
In einem Kleid, ob auch der Namen dreie sind.
Er trug des Reiches Szepter und die Krone,
Gemess'nen Schritts ging er dahin,
Ihm folgte fromm die hochgeborne Königin,
Ros' ohne Dorn, ein Täublein sonder Gallen.
Solch' Fest noch sah man nirgendwo,
Es dienten ihm die Thüringer und Sachsen so,
Daß es dem Weisen mußte wohlgefallen!"

Doch trotz alles aufgebotenen Prunkes war Philipps Stellung noch keine völlig gefestete und thatkräftige Hilfe zu leisten war er nicht imstande: nur die Güter der nach Livland Aufbrechenden in seinen Königsschutz zu nehmen, konnte er versprechen. Und unter den Herren am



Hoflager nahm so mancher das Kreuz, darunter Graf Konrad von Dortmund und Hermann von Iburg aus dem Osnabrückschen.

Es war eine stattliche Mannschaft, mit der Albert im Frühjahr 1200 den entscheidenden Schritt unternahm.

Nicht weniger als 23 Schiffe stark segelte die Flotte von Lübeck aus, forcierte nach langer Seefahrt den Eingang zum Fluß und warf dann Anker. Nachdem die Ritter und Reisigen ans Land gestiegen waren, zog Albert die Düna aufwärts, um die in Holm lebenden Kaufleute zu entsetzen; doch die Liven, der Größe der ihnen drohenden Gefahr bewußt, raffen alle Kraft zusammen und es gelingt ihnen einen siegreichen Angriff auf ein Schiff zu machen und dessen Besatzung niederzuschlagen. Dann rücken sie vor Holm und belagern den in der Burg befindlichen Bischof. Aber das Kreuzheer erlahmt nicht. Sieht es sich auch von Not und Hunger bedrängt, bilden selbst Knollen und Wurzeln einige Tage seine Nahrung, in neuem Ansturm wird es der Heiden Herr. Gleichzeitig brennen friesische Pilger die Saaten der Liven nieder und jagen den Feinden einen derartigen Schrecken ein, daß sie bestürzt um Frieden bitten. Um sich ihrer besser zu vergewissern, scheut man vor schlauer Gewaltthat nicht zurück: „Weil der Bischof jedoch," erzählt Heinrich, „ob der Treulosigkeit der Liven dem Frieden nicht traute, den sie schon vielmals gebrochen hatten, so forderte er Geiseln von den beiden Häuptlingen Anno und Kaupo und den Ältesten des Landes, welche, von den Deutschen zu einem Trinkgelage berufen, allzumal zusammenkamen und in ein Haus eingesperrt wurden. Da sie nun fürchteten, man werde sie übers Meer nach Deutschland abführen, so haben die Vornehmsten der Dünaliven und der Thoreider ihre Knaben, gegen dreißig, dem Herrn Bischof gestellt. Der nahm sie fröhlich in Empfang, befahl das Land dem Herrn und begab sich nach Deutschland."

Vierzehnmal, gewöhnlich zwischen Ostern und Pfingsten, ist Albert während seiner Wirksamkeit ins Mutterland gezogen, voll heiliger Begeisterung zum Zuge nach Livland aufrufend und die Überzeugung weckend, daß es nicht ein Abenteuer, sondern ein hoffnungsvolles, zukunftsreiches Unternehmen sei, zu dem er werbe. Und er wußte sein Volk, in dessen Blut der Kolonistendrang nach Osten mit unverminderter Unruhe lebte und dessen Sinn von dem schwärmerischen Trieb, zu Gottes und der Jungfrau Ehre das Schwert gegen die Heiden zu



ziehen, erfüllt war, gewaltig mit sich fortzureißen: wenn er durchs Land zog, „auf allen Straßen und in allen Stiftungen das Kreuz zu predigen und für seine Kirche zu begeistern und zu werben, dann verließ willig der Ritter die Stammburg seiner Väter, es trieb den Mönch hinaus aus der Einsamkeit der klösterlichen Zelle, den Handelsmann und Handwerker vom Frieden des heimatlichen Herdes. Alles scharte sich begeisterungsvoll um das Banner der heiligen Jungfrau, der Patronin der livländischen Kirche"[1]). Zahlreiche Edle Niedersachsens nahmen auf seine eindringliche Mahnung das Kreuz, andere verließen mit Weib und Kind, mit Gesinde und aller Habe der alten Heimat Boden, um im fernen Livland sich eine neue zu begründen. Neben heiliger Begeisterung stand berechtigter Eigennutz: wußten sie doch, daß Albert sie gern empfing und ihnen reiches Land zu Lehen geben würde. Unter denen, die damals den Fuß auf livländische Erde setzten, nennt der Chronist vor allem Konrad von Meyendorf, den Albert mit Uexküll belehnte und der durch seine wilde Tapferkeit der Schrecken der Feinde wurde, und den Ritter Daniel, dem Albert Lennewarden übergab. Es sind das die Anfänge der spätern erzstiftischen Lehnsritterschaft, deren Glieder, ohne an Coelibat oder sonstige Regeln gebunden zu sein, mit Weib und Kind auf den verlehnten Häusern saßen und, richtig behandelt, eine wuchtige Waffe in des Bischofs Hand bilden konnten. —

Doch, so nutzbar die ins Land kommenden Pilger und Ritter auch waren, in erster Reihe galt es dem neugewonnenen Gebiete eine feste Organisation zu geben, namentlich einen Mittelpunkt für die Verwaltung, die Mission und den Handel zu schaffen. Eine kirchliche Verordnung, die den Bischöfen verbot auf die Dauer in kleinen Orten oder Burgen zu residieren, mag hinzugekommen sein, um in Albert den Gedanken zu festigen, es gelte schnell an die Gründung einer Hauptstadt des Livenlandes zu gehen. Ykescola und Holm waren zwar für die Beherrschung des Stromes bedeutungsvoll, aber ihre Entfernung von der Mündung der Düna machte sie zur Anlage eines städtischen Gemeinwesens schon deshalb untauglich, weil der Handel sich hier nie festsetzen konnte. Dieser heischte kategorisch die Nähe der völkerverbindenden See. Mit sicherm Blick wählte Albert den Boden aus und kaufte ihn von den Liven: dort etwa, wo Bischof Berthold von den

[1]) Kurd von Schlözer l. c. pag. 69ff.

Heiden ermordet worden war, dort, wo der Righebach sich in den Strom ergoß, sollte die neue Stadt emporwachsen: die Stadt an der Righe, das spätere Riga. Schon 1201 ließ — bot doch das bewaldete Gelände Bauholz in Menge, das Gestein des Dünaufers bei Uexküll und Rumola das nötige Steinmaterial — Albert eine Kirche — die nachherige Domkirche — und einige Gebäude für das Kapitel, das er aus Uexküll hierher verlegte errichten[1]). Die Hauptsache aber war die Anlegung eines Marktes, auf dem die Kaufleute Handel treiben konnten, ferner die Ansiedlung von Kaufleuten an diesem Markt und zum dritten die Verleihung eines besonderen Rechts an diese angesiedelten Kaufleute. In dem Sinne kann Albert gewiß als der wirkliche Gründer Rigas gelten, daß er die Grundbedingungen für die Existenz und Fortentwicklung einer Stadt erkannte, deren Fundament der Handel war und sein mußte. Nicht zutreffend dagegen ist es, ihn sich als den Erbauer Rigas vorzustellen, der etwa eine Mauer um die Stadt habe errichten lassen. Die letztere haben die Bürger, die im Frühjahr 1202 als die Ersten unter Alberts Bruder, Engelbert von Appeldern, aus Deutschland anlangten, selbst und nur deshalb erbaut, um gegen Angriffe der Eingeborenen besser geschützt zu sein. Erst 1207 soll die Mauer, zu deren Bau ein jeder Pilgersmann eine Anzahl von Steinen herbeizubringen verpflichtet wurde, die Höhe erreicht haben, daß man sich hinter ihr einigermaßen sicher fühlen konnte. Die Namen der ersten Bürger kennen wir nicht, doch scheint das Wappen Rigas, das die Schlüssel Bremens und die Türme Hamburgs aufweist, auf jene beiden Städte als die Heimat derselben zu deuten. Auf Bremen und das Weserland deuten auch zahlreiche Namen in Heinrichs Chronik, während es allerdings auffallend bleibt, daß weder in dieser, noch in der später zu erwähnenden Reimchronik bis 1211 Männer aus Hamburg genannt werden[2]).

Wenden wir nun den Maßnahmen unser Augenmerk zu, die Albert zum Wohl der neuen, schnell emporwachsenden Stadt mit rühmlichem Eifer unternahm.

---

[1]) cf. A. v. Bulmerincq l. c. pag. 12ff und das erst nach dem Erscheinen der ersten Auflage meines Buches lieferungsweise edierte Werk C. Mettigs Geschichte der Stadt Riga. (Riga. Verlag von Jonck und Poliewsky) pag. 8ff; es ist auch weiterhin wiederholt benutzt worden.

[2]) cf. J. G. Kohl. Die Bremer beim Aufbau der Stadt Riga. (M. z. l. G. XII. pag. 3–33).



Vor allem mußte er daran denken den neuen Markt gegen störende Einflüsse zu schützen, so gegen den Hafen an der Semgaller-Aa. Deshalb hatte er Theoderich von Treiden, der zu Innocenz III. geeilt war, um die Genehmigung für die Gründung zu erwirken, aufgetragen, den hl. Vater um eine Bulle zu bitten, die jeden Handel auf der Semgaller-Aa untersagte. Der Papst willigte ein und erließ eine Bulle, die zu respektieren die deutschen Kaufleute für höchst vorteilhaft hielten; so wurde Riga der Stapelplatz auch für das Semgallerland.

Den Kaufleuten, die sich in Riga am Markte dauernd niederzulassen gedachten, übergab Albert je einen Wohnplatz zum Aufbau eines Wohnhauses zum Eigentum und verlieh ihnen ein besonderes Recht nach dem Muster des Rechts der deutschen Stadtgemeinde in Wisby, also ein für den Marktverkehr besonders geeignetes Recht. Eine Stadt im eigentlichen Sinne, d. h. ein Gemeinwesen mit eigner Verfassung wurde Riga freilich erst in etwa zwanzig Jahren, anfänglich war es eine solche sicherlich nicht. Gehörte doch dem Bischof aller Grund und Boden, soweit er ihn nicht an Bürger vergeben hatte; gab es doch noch gar keine festen Gesetze darüber, wer Bürger sei — noch war es vielmehr ein jeder, er mochte frei oder unfrei, Deutscher oder Undeutscher sein, der am Markt Handel trieb! Der Bischof allein war Herr der Stadt und der Mark, in der er Rodung und Nutzung einem jeden, ohne sein Eigentumsrecht aufzugeben, gestattete, in seinem Namen übte ein von ihm ernannter Vogt oder Advokat die Polizei über die Straßen und den Markt aus, dieser spricht Recht über die Bürger im Auftrage Alberts, ohne daß wir eine Einschränkung nachweisen könnten, „er richtete an Haut und Haar, an Hals und Hand“, wenn auch schon früh ihm zwei Bürger als Älteste (seniores) zur Seite saßen, um darauf zu achten, daß das der Stadt verliehene Recht nicht verletzt würde. Auch die Beitreibung der Gerichtsgefälle und des Bürgerzehnten lag dem Vogt ob. Nur darin läßt sich eine gewisse Emanzipation der Bürger nachweisen, daß der Advokat nicht, wie sonst wohl, der Anführer war, wenns in den Kampf ging: hierbei wählten sich die Bürger, d. h. die Kaufleute und Handwerker, deren die werdende Stadt doch nicht entbehren konnte, ihre Ältesten, die ihnen voranstritten. Sie bildeten also eine besondere Genossenschaft oder Schutzgilde, die Brüderschaft des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit, die wahr-

scheinlich auf dänische Vorbilder zurückgeht[1]). Ob die Gründung der Gilde von den Kaufleuten und Handwerkern aus eigenem Antrieb erfolgt ist, ob die Satzungen den Bürgern aus den Händen der Geistlichkeit überkommen, lassen wir dahingestellt. Daß aber die Einsicht, gemeinsame Gefahr geeint besser bestehen zu können, ebenso zum Zusammenschluß der Kaufleute und Handwerker geführt haben wird, wie die Möglichkeit in dieser Form der Not des Einzelnen gründlicher begegnen, die kirchlichen Bedürfnisse vollkommener befriedigen zu können, dürfte zweifellos sein, womit natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß die Förderung des Handels und die Hebung des Marktes an der Righe gleichfalls von der Gilde verfolgt worden sind[2]). Gerüstet und gewappnet sind ihre Glieder ausgezogen, um sich die Handelswege nach Polozk und Pleskau zu öffnen und dadurch Macht und Ansehen der Bürgerschaft zu heben. Wenn auch neben der Kreuz- und Dreifaltigkeitsgilde andere Verbindungen entstanden, so bewahrte jene doch unangefochten ihre dominierende Stellung. Aus ihr gingen später — wir wissen den Zeitpunkt nicht genau anzugeben — die beiden Gilden von Münster und Soest, die Große und Kleine Gilde, hervor, die neben dem Rat, dessen Entstehung gleich erzählt werden wird, die Faktoren städtischer Verwaltung bildeten. Schon seit dem 14. Jahrhundert bilden die drei Körperschaften des Rats (Bürgermeister und Ratsherrn), der Großen Gilde (Kaufleute) und der Kleinen Gilde (alle Handwerker) die Stände der alten Stadt. —

Auch die auswärtigen Kaufleute, die nur vorübergehend sich in Riga aufhielten, traten zu Gilden zusammen, die gewiß den in Wisby und Nowgorod, Bergen oder London gebildeten ähnlich waren, sich freilich nicht, wie in diesen Städten, zu einer Gesamtgilde (gilda communis) vereinigen durften.

Das waren die Anfänge der Stadt, deren Geschicke in der Zukunft so eng und unauflöslich mit denen des übrigen Landes verschmelzen sollten, die damals bereits, um mit den Worten eines neuern Historikers zu reden, „ein Mittelpunkt für die gewerbetreibenden Klassen, ein Zufluchts-

---

[1]) Mettig nimmt an, daß die Brüderschaft zuerst dem hl. Kreuze und dem hl. Leichnam geweiht war und später in die Gilde der hl. Dreifaltigkeit umgewandelt wurde.

[2]) cf. C. Mettig's Kritik des Bulmerincqschen Buchs. B. M. 1894.

ort in den Tagen der Not, ein Hort für das Christentum Livlands" geworden war.

So wichtig das Emporblühen Rigas für die junge Pflanzung unzweifelhaft auch war, die werdende Stadt allein konnte Albert ebensowenig genügende Machtmittel zur Gewinnung des Landes darbieten, wie die Pilgrime und Kreuzfahrer, die im Frühjahr kamen und im Herbst in ihre Heimat zurückkehrten. Allein die Gründung eines Ritterordens, der, im Lande sich niederlassend, der Mission sein gutes Schwert lieh, war im stande Bischof Albert die Waffe zu geben, deren er unumgänglich bedurfte. Aus diesem Motiv heraus findet denn auch die Errichtung des Ordens der „Brüder des Ritterdienstes Christi" (fratres militiae Christi), gemeinhin auch „Schwertbrüder" genannt [1]), seine hinreichende Erklärung.

Mochte derselbe auch im Jahre 1202 gerade zu der Zeit ins Leben treten, in der Albert in Deutschland weilte, so kann es doch gar keinem Zweifel unterliegen, daß Albert den Auftrag gegeben und die Gründung in seinem Geiste stattgefunden hat. Nur so finden wir die Gründe für die Verfassung des Ordens, deren Hauptpunkt im Gegensatz zu Templern, Johannitern und Marienrittern darin gipfelte, daß der geistliche Oberherr desselben nicht der Papst, sondern der Bischof von Riga sein solle. Freilich kam diese Unterordnung nicht gerade der Lehnspflichtigkeit gleich — eine Ablegung des Lehnseides (homagium) hat nicht stattgefunden, — sondern bestand wohl nur in der Anerkennung Alberts als geistliches Oberhaupt (dominus spiritualis), wie denn auch eine lehnsherrliche Gerichtsbarkeit des Bischofs über des Ordens Glieder wohl nicht existierte, die Brüder vielmehr in weltlichen Dingen der Jurisdiktion des Meisters und nur in geistlichen Angelegenheiten der des Bischofs unterstanden. Immerhin bleibt die Unterordnung des Ordens ebenso zweifellos wie die Thatsache, daß der Orden als stehende Truppe die Eroberung des Landes im Kampfe gegen die Heiden als seine Aufgabe zugewiesen erhielt [2]). An seiner Superiorität mußte Albert aber umsomehr festhalten, als er gewiß

---

[1]) Der Ausdruck „Swertbrudere" taucht zuerst in der Reimchronik auf.

[2]) Auf die Kontroverse über die Stellung des Ordens zum Bischof, in der Bulmerincq sich neuerdings, freilich ohne jede Beweisführung, für Mettig gegen Bunge entschieden hat, welch' letzterer das Lehnsverhältnis annimmt, kann hier nicht eingegangen werden. Gleich Mettig haben sich G. Rathlef und soeben auch

voraussah, daß der Orden, durch dessen Schwert die Schlachten geschlagen wurden, im Gefühl seiner Unentbehrlichkeit nur zu bald emporstreben würde. Wurde der Papst das Oberhaupt des Ordens, so wäre die notwendige Folge die gewesen, daß letzterer über den Bischof hinweg der alleinige Herr Livlands geworden wäre.

Papst Innocenz, dessen Herrschernatur mit Livland weitreichende Pläne vor hatte, wußte sich vorläufig zu bescheiden und bestätigte durch eine Bulle vom 12. Oktober 1204 die Verfassung des Ordens in dem von Albert gewünschten Sinn. Wußte der Papst doch, daß sich ihm auch so Gelegenheit zu direktem Eingreifen bot, sobald er sie nötig hatte, ja daß selbst der Kaiser, von dem Albert einige Jahre später Livland zu Lehen empfing, ihn nicht ernstlich zu hindern vermochte — stand doch der Statthalter Christi nach mittelalterlicher Anschauung weit über jeder weltlichen Gewalt, auch über dem Kaiser, und einem jeden Christenmenschen, also auch dem Orden, war es gestattet, sich direkt nach Rom um Rat und Hilfe zu wenden, wo man selbstverständlich eine so willkommene Gelegenheit seine Macht zu beweisen, gern ergriff.

Daß auch der Orden von diesem direkten Klagerecht Gebrauch machen würde, lag auf der Hand, da ihm hierdurch die Handhabe zur Erweiterung der eigenen Gewalt auf Kosten der bischöflichen geboten wurde.

Wir werden daher nicht umhin können, zu betonen, daß die Bürgschaft für die Zukunft, die Albert bei Gründung des Ordens geschaffen, sich gleich zu Beginn als hinfällig und zu schwach erwiesen, ja daß gerade in dem von ihm geschaffenen Abhängigkeitsverhältnis des Ordens, weil es nicht fest genug und nicht präzise geknüpft war, der Keim unseliger Verwicklungen und Kämpfe in kommenden Tagen gelegt war.

Die Regel, nach der Albert den Schwertbrüderorden organisierte, war die der Templer[1]). Doch werden wir uns davor zu hüten haben, anzunehmen, daß der livländische Orden bei der sehr geringen Zahl seiner Glieder und der kurzen Zeit seines Bestehens die überkommenen

---

A. von Gernet in seiner Verfassungsgeschichte des Bistums Dorpat (Reval. F. Kluge 1896) gegen Bunge ausgesprochen.

[1]) cf. Dr. F. G. von Bunge. Der Orden der Schwertbrüder. Leipzig 1875.

Formen in allen Stücken lebendig hat machen können. So manche Vorschrift, so manche Einrichtung des Templerordens ist bei uns entweder garnicht beobachtet oder aber erheblich abgeändert worden. Zur vollen Entfaltung hat es dem Schwertbrüderorden ja an allen Bedingungen gefehlt. Doch die Grundzüge des Templerordens finden wir auch in Livland wieder. Auch hier mußten die in den Orden Tretenden die Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit, der Armut und des Kampfes gegen die Ungläubigen ablegen und sich auf Lebenszeit auf sie verpflichten. Das Gelübde des Gehorsams nahm dem Eintretenden die eigene Verfügung über seine Person; ohne Erlaubnis des Meisters oder dessen Vertreter durfte er weder die Wohnung verlassen, noch Briefe schreiben oder lesen.

Das zweite Gelübde verbot den Brüdern sogar das Antlitz eines Weibes genau zu betrachten, geschweige denn zu küssen und nahm hiervon nicht einmal Mutter und Schwester aus.

Ebenso streng waren die Vorschriften über die Armut. Keiner durfte ohne besondere Erlaubnis Münzen bei sich haben, keiner durfte Eigentum besitzen, sondern mußte alles Erworbene dem Orden überantworten. Nicht einmal einen Schlüssel an seinem Kasten zu haben war gestattet. —

Ob eine Prüfungszeit, wie sie der Templerorden nach seiner Regel verlangen mußte, der Aufnahme in den Orden bei uns voranging, scheint zweifelhaft, ja im Hinblick auf den nicht großen Andrang tüchtiger Kräfte und die doch großen Aufgaben, welche die Schwertbrüder sich gestellt, unglaubwürdig. Wohl aber mußte der Aufnahme in die Zahl der Ritter des Ordens, die durch Umlegung des Mantels durch den Meister geschah, die Erlangung der Ritterwürde vorangegangen sein, da ein Ordensbruder nicht zum Ritter geschlagen werden konnte.

Das Tagewerk eines Ordensbruders war durch vielfache Gebete und Fasten ausgefüllt, von denen nur Krankheit oder Berufspflichten befreien konnten. Sobald die Komplete (der letzte Abendgottesdienst) vorüber war, sollten alle bis zur Prime (der Morgenandacht) tiefes Schweigen beobachten, aber auch sonst war unnützes Reden verboten und während der gemeinsam eingenommenen Mahlzeiten las ein Bruder eine heilige Lektion, um dem Sprechen vorzubeugen.

In allen Stücken sollte ferner die größte Einfachheit gelten, so in Speise und Trank, in der Kleidung und Rüstung, in den Vergnü-



gungen, aus denen sogar die Jagd, es sei denn die auf Raubtiere, ausgeschlossen war.

Unter den Brüdern nahmen die erste und herrschende Stellung die Ritterbrüder ein. Eidlich mußten sie bei der Aufnahme versichern, daß sie ehelich geboren und wahrscheinlich, daß sie aus ritterbürtigem Geschlecht seien, dann erst erhielt der Eintretende nach abgelegtem Gelübde den Mantel aus weißer Farbe, auf dessen linker Brustseite ein rotes Kreuz angeheftet war. Wahrscheinlich erst 1210 wurde noch, zur Unterscheidung vom Templerorden, unter dem Kreuz ein mit der Spitze nach unten gerichtetes Schwert von gleicher Farbe angebracht. Die Kleidung bestand sonst aus einem langen, oben ausgeschnittenen weißen Rock; im Felde dagegen führte der Ritter Schild, Schwert, Lanze und Keule und ritt schwer gepanzert gegen den Feind. Die Rüstung, die Waffen, drei Streitrosse und einen Knappen stellte einem jeden der Orden. Galt nun auch, wie wahrscheinlich ist, ritterbürtige Abstammung für notwendig, so scheinen doch, wenigstens anfänglich, die Glieder der bekanntern Rittergeschlechter vom Eintritt sich ferngehalten zu haben, selbst die beiden Meister gehören unbekannten Familien an.

Die zweite Klasse des Ordens bildeten die Priesterbrüder. Sie waren die Geistlichen und Beichtiger des Ordens, auf dessen Schlössern sie saßen, wenn sie nicht in Kriegszeiten mit dem Heer ins Feld zogen. Das Schwert fehlte ihnen natürlich an der Seite, wie auf dem Mantel — ritterbürtige Abstammung war bei ihnen nicht nötig, wenn natürlich auch zulässig.

Eine dritte Gruppe waren die „dienenden Brüder", bei denen die Ritterbürtigkeit nicht erlaubt war. Wohl aber mußte der Aufzunehmende erklären, daß er Niemandes Knecht oder Sklave sei. Wahrscheinlich zerfielen die dienenden Brüder in Livland wie im Templerorden in zwei Abteilungen, die Brüder Wappner oder Knappen, die auf dunklem Gewand das Kreuz und Schwert trugen, an der Tafel zusammen mit den andern Brüdern saßen und im Felde in leichter Aufrüstung den Rittern zur Seite standen, — und die Brüder Handwerker, die weniger angesehen waren und sich aus Köchen, Schmieden, Bäckern u. A. zusammensetzten.

Einen ganz eigenartigen Teil des Ordens machten die „Mitbrüder" aus, die, ohne die Gelübde zu leisten, der Wohlthaten der

Ordensglieder teilhaftig wurden, insonderheit an den geistlichen, hochgehaltenen Vorteilen des Ordens partizipierten. Zu dieser Gruppe konnten auch Verheiratete gehören, überhaupt wurde bei Aufnahme in dieselbe keine ängstliche Rücksicht auf Stand und Herkunft genommen. —

Das Haupt des Ordens war der Meister, der in Riga seinen Sitz hatte und dem alle Brüder zu widerspruchslosem Gehorsam verpflichtet waren. Statt der drei Pferde der andern Ritter hatte er vier, die er sich selbst wählen konnte, ein ritterbürtiger Knappe begleitete ihn, ein Ordenspriester stand als Kapellan und Kanzler ihm zur Seite. Im Kriege, wo er das Heer führte und auch den nicht zum Orden gehörigen Teil befehligte, wie im Frieden gab sein Wort allein den Ausschlag. Selbst wenn er in wichtigen Fällen die Versammlung der Ritter, das Generalkapitel, zusammenberief, war er an das Votum derselben nicht direkt gebunden.

Die übrigen Beamten haben sich offenbar bei der kurzen Blüte des Ordens nur wenig ausbilden können. Immerhin lassen sich einige Momente für die Organisation doch fixieren. Dem Großkomthur der Templer, der bei Erledigung des Meistertums in Wirksamkeit trat, entsprach offenbar der Präzeptor, neben dem es einen Schatzmeister oder Treßler und einen Drapier, dem die Anschaffung, Bewahrung und Austeilung der Kleider und Rüstungen oblag, gab. Den Provinzialmeistern der Templer gleichzusetzen sind die Meister in Wenden und Segewold, die wohl auch Komthure hießen. Später gab es neben dem Meister noch folgende Befehlshaber von Hauptburgen oder Komthure: von Reval, Fellin, Wenden, Segewold, Ascheraden. Auf kleinern Ordensschlössern befehligten Pfleger, während die Vögte oder Advokati, von denen solche in Harrien, Jerwen, Saccala und Oesel nachweisbar sind, offenbar Steuerbeamte des Ordens waren. Die in demselben Schloß oder „Hause“ wohnenden Brüder bildeten den Konvent, ihre Versammlung zu gemeinsamer Beratung hieß das Kapitel.

Eigentümlich war das Verhältnis zu Riga: die Ordensbrüder galten — wenigstens seit 1226 —, falls sie in der Stadt wohnten, als Bürger, unterstanden aber natürlich nur der bischöflichen Jurisdiktion, resp. der des Meisters. Im Rat der Stadt sitzen zwei Brüder, wie denn auch zu den Steuern, die die Stadt auf die Grundstücke legte, der Meister im Verhältnis seinen Anteil zahlt. Auch bei einer

Vermögensteuer zahlt der Orden gleich einem auf 700 Mark geschätzten Bürger. Endlich ist der Eintritt in den Orden einem jeden Bürger mit all seinem Vermögen gestattet.

Eine weitere eminent wichtige Maßregel geht auf die ersten Jahre Bischof Alberts zurück: die Gründung des Cistercienserklosters zu Dünamünde, das neben dem aus Uexküll bereits 1201 nach Riga übergeführten Augustinerkonvent dem Bischof die geistigen Waffen geben sollte, deren er nicht entbehren konnte.

Das Kloster Dünamünde ist entweder eine direkte Gründung des Mutterklosters Marienfeld oder aber des thüringischen Klosters Pforte[1]). Mit dem Plan es ins Leben zu rufen hat sich Albert jedenfalls schon 1204 getragen, bereits 1205 ließ er den Bau beginnen und 1208 hatte er die Freude, ihn von den Mönchen bewohnt zu sehen, zu deren erstem Abt er den treuen Theoderich von Thoreida bestimmte, der schon unter Meinhard den Liven das Evangelium gepredigt hatte. Nächst dem Rigaer Dom wurde Dünamünde der Ausgangspunkt neuer Klöster, so Padis in Estland, neuer Pfarren und Kirchen, die von Cisterciensern oder Prämonstratensern bewohnt, der Mission und Kulturarbeit gewaltige Dienste geleistet haben.

Im Jahre 1209, als Dünamünde bereits unter Dach und Fach stand, that Albert endlich noch einen Schritt von nicht geringer Wichtigkeit: er verwandelte das aus Uexküll an seine Domkirche verlegte Augustinerstift in einen Prämonstratenserkonvent[2]).

Man hat es auffallend gefunden, daß er seinem Domkapitel die Regel eines Ordens gegeben, dessen Blütezeit eigentlich schon vorüber war und den die Cistercienser, deren Bedeutung Albert ja hoch genug schätzte, weit überflügelt hatten. Jedoch erscheint es dem aufmerksamen Beobachter so unerklärlich nicht, warum Albert so gehandelt. Einmal spielten unzweifelhaft persönliche Momente mit: lebte in ihm doch die Erinnerung an das Wirken des hl. Norbert, des Gründers der Prämonstratenser, das ihm auch in seinem Leben als leuchtendes Vorbild dienen mochte; hatte er doch in den beiden Bischöfen des Ordens Is-

---

[1]) cf. Fr. v. Keußler. Die Gründung des Cistercienserklosters zu Dünamünde in Livland. Programmabhandlung des livl. Landesgymnasiums zu Fellin. 1884. cf. auch desselben Verfassers: Die Genealogie des Cistercienserklosters zu Dünamünde. (M. z. l. G. XIV. pag. 111 ff.).

[2]) cf. C. Mettig. Zur Verfassungsgeschichte des Rigaschen Domkapitels.



fried und Philipp von Ratzeburg, mit denen er befreundet war, Männer vor Augen, denen er schon als Bremer Domherr sich genähert und die ihm dann in seiner Thätigkeit in Livland ratend und helfend bei Seite standen. Er hätte daher wohl schon gleich die Reform des Kapitels vorgenommen, wenn es nicht die Rücksicht auf seinen Bruder Engelbert, den Propst des Kapitels, gewesen wäre, die ihn zurückgehalten. Als aber dieser 1209 starb, wurde der Prämonstratenser Johannes sein Nachfolger und das Kapitel nahm noch im selben Jahr das Gewand dieses Ordens an, wenn auch die Erteilung der Regel erst drei Jahre später (1212) erfolgen mochte. Gerade in diesen Jahren tritt Bischof Philipp von Ratzeburg als einer der hervorragendsten Mitarbeiter Alberts in den Vordergrund: kam er doch 1211 nach Livland, wo seine Frömmigkeit und Gerechtigkeit bald in aller Munde waren. Dürfte es zu weitgegangen sein, wenn wir dieser liebenswürdigen Persönlichkeit einen nicht geringen Einfluß auf die Umwandlung des Domkapitels zuschreiben?

Doch nicht diesen persönlichen Momenten allein kann die Reform zugeschrieben werden. Auch Sachliches wirkte bestimmend mit.

Die Cistercienser waren ihrer Regel nach nur auf die Entwicklung des innern religiösen Lebens beschränkt, sie sollten eigentlich nicht Seelsorge und Mission treiben, noch Predigt halten, sondern das ascetisch abgeschlossene Mönchtum in größter Reinheit darstellen. Nur ein Notbehelf war es, wenn auch dieser Orden, der Macht realer Dinge weichend, die sich stärker erwies, als alle Theorie, sich der Mission hingab. Es liegt also auf der Hand, daß zur Bildung eines auch mit weltlichen Dingen vielfach in Berührung kommenden Domkapitels die Cistercienserregel absolut ungeeignet war.

Aber, kann man einwenden, warum ließ Albert das Augustinerhabit nicht dem Kapitel? Nun, politische Pläne haben hier den Ausschlag gegeben. Es war das Bestreben Alberts sich den Gelüsten des Bremer Erzstifts nach einer geistlichen Suprematie über Livland zu entziehen: war doch Segeberg, wo Meinhard zuerst gelebt, eine Kirche der Bremer Diözese und war es da nicht möglich wenigstens einen Schein von Abhängigkeit des Rigaschen Domkapitels zu behaupten, wenn es dieselbe Regel hatte, wie das segebergsche Augustinerstift? Selbst das scheinbare Zeichen der Abhängigkeit mußte verschwinden; wo konnte sich da ein besseres Mittel finden, als die Verleihung des Prämonstratenser-

4*



kleides, dessen Trägern ein förmliches Dogma die völlige Unterwürfigkeit unter die bischöfliche Gewalt gebot. So erscheint auch hierbei Albert als der weise, alles sorgsam abwägende Baumeister Livlands. —

Die Waffen, weltliche und geistliche, waren geschmiedet, jetzt galt es die deutsche Herrschaft mit Schwert und Kreuz in den Landen der Liven, Letten und Esten fest zu begründen — und in bewundernswürdiger Weise gelang das Werk: ein Menschenalter später war es vollendet.

---

5. Kapitel.

Bischof Albert im Kampfe mit den Eingeborenen und den innern Widersachern.

Das Volk, in dessen Gebiet der Kaufmann und der Mönch zuerst gekommen waren, die Liven, war auch dasjenige, welches früher als die andern dem Christentum gewonnen wurde. Trotz mancherlei Ungemach, trotz der Einfälle der russischen Fürsten von Gercike und Polozk, der Letten und Litauer und trotz des Widerstrebens der Liven selbst, wurde durch die aus Deutschland kommenden Pilger die Herrschaft gefestet und die neue Lehre ihnen aufgezwungen. Im Winter 1205 auf 1206 beugten sich die Dünaliven und im folgenden Jahre 1206 auch die Thoreider, deren erster Häuptling Kaupo auf Kubesele bereits seit längerer Zeit seinen aufrichtigen Frieden mit Albert gemacht, sie erhielten ihre Äcker und Dörfer wieder, mußten aber ihren Anteil an den noch von Meinhard errichteten Burgen aufgeben. Ein Aufstand, den sie im Bunde mit dem russischen Fürsten von Polozk noch im selben Jahr unternahmen, wurde bald gedämpft und wenn auch 1212, durch Übergriffe des Ordens hervorgerufen, eine erbitterte Erhebung des Livenvolkes zu verzeichnen ist, der sich selbst Kaupo anschloß, so war die völlige Unterwerfung, mochte sie auch große Mühe bereiten, eben nur eine Frage der Zeit, eine Abschüttelung der deutschen Herrschaft undenkbar. Das erkannte keiner besser, als Kaupo, der zum entschiedensten Parteigänger der Deutschen geworden war, nachdem er mit Theoderich von Treiden die heilige Apostelstadt am Tiber besucht hatte. Wie hätte es auch anders sein können? Wie hätte das Naturkind nicht schon bei seiner Reise durch Deutschland erkennen müssen, wie ohnmächtig sein Volk gegenüber den durch Burgen und Städte, durch reisige Mannen gewaltigen Deutschen war. Und vollends die ewige Roma! Nicht nur schauen durfte er hier den heiligen Vater,



auch mit ihm zu reden war ihm vergönnt. Der große Innocenz nahm ihn gnädig auf, „er küßte ihn und nachdem er über den Zustand der um Livland her befindlichen Völker viel nachgefragt, stattete er für die Bekehrung des livischen Volkes Gott reiche Danksagung ab. Nach Verlauf einiger Tage hat derselbe hochwürdige Papst Innocenz dem Kaupo seine Geschenke, nämlich 300 Goldgulden, dargereicht und ihm, als er nach Deutschland zurückkehren wollte, mit rechter Zärtlichkeit Lebewohl gesagt und ihn gesegnet und eine Bibel, von des seligen Papst Gregorius Hand geschrieben, dem livländischen Bischof durch den Bruder Theoderich zugeschickt."

Das mußten Eindrücke für das ganze Leben sein! Ähnlichen erlagen gewiß auch die Liven- und Lettenknaben, die Albert zur Erziehung in deutsche Klöster gebracht hatte und die nun heimkehrten, um Mitarbeiter des Bischofs in der Unterweisung ihrer Stammesgenossen zu sein. Sind auch ihre Namen in Dunkelheit gehüllt, ihr Thun ist sicherlich nicht ohne Segen geblieben. —

Auch gegen die andern Stämme begann bereits erfolgreiche Mission. Ein Teil der Letten und der versprengte Völkersplitter der Wenden nahmen die Taufe und selbst mit den Russen, die bekanntlich eine Art Oberhoheit beanspruchten, gelang eine siegreiche Auseinandersetzung: die Polozker Teilfürsten von Kukenois und Gercike wollten Alberts Herrschaft über die Liven und Letten des Dünagebiets nicht anerkennen, doch er zwang sie mit der Schärfe des Schwertes. Über Wjätschko von Kukenois, der von Bischof Albert gegen die Litauer Hilfe erhalten, dann aber mit Wladimir von Polozk verräterischen Überfall auf Riga beschlossen und schändlicher Weise die ihm von Albert zum Schutz zugesandten 20 Ritter bis auf drei niedergemacht hatte, erging zuerst die verdiente Rache. Albert gelang es durch erhöhten Ablaß, vollständige Vergebung übersehener Sünden und das Versprechen des ewigen Lebens 300 Pilger, die schon zur Heimfahrt rüsteten, zum Kriegszuge gegen den Elenden zu bewegen. Da floh Wjätschko, Kukenois aber sank, von ihm selbst in Brand gesteckt, in Trümmer und die stattliche neue Burg Kokenhusen, die dortselbst errichtet wurde, wurde dem Ritter Rudolf von Jericho zu Lehen vergeben. Wsewolod von Gercike aber mußte einen Teil seines Gebiets ganz abtreten, den andern auf dem Friedhofe des hl. Petrus zu Riga als bischöfliches Lehen in Empfang nehmen, ja Wladimir von Polozk verzichtete schließ-

lich 1212 auf seine livländischen Ansprüche. So verschwinden die russischen Bestrebungen hier im Südosten des Landes völlig.

Und schon beginnt im Lande südlich der Düna deutscher Einfluß mächtig zu werden. Auch die Semgaller um die Burg Terweten, die dem Häuptling Westhard gehorchen, wenden sich den Deutschen zu: sie warnen Riga vor den Litauern, die 1205 einen Zug tief ins Land unternehmen; bei Rodenpois setzen sich die Rigenser und Semgaller den mit schwerer Beute heimwärts Ziehenden entgegen und noch in der Hitze des Kampfes schließen Deutsche und Semgaller auf Jahre hinaus Bundesgenossenschaft: besiegt flüchten die Litauer südwärts. Die Deutschen aber errichteten an der Düna im Lande der Selen die stattliche Feste Selburg.

Als ein Bild der mannigfachen Gefahren, denen die werdende Stadt damals ausgesetzt war, sei hier folgendes Ereignis des Jahres 1210 nach der Darstellung eines neueren Historikers[1]) wiedergegeben: In diesem Jahre „vereinigten sich alle Feinde Rigas zur Vernichtung der Kolonie. Liven, Kuren, Esten, Litauer, Semgaller und Russen machten einen Anschlag, wie sie Riga vertilgen und alle Deutschen mit List erhaschen und töten möchten. Direkt auf Riga gingen die Kuren zu Schiffe los. Die heimkehrenden Pilger, die bei Dünamünde Rast gehalten hatten, bemerkten, als das Dunkel der Nacht zu weichen begann, die heransegelnde Flotte der Kuren, die wie eine düstere Wolke das Meer bedeckte. Um sich nicht aufzuhalten und um zu verhindern, daß das Gerücht von ihrem Herannahen vor ihnen nach Riga komme, ließen sie die Pilgrime unangefochten und ruderten auf das Schnellste die Düna hinauf; indeß waren sie doch von den Fischern an den Ufern der Düna erkannt worden, die schleunigst die der Stadt drohende Gefahr nach Riga meldeten. Wenngleich es an Kämpfern in der Stadt nur wenige gab, so konnten sich doch noch die Bürger zum Kampfe vorbereiten. Selbst Geistliche und Frauen griffen zu den Waffen. Unter dem Geläute der Sturmglocken, die von der Domkirche den Bürgern die Gefahr verkündigten, zogen die Rigaer dem Feinde entgegen. Mehrere Stunden währte der Kampf vor den Thoren. Die außerhalb der Mauer erbauten Häuser verbrannten die Bürger, um den Feinden die Möglichkeit sich dicht bei der Stadt festzusetzen zu nehmen,

[1]) C. Mettig. Geschichte der Stadt Riga. pag. 19. (Riga 1895, Jonck und Poliewsky).

und einige von ihnen streuten auf dem zur Düna führenden Wege eisern: Fußangeln aus, mit denen man unter den Kuren eine Verwirrung herbeiführen wollte, was auch gelang. Als die vordringenden Rigaer die Feinde auf die dreizackigen eisernen Angeln trieben, wurden einige erschlagen, andere entkamen, die Masse aber zog sich zu den Schiffen zurück. Nachdem die Kuren einige Zeit auf ihren Schiffen gerastet und sich mit Speise und Trank gestärkt hatten, erneuerten sie den Kampf, der bis zum Abend dauerte. Wie sie mit ihren leuchtenden Holzschildern sich wieder der Stadt näherten, ertönte von Neuem die große Glocke vom Turme der Marienkirche, in deren dumpfen Schlägen die Feinde die Stimme des Christengottes zu vernehmen wähnten, der sie verzehren wolle. Trotz alledem gaben sie sich Mühe die Stadt zu bezwingen. Von allen Seiten schleppten sie Holz herbei, das sie anzündeten, um durch Feuerbrände die Stadt zu vernichten. Mutig setzten sich die Bürger zur Wehr. So mancher Kure wurde von den Steinen aus den Wurfmaschinen oder von den Geschossen der Armbrustschützen tödlich getroffen. War einer gefallen, so eilte sein Bruder oder Mitgenosse herbei und schlug dem Verwundeten den Kopf ab. Diese Wildheit der Sitten muß die Rigaer mit einem unheimlichen Grauen erfüllt und ihre Widerstandskraft gegen die Angriffe des grausamen Feindes verdoppelt haben. Es gelang den Kuren nicht, die Stadt zu nehmen. Die tapfere Verteidigung der Rigaer, das Erscheinen der treuen Liven, die Rückkehr der Pilger, veranlaßte die Kuren von ihrem Kriegsunternehmen abzustehen und mit ihren Toten abzuziehen. Während sie auf dem anderen Ufer der Düna ihre getöteten Genossen verbrannten und sich ihrer Wehklage hingaben, veranstaltete Konrad von Meyendorf, der am anderen Morgen mit den Seinigen vor Riga erschienen war, ein Turnier oder, wie Heinrich von Lettland berichtet, ein großes Spiel mit Rossen und Rüstungen auf dem Gefilde vor den Mauern der Stadt, dem die Bewohner Rigas in freudiger Stimmung zuschauten." —

So fehlte es wahrlich nicht an Kampf und blutigem Ringen. Dazu stieg eine neue drohende Wolke am Horizonte auf: die ersten Anzeichen der Selbständigkeitsbestrebungen des Ordens. Dieser, dem die Unterwerfung des Landes vor allem zu verdanken war, heischte dringend seinen Lohn und zwar in Gestalt von Land. Nur ungern ist Albert den Wünschen der Ritter entgegengekommen, aber ihrem

Drängen vermochte er nicht zu widerstehen. Zweierlei verlangten sie: ein Drittel alles eroberten und alles noch zu erobernden Gebietes. Den ersten Teil der Forderung gewährte er, dem zweiten versagte er mit dem Bemerken die Gewährung, er könne nicht verschenken, was er nicht besitze.

Der Meister Wenno gab sich zufrieden und wählte das Land südlich der untern und mittlern Livländer Aa. Rasch wuchs hier die Burg Wenden empor, ihr folgten Segewold an der Aa und Ascheraden an der Düna, während Albert Segewold gegenüber etwas später (1213) das Schloß Fredeland (Treiden) erbauen ließ.

Die Einbuße an Macht, die Albert durch die Abtretung des einen Dritteils zweifelsohne erlitt, wußte der Bischof in anderer Weise wettzumachen. Als er 1207 im April am Hoflager König Philipps von Schwaben zu Sinzig am Niederrhein erschien, gab ihm dieser Livland zu Lehen und erhob ihn damit zum Fürsten des Reichs. Auch persönlich erwies sich ihm der König geneigt, indem er ihm eine jährliche Geldhilfe von 100 Mark Silber zusicherte.

Also ward auch das politische Band mit dem Mutterlande geknüpft und die erste glänzende Periode der Thätigkeit Alberts durch hohe Anerkennung gekrönt.

Ein entsetzliches Ereignis machte derselben in jäher Weise ein plötzliches Ende: die Ermordung des Meisters Wenno im Schloß zu Riga durch einen wahnsinnigen oder bis zum Verbrechen leidenschaftlichen Ordensbruder. Weil der Meister ihn ob seiner Unfähigkeit von der Burg von Wenden abgesetzt hatte, beschloß er Rache zu nehmen.

„Eines Tages — erzählt die Reimchronik — nun es geschah,
Daß er den Meister vor sich sah
Heimlich einen Rat treten an
Mit einem frommen Kapelan.
Da schlich er arglistig dar,
Daß sie sein nicht wurden gewahr —
Und er zu Tode beide schlug!
Der Mord war jammervoll genug,
Ohne daß es ihm gut darum ging:
Gar schnell man ihn deswegen fing
Und setzt ihn peinlich auf ein Rad.
Gar wenig jemand für ihn bat;



Das deuchte guten Leuten Recht,
Es war Ritter oder Knecht,
Sie gönnten den Tod ihm wohl
Wie man Ungetreuen soll."

So war der Mörder wohl vom Arm der Gerechtigkeit ereilt, aber der Wechsel im Meisteramt brachte Albert schwere Zeiten. Naturgemäß hatte Wenno Albert gegenüber in pietätvoller Unterordnung gestanden, der zweite Meister — Volquin — wußte hiervon nichts. Sein aufstrebender Ehrgeiz repräsentiert die Selbständigkeitsgelüste des Ordens, der nicht mehr unter, sondern als ein Gleicher neben dem Bischof stehen wollte, für dessen hochfliegende Pläne nichts bezeichnender ist, als die Thatsache, daß schon im Jahre 1213 der Orden das Drittel der Stadt Riga, ihrer Kirchen, des daselbst erhobenen Zehnten und der Gefälle der Vogtei, der Münze und der Fischerei, recht eindringlich fordern zu können glaubte. Zurückgewiesen, blieben die Prätensionen doch immer bestehen.

Also äußerlich in Eintracht, innerlich völlig divergierend, mußten die beiden Männer die Entscheidung über die für Livland so hochbedeutsame Frage einer höheren Instanz vorlegen. Und wieder war der Papst der Schiedsrichter. Der Kaiser kam nicht in Betracht, denn Philipp von Schwaben war 1208 zu Bamberg schändlich ermordet, Otto von Braunschweig nicht überall anerkannt worden. So sind denn 1210 die streitenden Parteien in Livland, Albert und Volquin, in Rom erschienen und haben Papst Innocenz III. die Entscheidung unterbreitet. Sie erfolgte schnell, schon am 20. Oktober ließ der Papst eine Bulle ausgehen, die einer weltgeschichtlichen Bedeutung nicht entbehrt und einen in seiner Art gewaltigen Plan entrollt[1]), der freilich Allen unerwartet gekommen sein mag: „Auch ihn lockte der jungfräuliche Boden Livlands, der noch keine Vergangenheit von überkommenen Rechten, Vorurteilen und Gewohnheiten hinter sich hatte, um hier ein neues Gebilde in's Leben zu rufen." Ein staatliches Gemeinwesen, das einzig im Papst sein Oberhaupt sah, ein Kirchenstaat im äußersten Nordosten germanischer Christenheit, das schwebte Innocenz vor, als er die Bulle vom 20. Oktober auszufertigen befahl. Mit raffiniertem Geschick ist er ans

[1]) cf. Th. Schiemann l. c. pag. 25, wo nach Dehio „Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen" höchst anschaulich referiert wird.

Werk gegangen. Zuerst galt es die von Bremen in Anspruch genommene Oberhoheit zu zerstören. Deshalb erteilt er Albert die Befugnis, „in überseeischen Landen, welche Gott durch die livländische Kirche dem christlichen Glauben unterwerfen würde, gleich wie ein Erzbischof, Bischöfe zu wählen und zu weihen". Doch weit entfernt Albert auch die Herrschgewalt über das ganze Livland zu sichern, geht die Bulle ausdrücklich auf die Zerstückelung des Landes und die Verewigung der innern Uneinigkeit aus.

Es dürfte geboten sein, aus der für unserer Heimat Schicksale so bedeutungsvollen Bulle die wesentlichsten Punkte hierher zu setzen. Nachdem der Papst dem Orden das eine Drittel vom Liven- und Lettenland ausdrücklich bestätigt, verfügt er, daß der Orden dem Bischof „keinerlei weltliche Dienste dafür zu leisten habe, außer daß die Brüder die Vertheidigung der Kirche und der Provinz gegen die Heiden für ewige Zeiten zu übernehmen haben und ihr jedesmaliger Meister dem Bischof von Riga die Obödienz, den geistlichen Gehorsam geloben wird. Die Brüder aber und die Kleriker, welche sie geistlich bedienen, sollen dem Bischof weder den Zehnten, noch die Erstlinge, noch auch Spenden und Stuhlgeld entrichten. — — — Es sollen aber die Brüder und ihre Nachkommen das Recht haben, im Fall der Vakanz jener Kirchen (d. h. im Ordensgebiet) dem Bischof von Riga geeignete Personen zu präsentieren, die er in seiner Pflicht als Seelsorger zu bestätigen keinen Anstand nehmen wird. — — — Von den Ländern aber, welche mit Gottes Hilfe die genannten Brüder außerhalb Livlands oder Lettlands noch erwerben werden, sollen sie dem Bischof von Riga keinerlei Rechenschaft schuldig sein und er sie auf keinerlei Weise wegen derselben beschweren. Sie haben sich mit den dort einzusetzenden Bischöfen in billiger Weise zu vergleichen oder aber einzuhalten, was der Apostolische Stuhl darüber anzuordnen für geboten erachten wird."

Der Orden, der sich vorsichtshalber auch durch Kaiser Otto IV., einen Schützling des Papstes, im Januar 1211 seine Besitzungen bestätigen ließ, war als Sieger aus dem Konflikt hervorgegangen — ein weites Gebiet neuer Erwerbungen winkte ihm in Estland.

Man hat den Plan Innocenz III. für einen großartigen erklärt; weitreichend war er auch in der That, denn wenn jene einzelnen Teile sich eifersüchtig das Gleichgewicht hielten, konnte allgewaltig über ihnen



stehend der Papst als alleiniger Herr gebieten. Aber man sollte doch stets im Auge behalten, daß diese Bulle, indem sie selbstischen Papstinteressen diente, zu gleicher Zeit Zustände herbeiführte, die den allmählichen staatlichen Zerfall des Landes in sich schlossen. Nur wenn Livland uneins und verworren blieb, konnte das Papsttum hoffen Sieger und Beherrscher zu bleiben.

Nicht freudigen Herzens ist Albert im Frühjahr 1211 nach Livland heimgekehrt, die Macht, der die Kolonie direkt zu unterstellen sein stetes Bestreben gewesen, hatte Partei ergriffen gegen ihn. Die Welt freilich war weit entfernt den schlimmen Umschlag gleich zu erkennen, ja sie konnte es um so weniger, als neue ruhmreiche Kämpfe gegen die Esten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Und doch schlossen selbst diese Kriegsfahrten für Albert manche Sorge in sich: der Orden, der sie, wenn auch nicht allein, durchfocht, verfolgte bei ihnen unzweifelhaft eigensüchtige Interessen, die Stärkung seiner Macht auf Kosten der bischöflichen, „denn im politischen Leben der Kolonie wollte das Schwert nicht so unter dem Kreuz stehen, wie die symbolische Stellung auf dem Mantel es forderte[1]).“ Wer wollte den Rittern auch einen Vorwurf deshalb machen? —

Mit Stolz und Freude ruht unser Auge auf jenen Tagen, da das Schwert und Kreuz — rauh, wie die Zeit es mit sich brachte — abendländischer Kultur im Estenlande eine Stätte bereitete. „Alles scharte sich begeisterungsvoll, schildert mit poetischem Schwung ein Kenner jener heroischen Kämpfe[2]), um das Banner der hl. Jungfrau, der Patronin der livländischen Kirche. Dann ward es lebendig in den Häfen zu Lübeck, zu Gothland, zu Riga und auf den Wogen der Ostsee. Und sie zogen alle hinaus, jene Fürsten, Grafen und Edle aus Sachsen, Westfalen und Friesland, die Meyendorf, Buxhöwden, Isenburg, die Plesse, die Lippe, die Tiesenhausen, die Hoenbach mit ihren Mannen und Reisigen und Gefolgschaften. Von den Hufen der Rosse und dem schweren Tritte der gepanzerten Ritter erdröhnten die baltischen Schneegefilde.“ Waren die wackern Pilgern den auf hoher See lauernden Kuren und Oeselern entgangen und glücklich in Riga angelangt, so wetteiferten hier Alle sie gastlich zu empfangen. Der

---

[1]) Vgl. Fr. Bienemann. Aus baltischer Vorzeit. 1870. pag. 16ff.

[2]) Kurd von Schloezer l. c. pag. 69.

Orden stellte ihnen zu Gebot, was er besaß, Futter für die von der Seereise ermatteten Streitrosse, Bier, Meth und Wein für Ritter und Knechte. Sorgfältig wurde am folgenden Tage das Ziel des Kriegszuges, der „Reise", erwogen, die Stellung des Feindes erkundet und dann die Vorbereitung zum blutigen Strauß getroffen. Man wies die Pilgrime auf die Unbill des Wetters, die Wildheit der Feinde hin, doch kampfesfroh mochten sie, gleich jenem edlen Herzog Albrecht von Sachsen, der 1219 mit dem Kreuz geschmückt im Lande weilte, zur Antwort geben:

„Es sei Ritter oder Knecht,
Wenn Euer Haupt vorreitet nur,
Wir folgen feste Eurer Spur,
Bis in das Himmelreich!"

War der Tag bestimmt, so wurde in der Morgenfrühe die Messe gelesen, dann unter dem dreimaligen Klang der großen Kriegsglocke vom Turm der St. Marienkirche aus dem Thore geritten. Voraus flatterte, von den besten Rittern umgeben, das Banner der hl. Jungfrau, der Patronin der Livlande, ihm folgten mit Wehr und Waffen die Reisigen, Pilgersleute, Ordensritter, Bürger der Stadt, voll heiligen Eifers bereit das Blut dahin zu geben zur Ehre Gottes und der Jungfrau Maria.

Eifrige Freunde erstanden den Deutschen in diesen Feldzügen in den Letten, die bisher unter den Einfällen der Esten furchtbar zu leiden gehabt hatten und nun froh waren an der Seite der Eisenritter ihren Grimm zu kühlen und grausame Rache zu nehmen. Wehe den Esten, die lebend in der Letten Hände fielen, keine Marter war groß und ausgesucht genug, die nicht dem Besiegten gegenüber in Anwendung gekommen wäre!

So eroberten die Deutschen in vierjährigem Kampf Saccala und Ungaunien, ja sie drangen im letzten Jahre, 8000 Mann stark — darunter die Hälfte Undeutsche — von dem Dorpatschen Gebiet aus in das eigentliche Estland, nach Jerwen, ein, plünderten furchtbar und kehrten mit gewaltiger Beute heim. Nachdem die Estenburgen Fellin, Dorpat und Odenpäh erstürmt und Hunger und Seuchen die Esten dezimiert hatten, bequemten sie sich 1212 zu einem dreijährigen Waffenstillstand, der alles Land bis zur Pala den Eroberern in die Hände gab.

Diese Waffenruhe kam den Deutschen sehr gelegen, denn noch einmal — zum letztenmal — erhoben sich Letten und Liven zu verzweifeltem Befreiungskriege. Nicht leicht wurde dem Orden, gegen den der Aufstand sich in erster Reihe richtete, die Bewältigung desselben, manche Stunde schwerer Gefahr hatten die Deutschen zu bestehen, endlich siegte aber die überlegene Kriegskunst und die Erneuerung der Taufe besiegelte die nunmehr dauernde Unterwerfung.

Es war die höchste Zeit: schon erhoben die Esten, mit denen die Waffenruhe abgelaufen, ihr Haupt und wollte man nicht die Gefahr allzusehr anwachsen lassen, so mußte man eilen ihr energisch zu begegnen. Denn bereits war das Raubgesindel der Oeseler so frech geworden, daß es bei Dünamünde ans Land stieg und Riga bedrohte; schon waren Estenhaufen bis nach Autine und Trikaten vorgebrochen und hatten hier gräuliche Marter über die in die Wälder geflüchteten Letten verhängt; einer der Ersten unter ihnen, der alte Thalibald, wurde aufgespürt und elendiglich am Scheiterhaufen zu Tode gequält. „Und weil er ein Christ gewesen und aus der getreuen Letten Zahl, fügt Heinrich hinzu, so hoffen wir, daß seine Seele, sich letzend für so großes Märtyrertum in ewiger Freude, in der heiligen Märtyrer Gesellschaft aufgenommen werden wird."

Aber furchtbar wurde den Esten heimgezahlt, nicht weniger als neun Heereszüge in einem Sommer unternahmen die Letten, von den Deutschen angespornt und unterstützt, und ruhten nicht, bis schreckliche Vergeltung verübt worden. Mit lebendiger Anschaulichkeit schildert unser Chronist den erbitterten Haß, der in diesen Vernichtungskämpfen zu Tage trat. Lassen wir ihm das Wort:

„Da wurden die Söhne Thalibalds, Rameko und Drivinalde, als sie sahen, daß ihr Vater tot sei, gar zornig wider die Esten und versammelten ein Heer der Letten mit ihren Freunden und Verwandten, und es zogen mit ihnen die Brüder der Ritterschaft von Wenden mit andern Deutschen. Und sie drangen in Ugaunien ein, plünderten die Dörfer alle aus und übergaben sie den Flammen und die Männer alle, die sie aufgreifen konnten, haben sie lebendig zur Rache für Thalibald verbrannt und all ihre Burgen angezündet, daß sie darin keine Zuflucht hätten, und suchten sie auf in den düstersten Verstecken der Gehölze, und nirgends konnten sie sich vor ihnen verbergen. Und so zogen sie aus den Wäldern heraus und töteten sie und ihre Weiber

und Kinder führten sie gefangen mit sich fort und jagten Pferde und Vieh davon, machten viel Beute und kehrten zurück in ihr Land. Als sie aber heimzogen des Weges, begegneten ihnen wiederum andere Letten und rückten vor nach Ugaunien und was die andern unterlassen, haben diese nachgeholt. Denn zu Dörfern und Landschaften, dahin die anderen nicht gekommen waren, kamen diese hin und alle, so früher vor den andern entflohen waren, konnten vor diesen nicht entrinnen. Und als sie heimkehrten ihres Weges, begegneten sie wiederum andern Letten, fertig zur Heerfahrt nach Ugaunien, die ebenfalls zu rauben trachteten und zur Rache für ihre Eltern und Verwandten, so von den Esten vormals erschlagen, Männer zu töten suchten. Und rückten vor nach Ugaunien, wo sie nicht minder plünderten als früher und nicht minder Gefangene machten. Denn die da kamen von den Wäldern zu den Äckern und zu den Dörfern, um Nahrung zu holen, griffen sie auf und haben die Einen mit Feuer verbrannt, Andere mit den Schwertern erwürgt und ihnen unterschiedliche Qualen angethan, bis sie alle ihre Schätze ihnen entdeckten, und sie zu den Verstecken in den Wäldern hinführten und die Weiber und Kinder ihnen überlieferten. Aber auch nicht einmal so war das Gemüt der Letten beschwichtigt, nein, sie haben nach Wegnahme der Schätze und aller Habe, der Weiber und Kinder ihnen schließlich auch den Kopf, der allein noch übrig war, genommen." So wiederholte es sich wieder und wieder in grausiger Monotonie: „Und hörten die Letten nicht auf, noch ließen sie Ruhe den Esten in Ugaunien, aber auch sie selber hatten nicht Ruhe, bis sie desselbigen Sommers mit neun Heereszügen das Land durch Verstörung und Verwüstung verödet hatten, daß sie nun weder Menschen noch Nahrung weiter fanden. Hatten doch die Söhne Thalibald's bereits an die hundert zur Rache für ihren Vater entweder lebendig verbrannt oder mit unterschiedlichen anderen Qualen getötet, ohne die unzähligen andern, so ein jeglicher der Letten mit Hilfe der Deutschen und Liven getötet hatte.

Als diejenigen nun, welche noch lebendig geblieben waren in Ugaunien, sahen, daß sie vor der Wut der Deutschen und der Letten nirgends entrinnen konnten, so schickten sie Boten nach Riga und baten um Frieden und die Taufe, daß sie der Deutschen und Letten brüderliche Liebe gewönnen. Und es freuten sich die Deutschen und schlossen mit ihnen den Frieden ab und verhießen, Priester zur Taufe



nach Ugaunien herzuschicken. Und die Saccalaner hörten von allem Übel und schickten, da sie Gleiches fürchteten, zu den Deutschen und baten, daß man ihnen Priester zuschicken möge, damit nach Vollziehung der Taufe auch sie der Christen Freunde würden."

Noch im selben Jahr ging ein andrer Zug in die Wiek, wo die Burg Sontagana erobert wurde, und im Winter auf 1216 über den festgefrorenen Sund nach dem Seeräubernest Oesel. Fuß zu fassen war hier freilich noch nicht möglich, man genügte sich auf der Insel zum erstenmal die deutsche Macht entfaltet zu haben. Im Herbst 1216 wurde mit gesamter Macht unter Meister Volquins Führung ein Zug nach Harrien gemacht, selbst die Felliner mußten im Gefolge der Ritter gegen ihre Landsleute mitziehen.

So war die Eroberung des ganzen Landes im vollen Gange, als ein neuer, nicht zu unterschätzender Feind sich dem Vordringen der Deutschen entgegenstellte: die Russen in Nowgorod und Pleskau, die alte Tributansprüche, welche aber halb und halb in Vergessenheit geraten waren, auf die östlichen Grenzgebiete hatten. Schon 1210 war Großfürst Mstislaw vor Odenpäh erschienen, hatte später einen zweiten Zug vor die Bauernburg Warbola in der Wiek unternommen, um nach eingeheimstem Tribut wieder nach Osten abzurücken. Auch Priester zu senden, versprach er beim Fortzug, doch sie erschienen nicht. Als aber in Pleskau bekannt wurde, daß die Ugaunier von den Lateinern das Kreuz genommen, statt auf die Priester aus Pleskau zu warten, brach Großfürst Wladimir verheerend und plündernd ein, verschanzte sich bei Odenpäh und forderte Unterwerfung. In ihrer Bedrängnis schickten die Esten eilends Boten nach Riga und hier versprach man ihnen schleunige Hilfe. Da die Russen Odenpäh freiwillig geräumt, wurde es von den Deutschen auf's festeste verwahrt, hierauf brachen sie mit den Ugauniern gemeinsam ins Pleskau'sche ein: „Und da sie das Land durch keine Gerüchte vorher gewarnt fanden, so verteilten sie am Fest Epiphanien, wo die Russen mit ihren Gastmählern und Trinkgelagen sich meistens pflegen zu beschäftigen, ihr Heer über alle Weiler und Wege und töteten viel Volks und führten gar viele Weiber gefangen, trieben Pferde und Vieh in Menge davon und machten viele Beute. Und nachdem sie mit Feuer und Schwert ihre Unbillen gerächt, sind sie mit allem Raub zurückgekehrt nach Odenpäh in Freuden."

Für diesen Zug mußte Vergeltung geübt werden. Die Nowgoroder, deren Hoheit Pleskau unterstand, ließen durch Sendlinge die Oeseler und Harrier, die Felliner und alle die Esten, die scheinbar unterworfen waren, zur Rache und Abwerfung des deutschen Jochs aufrufen, dann erschienen sie selbst vor Odenpäh und belagerten die Feste, in der die Not so hoch stieg, daß die Pferde sich gegenseitig die Schwänze abfraßen und es der Besatzung an Allem gebrach. Man beschloß daher die Burg gegen freien Abzug den Nowgorodern einzuräumen und diese willigten in alles. Kaum aber war das Thor geöffnet, so ergriffen die Feinde Alberts Bruder Dietrich und führten ihn gegen den Vertrag gefangen ab. Vergeblich waren alle Vorstellungen des Bischofs um Freilassung seines Bruders und Aufrechterhaltung des Friedens: „da die Nogardier," erläutert der Chronist, „Menschen voller Hoffart und Aufgeblasenheit sind, wie auch in ihrem Stolze ungemein anmaßend, so kümmerten sie sich weder um die Bitten des Bischofs, noch um den Frieden mit den Deutschen, sondern verschwuren sich mit den Esten und sannen auf Anschläge, welcher Gestalt sie die Deutschen unterdrücken und die livländische Kirche zerstören mochten."

Doch die Lage schien gefahrvoller als sie war. Wohl feuerte Lembito, der Häuptling von Leole, der mächtigste Verfechter der Freiheit seines Volkes, die Seinen zu wildem Rachekrieg an, aber die ersehnte Hilfe aus Nowgorod blieb aus. Der Fürst war eben damals auf einer Kriegsfahrt gegen Galitsch begriffen und jede Verzögerung war für die Esten Verderben. Im Herbst 1217 erlagen sie den Deutschen, deren Heerhaufen durch Zuzug aus Deutschland, vor allem den Grafen Albert von Lauenburg, gekräftet waren. Neben Meister Volquin zogen zwei streitbare geistliche Herren mit dem Heere: Herr Bernhard von der Lippe, Abt von Dünamünde, von dem wir noch später reden werden, und Johannes, der oben bereits genannte Stiftspropst von Riga. Dreitausend Mann stark rückte man in Saccala ein und langte am 20. September bei der Burg Fellin an. Am Matthäustage — 21. September — kam es hier zu einer Schlacht, deren Schilderung bei Heinrich man es anmerkt, wie bedeutungsvoll sie gewesen. Nach hartem Ringen siegten die Deutschen über den tapferen Feind, dessen Führer, vor allem Lembito, die Wahlstatt deckten. Aber auch Kaupo war unter den Toten — man betrauerte ihn aufrichtig, verbrannte seinen Leichnam und brachte seine Gebeine ins Livenland, wo man sie

in Kubbesele begrub. Ein Zug nach Oesel, wohin es den Grafen Albert besonders hinzog, mußte der Witterungsverhältnisse wegen unterbleiben, dafür aber wurde die Küste Estlands unterworfen und selbst Jerwen zur Unterwerfung gezwungen. So ruhmvoll endete das Jahr 1217.

Doch drohende Wolken stiegen von neuem für Albert auf! Keiner hat mehr als Albert die scheinbare Ruhe richtig gewürdigt. Er wußte genau, daß die Unterwerfung der Esten nur so lange dauerte, als die Furcht vor der deutschen Macht lebendig war; mit Sorge vernahm er von großen Rüstungen der Russen, die zu einem Hauptschlage gegen Livland auszuholen alle ihre Kräfte anspannten, — es galt die Augen offen halten, um nicht unvermutet von übermächtigen Gegnern vernichtet zu werden.

Dazu kam ihm aus Deutschland schlimme Botschaft, die ihn erkennen ließ, daß man in Bremen noch keineswegs die alten Gelüste auf Livland aufgegeben hatte. Im Jahre 1215 war Albert zum großen Laterankonzil nach Rom gegangen und hatte hier noch einmal die völlige Unabhängigkeit der livländischen Kirche von Bremen konstatieren lassen. Trotzdem glaubte Erzbischof Gerhard, dem die Schwierigkeiten der fernen Kolonie nicht fremd waren, jetzt die Stunde gekommen, wo er sich als der Stärkere erweisen konnte: um seinen Ansprüchen den nötigen Nachdruck zu geben, verbot er die Livlandfahrt aus Lübecks gastlichem Hafen und unterband gerade in dem Augenblick, wo Albert auf Hilfe aus dem Mutterlande angewiesen war, jedes Zuströmen neuer Kräfte.

Sollte Albert bei dem jungen König Friedrich II. Klage führen, dessen Regiment sich damals in Deutschland befestigte? Vergeblich wäre dieser Schritt gewesen, hatte doch der Staufer, dessen Seele an Italien hing und der für Deutschland geringes Verständnis zeigte, schon drei Jahre früher, 1215, auf einem Hoftage zu Metz, alles Land jenseit der Elbe und Elde, also auch Hamburg und Lübeck, dem Dänenkönig Waldemar II. abgetreten, um von dieser Seite keine Förderung welfischer Pläne zu erfahren. Welchen neuen Antrieb die dänische Eroberungspolitik, deren wir früher gedachten, durch diesen Schritt Friedrichs erhielt, braucht nicht erst ausgeführt zu werden: von neuem wurde Deutschland von der Ostsee abgedrängt.

König Waldemar II., der Bruder Kanuds VI., war unleugbar

eine bedeutende Persönlichkeit, die weitreichende Pläne thatkräftig zu verwirklichen wußte. Das ferne Ostseegestade zu erwerben, gehörte mit zu denselben. Schon 1206 war er in Person mit stattlichem Heer nach Oesel gesegelt, um die der Schiffahrt gefährlichen Inselbewohner zu Paaren zu treiben. Wohl errichtete er hier eine Burg, da sich aber keiner fand, der dort zu bleiben willens war, so ließ er sie in Brand stecken und kehrte heim. Seinem Kanzler, dem Erzbischof Andreas von Lund, der auf Oesel wohlfeile, jedoch fruchtlose Mission getrieben, „indem er eine unendliche Menge mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnet hatte", aber gab er Befehl, gemeinsam mit dem Bischof Nikolaus von Schleswig mit zwei Schiffen nach Riga zu fahren. Ehrerbietig wurden die beiden hohen Prälaten hier aufgenommen und den ganzen Winter über trefflich verpflegt. Was sie für eine Sendung hatten, erzählt Heinrich nicht, doch dürften wir nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß der König ihnen aufgetragen, durch Augenschein die Verhältnisse der livländischen Kirche zu erkunden. Vielleicht hatte die Heerfahrt des Grafen Albert von Lauenburg, eines der vornehmsten Vasallen Waldemars, ähnliche Ziele?

Wie dem auch sei, glaubte Albert, daß die Kräfte der Seinen nicht ausreichend seien, um der von Russen und Esten drohenden Überflutung einen Damm entgegenzusetzen, so konnte er nirgends anders als am dänischen Hofe Hilfe und Beistand finden — ein Vorwurf kann ihn billig deshalb nicht treffen. Nichts konnte andrerseits dem Herrscher gelegener kommen, als eine Aufforderung Alberts, selbst seinen Fuß an Livlands Küste zu setzen, winkte ihm doch in der Zukunft dadurch die Möglichkeit, von Estland aus den Weg nach Südwesten zu nehmen und so den Kranz aller Ostseeländer in seiner Hand zu vereinigen.

Also war die Lage, als Albert zu Johannis 1218 am dänischen Hoflager zu Schleswig erschien und vom mächtigen Dänenkönig freundlich aufgenommen wurde. Albert kam nicht allein, in seinem Gefolge befanden sich sein Freund Theoderich von Dünamünde, den er bereits 1211 zum Bischof des Estenlandes, mit dem Sitz in Leal, geweiht, und Bernhard von der Lippe, Bischof von Selonien, der sich einst als gewaltiger Kampfgefährte Heinrichs des Löwen wider die Erzbischöfe von Köln und Magdeburg, fast wie ein trojanischer Held, hervorgethan hatte und tief in die weltlichen Händel der Zeit verstrickt ge-

wesen war, dann aber, dem Zuge der Zeit folgend, Harnisch und Streitaxt mit dem geistlichen Gewand vertauscht hatte. Schon vor 1200 war er auf einem Kreuzzuge in Livland gewesen, hatte nach seiner Rückkehr zu Gunsten seines Sohnes Hermann resigniert, um dann in das Cistercienser-Kloster Marienfeld einzutreten, zu dessen Gründern er selbst gehörte. Es war im Jahre 1208, als Bischof Albert auf einer Deutschlandfahrt auch in dem mit Dünamünde in engsten Beziehungen stehenden Kloster einkehrte. Der alte Mönch von vornehmer Herkunft schien ihm gewiß geeignet für die ferne Kolonie, die Männer von Mut und Vermögen nur zu sehr gebrauchte. Er bot ihm daher die Würde eines Abtes von Dünamünde an, dessen Träger — Theoderich — freilich noch am Leben war, und Bernhard schlug ein: als Theoderich 1211 zum Bischof von Estland (oder Leal) geweiht wurde, kam jener aus Deutschland und hielt seinen Einzug in Dünamünde. Der Vielgewanderte ist einige Jahre später auch nach Rom gereist und 1218 zum Bischof von Selonien geweiht worden, ohne freilich in dem unwirtlichen Lande je bischöfliche Rechte ausgeübt, geschweige denn dort residiert zu haben. Und nun finden wir ihn Seite an Seite mit Albert am dänischen Hoflager[1]).

Was Albert und seine beiden Gefährten hier in Schleswig mit König Waldemar verabredet, läßt sich heute mit absoluter Sicherheit nicht mehr feststellen, da Heinrich in der Erzählung der dänischen Verhandlungen sowohl dieses Jahres, wie der folgenden Jahre offenbar mancherlei verschweigt. Er berichtet, der König habe, nachdem er von der Gefahr durch Esten und Russen vernommen, versprochen, im folgenden Jahre „mit seinem Heere nach Estland zu kommen, sowohl zu der seligen Jungfrau Ehre, als zu seiner Sünden Vergebung. Und freueten sich die Bischöfe.“ Sollte Waldemar nur solche unselbstische Gründe zur Estlandfahrt gehabt haben? Gewiß nicht. Wir wissen vielmehr

---

[1]) Es sei hier kurz erwähnt, daß auch in den folgenden Jahren Bernhard von der Lippe uns mehrfach als Vertreter Alberts entgegentritt und auch kriegerische Operationen leitete. Ende April 1224 ist er in Deutschland, vielleicht in Bremen gestorben. Der neue Abt von Dünamünde, so erzählt die Überlieferung, wollte die Leiche des Heimgegangenen zur See nach Livland bringen — doch ein gewaltiger Sturm erhebt sich, das Schiff versinkt in den Wellen und der Abt ertrinkt. Seine und Bernhards Leichen werden bei Dünamünde an den Strand getrieben und dortselbst beigesetzt.

aus einer uns erhaltenen Urkunde, daß Albert die Verpflichtung eingehen mußte, die Gebiete, die der König erobern würde, ihm zu überlassen. Der Teil des Estenlandes, der noch nicht unterworfen war — und welcher konnte denn eigentlich im Ernst als unterworfen gelten? — sollte dänisch werden. Wahrlich, nicht leicht kann Albert diese Bedingung geworden sein, die seine Hoffnung, das ganze Gebiet bis zum finnischen Meerbusen deutscher Herrschaft zu unterstellen, illusorisch machen mußte. Aber die scheinbar eiserne Notwendigkeit war stärker als alle Erwägungen.

Doch noch Ärgeres blieb Albert nicht erspart — die bittere Erkenntnis, den Schritt unnötig gemacht und die Widerstandskraft der Seinen in Livland kleinmütig zu gering geschätzt zu haben: während er nämlich das Kreuz predigend durch Deutschland zog, hatte die kleine Schar der Ritter, Pilger und Kaufleute in heldenhafter Widerwehr den übermächtigen Gegner zurückgeworfen. Auf einem Zuge gegen die Reveler und Harrier erfuhren die Deutschen, die nach Mariä Himmelfahrt ausgerückt waren, von einem großen Russeneinfall von Nowgorod und Pleskau aus. Einen ganzen Tag waren die Russen — 16000 Mann stark — über den obern Embach gesetzt, als die Ritter auf sie stießen. Gleich das erste Zusammentreffen war den Deutschen günstig, die Nowgoroder und Pleskauer wandten ihre Rosse und flohen zwei Meilen zurück, bis es endlich den beiden Großfürsten gelang, sie zum Stehen zu bringen. Hinter einem Bach nahmen sie von neuem Stellung und so gewaltig schien die Überzahl, daß die Letten und Liven sich erschreckt zur Flucht wandten, ja ein Teil der Deutschen folgte dem schimpflichen Beispiel. Nur etwa 100 wackere Männer hielten Stand und schlugen alle Angriffe der Russen, die über den Bach setzen wollten, mit Ausdauer zurück. Erst nachdem die Russen, nach starkem Verlust, des Kampfes müde, ihr Nachtlager bezogen hatten, rückte das Häuflein, mit Waffen und Pferden, eroberter Beute, beladen, nach Süden ab. Nach drei Tagen folgten ihm die Russen, plünderten erst an der Ymera, dann ganz Idumäa, töteten die Männer, führten Weiber und Kinder fort und verbrannten die Frucht auf den Äckern.

Die Nachricht von diesen Vorgängen trieb in Riga alle zur Anspannung der Kräfte an: die Rigenser und der Meister Volquin mit seinen Rittern, die Pilger und Undeutschen, brachen eilend nach dem

Treidenschen auf und die bloße Nachricht von ihrem Kommen trieb die Russen zurück: sie wichen über die livländische Aa auf Wenden zu und belagerten die Burg, aber auch hier vermochten sie nichts auszurichten, weshalb sie nach Ugaunien gingen und auf die Kunde von einem Einfall der Letten gegen Pleskau schleunigst in ihre Heimat abrückten. Unter solchen Umständen war eine oeselsche Kriegsfahrt gegen Riga natürlich aussichtslos: nachdem die Oeselaner bis Dünamünde gekommen, kehrten sie, ohne größern Schaden angerichtet zu haben, auf ihr Eiland zurück. Die Deutschen aber benutzten die Entmutigung der Esten über den Fortzug der Russen zu einem verheerenden Rachezug ins Gebiet der Reveler. Trotz der furchtbaren Kälte gingen sie im Februar über das Eis des Meeres nach Sontagana und mit hier erlangten Wegweisern ins Revalsche, wo von Grund aus verwüstet und vernichtet wurde. Dann kehrten sie im März „mit Freuden heim nach Livland, wie Sieger fröhlich sind, wenn sie Beute austeilen.“ Als vollends im Juni eine stattliche Zahl edler Kreuzfahrer, unter ihnen Albert Herzog von Sachsen, in Livland eintraf, war jede Gefahr vorüber. Was sollte noch König Waldemar in Estland?

Auch in anderer Hinsicht mußte sein Kommen doppelt verwirrend wirken. Schon als Albert sich 1210 nach Rom begeben, hatte er den Abt Theoderich von Dünamünde zum Bischof von Estland mit dem Sitz in Leal erhoben und ihn 1211 feierlich geweiht. Nachdem nun aber in den folgenden Jahren Saccala und Ugaunien vom Orden, wenn auch unter Mithilfe des Bischofs, erobert worden, machte Volquin nicht nur Herrschaftsansprüche, sondern erhob sogar den Anspruch auf einen eigenen Bischof dieser Gebiete. Papst Innocenz, offenbar im Unklaren über die geographischen Verhältnisse des fernen Landes, willigte zwar ein, gab aber die Einsetzung des neuen Prälaten nicht Albert, sondern dem dänischen Primas, dem Erzbischof von Lund, in die Hand. Zu gleicher Zeit bestätigte er aber auch Theoderich von Leal und stellte ihn nicht nur Albert gleich, sondern setzte sogar fest, daß er keinem Metropoliten unterstellt sein sollte. Mit anderen Worten, er setzte zwei Bischöfe über ein und dasselbe Gebiet und machte ihn mit der einen Hand zum geistlichen Untergebenen des dänischen Erzbischofs, mit der andern Hand dagegen völlig selbständig! Das Laterankonzil von 1215 hatte dieser Konfusion nur unvollkommen gesteuert.

Wie, wenn Waldemar jetzt in Person und mit Kriegsvolk ins Estenland kam, mit ihm Andreas von Lund, war da nicht sicher anzunehmen, daß die dänischen geistlichen Suprematsgedanken eine günstige Lösung für Lund finden würden?

Welche Sorgen mögen Alberts Brust bestürmt haben, — denn an ein Zurück dachte Waldemar natürlich nicht — als im Juni der König in die Bucht des heutigen Reval mit stattlicher Flotte einlief und die Anker auf den Grund rasselten. Auch Theoderich von Leal, dem es um Behauptung seiner Ansprüche durch dänische Hilfe zu thun gewesen sein wird, war im Gefolge des Monarchen. Die Dänen setzten ans Land, zerstörten die auf hohem Fels gelegene Estenburg Lindanissa und legten daselbst den Grund zu einer dänischen Feste Reval. An ernstlichen Widerstand der Reveler und Harrier scheinen sie umsoweniger gedacht zu haben, als diese, um Aufschub zur Vollendung ihrer fieberhaften Rüstungen zu erlangen, heuchlerisch durch Abgesandte die Taufe versprachen. Da, am dritten Tage, als die Dänen ihre Abendmahlzeit beendet haben, erfolgt plötzlich von fünf Seiten her ein erbitterter Überfall. Eine Schar stürmt direkt auf des Königs Zelt los, um diesen zu tödten, sie trifft ihn nicht, doch der Bischof Theoderich, der dort weilt, erliegt ihren Streichen. Schon droht allgemeine Verwirrung Platz zu greifen, als der junge Fürst Witzlaw von Rügen, der zwischen Meer und Burgberg gelagert war, sich den Esten entgegenwirft und die Schlacht zum Stehen bringt: nun ermannen sich auch die Geworfenen, setzen sich zur Wehr und bringen den Esten eine furchtbare Niederlage bei, über tausend derselben decken das Schlachtfeld. Die Erinnerung an den Sieg lebt noch heute im dänischen Volke fort, fiel doch, wie die uralte Tradition berichtet, in den Augenblicken, da Alles verloren schien, der Danebrog, eine rote Fahne, von der ein weißes Kreuz siegverheißend herniederwinkte, vom Himmel, ein Zeichen, unter dem die Dänen des Feindes Herr wurden. Das weiße Kreuz im roten Felde trägt aber heute die Handelsflagge Dänemarks, und das sogenannte kleine Wappen der Stadt Reval.[1])

Die weitere Verfolgung des errungenen Vorteils überließ Waldemar seinem Kanzler Andreas von Lund. Nachdem er an des ge-

[1]) Rottbeck u. Neumann l. c. pag. 4 erklären die Legende daraus, daß der Papst dem Könige zu der Estenfahrt die Fahne übersandt habe. Das Reichsbanner Dänemarks führte den Danebrog bis 1500.



fallenen Theoderichs Stelle seinen Kaplan Wiscelin zum Bischof von Estland erhoben, segelte er heimwärts, seine Mannen, die er im Lande ließ, kämpften das Jahr über mit den Revelern und zwangen ihnen die Taufe auf. Über das Gebiet der Reveler aber wagten sich die Dänen nicht hinaus und sahen ruhig zu, wie die deutschen Ritter mit ihren Hilfsvölkern im Herbst 1219 die Landschaft Jerwen zur Unterwerfung und Taufe zwangen und im Winter auch Wierland mit Feuer und Schwert verheerten, bis die Bewohner Geißeln gaben und die Annahme des Christentums versprachen. Im Februar 1220 unternahmen die Deutschen noch einen Feldzug wider die Harrier und brachten unterwegs den in Jerwen hausenden Oeselanern eine vernichtende Niederlage bei.

Bischof Albert scheint keinen direkten Anteil an diesen erfolgreichen Zügen der Schwertbrüder, bei denen leider auch die entsetzlichsten Grausamkeiten gegen die Esten zu Tage traten, genommen zu haben. War das Absicht oder waren es die Kriegszüge, die er mit dem Herzog von Sachsen in das Semgaller Land gegen Mesothen oder Terweten unternahm, die ihn vom Norden abzogen? Wir wissen es nicht, nur das dürfte feststehen, daß er den alten Ansprüchen auf die Besetzung des Bistums Estland keineswegs entsagt hatte, vielmehr noch 1219 an Stelle des erschlagenen Theoderich seinen Bruder Hermann, den Abt von St. Pauli bei Bremen, durch den Erzbischof von Magdeburg zu diesem Amte weihen ließ. König Waldemar jedoch verbot diesem die Reise nach Livland — noch Jahre sollten vergehen, bis er (1224), nach wiederholten Bitten beim in mißliche Lage geratenen König[1]) die Fahrt antreten durfte.

Denn das war klar, an ein gutwilliges Aufgeben des estländischen Besitzes dachte König Waldemar nicht einen Augenblick, im Gegenteil, er trug sich mit weit größeren Plänen, die nur zu bald zu Tage treten sollten. Als der Meister Volquin, froh der Unterwerfung des Estenlandes, dem Erzbischof Andreas nach Reval Kunde von den Erfolgen des Ordens gab, hielt dieser mit seiner Freude zwar nicht zurück, fügte aber bedeutungsvoll hinzu, Bischof Albert habe ganz Estland dem Könige von Dänemark übergeben, all das eroberte Land gehöre also den Dänen. Sollte der Orden sich durch diese hinterhaltige Auslegung des Vertrages von Schleswig um die Früchte jahre-

[1]) cf. pag. 83.

langer Mühen bringen lassen? Mit nichten. Vor dem Herzog von Sachsen und jedermann erklärte vielmehr der Meister, „ganz Estland sei durch das Banner der seligen Jungfrau von den Rigischen unter des christlichen Glaubens Joch gebracht worden, ohne allein die revelsche Landschaft und das Eiland der Osilier.“ Auch Albert zögerte nicht die durch des Ordens Schwert eroberten Landschaften durch ausgesandte Priester für Christi Lehre und den von ihm erhobenen Estenbischof zu gewinnen: in Ugaunien um Dorpat wirkten seine Missionare, unter ihnen auch Heinrich, auch in Wierland begannen sie festen Fuß zu fassen, stießen hier aber auf dänische Priester, die von den Wierländern aus Furcht vor der Rache der Dänen herbeigerufen worden waren. So begann hier im halb eroberten Lande ein unserm Empfinden recht sonderbar erscheinendes Wettjagen um die Seelen der Eingeborenen. Summarisch genug gingen hierbei namentlich die Dänen zu Werke: Sie haben ihre Priester, erzählt Heinrich drastisch, „als in eine fremde Ernte geschickt, die, indem sie etliche Dörfer tauften und zu andern die Ihrigen schickten, dahin sie selber so schleunig nicht kommen konnten, und große Kreuze von Holz in allen Dörfern zu machen verordneten, auch Weihwasser durch Bauern schickten und Weiber und Kinder besprengen hießen, den rigischen Priestern dergestalt zuvorzukommen trachteten und in dieser Weise das ganze Land zu Händen des Königs der Dänen vorwegzunehmen strebten.“ Auf die Nachricht von diesem Treiben zogen Heinrich und sein Gefährte ins Jerwensche, wo sie gleichfalls schon dänische Priester antrafen. Doch vergeblich war ihr Bemühen diese davon zu überzeugen, daß sie auf fremdem Boden arbeiteten, vergeblich ihr Versuch beim Erzbischof Andreas Abstellung zu erlangen. Dieselbe Antwort wurde ihnen abermals zuteil: ganz Estland, „ob von den Rigischen erobert oder bis jetzt noch nicht unterjocht,“ gehöre dem Könige. Noch mehr: der Erzbischof ließ ein hochmütiges Schreiben nach Riga ergehen, „sie sollten nicht die niederhangenden (also leicht zu pflückenden) Trauben ablesen und ihre Priester nicht in die Winkel Estlands zu predigen schicken.“ Doch Albert erwiderte: „selbiger Weinberg der estnischen Kirche sei manches Jahr vor den Zeiten der Dänen von den Seinigen schon längst gepflanzt, mit dem Blut vieler Deutscher und vielem Kriegsungemach angebaut worden und seine Priester seien nicht in den Winkeln Estlands, sondern mitten in Jerwen, ja auch in Wierland und bis vor das Angesicht des Erzbischofs selbst erschienen.“

Doch was wollten diese Worte verschlagen? Andreas antwortete damit, daß er noch einen zweiten dänischen Bischof und zwar für Wierland einsetzte und mit rücksichtsloser Energie die äußerliche Mission in Nordestland fortzuführen befahl. Im Sommer 1220 landete Waldemar abermals in Reval und zitierte, aufgebracht über die Zuspitzung des Konflikts, Albert vor sich. Folgte Albert der Aufforderung, so mußte seine Demütigung sicher sein, lieber trotzte er daher dem Mächtigen und machte sich eilig auf, um beim Papst und dem jungen Kaiser Friedrich Hilfe in seiner Not zu erflehen. Unter Gefahren segelte er nach Lübeck, eilend mußte er vor den Nachstellungen des Königs die Stadt wieder verlassen, endlich kam er nach Rom. Aber energische Unterstützung fand der Tiefgebeugte auch hier nicht: waren doch auch beim hl. Vater bereits dänische Gesandte mit Erfolg thätig gewesen, so daß derselbe über mitleidige und väterliche Worte nicht hinausging. Nun eilte er zum Kaiser, aber noch ungünstiger war hier der Bescheid: er, der Kaiser, plane einen Kreuzzug, um Jerusalem zu befreien, alle seine Sorge sei darauf gerichtet, Hilfe könne er Albert nicht versprechen; nur Ermahnungen zum Frieden mit den Dänen und Russen nahm dieser vom kaiserlichen Hoflager mit sich fort.

In diesen Bedrängnissen kam Albert aus Livland eine Nachricht, die ihn um die letzte Hoffnung brachte: der Orden hatte aus schnöder Gewinnsucht Verrat geübt und sich mit König Waldemar über Alberts Kopf hinweg verständigt: die Ritter empfingen von ihm Saccala und Ugaunien nebst einigen benachbarten Gebieten und erkannten dafür Waldemar als den Herrn des ganzen übrigen Estland an, an dem weder Albert noch Hermann weiter Teil haben sollten.

Was blieb Albert übrig? Ergreifend heißt es in unserer Chronik: „Und da der Bischof keinen Trost empfing, weder vom hl. Vater noch vom Kaiser, so kehrte er zurück nach Deutschland und es deuchte ihm auf guter Männer Rat vorteilhafter, den König von Dänemark anzugehen, als daß die livländische Kirche arge Gefahr liefe. Denn den Lübeckern verbot der König von Dänemark den Pilgrimen nach Livland Schiffe zu stellen, bis er den Bischof zu seiner Zustimmung vermocht hätte. Daher ging zuletzt derselbe hochwürdige Bischof mit seinem Bruder, dem Bischof Hermann, den genannten König von Dänemark an und hat sowohl Livland als Estland in seine Botmäßigkeit überlassen, jedoch nur, wenn die Prälaten seiner Konvente, wie auch

seine Mannen und die Rigischen alle mit Liven und Letten zu dieser Bestimmung ihre Einwilligung geben würden."

Wir können nicht glauben, daß es sich genau so verhalten, wie Heinrich hier erzählt. Es ist unmöglich, daß König Waldemar die Oberherrschaft über Livland und Estland, das Ziel seiner Sehnsucht, von einer spätern Zustimmung der andern Gewalten im Lande, sogar von der der Liven und Letten, abhängig gemacht haben soll. Und wenn dieselbe ausblieb? Vor allem aber, wir hören nichts von einer Befragung der genannten Parteien, wohl aber von der festen Absicht des Königs vom Lande faktisch Besitz zu ergreifen. Es bleibt daher wohl kaum etwas anderes übrig, als die bedingungslose Unterwerfung Alberts unter dänische Hoheit anzunehmen.

Schon aber hatte die dänische Macht ihren Zenith überschritten, die weitfliegenden Pläne auf Livland sollten sich nicht verwirklichen. Wohl schienen die Dänen die Herren der Ostsee. „Aber das schafft Erhebung und Trost bei der Betrachtung des Weltlaufs: die kleinlichen Motive wirken wohl hemmend oder fördernd bei der Entwicklung mit, doch nur die großen Stimmungen des Volksgeistes geben die Entscheidung [1])." Als Bischof Albert nach Riga heimkehrte und hier bekannt wurde, welch schwere Bedingungen er dem Dänenkönig gegenüber eingegangen war, erhob sich ein Sturm der Entrüstung „und wurden alle sehr bestürzt und sprachen allzumal aus einem Munde, sowohl die Prälaten der Konvente, als die Männer der Kirche und die Bürger und die Kaufleute und die Liven und Letten und sagten, daß sie zu Ehren unseres Herrn Jesu Christi und seiner geliebten Mutter bishero die Kriege des Herrn führten wider die Heiden und nicht zur Ehre des Königs von Dänemark und sie lieber selbiges Land verlassen wollten, als vorbesagtem Könige dienen." Es war das ein wahrhaft nationaler Widerstand, der bis auf den Orden alle durchzitterte.

Ein glücklicher Umstand kam hinzu, um ihm neue Kraft zu verleihen. Schon im April 1221 war in Harrien eine allgemeine Erhebung gegen die Dänen zum Ausbruch gekommen, die alten Feinde derselben, die Oeseler, eilten herbei und belagerten Andreas auf der Revaler Burg. Wenn er auch durch das zufällige Eintreffen einiger dänischen Kriegsschiffe aus der schlimmsten Lage errettet wurde, so

[1]) Bienemann. l. c. pag. 27.

mußte ihm doch der Aufstand beweisen, auf wie schwachen Füßen die vom Mutterlande weit entfernte dänische Kolonie eigentlich stand. Dem staatsmännischen Geiste des hohen Kirchenfürsten konnte es nicht verborgen bleiben, daß nur Hand in Hand mit den Deutschen, nicht in Zwiespalt und Feindschaft mit ihnen der nordestnische Besitz sich behaupten lasse. Er knüpfte daher, offenbar als ihm von der erregten Bewegung in Riga Nachricht überbracht wurde, mit Albert Verhandlungen an und erbot sich, auf Livland zu verzichten und in Saccala und Ugaunien die geistlichen Rechte des Bischofs anzuerkennen. Nur das eigentliche Estland solle den Dänen bleiben. Hocherfreut willigte Albert ein und brach mit dem Ordensmeister eilig nach Reval auf, um hier den Vertrag abzuschließen.

Es liegt auf der Hand, daß nur die Not den Erzbischof bewogen hatte, das aufzugeben, was Glück und Zufall seinem königlichen Herrn in die Hände gespielt — die Herrschaft über ganz Livland. Hat Waldemar diesem Schritt seines Erzbischofs die Anerkennung versagt? Hat er keine Kunde von demselben erhalten? Wer weiß es. Nur der Thatsache stehen wir gegenüber, daß noch im Sommer desselben Jahres in Riga ein Ritter Gotschalk aus Dänemark eintraf, um namens Waldemars die königliche Vogtei über die Stadt, den Hauptpunkt des ganzen Gebietes, auszuüben. Sollte gar in jenem Vertrage mit Andreas die Stadt Riga allein für Dänemark vorbehalten worden sein? Soviel Fragen, soviel unlösbare Rätsel!

Wir hören nichts bei Heinrich davon, daß Albert selbst gegen Gotschalk aufgetreten, wir erfahren vielmehr, daß der Orden, der auch in der Stadt saß, gut dänisch gesinnt war. Allzuwörtlich wird daher des Chronisten Ausruf, das gesamte Livland, alle Deutschen zumal, hätten sich gegen den Vogt erhoben, nicht zu nehmen sein. Wohl aber flammte in der Bürgerschaft ein mannhafter, trutziger Sinn empor: „Und sprachen alle wider ihn — — — daß sogar die Kaufleute ihm einen Lootsen für sein Schiff, sowohl da er von Gothland nach Livland kam, als auch, da er von Livland nach Gothland heimkehrte, verweigerten. Und zog derselbe mit Schanden wieder ab von Livland und kam auf das große, weite Meer und fuhr ohne Schiffslenker und ward verschlagen von widrigem Winde. Und weil er vielleicht wider den Willen dessen, der den Winden gebeut, nach Livland gekommen war, haben sich dieserhalben nicht unverdient die Winde wider ihn

erhoben und hat die Sonne der Gerechtigkeit ihm nicht geleuchtet, darum, daß er Maria, des Herrn Mutter, beleidigt hatte, die da heißet, des Meeres Stern. Solchergestalt von Livland ausgetrieben, kehrte selbiger Ritter heim nach Dänemark und entsagte fortan der Vogtei im Lande der seligen Jungfrau. So behütet des Meeres Stern immer sein Livland. So verteidigt die Herrin der Welt und aller Lande Gebieterin immer ihr geistlich Land! So gebeut die Himmelskönigin den irdischen Königen!"

Das Gefühl, einen Schritt von den schwerwiegendsten Folgen mit der Vertreibung des Vogts gethan zu haben, lastete in Riga auf allen Gemütern. Ein Zurück gab es nicht mehr, deshalb schlossen zu Treiden die Rigenser mit den Letten und Liven eine Eidgenossenschaft gegen weitere Angriffe des Königs und seine Helfer. Wie ernst dieser Bund genommen wurde, ersehen wir aus dem schnellen Zufahren des dänisch gesinnten Ordens, der einige Älteste der Liven aufgreifen und nach Segewold in Gewahrsam bringen ließ.

Für die junge Stadt aber sollte gerade das oben Erzählte von höchster Bedeutung sein: offenbar 1221 — nicht, wie früher angenommen wurde, erst 1226 — hat Riga seine eigene Verfassung erhalten, welche die Stadt vom Bischof wesentlich emanzipierte[1]). Dieselbe knüpft aufs engste an die oben ausführlich erzählte Abtretung des Landes an Waldemar. Wurde dieser der Herr Livlands, so erlosch naturgemäß die bischöfliche Vogtei in Riga zu Gunsten einer durch den König zu besetzenden. Zu diesem Zweck erschien denn auch der Ritter Gotschalk in Riga und es ist nicht anzunehmen, daß Albert ihm Widerstand geleistet hat. Dieser ging vielmehr von den Kaufleuten Rigas aus, die nichts von einer dänischen Herrschaft wissen wollten und den ungebetenen Gast schneller als ihm lieb war, heimwärts sandten. Sie waren dadurch aber auch die Herren der Stadt geworden, auf die samt dem übrigen Lande Albert ja Verzicht geleistet hatte, sie treten als solche auch gleich darauf in dem Treidener Bunde auf. Und fragen wir nach dem Umfang der neuen Freiheit, so kann wohl kein Zweifel darüber sein, daß sie in der Aneignung all der

---

[1]) Vgl. A. v. Bulmerincq. l. c. pag. 57ff. Die von ihm vertretene Ansicht über die Entstehung der Rigaschen Stadtverfassung ist im wesentlichen u. A. n. wohl die richtige.



Rechte bestand, die früher Albert ausgeübt hatte: Die Stadt wählte von nun an ihren Stadtrichter selbst, sah selbst nach Recht auf Markt und Straßen, ließ die Gerichtsgefälle in ihre eigne Kasse fließen. Den Rahmen aber für die also selbständig gewordene Stadtgemeinde bot die bereits bestehende Gilde der Kaufleute und Handwerker, die bisherige Gildeversammlung erweiterte sich zur Bürgerversammlung, die Vorsteher der ersteren (die seniores) bildeten von nun an den Rat der Stadt. Rat, Bürgerversammlung und der von ihnen gewählte Stadtrichter sind also die drei Organe der Rigaschen Bürgerschaft, die auch das alte Siegel der Kaufmannsgilde zu dem ihrigen machte.

Mag man auch den Ausdruck „Aufstand der Rigenser", den der neueste Darsteller dieser Vorgänge gebraucht hat, als zu weitgehend beanstanden, schwerlich zu bezweifeln dürfte die Thatsache denn doch sein, daß die eigene Verfassung Rigas im Gegensatz zu Alberts dänischer Politik entstanden, mithin ein Ausdruck des regen deutschen Bürgersinnes ist, welcher der alten Stadt schon in die Wiege gelegt worden war.

Bischof Alberts Lage wurde im Frühjahr 1222 noch einmal eine sehr ernste. Zwischen März und Mai stieg der mächtige Dänenkönig mit starkem Heer, in diesem auch Albert Graf von Lauenburg, der schon einmal in Livland gewesen, auf Oesel ans Land. Daß er mit Gewalt das Land, vor allem Riga, zu bezwingen trachten würde, schien nur allzu wahrscheinlich. Um solchen Entschlüssen zuvorzukommen, machten sich Albert, der Meister und Abgesandte der Liven nach Oesel auf. Hier ist es zu eingehenden Unterhandlungen gekommen, die, da Waldemar, den der Erzbischof Andreas mit der Lage völlig vertraut gemacht haben wird, von seinen bisherigen Forderungen Abstand nahm, zu glücklichem Ende geführt wurden. Auf die dringenden Bitten der Livländer und nach längerer Beratung mit seinen Vertrauten gab der König Albert Livland und alles, was zu Livland gehörte, zurück. Seine Oberhoheit über Saccala und Ugaunien überließ er dem Orden, der seinerseits Bischof Albert feierlich die geistliche Suprematie auch in diesen Landschaften einräumen, mithin von seinen verwegenen Selbständigkeitsgelüsten einen Schritt zurückthun mußte. Dem Dänenkönig aber versprachen die Ritter, „daß sie ihm beständig Treue erweisen und den Seinen sowohl wider die Russen, als wider die Heiden ihre Hilfe

nicht versagen sollten." Um Waldemar seine Bereitwilligkeit zu beweisen, ließ der Orden einige Brüder, zu denen sich Alberts Bruder Theoderich gesellte, in der neuen dänischen Burg auf Oesel zurück, dann schied man in Freundschaft von dem Mann, dessen Hand Jahre lang so hart auf dem Lande gelegen. König Waldemar aber segelte heimwärts — furchtbarem Zusammenbruch entgegen.

Kaum waren die Segel seiner Schiffe im Westen versunken und auch die Livländer heimgekehrt, so brach in Oesel, dann auf das Festland sich verbreitend, ein wilder Aufstand der Esten los: eine nationale Erhebung, bei welcher der lang angesammelte Haß gegen die Unterdrücker sich oft in barbarischen Orgien der Grausamkeit Luft machte. Bis in seine Grundfesten erzitterte der neuerrichtete Bau vor dem gewaltigen Ansturm der ihre Freiheit verteidigenden Eingeborenen.

Zuerst kam es in Oesel zum Ausbruch. Die Inselbewohner rotteten sich zusammen, belagerten die Dänenburg und zwangen durch ihre Überzahl und ihre nach dänischem Vorbilde errichteten Wurfmaschinen die Besatzung zur Übergabe. Durch die Kunde von diesem Erfolg ermutigt, griffen im Winter 1222/23 auch die Harrier und die in der Wiek zu den Waffen, ihnen folgten die Jerwier und die als Unterworfene geltenden Saccalaner und Ugaunier. So wohl vorbereitet war die Erhebung, daß ihr in Fellin, dem Mittelpunkt Saccalas, alle Brüder und Knechte, Priester und Kaufleute zum Opfer fielen. In der Kirche überfallen, wurden sie niedergeschlagen, ihre Leiber den Hunden als Fraß auf die Felder geworfen. An andern Orten wurden die Gefangenen den grausigsten Martern unterzogen, man zerriß ihnen die Eingeweide, zog ihnen das Herz noch lebendig aus dem Leib, briet es am Feuer und „sie fraßen es, damit sie stark wider die Christen würden." Eilends sandten die Felliner nach vollbrachter That nach Odenpäh und Dorpat Boten, welche die blutigen Schwerter, mit denen die Deutschen getötet worden waren, und deren Kleider und Pferde vorwiesen und zur Rache entflammten. Zu gleicher Zeit ging man auch die Nowgoroder und Pleskauer um Hilfe an, die denn auch nicht zögerten und bereitwillig in Dorpat, Fellin und andern Burgen Aufnahme fanden. Die Oeseler und Nordesten aber brachen gegen Reval vor, um diesen festen Punkt den Dänen zu entreißen, doch hier fanden sie energischen Widerstand und mußten vor einem Ausfall der Dänen und Deutschen die Belagerung aufgeben.

Nicht kann es unsere Aufgabe sein, dem wechselvollen Kampfe, dessen Ausgang ja nicht zweifelhaft sein konnte, in seinen Einzelheiten zu folgen. Trotz des Schwurs der Saccalaner, nie mehr die Taufe zu nehmen, so lange noch ein Knabe, ein Jahr alt und eine Elle hoch, im Lande sei, mußte sich — mochten auch Wechselfälle nicht ausbleiben, — der überlegenen Kriegserfahrung gegenüber schließlich jeder Widerstand als Unmöglichkeit erweisen.

Nachdem die Esten zuerst an der Sedde aufs Haupt geschlagen worden waren, mußten sie am 15. August auch Fellin, hinter dessen Mauern eine Seuche fürchterliche Verheerungen angerichtet, den Deutschen, die unter Bernhard von der Lippe ausgezogen waren, übergeben und von neuem die Taufe versprechen. „Und es schonten ihrer, erzählt Heinrich, die Brüder der Ritterschaft und die Deutschen alle, obwohl sie ebensowohl das Leben, als sämtliche Habe verwirkt hatten. Die Russen aber, so in der Burg gewesen, die zur Hilfe gekommen waren den Abtrünnigen, hat nach Eroberung der Burg das Heer alle aufgehängt vor der Burg zu einem Schrecken für die andern Russen." Anfänglich freilich verschlug dies Mittel wenig, denn gleich darauf erschien Jaroslaw, der Bruder des Großfürsten Georg von Susdal, mit reisigen Mannen zur Unterstützung der Esten, die einen neuen Handstreich gegen Reval beabsichtigten, und ihm schlossen sich andere Scharen aus Nowgorod und Pleskau an. Doch abermals blieb der Erfolg aus: nachdem der Feind 4 Wochen vor Reval gelegen, mußte er mit Schanden wieder von dannen ziehen.

Im folgenden Jahre fiel nach mehrfachen vergeblichen Anfällen auch Dorpat, die stärkste Burg des Landes, im Herbst den Livländern wieder in die Hände — ein Ereignis von weitreichendster Bedeutung. Hatten doch die Nowgoroder diesen für Ugaunien so wichtigen Platz 1223 dem Fürsten Wjätschko, dem ehemaligen Herrn von Kukenois, zur Verteidigung übergeben. Dieser, der durch Niedermetzelung der deutschen Besatzung in Kokenhusen (1208) zu einem Todfeind der Livländer geworden war, schien der Mann, alle Gegner derselben mit gleicher Erbitterung zu erfüllen. „Gelang es den Russen, sich hier zu behaupten, so mußte über kurz oder lang das ganze Gebiet bis zur Düna in ihre Hände fallen"[1]). Kein Wunder, daß Albert immer

[1]) cf. Schiemann l. c. pag. 38ff.

wieder alle Kräfte anspannte, um Dorpats Herr zu werden. Im Hochsommer 1224 bot er die gesamte Macht zu entscheidendem Heereszuge auf: die Ordensbrüder, die Mannen der Kirche, die Pilgrime und Kaufleute und die Bürger der Stadt Riga sammelten sich am Burtneeksee, dann ging es gegen die wohl verteidigte Feste, die man regelrecht belagerte. Mächtige Kriegsmaschinen, Ballisten und Patherellen genannt, wurden aufgerichtet, ein gewaltiger beweglicher Belagerungsturm fertiggestellt, mit fieberhaftem Eifer der Erdwall unterminiert und an einer Stelle auch zum Einsturz gebracht. Nicht Tag, nicht Nacht ließ man den Belagerten Ruhe, die ihrerseits durch Wjätschko mit Mut und Zuversicht auf russischen Entsatz erfüllt wurden, — war er den Saccalanern doch, mit Heinrich zu sprechen, ein Fallstrick und ein großer Teufel. Endlich beschlossen die Kreuzfahrer und Deutschen einen entscheidenden Sturm zu wagen. Doch die Dorpater waren wachsam: plötzlich öffnet sich in der Befestigung eine Bresche und aus ihr rollen mit Brennstoffen gefüllte große Räder gegen den hölzernen Belagerungsturm. Nur mit Mühe gelingt es die Gefahr abzuwenden, während andere Ritter Holz zusammen schleppen lassen und die Fallbrücke der Burg in Brand setzen. Gegen diese stürmen die Russen heran, um sie zurückzuwerfen: „Johannes von Appeldern aber, ein Bruder des Bischofs, ein herrlicher Ritter, nimmt Feuer in seine Hand und beginnt den Wall zuerst anzusteigen und sein Knecht Peter war sofort als zweiter bei ihm und ohne Verzug und Hindernis gelangen sie bis an die Befestigung stracks hinein. Wie das die andern vom Heere sehen, laufen sie alle und folgen ihnen nach, kurz, es beeilt sich ein jeglicher, daß er zuerst hinaufsteigen, Jesu Christ und der hl. Jungfrau Maria Ruhm und Lob erhöhen und selber Lob und Lohn für seine Arbeit bekommen möge, und stieg hinauf — wer zuerst angelangt war, weiß ich nicht, Gott aber weiß es — und folgte ihm der helle Haufe. Und es hob ein jeglicher seinen Mitgenossen hinüber in die Burg und andere drangen durch die Bresche, durch welche die in der Burg die Feuerräder herausgelassen hatten, hinein und die Ersten bereiteten den Folgenden den Weg und jagten mit Schwert und Lanze die Esten von dannen. Den Deutschen folgten die Letten und etliche der Liven. Und sofort begannen sie das Volk zu töten, sowohl die Männer, als auch die Weiber und schonten ihrer nicht, daß sie es bereits auf 1000 an Zahl brachten. Die Russen aber, nachdem sie lange

Zeit tapfern Widerstand geleistet hatten, wurden endlich besiegt und flohen nach oben ins Innere der Befestigung und wurden von da wiederum herausgezogen und erschlagen alle samt dem Könige, gegen zweihundert. Andere vom Heere aber umstellten die Burg selbst und ließen niemanden hinausfliehen. Von all den Männern nun, so in der Burg waren, blieb nur ein Lebendiger übrig, der war des Großkönigs von Susdal Vasall, hergeschickt von seinem Herrn mit den andern Russen. Den kleideten hernach die Brüder der Ritterschaft und schickten ihn heim nach Nogardien und Susdal auf einem guten Roß, daß er die Nachricht von dem Geschehenen seinem Herrn verkündige. Nachdem aber alle Männer getötet worden, begann ein groß Frohlocken und ein Spiel der Christen mit Pauken und Pfeifen und andern Instrumenten, darum, daß sie Vergeltung geübt an den Missethätern und alle die Treulosen, so von Livland und Estland allda versammelt waren, getötet hatten. Danach nahmen sie die Waffen der Russen und die Beutestücke allzumal, die sich in der Burg befanden und die noch übrig gebliebenen Weiber und Kinder, zündeten die Burg an und kehrten sogleich am folgenden Tage mit großen Freuden zurück nach Livland, für den Sieg, so ihnen von Gott verliehen worden, ihn lobend gen Himmel, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich."

Der Fall Dorpats beendete den Aufstand. Ein Heer der Nowgoroder kehrte auf die traurige Nachricht um, die Esten aber sandten in dumpfer Verzweiflung nach Riga und boten abermals Taufe und Unterwerfung: der Friede zog wieder ins verwüstete Land. Alle sehnten sich nach Ruhe und beugten sich vor den Rigischen „und ward das Land stille vor ihrem Angesicht." Die Esten kamen aus ihren Burgen und bauten die abgebrannten Kirchen und Dörfer wieder auf, Letten und Liven verließen die Wälder und bestellten ihre Äcker, kurz, eine Zeit friedvoller Thätigkeit trat ein, wie man sie vierzig Jahre nicht gekannt hatte. „Und es ruhete alles Volk unter dem Schirme des Herrn und benedeite ihn, der da gebenedeiet ist in Ewigkeit". —

Nur für Einen brachen bessere Tage noch nicht an — für König Waldemar. Ohnmächtigen Zorn im Herzen hatte er, hinabgestürzt von der Höhe seiner Macht, der Not in Estland zusehen müssen. War er doch seit Anfang Mai 1223 Gefangener seines Vasallen, des Grafen Heinrich des Schwarzen von Schwerin, dem er die halbe Grafschaft

und das Schloß für einen kleinen Enkel entrissen hatte. Als der Graf aus dem gelobten Lande heimkehrte, fand er den Gewaltakt geschehen. Da faßte er ein Herz, überfiel am 7. Mai den König, der auf der kleinen Insel Lyoe bei Fünen jagte, zu nachtschlafender Zeit in seinem Zelt und brachte ihn nebst dem Kronprinzen in das feste Schloß Dannenberg in sichern Gewahrsam. Dieses Ereignis, das mit Blitzesschnelle bekannt wurde, gab das Signal zu einer allgemeinen Erhebung der Gebiete, die durch Waldemar dem dänischen Reich einverleibt oder wenigstens beeinträchtigt worden waren: der Erzbischof von Bremen, die Grafen von Holstein, die mecklenburgischen Fürsten atmeten auf, ihre Mannen schlugen auch im offenen Felde die Dänen aufs Haupt, der beste Feldherr Waldemars mußte gefangen seines Herrn Kerker teilen. Wer wollte verkennen, welche Bedeutung der Sturz Waldemars für die Entfaltung Deutschlands an der Ostsee haben mußte — jetzt erst war die Ostsee wieder deutscher Kraft zugänglich, jetzt erst die Entfaltung der deutschen Städte am baltischen Meer gesichert. Aber auch auf unsere Heimat wirkte der Tag von Lyoe entscheidend zurück — er begrub für immer die Großmachtstellung Dänemarks in diesen nördlichen Gebieten. Wie sollte denn im Ernst die kleine Schar von Dänen daran denken, sich auf die Dauer in Estland zu behaupten, da ihr mächtiger König als Gefangener im Königsloch zu Dannenberg saß? Mochte der dänische Statthalter Revals, Bischof Tuvo von Ripen, noch so tapfer den Aufständischen entgegentreten, nur mit Hilfe der Deutschen gelang es das Äußerste abzuwenden. Das mußte auch Waldemar selbst einsehen: im Frühjahr 1224 empfing er in seinem Kerker den Bischof Albert und dessen Bruder Hermann, den designierten Bischof von Estland, dem er bisher hartnäckig die Fahrt nach Livland verboten hatte, und willigte in die Anerkennung Hermanns. Stillschweigend war damit ausgesprochen, daß die südestnischen Distrikte nicht Dänemark, sondern deutscher Herrschaft unterstehen sollten. Auch der Orden entsagte damals jenen Erwerbungen, die ihm seine verräterische Verbindung mit Dänemark einst eingebracht, und erkannte für seine estnischen Besitzungen die geistliche Oberhoheit Bischof Hermanns an. Seit 1224 dürfte sich denn auch das Bestehen des Bistums Dorpat behaupten lassen, in welche Stadt Hermann den Schwerpunkt seines Stifts verlegte, indem er seinen Bruder Rotmar zum Propst des Domkapitels in Dorpat einsetzte. Den Namen eines Bischofs von Dorpat

trägt Hermann freilich erst seit 1235. — An Differenzen mancher Art hatte es trotzdem während des Estenaufstandes nicht gefehlt und wenn auch äußerlich leidliche Eintracht geherrscht, so war dies wesentlich der drohenden Gefahr zuzuschreiben. Jetzt, wo die Gefahr verschwunden, drohte auch die Zwietracht wieder einzuziehen. Nur eine dauernde Klärung der Verhältnisse, eine von hoher Autorität ausgehende Feststellung der Machtgebiete von Bischof, Orden und Riga konnte die Gewähr dauernder Ruhe bieten — deshalb wandte sich Albert an Papst Honorius III. und bat diesen um Hersendung eines Legaten

„Das Jahr sieben und zwanzig des Bischofs kam und nun
Vermocht in stillem Frieden der Liven Land zu ruh'n."

also leitet Heinrich die Erzählung des 25. Jahres ein. Um das Wort im vollen Umfang wahr zu machen, erschien im Frühjahr 1225 Wilhelm, Bischof von Modena, als päpstlicher Legat im Lande, den man mit Recht eine der bedeutendsten Gestalten auf livländischem Boden genannt hat.

Kaum hat er seinen Fuß hergesetzt, so beginnt er eine umfassende Thätigkeit, bei der er gewiß in erster Reihe den Intentionen seines geistlichen Auftraggebers folgte, jedoch auch die Interessen der Kolonie, die ihm bald lieb geworden sein muß, zu fördern suchte. Rigas Verfassung, wie sie sich herausgebildet, bestätigte er, regelte die Grenzstreitigkeiten der Stadt mit dem Bischof von Kurland, dem Kloster Dünamünde und fixierte den Umfang der Stadtmark. Besondere Fürsorge wandte er dem Landvolk zu: er eilt zu den Liven, die über Bedrückung und Beraubung ihrer Äcker durch den Orden klagen, zu den Letten, die über den Verlust ihrer Bienenbäume verzweifelt sind. Dann geht es zu den Esten, die wohl am meisten durch die Eroberer zu leiden hatten, überall rät er zum Frieden, ermahnt er die Deutschen, abzulassen von Joch und Unterdrückung der Eingeborenen, predigt er den Liven, Letten und Esten, sie möchten nicht von Christi Lehre lassen. Vielleicht ist es nicht zu kühn ihm auch auf die ersten Keime hiesiger Schulbildung einen bedeutsamen Einfluß zuzuweisen Wir wissen wenigstens, daß er in Preußen, wo er auch erfolgreich gewirkt hat, in dieser Richtung thätig gewesen und die damals allgemein gebrauchte lateinische Grammatik von Donat in die Landessprache übertragen ließ. Sollte er bei uns nicht ähnlich gewirkt haben? Und gewaltig ist der Erfolg seiner milden und doch festen Worte, wohin

Wilhelm kommt, da sammelt sich das Volk zu Hauf' und die Deutschen nehmen ihn nicht weniger ehrfürchtig auf. Selbst mit einer Bekehrung der Russen scheint sich sein Geist getragen zu haben. Als er später nach Rom heimkehrte, gingen Gesandte Roms nach Rußland, um bei den Fürsten Umfrage zu halten, ob es wahr sei, daß überall nach der römischen Lehre verlangt würde[1]). Daß seine Pläne weit über dem engen Rahmen der livländischen Kolonie standen, daß sie weitreichender gewesen, das erhellt aber vor allem durch die Art, wie er die verworrenen Verhältnisse der estnischen Gebiete zu lösen trachtete — sind es doch die Ideen eines Innocenz III., die Errichtung eines theokratischen Gemeinwesens im fernen Nordosten, an deren Verwirklichung auch Wilhelm von Modena Hand legte. Er bestimmte nämlich, daß die Wiek, Harrien, Wierland und Jerwen keiner der streitenden Parteien unterthan sein sollten, und nahm diese Landschaften, die unter dem direkten Schutz des hl. Vaters stehen sollten, in eigene Verwaltung. Den Dänen blieb nur Burg und Gebiet von Reval.

Doch diese merkwürdige Schöpfung hatte kaum so lange Bestand, als Wilhelm im Lande war. Die Vasallen Bischof Hermanns, unter ihnen insbesondere Johann von Dolen, brachen nach Wierland ein, ohne sich um den Bannstrahl und die Proteste zu kümmern, welche der Stellvertreter Wilhelms, der Kaplan Johannes, ihnen entgegensetzte. Da Wilhelm bereits im Juli 1226 nach Gothland abgereist war und ein von ihm hier zusammengebrachtes Kreuzheer in Livland andere Verwendung fand, als er gewollt, so brach der estländische Kirchenstaat wie ein Kartenhaus zusammen. Wohl schon 1227 trat der Kaplan Johannes seine Rechte, vorbehältlich der päpstlichen Oberherrschaft, den Deutschen ab, die Wierland, Jerwen und die Wiek in Besitz nahmen, Harrien dagegen den Dänen zusprachen. Doch selbst diese letzte Landschaft ging ihnen schnell verloren. Ein neuer Zwist mit dem immer thatkräftiger werdenden Orden führte diesen mit seinen Mannen vor die Mauern von Reval. Nach siegreichem Treffen der Deutschen sehen sich die Dänen genötigt, jenen ihren ganzen estnischen Besitz abzutreten. Mit ihren beiden Bischöfen segeln die Dänen heimwärts, das Land aber nimmt der Orden in Besitz, nur die Wiek und die Insel Oesel, von

---

[1]) cf. K. Schirren. Vorträge über livl. Geschichte.

deren Eroberung gleich geredet werden soll, erhält Albert, der aus ihnen ein neues Bistum bildet, dem er den Abt von Dünamünde, Gottfried, vorsetzte.

Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß diese Erfolge der Deutschen durch die abermalige Katastrophe, die über König Waldemar hereingebrochen war, beeinflußt worden sind.

Wohl war der König im Dezember 1225 aus seiner Haft entlassen worden, nachdem er alles Land zwischen Eider und Elbe, Westsee und Ostsee, mit alleiniger Ausnahme Rügens, dem Reich zurückerstattet, aber kaum war er in Freiheit, so ließ er sich vom Papst seiner Eide los und ledig sprechen und knüpfte abermals mit den Welfen an. Die drohende Gefahr schreckte seine Gegner noch einmal zusammen: Gerhard von Bremen, Albert Herzog von Sachsen, Adolf Graf von Holstein, Heinrich Graf von Schwerin und die Bürger Lübecks und Hamburgs schlugen auf der Heide von Bornhöved am 22. Juli 1227 das dänische Heer vernichtend. Der König selbst verlor ein Auge und entging mit Mühe einer neuen Gefangenschaft. „Der listige Streich von Lyoe," sagt Ranke treffend, „war nun durch offenen Kampf wieder gut gemacht und zugleich in seiner Wirkung bestätigt worden[1]). Seitdem richteten die Dänen nichts weiter aus. In Ratzeburg und Lauenburg konnte sich das neue Herzogtum Sachsen befestigen. Die ganze Ostsee geriet in die Hände deutscher Seefahrer. Der Bischof von Riga und sein Orden nahmen auch (einen Teil von) Estland ein. Das deutsche Prinzip, von dem die Kultur in den Regionen des Nordostens ausging, erlangte auch politisch dort seine ganze Bedeutung wieder."

Ein Jahr darauf (1228) hat König Heinrich VII. „aus königlicher Machtvollkommenheit und Gnade, zu seiner und seiner Vorfahren Seelenheil" Estland dem Orden feierlich bestätigt, nachdem schon im Winter 1225 der nach Deutschland gesandte Bischof Hermann die Erhebung der geistlichen Territorien mit Einschluß des Ordenslandes, also ganz Livlands, zur Markgrafschaft bewirkt hatte, eine neue Bestätigung der Reichsfürstenwürde, die Albert schon vor Jahren von König Philipp zu teil geworden war. Noch einmal war der politische Zusammenhang zwischen Mutterland und Kolonie feierlich ausgesprochen worden.

---

[1]) cf. L. v. Ranke. l. c. pag. 383.

In jene Jahre fällt noch ein Ereignis von weitreichendster Bedeutung, das die Unterwerfung dieses Landes erst abschloß und die Sicherheit des Handels gewährleistete: die Eroberung Oesels im Januar 1227. Zwanzigtausend Mann stark zogen Deutsche, Liven, Letten, ja estnische Hilfsvölker über das spiegelblanke Eis des Sundes — an ihrer Spitze der greise Albert selbst. Mit äußerster Tapferkeit verteidigen die Oeseler ihr Eiland, ihre Burgen, doch der Übermacht unterliegen sie, die Bauernburg Moon wird erstürmt, obgleich der Burgberg hoch und befroren war und die Mauer durch Begießen mit Wasser in Eis starrte. „Dennoch gelangen die Deutschen, etliche auf der Leiter, etliche am Stricke sich haltend, ja durch einen Engel des Herrn emporgetragen, hinauf und sind den allerseits fliehenden Feinden auf den Fersen. Eine Stimme des Frohlockens und des Heils bei den Christen! Ein Klagen und Heulen des Verzweifelns und des Verderbens bei den Heiden! Hinein in die Burg dringen die Deutschen und töten alles Volk:

„Osiliens Heidenvolk kann Schonung nicht erlangen,
Ein Teil wird hingestreckt, der andre Teil gefangen." —

Dann gehts weiter gegen die oeselsche Burg Wolde, auch diese ergiebt sich und die Taufe der Oeseler krönt das Werk.

Mit der begeisterten Schilderung der Eroberung Oesels schließt unser treuer Führer durch Livlands Heroenzeitalter, der Chronist Heinrich, dem, wie er selbst betont, bei der Niederschrift des Selbsterlebten oder von Augenzeugen Erfahrenen, der Gedanke vorgeschwebt, die Nachlebenden möchten durch ihn erkennen, was Gott und die hl. Jungfrau für Livland gethan, „damit sie Gott Lob zollen und auf ihn ihre Hoffnung setzen". Fürwahr Wunderbares war in dem Lande der Heiden geschehen: „Was selbst die Könige bishero nicht gekonnt, das hat die selige Jungfrau durch ihre Knechte, die Rigischen, in kurzer Zeit mit Leichtigkeit zu ihres Namens Ehre ausgerichtet:

„Euch folgt der Sieg zu jeder Zeit
Mit Triumphes Herrlichkeit.
Des soll Ruhm und Preis erschallen
Gott dem Herrn in Himmelshallen!"

Noch zwei Jahre waren Albert beschieden, doch brachten sie wenig Erfreuliches. Westhard von Terweten, der Semgallerhäuptling, erhob sich, für die Freiheit seines Volkes fürchtend, gegen die Deutschen.



Im August 1228 überfluteten Semgaller und Kuren das Land, überrumpelten und zerstörten das Kloster Dünamünde und töteten die Mönche. Ein wilder Krieg loderte empor. Volquin rief zur Rache auf, die Kuren und Semgaller verbündeten sich mit den Litauern, jener Macht, an deren Bekämpfung der Orden später verbluten sollte.

Inmitten dieses Waffenlärms ist Albert zu seinen Vätern versammelt worden: am 17. Januar 1229 schloß er nach einem Leben, das er ganz und voll seinem Livland gelebt, nach Kämpfen und schweren Enttäuschungen, aber auch nach herrlichen Erfolgen, die müden Augen. Das erzbischöfliche Pallium, das er wahrlich verdient hatte, war ihm nicht zuteil geworden, die selbstsüchtigen Pläne des Papsttums hatten es ihm vorenthalten.

In der Domkirche zu Riga fand er die letzte Ruhe, er, auf dessen Wirken das Dichterwort seine Anwendung finden könnte:

'3 ist auch wohl fein,
Ein wackrer Mann zu seiner Zeit zu sein."

Durch die Flucht der Jahrhunderte leuchtet noch heute des großen Alberts Name hinein in unsere Herzen, von Geschlecht zu Geschlecht!

---

6. Kapitel.

O weh' dem großen Leide!
Reimchronik.

Der Untergang der Schwertbrüder.

Daß Alberts Tod für die junge Pflanzung von der größten Bedeutung sein mußte, lag auf der Hand. Die Frage, wer sein Nachfolger werden, wem die Wahlbefugnis obliegen würde, trat sofort in den Vordergrund und regte vor allem in Bremen alte Herrschaftsgelüste von neuem an. Rasch entschlossen erklärte man hier den Domherrn Albert Suerbeer zum Bischof von Riga. Schon aber war in dieser Stadt das Gefühl eigener Kraft so stark, daß man dem bremischen Kandidaten einen eigenen entgegenzusetzen unternahm: einstimmig wählte das rigische Domkapitel den Prämonstratenser Domherrn zu St. Marien in Magdeburg Nikolaus, einen humanen, ernsthaften Mann, der das Land, in das er berufen wurde, rasch in sein Herz schloß.

Den Vorteil aus der schwierigen Situation zog abermals der Papst, auf ihn richteten beide Kandidaten ihre Augen, ihm also war wiederum Gelegenheit gegeben seinen mächtigen Schiedsspruch in die Wagschale zu werfen. Gregor IX. zögerte nicht seine Autorität geltend zu machen und sandte den Kardinal Otto nach Livland. Dieser aber übergab, nachdem er vorläufig beiden Bischöfen verboten irgend welche Amtsbefugnisse auszuüben, die weitere Regelung der verwickelten Frage seinem Beichtvater Balduin, einem Mönch des flandrischen Klosters Alna, mit dem ein Mann in die Entwicklung unserer Heimat tritt, der als fanatischer Vertreter jener von uns bereits charakterisierten päpstlichen Politik zu den gefährlichsten Feinden Livlands gerechnet werden muß.

Wie groß das Mißtrauen war, das man Balduin von Alna entgegenbrachte, zeigte sich schon darin, daß ihm, als er 1230 in Wisby



anlangte, Boten aus Livland entgegentraten und ihm einen Eid abverlangten, er werde ihre Rechte in keiner Weise vergewaltigen. Kaum war Balduin in Riga ans Land gestiegen, so begann er seine Thätigkeit mit eigenmächtigen Verfügungen, die um so unerträglicher wurden, als sie arge materielle Schädigungen der Rigischen im Gefolge hatten.

Hatten doch die Bürger Rigas, während unter des Ordens siegreicher Fahne die Heldenkämpfe gegen die Esten ihren Fortgang nahmen, ihren Fuß bereits in das süddünische Land, nach Kurland, gesetzt. Eben damals war denn auch ein Vertrag zwischen Bischof Nikolaus und den Kuren zu Stande gekommen, laut welchem sie die Taufe versprachen und einen Bischof aus Nikolaus Händen zu empfangen sich bereit erklärten. Hier glaubte der Mönch von Alna den auf eignen Ausbau der Verhältnisse gerichteten Bestrebungen der Livländer erfolgreich entgegentreten zu können. Durch geschickte, kein Mittel scheuende Verhandlungen gelang es ihm in der That die Kuren so weit zu bringen, daß sie sich direkt der päpstlichen Hoheit unterwarfen und Geiseln stellten, die Balduin schleunigst hinter den Mauern Dünamündes barg. Hierher zog er sich dann selbst zurück und trotzte allen Protesten der Rigenser und Nikolaus. Auch auf Estland warf der Unruhige sein Auge: hatte doch schon Wilhelm von Modena dieses Gebiet dem hl. Stuhl unterstellen wollen; damals waren aber die dänische Katastrophe und der Ungestüm des Ordens hindernd in den Weg getreten — vielleicht, daß die Zeit jetzt günstiger war?

Während Balduin sich noch mit all diesen Ideen trug, fällte der Kardinal Otto seinen Schiedsspruch. Wie vorauszusehen gewesen, fiel derselbe gegen die unbequemen Bremer Prätensionen, also gegen Albert Suerbeer und für Nikolaus aus: jenem wurde ewiges Schweigen auferlegt. Wohl im April 1231 erfolgte die päpstliche Ernennungsbulle, durch die, da die „junge und zarte Kirche, um nicht langwierige Nachteile ihrer Verwaisung zu verspüren, eines Beschützers und Lenkers" bedürfe, der wegen seiner „ehrbaren Sitten und löblichen Lebenswandels und seiner vortrefflichen Kenntnisse" besonders bewährte Nikolaus eingesetzt wurde[1]).

Kaum fühlte sich Nikolaus auf dem Stuhl von Riga sicher, so

[1]) Päpstliche Bulle, abgedruckt in „Beiträge zur Kunde Liv-, Est- u. Kurl." I, 1. pag. 66. Reval 1868.

zeigte er den deutlichen Willen den Umtrieben Balduins entgegenzuwirken. Im Gegensatz zu dessen kurischen Plänen belehnte er rigische Bürger mit großen Landstrecken in Kurland und Semgallen, während der Orden im selben Sinne handelnd in Jerwen an 200 gothländische Kaufleute Güter vergabte. Natürlich erbitterte diese systematische Opposition den Mönch aufs höchste, voller Wut verließ er Livland, um dem hl. Vater sein Leid zu klagen. Der Papst nahm seine Partei und überschüttete ihn förmlich mit Zeichen seiner Gunst. Nicht nur, daß er ihn zum Bischof von Kurland erhob, obgleich ein von Albert ernannter Bischof Lambert noch lebte, er machte ihn auch zum Legaten für Gothland, Finnland, Estland, Kurland und Semgallen und gab ihm so weit reichende Vollmachten, daß er wie ein Selbstherrscher im Lande schalten und walten konnte.

Man braucht nur einen Blick auf die päpstlichen Bullen zu werfen, die Balduin sich anschickte nach Livland zu bringen, um sofort zu erkennen, welche Befugnisse der neue Legat erhalten hatte: kaiserliche Gnadenbriefe, Entscheidungen Wilhelms von Modena, ja selbst päpstliche frühere Entscheidungen zu ändern, umzuwerfen und zu vernichten war seinem Ermessen anheimgestellt. Wehe dem, der ihm Widerstand leisten würde, Bann und Exkommunikation sollte er gegen ihn gebrauchen dürfen. „Was blieb da, ist zutreffend bemerkt worden[1]), von der Selbständigkeit Livlands übrig? Der Norden und der Süden sollten dem Papst ganz in die Hand fallen, das Land in der Mitte unter Vormundschaft gestellt werden und über dem Ganzen der Mönch von Alna gebieten wie ein König. — — — Es war, darüber kann kein Zweifel walten, ein nochmaliger Versuch des Papsttums, sich auf livländischem Boden einen Vasallenstaat zu gründen."

Doch allzu scharf macht schartig! Das sollte auch der siegestrunkene Legat erfahren. Wie oft hatte man sich aus Livland nach Rom gewandt an das geistliche Oberhaupt, wie nun, wenn man auf den Gedanken kam gegen die immer unerträglicheren Übergriffe der Kurie sich an den deutschen Kaiser zu wenden, der noch 1231 dem

[1]) cf. Th. Schiemann. Rußland, Polen und Livland. II. Th. 47 ff. Dieses auf den neuesten Forschungen basierende Werk, das schlechtweg als „Gesch. Livlands" zitiert werden wird, bietet die Grundlage der folgenden Kapitel bis auf Plettenberg. Daneben sind die Chroniken selbst, ferner Schirrens Vorträge und manche Spezialschrift herangezogen worden.

Orden seinen Besitzstand feierlich garantiert hatte? Balduin scheint das nicht gefürchtet zu haben, als er Anfang 1232 aus der ewigen Stadt in den Norden zurückkehrte. Die Livländer gaben Kurland und Jerwen auch wirklich in seine Gewalt, als er aber auch die Auslieferung Revals begehrte, brach der lang zurückgehaltene Unwille in elementarer Weise hervor. Als vollends der Meister des Ritterordens, Volquin, Miene machte, sich den Wünschen Balduins zu fügen, der offenbar versprochen hatte, ihm die Burg auf dem Domberge als Lehen zurückzugeben, wandte sich die Erbitterung der Brüder auch gegen ihr Oberhaupt, das, wie der Mönch selbst es bezeugt hat, „der römischen Kirche günstiger gesinnt war". Sie bemächtigten sich seiner Person und kerkerten ihn ein, um während der dreimonatlichen Gefangenschaft, wilde Akte der Selbstverteidigung zu vollziehen. „Die Brüder brachten den ganzen Dom in ihre Hände; die Vasallen, welche ihnen Widerstand zu leisten suchten, wurden erschlagen und die Umgegend Revals verwüstet. Gegen hundert Vasallen sollen bei dieser Gelegenheit umgekommen sein, selbst im geweihten Innern des Gotteshauses floß das Blut; die Brüder türmten die Leichen zu einer Pyramide auf, deren Spitze die aufrecht stehende Leiche des Führers der Vasallen bildete. Zweihundert andere Vasallen wurden gefangen genommen und erst später gegen hohes Lösegeld freigegeben, zweihundert Streitrosse, zweihundertfünfzig Pferde, vierhundert Rüstungen, dazu Kaufmannsgut und die Habe der Revaler Bürger fielen den Siegern zur Beute. — Man schätzte den Gesamtschaden auf die ungeheuere Summe von 15000 Mark[1])."

So wurden die Gegner des Ordens in Harrien zu Boden geschlagen, in den andern Landschaften Estlands ging es seinen Widersachern nicht besser, überall blieb er Sieger, trotzdem sich die Esten erhoben, trotzdem die Russen auf dem Kampfplatz erschienen, trotzdem Balduin seine geistlichen Waffen gegen ihn gebrauchte. Als der Legat alle Gebietiger des Ordens in den Bann that und den Priesterbrüdern die Ausübung der Seelsorge verbot, antworteten die Ritter mit neuen Gewaltthaten. Einen Bruder des großen Albert, Johann von Buxhöwden, dessen Söhne sich dem Legaten angeschlossen, straften sie mit 200 Mark, einem andern Vasallen stießen sie die Augen aus, Ein-

[1]) Nach den Forschungen H. Hildebrands über Livonika im Vatikan.

geborene, die Balduin nach Rom senden wollte, holten sie, obgleich sie schon nach Holland gekommen waren, rücksichtslos zurück.

Das waren die Früchte der Politik des Legaten: eine unglaubliche Zerrüttung drohte alle jungen Keime, die Alberts sorgende Hand dem Boden anvertraut, zu vernichten, zumal auch die Russen die günstige Gelegenheit wahrnahmen und ins Stift Dorpat einbrachen. Das Kloster Falkenau wurde zerstört, die Stadt Dorpat in arge Bedrängnis gebracht. Selbst in Rom kam man schließlich zur Einsicht, daß es so nicht weiter gehen könne und dürfe. Gregor IX. rief Balduin ab und übertrug die Lösung der Wirrnisse dem warmherzigen Wilhelm von Modena.

Freilich wurde die Gefahr damit noch keineswegs völlig beseitigt. Setzte der gekränkte Mönch doch vor seinem Scheiden die Zitation des Bischofs, des Ordens und der Stadt Riga nach Rom durch und erhoben sich doch zu gleicher Zeit die dänischen Ansprüche wieder. König Waldemar, weder durch langen Kerker, noch durch die Niederlage auf dem Felde von Bornhöved aus seinen Bahnen gebracht, trug sein unruhiges Haupt höher denn je und ließ durch seine rührigen Gesandten, da er die Abneigung des Papstes gegen die Livländer kannte, seine alten Ansprüche auf Estland von neuem mit Nachdruck vorbringen.

Diese Bestrebungen konnten in Livland nicht verborgen bleiben und hier nichts anders als schwere Sorge hervorrufen. Die Furcht vor neuen dänischen Anforderungen ist es offenbar gewesen, die dem Schwertbrüderorden den längst gehegten Gedanken wieder nahe gelegt hat, fremde Hilfe zu gewinnen. Diese schien sich aber ihm naturgemäß am ehesten darzubieten, wenn die Brüder eine Vereinigung mit dem mächtigern Deutschen Orden zu Stande brachten, der seit Ende 1229 oder Anfang 1230 ins Preußenland gekommen war.

Der Deutsche Ritterorden ist die jüngste jener drei großen Vereinigungen, die das heilige Feuer der Kreuzzüge hatte entstehen lassen und in denen Mönchtum und Rittertum, Askese und kriegerischer Geist ihre vollkommenste Durchdringung und Ausprägung fanden. Tapfer und feurig fochten die Ritter des 1190 vor Accon im hl. Lande von norddeutschen Wallfahrern gegründeten Ordens, die Marienritter oder wohl auch die Brüder vom Deutschen Hause genannt, zu Ehren des Kreuzes wider den Muselmann. Doch die welthistorische Aufgabe dieses Ordens war nicht in Palästina, sondern an der Ostseeküste, im Lande

der heidnischen Preußen und Letten, Liven und Esten zu lösen. Es war der Herzog Konrad von Masovien, der, unfähig mit eignen Kräften das Werk zu thun, zur Unterwerfung der Preußen mit dem großen Hochmeister Hermann von Salza in Verhandlungen trat und ihm das Kulmer Land zur Schenkung anbot. Kaiser Friedrich II., der Staufer, gab den Entscheid und Ausschlag. In einer Urkunde von 1229 sagte er: „Dazu hat der Herr unsere Kaisergewalt hoch über die Könige des Erdkreises emporgehoben und die Grenzen unserer Herrschaft durch die verschiedenen Zonen der Welt erweitert, auf daß sie Sorge tragen sollen, daß sein Name in Ewigkeit verherrlicht und der Glaube an das Evangelium auch unter die Heiden weit verbreitet werde." Deshalb, fuhr er fort, „möge der Orden des Landes Erwerbung kräftig betreiben; dem Hochmeister und allen seinen Nachfolgern solle alle Gewalt über dasselbe zustehen, so weit es irgend ein Fürst des Reiches in seinem eignen Lande haben könne." Auch Papst Honorius III. erteilte dem kühnen Unternehmen seinen Konsens und 1229/30 brach der umsichtige Hermann Balke als „Verweser in Preußen" nach Masovien auf. Die Burgen Vogelsang und Nessau auf dem westlichen Weichselufer bildeten die ersten Niederlassungen der wehrhaften Brüder, die, als der Papst das Kreuz gegen die heidnischen Preußen zu predigen erlaubte, mit Zuzug zahlreicher Kreuzfahrer den Kampf gegen die tapfern und stolzen Eingeborenen aufnahmen. 1231 wurde die Burg Thorn auf dem rechten Weichselufer zur Beherrschung des Kulmer Landes errichtet, schon 1232 wuchsen die Städte Thorn und Kulm empor: dem Ritter waren der deutsche Bürger und Bauer hochgemuten Sinnes gefolgt. Die Kulmer „Standfeste" von 1233 bildete die Grundlage der neuen deutschen Städteeinrichtungen auf fremdem Boden. Doch das zu Beginn freundliche Verhältnis zu Konrad von Masovien trübte sich bald: das herrische Auftreten der Ritter mochte den polnischen Herzog für seine eigne Macht fürchten lassen. Um gegen ihn eine feste Stütze zu haben, wandte sich der Orden an Papst Gregor IX., bei dem er dann auch den Rückhalt fand, den er suchte.

Auf die Brüder vom Deutschen Hause fielen nun die Blicke der Livländer. Wenn man angenommen hat, daß in erster Reihe dem livländischen Orden die Verschmelzung mit dem Deutschen- oder Marienorden deshalb so verlockend erschienen sei, weil der letztere nicht in Abhängigkeit vom Bischof gestanden, eine Vereinigung für die Livländer also eine

Abschüttelung der lästigen Fessel nach sich gezogen hätte, so ist diese Meinung deswegen unhaltbar, weil der Deutsche Orden anfangs in ganz ähnlicher Abhängigkeit vom Bischof Christian von Preußen, dem verdienstvollen Missionar aus dem Cistercienserkloster Oliva, sich befand, wie die Ritter in Livland von Albert und dessen Nachfolger. Erst im Lauf mehrere Jahre trat, gewiß durch die Gefangennahme Christians, der in die Hand der Samländer fiel, unterstützt, eine für den Deutschorden günstigere, von demselben schon längst erstrebte Neugestaltung ein. Der kriegerische Ruhm, mit dem der Kampf gegen die Heiden die Ritter umgab, die Abwesenheit Christians, die Unkenntnis der einschlägigen preußischen Verhältnisse seitens der Kurie wirkten zusammen — kurz in einer Bulle vom 3. August 1234 ergriff Papst Gregor IX., an den, wie oben erwähnt, der Orden sich gewandt hatte, feierlich Besitz vom Lande Preußen, das er für das Eigentum des Apostels Petrus erklärte, und gab es dem Orden als seinem Vasallen zu Lehen, mit dem Vorbehalt freilich, die kirchliche Einteilung und die Landesteile der Bischöfe später neu zu ordnen.

Erst von diesem Augenblicke an konnte diese Seite den Livländern als verheißungsvolle Zukunft vorschweben, ihre Versuche, mit den Brüdern in Preußen eine Vereinigung herbeizuführen, fallen zum mindesten aber schon drei Jahre früher, ins Jahr 1231, wenn nicht gar schon 1229, in Alberts Todesjahr, gleichzeitig mit dem Erscheinen der Brüder vom Deutschen Hause in Preußen. Wir wissen leider über diese ersten Versuche nur, daß sie keinen Erfolg hatten: dem Hochmeister, der bereits damals auf eine Abschüttelung der schwachen bischöflichen Obergewalt hinarbeitete, mußte das Eingehen eines Verhältnisses, wie das, welches die Livländer an Albert band, höchst ungelegen sein. Und war der preußische Orden denn wirklich schon kräftig genug, um zur Behauptung Estlands es auf einen Krieg mit Dänemark ankommen zu lassen? Man wird es vollauf verstehen, wenn Hermann von Salza den livländischen Abgesandten keinen festen Bescheid gab, sondern sie mit dem Trost entließ, er wolle sich mit dem Kapitel beraten.

Anders gestaltete sich die Lage nach jener Bulle vom August 1234. Je größer die Schwierigkeiten der livländischen Ritter wurden, um so mehr mußten sie von dem mächtig aufblühenden Orden in Preußen erwarten. Schon Ostern 1235 traf eine Abordnung des Deutschen Ordens, von Hermann geschickt, in Livland ein, um sich ein

Bild der hiesigen Zustände zu machen: es waren Ehrenfried von Neuenburg, Komthur der Altenburg, und Arnold von Neuendorf, Komthur von Nagelstädt; sie blieben ein ganzes Jahr im Lande, das sie gewiß gründlich besichtigt haben werden, und traten erst im Frühjahr 1236, geleitet von den drei einflußreichsten Schwertbrüdern, Raimund, Komthur von Wenden, Johann von Magdeburg und Johann Salinger, der später im heiligen Lande als Ordensmarschall gestorben ist, die Heimreise an.

Für Eingeweihte konnte es nicht Wunder nehmen, daß der Bericht über die Lage des livländischen Ordens wenig günstig lautete und ihm zügelloses Leben, Auflehnung gegen den Meister, harte Behandlung der Eingeborenen, Beschäftigung mit Kaufgeschäften, Aufnahme von Elementen schlimmster Art, „die schon in Sachsen wegen Verbrechen gebannt worden waren", mit Recht zum Vorwurf machte. Auch an Spaltungen fehlte es nicht: schon 1228 hatte ein Bruder Bruno mit 15 Ordensbrüdern sich abgesondert und von Herzog Konrad von Masovien das Dobryner Land zu Lehen erhalten. Von Dauer war diese Neugründung freilich nicht: obgleich die Ritter sich 1235 mit dem Deutschorden förmlich vereinigten, fanden sie bald darauf wahrscheinlich beim Mongoleneinfall, ein frühes Ende.

Wen von den preußischen Rittern konnte es locken, mit solchen Männern Genossenschaft zu pflegen, zumal die Ritter in Preußen damals noch milde und schonend gegen die Preußen verfuhren, so daß der Chronist von ihnen direkt bezeugen kann: „Wie Väter und Brüder ritten die Ordensbrüder im Lande hin und her zu Vornehmen und Armen, pflegten willfährig und mitleidig arme und kranke Preußen in ihren Hospitälern, versorgten Witwen und Waisen und schickten talentvolle Knaben und Jünglinge in die Schulen nach Deutschland, besonders nach Magdeburg — also daß um solcher Güte willen die Ordensbrüder auch von solchen Preußen, die noch abgöttisch waren, großes Lob empfingen". Da sah es in Livland leider weit schlimmer aus. Aus zwei Gründen vornehmlich forderte denn auch der Bericht Ehrenfried von Neuenburgs die Ablehnung des livländischen Gesuchs: zum ersten, weil die Livländer ein Leben führten, das gegen die Ordensregel verstieß; zum andern weil sie die Bedingung stellten, daß man sie nicht aus ihrer Heimat in andere Ordenslande fortschicke, vielmehr ihnen Briefe hierüber und noch anderes ausstelle, worunter offenbar die Garantie für den Besitz von Estland gegen Dänemark gemeint ist.

So gewichtig schienen dem Kapitel diese Mitteilungen, daß es — Hermann von Salza war zu Kaiser Friedrich nach Italien gereist und Ludwig von Oettingen waltete seines Amtes — sich dahin einigte, den Livländern abermals eine abschlägige Antwort zu teil werden zu lassen. Da in letzter Stunde erhob sich ein jüngerer Bruder, Hermann von Heldrungen, derselbe, dessen Bericht wir hier folgen, und schlug, unterstützt von dem zweiten Berichterstatter, Arnold von Neuendorf, vor, man solle nichts thun, ohne den fernen Hochmeister zu befragen. Alle stimmten zu und so rasch wie möglich reisten Ludwig von Oettingen, Ulrich von Dürne, Wichmann Komthur von Würzburg und Hermann von Heldrungen, von den Livländern aber Johann von Magdeburg zu Hermann von Salza, der in Wien weilte.

Der Hochmeister war williger als das Kapitel. Die Stellung im Preußenlande schien ihm eine Befestigung durch die Ausbreitung der Ordensherrschaft nach Südosten, Samogitien und Kurland besonders, zu verlangen, nur die Behauptung der estländischen, von den Dänen umkämpften Gestade wies er von sich, da er durch den Besitz der Wiek und Oesels, sowie durch die fast rein deutschen Kolonisten jenes Gebiets trotz der dänischen Lehnsherrschaft vor einem Angriff der Dänen auf Livland sicher zu sein glaubte.

Noch zögerte der Abgesandte des Schwertbrüderordens dieses so erhebliche Zugeständnis zu machen, da brachte ein zweiter Ritter aus Livland, Gerlach Rothe, die Nachricht von einem furchtbaren Unglück: im Kampfe gegen die Heiden war der Schwertbrüderorden so gut wie vernichtet worden.

Im Jahre 1236 waren sehr zahlreiche Kreuzfahrer nach Livland gekommen und drängten Volquin, sehr gegen seinen Willen, zu einem Herbstfeldzug, einer „Reise“, gegen die Litauer.

„Deren (der Kreuzfahrer) waren viele von Riga kommen,
Und hatten bestens es vernommen,
Wie mit dem Land es stünde zu;
Die ließen ihm deshalb keine Ruh',
Er geböte eine Sommer-Heeresfahrt[1]),
Um die er sehr gebeten ward.
Von Haseldorf ein Edelmann,
Der setzte seinen Fleiß daran,

[1]) Gemeint ist der Spätsommer resp. Frühherbst.



Von Dannenberg auch der Graf gut:
Wohl mancher Helden Mut
Stand nach den Litauern".

Wohl suchte der Meister die Ungestümen durch neue Schilderungen der Gefahren in der regnerischen Herbstzeit abzuhalten, doch umsonst:

„Darum sind wir hergekommen,"
Sprachen sie allzugleich,
Beide, so arm wie reich.
Den Krieg ihnen gab der Meister frei
Und sprach: „Mit Gott sind wir auch dabei,
Der mag zum besten uns bewahren,
Wir wollen gerne mit Euch fahren,
Da euch so Not zum Streiten ist:
Gebt mir nur eine Weile Frist,
So bring' ich euch kürzlich an eine Statt,
Da wir deß' alle werden satt."
Nach Hilfe nun wider der Litauer Land
Er sandte Boten, da kamen zu Hand
Die Esten mit gar mancher Schar,
Die kamen williglich ihm dar;
Die Letten und die Liven auch
Zu Hauf' nicht blieben nach altem Brauch.
— — — — — — — — — — — — — — —
Mit einem schönen und breiten Heer
Gegen Litauen man reitet daher
Über Feld und über manchen Bach;
Sie litten manches Ungemach,
Bis daß sie kamen in das Land.
Da stifteten sie Raub und Brand
Mit mancher Schar gar wonniglich:
Sie verwüsteten kecklich her um sich
Das Land wohl auf und nieder,
Gen Saule[1]) dann zogen sie wieder
Durch Bruch und über Haide.
O weh! dem großen Leide,
Daß die Reise je ward bedacht!
An einen Bach sie waren gebracht,
Wo der Feind sich verweilte —
Gar wenig da mancher eilte,

[1]) Nicht weit von Bauske in Kurland, einige Meilen von der litauischen Grenze, heißt noch heute bei dem Gute Alt-Rahden ein Nebenflüßchen der kurischen Aa die Saule.



Der zu Riga tapfer gestritten. (d. h. mit Prahlereien.)
Der Meister zu den Esten kommt geritten
Und sprach: „Nun gilt's den Streit im Feld.
All' uns're Ehre ist darauf gestellt.
Schlagen wir die ersten darnieder,
So mögen wir kecklich wieder
Heim zu Lande reiten!"
„Hier wollen wir nicht streiten,"
Sprachen da die Helden wert,
„Wenn wir verlieren uns're Pferd,
So sollen wohl zu Fuße fechten wir?"
Der Meister sprach: „So wollet ihr
Samt den Pferden auch noch lassen das Leben!"
Er sagte voraus, wie sichs sollte begeben:
Die Heiden zogen eiligst heran;
Des andern Tages früh die Christen dann
Verhofften von dannen zu reiten —
Und da mußten sie streiten
Mit den Heiden wider ihren Dank.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— Mich jammert mancher Helden Leib,
Der ohne Wehr dort ward erschlagen:
Ihrer genug sah man so verzagen,
Daß sie zu Lande flohen wieder.
Die Semgaller darnieder
Schlugen jammersreich
Beide, arm und reich.
Am Meister und der Brüder Heer
Mocht' man erkennen Heldenwehr,
Bis ihnen ihre Rosse erschlagen tot.
Zu Fuß sie nun traten in die Kampfesnot
Und fällten doch erst manchen Mann,
Eh' man den Sieg ihnen abgewann.
Volquin, der gute Meister, wohl
Tröstete die Seinen, wie man soll.
Acht und vierzig, die da blieben,
Die wurden hin- und hergetrieben,
Die Litauer sie mit Not
Zuletzt mit Bäumen fällten tot.
Ihre Seelen möge Gott bewahren,
Sie sind mit Ehren hingefahren,
Mit ihnen mancher Pilger fein —
Gott mög' ihnen Allen gnädig sein
Um seinen jammerreichen Tod



Und helf' ihren Seelen aus aller Not.
So brachte Volquin sein Leben dar,
Der Meister und seiner Brüder Schar."

So erzählt mit ausführlichen, ergreifenden Worten vielleicht ein späterer Ordensbruder über die schreckliche Katastrophe, die am 22. September 1236 über den Orden hereinbrach und in der dieser in nicht unrühmlicher Weise sein Ende fand[1]).

Einen Augenblick stand die Existenz der Kolonie auf dem Spiel: der Orden war auf der Wahlstatt verblutet, die Pilger waren getötet, die Semgaller und Kuren standen in voller Empörung und Livland lag litauischen, russischen und dänischen Eingriffen offen.

In dieser Not eilte Gerlach Rothe zum Papst, um diesem die Aufnahme des Restes der Schwertritter in den Deutschen Orden ans Herz zu legen. Er traf Gregor IX. zu Viterbo, bei ihm aber auch Gesandte König Waldemars, die natürlich eifrig gegen eine Vereinigung beider Orden arbeiteten. Schließlich, nach langen Verhandlungen, gelang es dem Hochmeister eine Einigung zu erzielen. Wir besitzen hierüber einen Bericht, den man Hermann von Heldrungen, der später selbst Hochmeister geworden ist, zuzuschreiben pflegt. „Da sich der Meister — heißt es dort — mit dem Papste beriet, ging er eines Tages zu Hofe und fand den Papst allein, also daß niemand bei ihm war, als der Kardinal von Antiochia und der Erzbischof von Bari und unserer Brüder einer, der hieß Konrad von Straßburg, der war des Papstes Marschalk, und ein Bruder des Johanniterordens, der Kämmerer des Papstes war. Und der Hochmeister rief uns vor den Papst und sprach: „Bruder Hermann, sind die Mäntel zur Hand?" Da sagte ich, ja. Er aber hieß die Brüder rasch kommen und sprach: der Papst will unsere Bitte thun. Da kamen die Brüder von Livland und knieten vor ihnen. Da hielt der Papst ihnen all ihre

[1]) Die Reimchronik, die früher fälschlich dem Dietliep von Alnpeke zugeschrieben wurde, ist unser Hauptführer durch die Zeit der Eroberung des Landes, seitdem Heinrichs Chronik schweigt. Wer ihr Verfasser ist, steht nicht fest: während Schirren einen Cistercienfermönch Wiebold Dosel als solchen angenommen hat, ist von Fr. Wachtsmuth ein Ordensbruder wahrscheinlich gemacht worden, der einer Schlacht des Jahres 1287 als Einziger entrann. Namentlich in den spätern, auf Autopsie beruhenden Partien ist sie eine Quelle ersten Ranges nicht nur, sondern bis auf einige Urkunden die einzige.

Sünden vor, die sie begangen hatten, vor und nach ihrem Eintritt in den Schwertorden und befahl ihnen fleißig, daß sie die neue Regel wohl hielten und gab ihnen den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz .... Da wir in unsere Herberge kamen, sprach der Meister: Nun sagt mir, Brüder, was haben wir an Burgen und Landen? Das wollte ich auch sagen, die andern aber erzählten, wie reich wir wären. Der Meister sprach, der Papst habe nicht nachgegeben und sie müßten dem Könige (von Dänemark) sein Haus (Reval) wieder ausliefern. Da rief mir Bruder Gerlach zu: Bruder Hermann, wäre es nicht geschehen, es geschähe jetzt nimmermehr!"

Das geschah Anfang Mai 1237: vom 12. desselben Monats ist die päpstliche Bulle batiert, durch welche die Vereinigung beider Orden anbefohlen wird.

Nunmehr begaben sich Hermann von Salza und Johann von Magdeburg an den Kaiserhof Friedrichs II. und von hier nach Deutschland auf ein Generalkapitel in Marburg. „Kurze Zeit darauf", erzählt derselbe Augenzeuge, „sandte mich der Meister zu (seinem Vertreter in Preußen) Bruder Ludwig von Oettingen und hieß ihn sechzig Brüder nehmen und sie nach Livland führen, an die Stelle derer, die erschlagen waren, und gebot, sie mit Kleidern und Kost zu versehen und mit Roß und Harnisch versorgte der Meister sie selbst und der Kaiser gab ihnen 500 Mark zu Hülfe."

So kamen die Marienritter in unsere Heimat. Keinen Geringeren als Hermann Balke, den preußischen Landmeister, einen klugen, energischen Mann, betraute der Hochmeister mit der Einführung der neuen Ordnung in Livland. Doch nicht eben freudig war der Empfang — „der Preis der Rettung schien zu hoch". Schon die Herausgabe Revals, d. h. Nordestlands an Waldemar hatte die Livländer auf das heftigste verstimmt und Gerlach Rothe den Ausruf entlockt, wäre diese Bedingung ihnen frühzeitig bekannt gewesen, sie hätten nimmer in sie gewilligt. Noch tiefgreifender und wahrlich unheilvoll genug war der zweite Punkt, laut dem der Deutschorden in Livland dem Bischof von Riga gegenüber in dasselbe Verhältnis trat, welches die Schwertbrüder früher eingenommen hatten, nur in Kurland, das nach seiner endgiltigen Eroberung dem Orden zu zwei Dritteilen zufiel, während ein Drittel dem Bischof vergeben wurde, galt der Orden als Landesherr, der Bischof als sein Untergebener. Der Gegensatz zweier

Mächte, die um die Obergewalt ringen mußten, bis zur Vernichtung der einen — oder bis zur Verblutung beider, war dadurch verewigt und die trübe Geschichte livländischen Mittelalters vorgezeichnet! So schwer dünkten die vom Papst vorgeschriebenen Bedingungen, daß selbst Wilhelm von Modena, der damals das Land wieder betrat, dieselben unbillig fand. Es bedurfte einer neuen päpstlichen Bulle, sowie einer Flottendemonstration König Waldemars vor Reval, ehe sich die Livländer mit Überwindung dem Drängen der Kurie und Dänemarks fügten. Hermann Balke und Wilhelm von Modena brachen nach Seeland auf und unterzeichneten zu Stenby am 7. Juni einen Vertrag, der auf über ein Jahrhundert die territorialen Verhältnisse Livlands feststellte. Reval, Harrien und Wierland kamen an Dänemark, die Wiek wurde dem Bistum Oesel einverleibt, Jerwen erhielt der Orden, der jedoch versprechen mußte, keine neuen Burgen zu errichten. Als geistlicher Oberherr wurde dem dänischen Estland der Erzbischof von Lund bestimmt.

In Livland aber wandte sich der Groll der Ritter gegen Hermann Balke „dem, wie Heldrungen erzählt, die Brüder also sehr zuwider wurden, daß er aus dem Lande mußte fahren und ließ er Bruder Dieterich von Gröningen allda an seiner Statt."

Freundlich dagegen gestaltete sich das Verhältnis zwischen den Deutschen und Dänen, die wir in kommenden Zeiten Schulter an Schulter sehen. Offenbar wurde dies zum Teil dadurch erreicht, daß das dänische Gebiet dem Wesen nach völlig deutsch war und blieb: die schnell sich entwickelnde Stadtgemeinde Revals trug von Beginn an einen rein deutschen Charakter, die Vasallen des Königs waren gewiß gleichfalls mit wenigen Ausnahmen keine Dänen: „So war in Harrien und Wierland[1]) ein Vorwerk errichtet, das, wenn auch eine lange Zeit unter fremdem Banner, doch im engen Verbande mit dem Hochschloß stand, bis es, als dieses bis unter die Zinnen ausgebaut war, mit ihm unter einem Dach vereinigt ward."

In jenen Tagen gewann die territoriale Gestaltung unserer Lande das Bild, welches es im Wesentlichen bis zum Untergange seiner Selbständigkeit behalten hat: Außer den Städten Riga, Reval, Dorpat behaupteten der Bischof von Riga, dem zur Gewalt auch der Titel

---

[1]) cf. Bienemann. l. c. pag. 41.

des Erzbischofs auf die Dauer nicht fehlen sollte, und der Orden die Hauptmacht. Der Orden hatte die Mittelpunkte seiner Macht in den estnischen Gebieten des heutigen Livlands und Südestlands, zu denen etwa um die Mitte des Jahrhunderts Kurland sich gesellte. Die Schlösser des Bischofs von Riga lagen teils an der Düna, so Kokenhusen, oder hinauf zur livländischen Aa, so Ronneburg, seine beiden Residenzen. Das Bistum Reval besaß keinen landesherrlichen Charakter, da ihm weder großes Territorium noch Vasallen eigen waren. Der Prälat war hier auf seine reichen Tafelgüter beschränkt, unter denen im 15. Jahrhundert namentlich die Schlösser Fegefeuer und Borkholm zu nennen sind. Anders stand es mit den andern drei hohen Prälaten, sie waren alle drei Landesherren und standen an der Spitze reicher Vasallengeschlechter: Der Bischof von Dorpat, dessen eigentliches Herrschaftsgebiet zwischen Wirzjerw und Peipus lag, hatte den Bischof von Oesel zum Nachbar, dem die Wiek sowohl, wie die Inseln Oesel, Dagoe u. s. w. unterstanden. Das Bistum Kurland endlich, das durch den Orden besetzt und beeinflußt wurde, weshalb es als das „geruhsambste" galt, umfaßte den Norden Kurlands: der Bischof residierte in Pilten, das Domkapitel in Hasenpoth.

Fürwahr ein buntes, der Einheitlichkeit nur zu sehr entbehrendes Bild! Es bietet uns zugleich den Schlüssel zu all den Wirren, die wie ein böser Geselle die Geschicke unserer Heimat begleitet haben.

7. Kapitel.

Die Heroenzeit des Deutschen Ordens in Livland.

> Das Glück allein bildet keine großen Männer, Schlachten können auch durch Zufall oder ein einseitiges Talent gewonnen werden. In der Behauptung einer großen Sache unter Widerwärtigkeiten und Gefahren bildet sich der Held.
> L. v. Ranke.

Es ist ein Zeichen jugendlichen Kraftgefühls, daß kein Ziel zu weit gesteckt, keine Aufgabe unmöglich erscheint, daß man, ohne viel zu reflektieren, die Grenzen, die Natur, Anlage oder Zeitverhältnisse mit sich bringen, zu überschreiten sich im stande fühlt.

Auch der deutsche Orden in Livland hat eine solche Periode überschäumender Thatenlust, fröhlichen Wagens, kühnen Ansturms gehabt, eine Periode, die freilich nicht die Ziele verwirklicht sah, die sie erreichen zu können geglaubt, auf der aber doch unser rückwärts gewandtes Auge mit freudigem Stolze ruhen darf. Nicht mit der Festsetzung in Livland und der Unterwerfung der freiheitslustigen Eingeborenen gaben sich die Brüder vom Deutschen Hause zufrieden, sie wandten ihre Waffen auch gegen die von Osten herandringende russische Macht und nach Süden gegen das erstarkende Litauen.

Die russische Macht, wenn auch nicht geeint, sondern zersplittert, befand sich seit dem zwölften Jahrhundert in aggressiver Bewegung auf die Ostseegestade[1]). Die Burg Jurjew war hier ihr Stützpunkt gewesen, an der Düna und im obern Stromgebiet der livländischen Aa zinsten ihnen die Eingeborenen, ehe die Deutschen das Land ihrer Herrschaft unterstellten. Die Kämpfe beider Völker, deren wir bereits eingehend gedacht haben, hatten eine weit über den Augenblick reichende Be-

[1]) cf. die interessante Studie Dr. Paul Rohrbachs „Die Schlacht auf dem Eise“ Preuß. Jahrb. August 1892. Band 70. Heft 2.



deutung. Gelang es den Russen das ihnen freilich weit überlegene deutsche Element von der Ostsee auszuschließen, so mußte die Gestaltung der gesamten Verhältnisse des Nordens auf das lebhafteste beeinflußt werden. Denn da die Mongolen, die den größten Teil des weiten Reiches damals ihrem Joch unterwarfen, auch die Verbindung des von ihnen verschont gebliebenen nordwestlichen Rußlands, in erster Reihe Nowgorods und Pleskaus (Pskows) mit dem übrigen Gebiet lockerten, ja zeitweilig ganz unterbrachen, so wäre jener nordwestliche Teil „in stetem lebhaften Kontakt mit dem Abendlande, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Glied des mittelalterlich-europäischen Systems geworden, so gut wie Polen und Schweden, denn auch die Union mit der lateinischen Kirche konnte dann nicht gut ausbleiben."

Auch auf anderm Wege hätte ein ähnliches Resultat erzielt werden können. Wie, wenn es den Deutschen gelang, die nordwestlichen slavischen Stämme, unter ihnen die stolzen Städterepubliken Nowgorod und Pleskau, dauernd ihrer Machtsphäre zu unterwerfen und dem Übergewicht des deutschen Elements nicht nur an der Küste, sondern auch im Hinterlande zum Siege zu verhelfen, durch Errichtung eines Bistums die katholischen Tendenzen auszubreiten? Mit diesen Plänen haben sich die deutschen Ritter getragen, wenn ihnen auch weitere Zukunftsbilder schwerlich vorgeschwebt haben. Der Peipus wurde im Norden und Süden umgangen, Koporje am finnischen Meerbusen befestigt, im Süden Isborsk mit stürmender Hand genommen, und nach kurzer Rast in Verbindung mit Unzufriedenen in Pleskau diese reiche Handelsstadt erobert. Schon glaubte man so weit zu sein, daß man im Ernst die Errichtung eines Bistums im Gebiet der Woten in Betracht zog, schon bot die Kurie, die von der Katholisierung der Nordwestslawen träumte, diesen ihre Hilfe gegen die Tataren an, wenn sie die geistliche Hoheit Roms anerkannten. Wer wollte leugnen, daß sich die Aussichten für das deutsch-katholische Element überaus günstig gestalteten?

Um dieselbe Zeit griff auch das katholisch-germanische Schweden in finnisch-russische Gebiete über, Jarl Birger faßte an der Newamündung Posto und der Augenblick schien nahe, wo die Nordmannen und die erzumschienten Ritter zur gemeinsamen Erwerbung dieser Lande sich vereinigten — da erfolgte unvermutet ein jäher Rückschlag.

Von Groß-Nowgorod ging die Rettung der Slawenwelt aus. Fürst Alexander von Susdal, den die Bürger zu ihrem Herrn be-



rufen, warf 1240 den schwedischen Anprall in bedeutungsvoller Schlacht an der Newa zurück, um sich dann, geschmückt mit dem Vertrauen seines Volkes, das ihm den Ehrennamen „Newski“ beilegte, gegen die Deutschen zu wenden. Ohne Mühe vertrieb er dieselben aus Koporje und stürzte 1242 die lockere Herrschaft des Ordens in Pleskau. Einmal im Zuge, beschloß Fürst Alexander, seine Waffen nach Livland selbst zu tragen und die Deutschen durch den Schrecken vor weitern Übergriffen abzuhalten. Am Ufer des Peipus traf er auf den Feind, der die Seinen zuerst zurücktrieb, worauf die Nowgoroder auf dem Eise Stellung nahmen und durch ein geschicktes Manöver sich so zu formieren wußten, daß sie zum Ufer, die Ritter zum See mit ihrer Rückenlinie standen. „Die Deutschen formierten eine tiefe geschlossene Kolonne, den sogenannten „Schweinskopf“ oder wie die Russen sagten „das große eiserne Schwein“, um die feindliche Macht zu durchbrechen und das Ufer zu gewinnen. Mit Macht traf die gepanzerte Masse auf das russische Heer, aber der Ansturm mißlang — die Mehrzahl der Ritter fiel im Handgemenge und die sich über eine Meile hin auf dem Eise erstreckende Verfolgung vernichtete das livländische Aufgebot völlig. Fürwahr der Chronist der Reimchronik zeigte scharfen politischen Sinn, als er im Hinblick auf die Katastrophe schrieb:

„Wäre Pleskau da behalten,
Das wäre nun dem Christenthume gut
Bis an der Welt Ende“! [1])

Doch die Niederlage bleibt eine Thatsache und damit war die Befreiung des russischen Gebiets entschieden — am 5. April 1242.“

Seit dieser Schlacht bildete sich, da Rußland unter dem Mongolenjoch schmachtete und selbst Nowgorod der goldnen Horde zinsen mußte, den Slawen also die Kraft zu geeinigtem Vorgehen gegen die Ostseeländer mangelte, eine gewisse feste Abgrenzung des livländisch-russischen Machtgebiets aus und wenn es auch an ewigen kleinen Grenzfehden, Überfällen und Streifereien nie gefehlt hat, ja die Deutschen nochmals bis vor Pleskau vorgedrungen sind, so entbehrten diese Züge auf über zweieinhalb Jahrhunderte, bis Moskau des weiten Landes Kräfte unter seine Fahnen sammelte, jeder größeren Bedeutung, da eine Festsetzung der Russen auf livländischem Boden nicht erfolgte.

---

[1]) Preuß. Jahrb. Maiheft 1896, pag. 348.

Erst zu Meister Plettenbergs Zeiten klang Europa abermals wider vom Ruhm neuer Russenschlachten. —

Im Augenblick freilich schien das baltische Land, dessen Herren am 1. Oktober 1243 zu Riga eilends ein gegenseitiges Schutzbündnis — das erste in der Geschichte Livlands — schlossen, in schwerer Gefahr, so daß Innocenz IV. in eindringlichen Kreuzzugsbullen zur Heerfahrt nach Livland aufrief und Kaiser Friedrich 1245 von Verona aus dem Orden die Herrschaft über Kurland, Semgallen und Litauen feierlich zu garantieren sich beeilte. Auch die immer wieder auftauchenden territorialen Differenzen zwischen Nikolaus und dem Orden, die sich vor allem um Kurland drehten, fanden durch Wilhelm von Modenas weise Vermittelung, dem Zwist bei so gefährlichen Zeitläuften besonders schlimm däuchte, ein vorläufiges Ende. Da Kurland neues Land war, das der Orden mit seinem Schwert erobert hatte, sollten ihm zwei Teile, der Kirche ein Teil zugehören. Innocenz fand diese Entscheidung billig und bestätigte sie, desgleichen that, wie gesagt, der Kaiser.

Doch würden wir fehlgehen, wollten wir annehmen, daß Innocenz seine Gunst einseitig dem Orden zugewandt hätte[1]). So sehr er denselben nicht zu verletzen trachtete, da auf seinem blanken Schwert das christliche Leben im fernen Nordosten beruhte, so wenig war er willens, durch ihn allein sein päpstliches Ansehen dort zu behaupten. Sein Plan war vielmehr, alles dem Christentum gewonnene Land vom finnischen Meerbusen bis zur Weichsel einem Metropoliten unterzuordnen, dadurch kirchlich zu festigen und zu einigen und von hier aus der griechischen Kirche in reger Propaganda entgegenzutreten. Den geeigneten Mann zur Ausführung dieses Gedankens glaubte er in dem Erzbischof Albert von Armagh, dem Primas der irischen Kirche, gefunden zu haben. Es war derselbe Geistliche, den nach des großen Albert Tode der Erzbischof Gerhard von Bremen zum Bischof des Liwenlandes bestimmt, dessen Wahl aber Papst Honorius, um die Bremer Ansprüche für immer zu vernichten, verworfen hatte — Albert Suerbeer. Albert Suerbeer war ein Rheinländer aus Köln, unansehnlich war seine Familie, als Bettelmönch ist er wohl auch mit dem Rucksack auf der Schulter durchs Land gezogen. Aber sein brennender Ehrgeiz ebnete

---

[1]) cf. Kurd von Schlözer. Die Hansa und der deutsche Ritterorden in den Ostseeländern. 1851, Berlin, pag. 58 ff.

ihm die Wege zu höherem Amt: er wurde Domherr der Bremer Kirche und führte gar den in jenen Tagen doppelt ehrenvollen Titel eines Magisters. Zwar folgte 1229 jene kränkende Verwerfung durch die Kurie, doch bereits 1240 erhob sein Glück ihn auf den Stuhl eines Primas der irischen Kirche: am 30. September 1240 wurde er zu Westminster in Gegenwart des schwachen Königs Heinrich III. und des päpstlichen Legaten feierlich geweiht. Das große Kirchenkonzil zu Lyon, das Innocenz IV. einberief, um mit Kaiser Friedrich dem Staufen abzurechnen, führte auch Albert von der grünen Insel nach dem Süden Frankreichs und damit dem gewaltigen Papste zu. Der fast unbesonnene Eifer, den Albert in Irland gezeigt, wenn es galt Kirchensachen zu fördern, erwarb ihm die Gunst des Statthalters Christi, der in ihm das Werkzeug seiner oben berührten Pläne gefunden zu haben glaubte. Ende 1245 erhob er ihn zum Legaten und Erzbischof von Preußen, Livland, Estland und Kurland, am 9. Januar 1246 teilte er den baltischen Bischöfen mit, welch „überaus erfahrener, würdevoller, großherziger und kräftiger Mann“ von nun an ihr Oberhirt sein würde. Am 3. Mai fügte der Papst die Ernennung zum Legaten für Rußland den frühern Würden hinzu und bezeichnete damit offen die Wege, die Albert vorwiegend gehen sollte: Litauen, Nowgorod und das Fürstentum Galizien waren die Hauptpunkte des katholischen Angriffs. Doch nur spärliche Frucht hat der hl. Stuhl bei diesem Beginnen geerntet, wozu gewiß, wenn auch nur zu geringerem Teil beigetragen hat, daß Albert Suerbeer nicht der Mann war, den Innocenz in ihm sah. „Er war, wie ein Kenner[1]) unserer Vergangenheit ihn gezeichnet hat, kein Buxhöwden. Während jener den Staatsmann und den Geistlichen in sich vereint, mit klarer Einsicht stets die schwierigsten Verwickelungen geebnet hatte, verlor der durch des Papstes Gunst und durch das rasche Steigen seines Glückes geblendete Emporkömmling, als er den Gipfel seiner ehrgeizigen Wünsche erreicht, plötzlich alle Haltung, griff mit verwegener Hand die zartesten Verhältnisse an, forderte voreilig überall die Stunde der Entscheidung heraus und mußte nur zu bald, als der Erfolg ihm fehlte, selbst anerkennen, daß ihm zur Leitung von Geschäften ersten Ranges Geschick und Fähigkeiten mangelten.“ Seine Aufgabe in den Ordenslanden erforderte den nach Selbständigkeit strebenden Rittern gegenüber den höchsten Takt, die Verbindung

[1]) Schlözer. l. c. pag. 63ff.

weiser Mäßigung und besonnener Festigkeit. „Wer aber hier zu hastigen Gewaltschritten seine Zuflucht nahm und die wohlbegründeten Rechte der Ritter irgendwie verletzte, der zündete ein Feuer an, dessen Gluten wieder zu stillen außerhalb seiner Macht lag."

Noch bevor er Riga, wo er nach dem Tode Bischof Nikolaus seinen festen Sitz nehmen sollte, erreichte, 1249, lag der Legat und Erzbischof in ärgerlichem Hader mit den Livländern, bei dem er sich so arge Blößen gab, daß selbst Innocenz zeitweilig seine Hand von ihm abzog und ihn im September 1250 seines Legatenamtes vorübergehend enthob. Schließlich machte ein auf päpstlichen Befehl zu Lyon zusammengetretenes Schiedsgericht dem Hader vorläufig ein Ende, erkannte Kurland als einen Teil Preußens an, d. h. sprach dem Orden zwei Drittel des Landes zu und besetzte den vakanten Stuhl von Kurland mit dem Bettelmönch Heinrich von Luxemburg. Zu gleicher Zeit bestimmte man Riga zum Sitz eines Erzstifts und gab Albert die Anwartschaft auf den rigischen Stuhl, wenn Nikolaus seine Augen geschlossen habe. Trotzdem wurde es kaum besser, als nach dem Tode des rigischen Bischofs Suerbeer nun wirklich nach Riga kam und sich von nun an Erzbischof von Livland, Estland, Preußen und der rigischen Kirche nannte, also äußerlich das Ziel erreicht hatte, welches dem ersten Albert stets vorgeschwebt, das zu erreichen ihm aber nie geglückt war. Die Erhebung Rigas zum Erzbistum — im Januar 1254 nennt Innocenz Albert zuerst Erzbischof von Riga — ging scheinbar freilich ohne viel Aufsehen vor sich, sie änderte ja auch an den thatsächlichen Verhältnissen gar nichts. Die Uneinigkeit im Innern, die sich bis zur Bannung des Ordens und zu Verhandlungen des Kirchenfürsten mit den Heiden steigerte, füllte alle die langen Jahre der Regierung Albert Suerbeers aus, dessen allzuspäte Nachgiebigkeit den Frieden ebensowenig herstellen konnte, wie sein früheres halsstarriges Wesen. Die Leistung des Oboedienzeides, die der Meister Anno von Gangershausen zu verweigern suchte, gelang ihm zwar zu erzwingen, aber fast will es scheinen, als ob der Eid, den der Deutschmeister zu Sens in Frankreich für den livländischen Meister im Dezember 1254 dem Erzbischof und den Bischöfen von Oesel und Dorpat leistete, auch zum letzten Mal geschworen worden ist, jedenfalls wird ein Oboedienzeid später nie mehr erwähnt und im 14. Jahrh. ist er sicher bereits in Vergessenheit geraten gewesen.

Auch Suerbeers Bemühungen, die katholische Propaganda nach Rußland zu tragen, führten nur zu Fehlschlägen. Alexander Newsky wies jedes Anerbieten zum Glaubenswechsel weit von sich und Daniel von Galizien, der um einen Rückhalt gegen die Mongolen zu haben, Königskrone und Taufe von Rom entgegengenommen, sagte sich schon 1256 von der lateinischen Kirche wieder los.

Ebenso vorübergehend war auch die anfänglich glänzende Erfolge versprechende Taufe des Großfürsten Mindaugas (oder Mindowe) von Litauen, die zudem nicht dem Erzbischof, sondern dem Orden Gewinn und Ehre eintrug. Der thatkräftige, verschlagene und ungewöhnlich begabte Fürst, dem in seinem Streben nach einer politischen Einigung des Landes seine Verwandten und andere Teilfürsten in den Weg traten, suchte in geschickter Weise Rückhalt beim livländischen Orden und erklärte sich spätestens 1251 bereit die Taufe von den Lateinern zu nehmen[1]). Wer war zufriedener, als Innocenz IV.? Er nahm Litauen in seinen besonderen Schutz und beauftragte den Bischof von Kulm, Mindaugas zum Könige zu krönen und einen Bischof für das Litauerland zu weihen. Im Sommer 1253 fand der feierliche Akt statt: der Bischof Heidenreich von Kulm setzte die vom livländischen Landmeister Andreas gesandten, wohl in Riga hergestellten Kronen Mindaugas und seiner Gemahlin aufs Haupt. Die Herrschaft der römischen Kirche und der deutschen Kultur schienen fest begründet. Mit gewaltigen Schenkungen, Freibriefen und Auszeichnungen überschüttete der neue König den Orden in den folgenden Jahren, ja er soll dem livländischen Landmeister, im Falle er ohne rechtmäßige Erben stürbe, sogar sein ganzes Reich vermacht haben.

Derartige Konzessionen riefen aber bei einem großen Teil des litauischen Volkes, vor allem bei den kriegerischen und heidnischen Schamaiten (im heutigen Kownoschen), Erbitterung und Widerspruch hervor, dem zwar Mindaugas anfänglich noch keine weitere Folge gab, der aber nicht ohne tiefgreifenden Einfluß auf die Ausgestaltung der livländischen Verhältnisse blieb. Auf eigne Hand erhoben die Schamaiten die Waffen, mit den Kuren und Semgallern, bei denen der Tag von Saule noch nicht vergessen war, traten sie in geheimes Einverständnis. Gegen die gewaltige Memelburg, die militärisch die Verbindung von Preußen

---

[1]) cf. Th. Schiemann. Rußland, Polen und Livland. I. Teil, pag. 216ff.

nach Kurland beherrschte, richtete sich ihr besonderer Haß. Wohl zieht der livländische Landmeister, Burchard von Hornhusen, gegen die Aufsässigen, aber er wird geschlagen und muß einen zweijährigen Waffenstillstand eingehen. Als er dann von Neuem das Schwert zieht, erleidet er, da ihn die kurischen Hilfsvölker im Stich lassen, bei Schoden, an der heutigen kurisch-litauischen Grenze, eine zweite Niederlage. Dreiunddreißig Brüder büßen ihr Leben ein — und der Stolz der Sieger wuchs immer mehr. Der Meister glaubte zur Festigung des deutschen Namens einen Feldzug ins Werk setzen zu müssen, bei dem alle disponiblen Kräfte zusammenwirkten. Sowohl zu den dänischen Vasallen Estlands, wie zu den Brüdern in Preußen schickte er Botschaft um Hilfe und allenthalben leistete man sie willig. Kein Geringerer als der alte Ordensmarschall Heinrich Botel zog an der Spitze wackrer Ritter aus Preußen heran, bei der Memelmündung vereinigten sich die Heerhaufen und brachen dann zum Entsatz der von den Schamaiten belagerten Georgenburg auf. Als diese den Heranzug der Deutschen hörten, wandten sie sich nordwärts und fielen plündernd in Kurland ein, ihnen nach folgten die Ritter und ereilten sie am 13. Juli 1260 am See von Durben (bei Libau). Doch welch unseliger Tag! Die unzuverlässigen Hilfstruppen der Eingeborenen, die wie bei allen Ordensheeren auch diesmal an Zahl den stärksten Teil bildeten, standen in verräterischem Einvernehmen mit dem Feind: gleich zu Beginn wichen die Kuren, ihrem Beispiel folgten die Esten. Was nützte es, daß die Preußen sich mehr bewährten, die furchtbare Niederlage vermochten sie nicht aufzuhalten:

„Da wurde eingeschlossen
Mancher Held unverdrossen,
Daß er den bittern Tod erleid't
Zu Durben auf dem Felde breit,
Eh' denn es kam zur Wehr.
Die Heiden mit ihrem Heer
Hieben die Christen allda nieder.
Gering nur war die Wehr dawider,
Die da leistet die Christenheit:
Der Meister da den Martertod leid't
Mit anderthalb hundert Brüdern sein.
Da war auch mancher Pilger fein,
Der da litt dieselbe Not
Um Gottes Willen und den herben Tod.

— — — — — —
Meister Burkhard, das ist wahr,
War vier und einhalb Jahr
In Livland Meister gewesen,
Wie ich für wahr gelesen,
Und wenig mehr:
Man klagte ihn gar sehr —
Er war ein Degen auserkoren,
Von Hornhausen war er geboren."

So endete die furchtbare Schlacht bei Durben. Heinrich Botel, Hornhusen und die Blüte des livländischen Ordens deckten die Wahlstatt. Noch schlimmer als die Niederlage waren die Folgen derselben: Es ging auch diesmal, wie die Reimchronik singt:

Ein alt Sprichwort ha'n ich vernommen,
Das Manchem vor die Thür ist kommen:
„Wenn einem Mann es missegeht,
Daß selten ein Schaden allein dasteht,
Er bringe denn mit sich zwei oder drei."

Von allen Seiten türmten sich die Gefahren. Zu verzweifeltem Kampfe erhoben sich die in heftigen Kämpfen von den Deutschen Brüdern unterworfenen Eingeborenen in Preußen, auf geheime Botschaft stand das ganze Volk gegen die Unterdrücker auf und von Samlands Küste bis nach Pomesanien flammte die Bewegung, von der nur das Kulmer Land nicht ergriffen wurde. Schwere Arbeit harrte der Kreuzfahrer und Brüder. Am leichtesten gelang es noch Samland zu unterwerfen, desto erbitterter tobte der Kampf in den andern Landschaften. Die Lage gestaltete sich von Jahr zu Jahr kritischer, das Interregnum im Reich unterband wirksame Hilfe aus dem Mutterlande, eine strittige Papstwahl hinderte das Eingreifen der Kurie. Erst der Ordensmarschall Konrad von Thierberg und der Landmeister von Gatersleben wußten eine Wandlung herbeizuführen, und von Rudolf von Habsburgs Gunst, die man freilich in praxi nicht gar hoch wird anschlagen dürfen, getragen die deutsche Herrschaft im Lande von neuem zu fundieren. Konrad von Thierbergs gleichnamiger Bruder gründete 1274 an der Nogat die mächtige Marienburg, in der bald der Orden seinen Mittelpunkt finden sollte, und führte mit seinem Bruder und den andern Rittern einen wilden Vernichtungskampf gegen die Preußen. Das Jahr 1283 bezeichnet mit der Besiegung und Ausrottung der Sudauer im äußersten Südosten Preußens, deren Reste nach Litauen

auswanderten, das Ende des ungleichen Kampfes, in dem trotz heldenmütiger Widerwehr die Preußen den Eisenrittern unterlagen. Ein deutscher Bauernstand wuchs auf dem blutgedüngten Boden empor, in den aufblühenden Städten fand deutsche Bürgertüchtigkeit lohnende Bethätigung. Was in unserer Heimat, bei der Scheu des niedersächsischen Bauern über See zu ziehen, nicht eintrat, fand in Preußen statt: nicht nur die gebietenden Herren, die Ritter, die Priester und die Bürger, sondern auch die Bauern bildeten eine einsprachige Masse, in der sich wohl ständische, aber keine nationalen Gegensätze auszubilden vermochten.

Nicht minder gefahrvoll sahen die Dinge in Livland aus, wo die Eingeborenen im Süden und Osten immer wieder auswärtige Bundesgenossen fanden. Die wilden Kuren, die trotzigen Semgaller griffen zu den Waffen und zwangen die Ritter die Burgen zu räumen, allein Memel wurde im Süden mit Erfolg verteidigt. Plündernd und mit furchtbarer Grausamkeit ihre Rache an jedem Deutschen kühlend, der in ihre Hände fiel, durchzogen die Aufständischen das Land bis zur Düna und brachten dem Ordensheer, das sich ihnen entgegenwarf, im folgenden Jahr eine abermalige Niederlage bei Lennewarden bei. Da begann auch im Norden eine unheimliche Bewegung, auch in Oesel flackerte der alte Haß gegen die Fremden auf und an des Landes Grenze zeigten sich die Russen.

Der härteste Schlag aber, der die Livländer treffen konnte, war der Umschwung in der Politik Litauens, war der Abfall Mindaugas von der deutschen Sache. Wohl auf Drängen seines Neffen Troinat von Schamaiten warf er im Sommer 1262 die Taufe und die Freundschaft mit dem Orden von sich und trat in enge Beziehungen zu Alexander Newski von Nowgorod. Ein gemeinsamer Einfall von Süden und Osten sollte die Deutschen vernichten, Wenden der Vereinigungspunkt sein. Doch die Gefahr ging verhältnismäßig schnell vorüber. Die Litauer finden die Nowgoroder nicht zur Stelle und müssen zurück, die Russen dringen wohl später ins Land, verbrennen Dorpat, können aber die Burg nicht erobern. Während die Litauer Pernau verwüsten und sich durch die ihnen bei Dünamünde auflauernden Rigischen durchschlagen, verlassen auch die Nowgoroder unter entsetzlichen Gräueln Livland.

Mit überraschender Entschlossenheit ging der Orden in Livland



gegen den Feind im Lande selbst vor, unterwarf bereits 1261 Oesel, wenn auch nicht auf die Dauer, wieder und gewann von der Memelburg aus, die sich trotz bitterster Bedrängnis mit Auszeichnung gehalten hatte, allmählich die Herrschaft über die Kuren. Mindowes Ermordung durch seine Verwandten und die ausbrechenden Wirrnisse in Litauen entzogen den Aufständigen den Boden und als Konrad von Mandern, der livländische Landmeister, die Burg Grösen erstürmt hatte, mußten sie um Frieden bitten. Und der Orden bewies, daß er nicht nur Burgen zu nehmen und Schlachten zu schlagen, sondern einen tapfern Feind auch mit Milde zu versöhnen verstand. Es ist kaum zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die Bedingungen, die Meister Otto von Lutterberge 1267 den Kuren in seinem „ewigen Frieden" gewährte, für jenes Jahrhundert fast einzigartig sind: „Von einem jeglichen Haken in Kurland, heißt es da[1]), soll man den Brüdern zu Zins geben zwei Loof Roggen oder wer keinen Roggen hat, ein Loof Weizen und ein Loof Gerste. Und zwar soll jedes Pferd, mit dem man egget, den vorgenannten Zins geben. Vier Tage jährlich soll ein jeder in dem Lande, in dem er seinen Sitz hat, den Brüdern Frohnarbeit leisten und zwar zwei Tage im Sommer und zwei Tage im Winter. Wenn die Brüder ein Schloß gegen die Heiden bauen, so sollen diejenigen, die den Christenglauben angenommen haben, einen Monat bei eigner Kost dienen, von anderer Burgarbeit, sowie vom Zehnten in Kriegszeiten sind sie für immer befreit. Jedes Erbe sollen sie erheben dürfen bis ins vierte Glied, jedoch so, daß ihr Herr dabei keinen Schaden in seinem Recht nimmt. Die Stätte, auf welcher ein Kure sich zum wohnen niederläßt, soll ihm zu ewigem Erbe gehören, wenn es nicht schon eines Andern Erbe ist."

Während die Kuren also beruhigt wurden, tobte der Kampf an der Ostgrenze und im Semgallerland mit unverminderter Heftigkeit weiter. Der Tod Alexander Newskis (1263) hatte nur für wenige Jahre Ruhe gebracht; bereits 1267 im Herbst und mit großer Heeresmacht im Januar des folgenden Jahres überschritten die Nowgoroder die Grenze.

Doch nur in flüchtigen Strichen zeichnen wir diese Kämpfe. Bis nach Dorpat streifen die Feinde, der Bischof, der sich ihnen entgegen-

---

[1]) Zitiert nach Schiemann l. c. II. pag. 61.

stellt, wird geschlagen und fällt. Schon ist die Stadt selbst in Bedrängnis, da wirft sich ein Häuflein Ritter und Mannen — nur achtzig sollen es gewesen sein — beim Bache Kehola, unweit Wesenbergs, den 5000 Russen in den Weg und das Wunder geschieht: vor ihrer verzweifelten Tapferkeit weicht der übermächtige Gegner. Nun rafft der brave Otto von Lutterberge, gleich bewährt im Feld wie im Frieden, alle Kräfte zusammen und braust wie ein Wettersturm in das Russenland: noch einmal lodern die Flammen aus Isborsk und Pleskau zum Himmel empor, allenthalben ist das deutsche Schwert siegreich und erschreckt schließt Nowgorod den Frieden.

So waren die Semgaller auf ihre eignen Kräfte angewiesen, aber sie verzagten nicht und vertrauten darauf, daß ein Ausbruch an andrer Stelle ihnen Luft schaffe. Und in der That griffen die Oeseler 1271 abermals zur Wehr und erschlugen Otto von Lutterberge mit zweiundfünfzig Rittern. Acht Jahre später fiel Ernst von Raßberg, der livländische Landmeister und der Erbauer der Dünaburg, nach siegreichem Kampfe auf dem Rückwege bei Ascheraden, mit ihm deckten einundsiebzig Brüder das Feld. Wieder einige Jahre darauf (1287) bezahlte Willekin von Schauenburg einen Zug ins Semgallerland mit seinem Leben. Von härterem Holz als die Kuren und Letten verteidigten sich die Semgaller mit glühender Vaterlandsliebe und wilder Tapferkeit und König Nameise von Tarweten wußte sie immer wieder zu neuem Kampfe zu begeistern. Dreißig Jahre rang der Orden mit ihnen: oft genug klirrten die Waffen um ihre Holzburgen Terweten, Doblen, Mesothen und Racketen und von so mancher „Reise“ wußten die finstern Wälder Semgallens zu erzählen.

Ein lebendiges Bild dieser abenteuerlichen, gefahrvollen Kriegsfahrten bietet uns die Schilderung der kurz erwähnten Katastrophe, die über Meister Willekin von Schauenburg hereinbrach, in der Reimchronik. Sie möge hier ihre Stätte finden:

Etwa 500 Pilger und Bürger, darunter 40 Ritter, und das gewöhnliche Aufgebot der Undeutschen befinden sich tief im Semgallerlande, wo sie bei der Verfolgung der Semgaller im Urwald durch die Nacht überrascht werden. Man macht Halt, stellt Wachen aus und beschließt den Morgen abzuwarten. Da tönt der Ruf:

„Die Feinde kommen,
Wir haben nahe sie vernommen.



Wohl geschart mit ihrer Wehr;
Unweit wohl sind sie unserm Heer."

Der Meister ruft alle zu den Waffen, Bruder Berthold ergreift die Fahne, um die sich die Ritter scharen. Sie haben ihre Rosse zurückgeführt und rüsten sich zum Fußkampf, nur einer, Volmar von Bernhusen, bleibt zu Pferde. Auch die Bürger und Pilger sammeln sich um ihr Banner, doch das Landvolk ergreift ein panischer Schreck und ohne den Versuch einer Widerwehr flüchtet es in das Dunkel des Waldes. Was half da alle Tapferkeit des kleinen Häufleins der Deutschen gegenüber der riesigen Übermacht der in immer neuen Scharen anrückenden Semgaller. Wohl sprengte Bernhusen in ihre Reihen und ließ sein ritterliches Schwert mit Wucht auf die Heidenköpfe herniedersausen, wohl lagen mehr als zwanzig der Feinde um ihn in ihrem Blut, doch schließlich ermattete sein Arm, von den Semgallern umringt sank er vom Schlachtroß und ward erschlagen. Immer grimmer wurde der Andrang, immer schwerer der Widerstand auf dem schmalen Waldpfade, und als es vollends den Feinden gelang, sich zwischen die Brüder und die Rosse zu werfen, sich der letztern zu bemächtigen, da war das Geschick der Deutschen entschieden: Willekin und die Seinen stritten mit Heldenmut, bis sie ermattet und auf den Tod verwundet den Waldesgrund deckten:

„Ihnen ward von beiden Seiten heiß:
Man sah manchen roten Schweiß
Durch die Panzer dringen,
Man hörte Schwerter da klingen,
Man sah Helme zerschroten
Und auf beiden Seiten die Toten
Niedersinken auf den Plan.
Mancher neigte sich zu Thal,
Daß er der Sinne ganz vergaß
Und nieder auf der Erde saß.
Vor den Schlägen und Streichen
Die Heiden oft entweichen
In den Wald vor der Brüder Zorn.
Gar manchen kühnen Held sie verlor'n
Auf beiden Seiten in Streites Not."

Doch immer von neuem brachen die Semgaller aus dem Dickicht vor und schließlich lösten sich die Reihen der Deutschen; wer konnte, versuchte durch Flucht sich zu retten, doch nur wenige erreichten Riga,

die andern fielen in der erbitterten Feinde Gewalt und wurden in furchtbarer Weise zu Tode gemartert:

„Einem es so erging:
Er ward zur selben Stunden
Auf ein Roß gebunden
Und solche Marter man ihm bot,
Daß sie ihn warfen mit Keulen tot.
Als er gestorben war zuhand,
Ein andrer Bruder war verbrannt,
Auf ein Rost ihn setzeten sie.
So ward er erlöst von des Lebens Müh'.
Fünf und dreißig ihrer waren tot.
Vier genasen noch mit Not,
Allein sie waren gefangen —
So ward der Streit ergangen. —

Grimm und Haß im Herzen rettete der einzige überlebende Ordensbruder sich nach Riga, er schwur Rache zu nehmen an den heidnischen Feinden und er hat's redlich gethan:

„Er fügt ihnen zu gar viel Beschwer',
Ritt häufig wider sie mit dem Heer
Und half verwüsten wohl ihr Land,
Wie nachdem euch wird gemacht bekannt."

Doch drei Jahre später (1290) stand der Orden am Ziel. Die Semgaller waren unterjocht und jeder Widerstand unmöglich. Viele von ihnen aber wanderten gleich den Sudauern nach Litauen aus, um ihre Freiheit zu bewahren:

„Gen Litauen sie kehrten hin.
Das war vielen gar ihr Ungewinn,
Daß sie ein fremdes Land erkoren,
Ihr Erbe sie damit verloren."

So ging das semgallische Volkstum unter; die ihm verwandten Letten nahmen, von den Deutschen begünstigt, die semgallischen Sitze ein, mit ihnen verschmolzen die Reste. Wieviel Opfer aber dieser Kampf gekostet, läßt sich ermessen: In Kurland allein zeigte man die Todesstätten von 200 Rittern. Kein Wunder, daß man schließlich wieder nach Preußen sandte und von dort Hilfe erbat. Man war bis zum Tode erschöpft und atmete endlich auf, als der Kampf zu Ende ging. Um neuem Unheil vorzubeugen, errichtete der Orden an militärisch wichtigen Punkten starke Burgen. Schon 1266 hatte Konrad

von Mandern das feste Haus Mitowe (Mitau) an der Semgaller Aa erbaut, 1273 wurde Dünaburg, 1286 Heiligenberg errichtet. —

Ziehen wir das Ergebnis aus diesen Kämpfen, so liegt es darin, daß der Orden, der mit geradezu großartiger Ausdauer und Anspannung aller Kräfte das Land gerettet hatte, in den Stürmen dieser schweren Zeiten die Macht geworden war, auf der die Zukunft des Landes beruhte.

Nicht die Prälaten, die Brüder vom Deutschen Hause sollten die Herren Livlands werden, sie hatten es gewonnen, geschützt, sie wollten nun auch im Lande gebieten. Wer wollte behaupten, daß dies Streben an sich ein Schlimmes in sich schlösse?

8. Kapitel.

Der Gegensatz zwischen Erzbischof und Orden. Der Orden bezwingt Riga.

In demselben Jahr, in dem Riga zum Erzbistum erhoben wurde und dadurch nach dem Willen der egoistischen, auf der Zerfahrenheit der livländischen Verhältnisse basierenden Politik der Kurie die Steigerung der Gegensätze in unserer Heimat einen weitern Schritt vorwärts that, sank im deutschen Mutterlande nach ruhmvollem, aber durch die Ungunst der Zeit gehemmtem und schließlich unglücklichem Kampf das Heldengeschlecht der Staufer zu Boden. Es begann damit jene „kaiserlose, die schreckliche" Zeit, die wir gewohnt sind, das Interregnum zu nennen, weil thatsächlich Zwietracht und Treulosigkeit allein geboten und die Unordnung verewigt schien, obgleich gar zwei Könige im Reich dem Namen nach regierten. In dieser Periode fanden die früheren Stützen der Ordnung ihr Ende. Die Kaiser und Könige, bei deren Wahl alle niedrigen und gemeinen Instinkte der hohen Wahlfürsten wie eine schmutzige Welle zu Tage traten, sanken allmählich zu ohnmächtigen Schatten herab, Fehdewesen und Raubrittertum wucherten üppig empor und die einzelnen Gemeinwesen suchten schließlich in Bündnissen auf eigene Hand aus dem sonst unvermeidlichen Schiffbruch wenigstens die materiellen Güter des Lebens zu retten. Die Bündnisse der Städte vor allem wurden die Kristallisationspunkte neuen Aufschwungs. In den städtischen Kommunen entwickelte sich die stolze, wehrhafte Bürgerschaft, insonderheit seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, in ungeahnter Weise. Damals wuchsen die alten Römerstädte am Rhein und im Süden zu neuer Blüte auf, in jene Tage bereits fallen die ersten Anfänge der seegewaltigen Hansa, jenes Bundes, in dem deutscher Unternehmungsgeist und thatkräftiger Bürgersinn sich durch Jahrhunderte hindurch am lebendigsten entfaltet haben.



Von dem Glanz jener Zeit hat ein Jahrhundert später ein kluger Italiener eine lobpreisende Schilderung gegeben, an deren Schluß er den Deutschen zuruft: „Wahrlich, ihr könntet noch Herren der Welt sein, wie ehedem, ohne Eure Vielherrschaft, über die von jeher alle weisen Leute ihr Mißfallen bezeugt haben.“

Zu keiner Zeit läßt sich so deutlich erkennen, daß die deutsche Kolonie ein getreues Abbild des Mutterlandes war, als in der Epoche livländischen Mittelalters, durch die in raschen Zügen die folgenden Kapitel führen sollen. Hüben wie drüben dieselben Streitobjekte der partikularen Gewalten, hie wie dort der Widerstreit weltlicher[1]) und geistlicher Mächte, jenseits und diesseits dieselben inneren Mißhelligkeiten. Wie in Norddeutschland so vergaß man auch in Livland kaiserlicher Obergewalt und suchte sich in den rasch zu Ansehen gekommenen Städten Riga, Reval, Dorpat, Pernau u. A. in engem Anschluß an die städtischen Kommunen der Hansa materielle Blüte und Hand in Hand mit dieser bedeutsame politische Macht zu erringen.

Nur in Einem liegt wohl die Differenz. Während im Reich die geistlichen Herren ihren weltlichen Genossen entschieden überlegen waren und das Wenige, was zur Bewahrung der Reichseinheit geschah, von ihnen ausging, waren die Prälaten Livlands, sowohl Rigas Erzbischöfe wie die übrigen geistlichen Herren von Dorpat, Oesel oder Kurland selbstsüchtige kleine Regenten, denen das Gefühl für ein einiges Livland fast nie gekommen ist, vielleicht nicht einmal kommen konnte. Der politische Genius dagegen, der gegen die hemmende, zähe Unfähigkeit kleinstaatlicher Gebilde rang, war der Orden. Dieser war es, der gefestet durch die Heldenkämpfe gegen Eingeborene, Russen und Litauer, die geistige Erbschaft des großen Albert antrat, die dessen Nachfolger auf dem Stuhl von Riga nicht zu behaupten die Männer waren. „Wir sehen“, charakterisiert Bienemann, „im Orden, so sehr sein Ursprung dem echt mittelalterlichen Ideenkreise angehört, den Vorkämpfer der Neuzeit. Ein wunderbarer Takt hat in festgeschlossener Tradition in ihm gelebt, seine Schritte gelenkt, die einzigen unter denen von Livlands Häuptern, die — und zwar immer — ein festes, planvolles Auftreten kennzeichnet.“

[1]) Zu diesen werden wir seinen Tendenzen nach den Orden doch zu rechnen haben, wenn sich ja auch nicht übersehen läßt, daß ein geistliches Element ihm innewohnte und in den Beziehungen zum Papst nur zu oft zu Tage trat.



Daß der Orden im Gefühle seiner Kraft die Unterordnung und Zurücksetzung, welche ihm bei seiner Vereinigung mit dem Schwertritterorden zu teil geworden war, auf die Dauer zu ertragen nicht willens sein würde, war nach den Kämpfen, in denen des Landes Existenz gerettet wurde, auch den geistlichen Herren immer klarer geworden. Sie wähnten sich selbst verloren, wenn sie nicht kräftige Bundesgenossen erwarben, und richteten deshalb ihre Augen in erster Reihe auf die Stadt Riga, die durch großen Handel ein mächtiger Faktor im Lande geworden war; die Macht der Stadt durch reiche Schenkungen, die das Gebiet Rigas bis zum Babitsee, dem Quellgebiet der Misse und bis zur kurischen oder Semgaller Aa ausdehnten, zu heben, ist in der Folgezeit das stete Bemühen der Erzbischöfe gewesen. Auch im Interesse Rigas mußte es liegen, die Prälaten nicht zurückzuweisen. Der alte Satz, daß unter dem Krummstab gut wohnen sei, war auch den rigischen Ratmannen einleuchtend, während der Sieg der Ordensbrüder auch ihrer städtischen Freiheit ein Ende machen mußte, da jene selbständige Gebilde unter und neben sich zu dulden gewiß nicht geneigt waren. Zu der Furcht, der politischen Freiheit verlustig zu gehen, kam die nicht minder große Sorge in materieller Hinsicht vom Orden geschädigt zu werden. Die Brüder vom Deutschen Hause waren nicht nur wackre Degen, sondern auch berechnende Kaufleute und suchten, wo sie nur konnten, den Städtern den Gewinn zu schmälern. Ein Vertrag von 1255 läßt zweifellos erkennen, daß die Ritter den Handel rigischer Bürger an der Dünamündung und der Küste hinderten, der Fischerei in gewissen Gewässern alle möglichen Plackereien in den Weg legten. Die Stadt klagte darüber, daß man sie mit Zöllen und Steuern drücke, den Handel mit den Heiden ihnen unterbinde, ja selbst die Hökerei mit Gemüsen und Obst an sich reiße.[1]) In mißmutiger Besorgnis schauten die Bürger daher auf die stolzen, hochfahrenden Ritter, aus deren Reihen zwei Brüder inmitten des Rates saßen, ja deren Burg, die St. Jürgensburg, in unheimlicher Nähe innerhalb der städtischen Ringmauern lag.

Doch nicht allein mit dem verheißenen Beistande Rigas schien es Albert Suerbeer gethan. Das sicherste Gegengewicht gegen den Orden mußte er finden — zum ersten, leider nicht zum letztenmal taucht

---

[1]) cf. Mettig. Geschichte Rigas, p. 42.

dieser Gedanke damals auf — wenn es ihm glückte eine bedeutende militärische Kraft des Auslandes zu dauerndem Schutz und Schirm des Erzstifts zu gewinnen. Wenn nur die Ausführung des Planes nicht gar zu große Kopflosigkeit und allzugewaltigen Schrecken vor dem Orden verraten hätte. Der Mann, auf den der Erzbischof seine Blicke gerichtet, war der geeignete sicher nicht, denn es fehlte ihm die Macht, um andere mit Erfolg schützen zu können. Graf Gunzel von Schwerin, der Sohn des Grafen Heinrich, der König Waldemar gefangen genommen, war zwar ein tapferer Ritter, der der Dichtkunst hold war und sein scharfes Schwert zu schwingen wußte, aber dem Orden war er nicht gewachsen.

Wohl unkundig der Verhältnisse kam er 1267 nach Riga, wo der Erzbischof sich beeilte, ihn mit Zustimmung des Kapitels „zum Verweser, Verteidiger, Berater des Erzstifts mit allen Landen, Schlössern, Leuten, Vasallen und zum Schirmherrn wider die Barbaren und jeden andern feindlichen Andrang" zu ernennen, wogegen Graf Gunzel nur die Verpflichtung einer jährlichen Geldzahlung auf sich nahm.

Gegen wen dieser mit Recht unerhört genannte Vertrag gerichtet war, darüber war der livländische Meister Otto von Lutterberge nicht einen Augenblick im Unklaren und schnell entschlossen that er alle Schritte, um dem Erzbischof die Waffe aus der Hand zu winden, ehe sie gefährlich werden konnte. Er wagte ein hohes Spiel, aber er gewann es: Hinein in die St. Michaelskirche des erzbischöflichen Palastes in Riga, in der Albert die Messe celebriert, dringen vom Meister gesandte Ordensbrüder, ergreifen ihn und seinen Propst Johann von Fechten und entführen sie zuerst in die Jürgensburg, dann nach Segewold und weiter nach Wenden.

Wie der Vorfall beigelegt worden, wissen wir nicht; bald darauf residiert Albert jedenfalls wieder in Riga, aber Gunzel hatte das Land verlassen. Albert Suerbeer hat jenen bösen Ritt, da er von zwei Geharnischten geleitet, voll finstrer Gedanken zum Meister nach Wenden mußte, gewiß nicht vergessen, aber er hütete sich wohlweislich neuen Hader mit Otto von Lutterberge und, als dieser im Kampf gefallen war, mit dessen Nachfolger Walter zu beginnen, welch' letzterer ihm zudem voll Ehrfurcht entgegenkam und ihn seinen „ehrwürdigen Vater und Herrn" nannte.

Die Regierung des ersten Erzbischofs weist sonst keine Ereignisse



von allgemeinem Interesse auf. Mit der Stadt Riga lebte er in mancherlei Uneinigkeit, die sich erst gegen Ende seiner Herrschaft legte. Als ein Ausdruck des nunmehr eingetretenen Wohlwollens dürfte jenes Aktenstück anzusehen sein, in welchem Albert der Stadt, die wacker zur Ausbreitung des Namens des Herrn und der hl. Jungfrau beigetragen, den Grundbesitz in Semgallen bestätigt: Riga gewann hierdurch das Land von der Eckaumündung die Semgaller Aa aufwärts bis Putilene jenseits der Semgaller Aa, sowie das Gebiet zwischen der Aa und Eckau und Misse bis zu den Grenzen des Herrn Johann von Dahlen. „Mit dieser Schenkung erreichte die Stadtmark ihre größte Ausdehnung und umfaßte einen Flächenraum von 656 Quadratwerst oder 746 Quadratkilometer“ [1]).

Ende 1272 oder Anfang 1273 ist Albert von Suerbeer gestorben — unter dem Hochaltar der Domkirche fand auch er seine letzte Ruhestätte.

Ein günstiges Geschick ersparte dem gebeugten Mann es zu erleben, daß des Ordens Ansprüche von keinem Geringern als König Rudolf von Habsburg feierlich sanktioniert wurden.

Seitdem Rudolf 1273 zu Frankfurt des Reiches Krone erhalten, nahm das entsetzliche Zwischenreich ein Ende. Ihm war, obgleich seine Wiege tief im Süden Deutschlands gestanden hatte, auch der Norden aus eigner Anschauung bekannt. Schon als Jüngling war er 1254 mit dem Böhmenkönig Ottokar gegen die heidnischen Preußen gezogen und als Mann erkannte er mit scharfem Blick, welche Bedeutung das deutsche Element im Nordosten hatte. Schon in den ersten Monaten seines Regiments erschien Graf Heinrich von Fürstenberg daher in Lübeck und forderte die Huldigung der Bürger, dieser „besonders bevorzugten Pfleglinge des Reiches [2]).“ Ein warmes Interesse brachte er auch dem Orden entgegen, in dem sein staatsmännisches Auge den Träger der deutschen Herrschaft in Preußen und Livland sah. Das fast zerrissene Band zwischen demselben und dem Reich wieder zu knüpfen, darin sah er seine nächste Aufgabe. Deshalb unterzeichnete er am 14. November 1273 zu Köln eine Urkunde, durch die er den deutschen Orden feierlich mit allen seinen Besitzungen unter seinen besonderen Schutz nahm. Und genau ein Jahr später erließ er eine neue Urkunde, laut der er, freilich mit Nichtachtung der formellen

[1]) cf. Mettig. Geschichte Rigas pag. 40, 41. cf. auch Seraphim pag. 121,
[2]) Schlözer. Die Hansa rc. l. c. pag. 89.

Rechtszustände des Landes, die Gerichtsbarkeit und Oberhoheit über Riga dem Orden zusprach. Hier zum erstenmale tritt dieser Anspruch der Ritter offen in die Welt, um von nun an nicht mehr zu verschwinden. Häufige Kriegsreisen gegen die Semgaller hinderten zwar den Orden den kaiserlichen Verheißungen die That folgen zu lassen, trotzdem erregten dieselben in Riga heillosen Schrecken und führten zu einem für die kulturelle und politische Geschichte der Stadt hochbedeutsamen Beschluß, dem Eintritt in den Bund der Hansa. Am 8. September 1282 erscheint die Stadt urkundlich bereits als Mitglied des Seebundes.

Im Bunde mit den Handelsstädten Norddeutschlands glaubte Riga Übergriffen des Ordens mit mehr Erfolg entgegentreten zu können.

Und in der That! Die Stadt handelte nicht unklug, da das Emporsteigen des Ordens von Jahr zu Jahr zu verfolgen war. Blieb doch die Gunst, die König Rudolf den Brüdern vom deutschen Hause seine ganze Regierungszeit hindurch getreu erhielt, auch unter Adolf von Nassau und Kaiser Albrecht I. ihnen ungeschmälert, so daß der Niedergang der Ritterorden seit der Eroberung Accons durch die Muselmannen und der damit im Zusammenhang stehende Umschwung in der dem Orden sonst so günstigen Politik der Kurie dem deutschen Orden verhältnismäßig wenig Schaden zufügte. Im Gefühle seiner Kraft ließ sich denn auch der livländische Meister trotz Erzbischof und trotz Stadt von seinem vorgesteckten Ziele nicht abbringen und nur zu bald sollte sich die Gelegenheit bieten demselben näher zu kommen.

Mit Johann I. und Johann II., den beiden Nachfolgern Albert Suerbeers, hatte der Orden in leidlichem Frieden gelebt, erst unter Johann III., ehemaligem Schatzmeister des Schweriner Domkapitels, erfolgte der Zusammenstoß der divergierenden Elemente, die Explosion des lang angehäuften Zündstoffs.

Als Erzbischof Johann, um eine schwere Verletzung seines Schienbeins durch flandrische Heilkünstler behandeln zu lassen, im Jahre 1297 sein Erzstift verließ, übergab er die weltliche Vertretung dem Vizemeister Bruno. Nur Riga sollte, wie er ausdrücklich festsetzte, ausgenommen sein: hier möchten der erzbischöfliche Vogt und der Rat der Stadt nach dem Besten sehen. Doch wurde das wenig respektiert, denn dem Orden schien die Stunde gekommen, wo er jenes Privileg Rudolfs von Habsburg aus einem Blatt Papier zur Wirklichkeit machen

könne. Die Errichtung eines in dem Fluß belegenen Bollwerks gegen den Anprall des alljährlichen Eisganges — der Orden meinte freilich, es sei ein Festungswerk, das die Rigischen im Auge hatten — gab den Anlaß zum erwünschten Konflikt. Der Hauskomthur der Jürgensburg forderte — so will wenigstens der Riga günstige Bericht — den Abbruch einer angeblich zur Anfuhr von Baumaterialien über die Righe auf Ordensboden geschlagenen Brücke und der Vizemeister Bruno unterstützte diese Forderung auf das Nachdrücklichste: „Er selbst wolle die Brücke abbrechen und möge der Orden dabei zu Grunde gehen. Sollte die Stadt täglich eine Brücke schlagen, er würde sie täglich abzubrechen wissen; es sei ihm größerer Ruhm im Kampfe gegen die Bürger zu fallen, als gegen Heiden und Russen!"

Diese hochmütigen Worte und das Gerücht, in der Burg würden 500 Reisige zusammengezogen, brachten in Riga eine hochgradige Spannung hervor und da die besonnenen Versuche des Rats die Austragung des Streits bis zur Rückkehr des Erzbischofs und der Ankunft des Meisters zu vertagen ebenso schroff abgewiesen wurden wie der Appell der Bürger an den Papst ihnen bei den Rittern nur Hohn eintrug, so setzten sie den Rüstungen jener die eigenen entgegen. Die Bürger besetzten die Wälle und den Petriturm mit Schleuderern und Schützen. Während Bruno von Wenden herbeieilte und der Kampf auf beiden Seiten sich verschärfte, überrumpelten am 20. Juli die Rigischen die St. Jürgensburg. Doch während dessen kommt in den engen Straßen der Stadt Feuer aus, der Abendhimmel färbt sich rot und trotzdem man dem entfesselten Element mit Macht zu steuern sucht, vernichtet es in entsetzlicher Nacht einen großen Teil der Stadt.

Als der Erzbischof bald darauf heimkehrte, lag die aufblühende Stadt in Asche. Doch der Mut der Bürger war ungebrochen und wenn sie auch dem Willen Johann's, der einen vermittelnden Schiedsspruch fällte, nicht widerstrebten, so vermochte derselbe den erneuten Ausbruch doch nicht auf die Dauer hintanzuhalten. Noch im September brach der Kampf abermals los. Vergebens ermahnten die Abgesandten von Rostock, Lübeck, Wismar, Greifswald und Wisby zu Friede und Eintracht: in der Nacht auf St. Michael steckten die Rigischen den Marstall des Ordens in Brand, verheerten das bei der Stadt belegene Ordensgebiet und scheuten schließlich nicht davor zurück am folgenden Tage den Jürgenshof und die Ordenskapelle dem Erdboden gleichzu-

machen. Und nun erfolgte das Entsetzliche! War es im Rausch des Erfolges, war es der Entschluß die Verhaßten auf den Tod zu treffen und eine Versöhnung unmöglich zu machen — wir wissen es nicht, nur das Eine steht fest, daß die Rigischen mit frevler Hand den Komthur und sechzig Brüder, die in ihre Hand gefallen waren, sämtlich enthaupten ließen. Eine spätere Überlieferung will gar wissen, die erbitterten Bürger hätten den Komthur unter Schmähreden und Spottworten am Barte zum Gerüst geschleift, die andern Ritter teils erschlagen, teils zum Galgen geschleppt, die Ordenskapelle bis auf den Grund zerstört[1]). Das Blut der Gemordeten schrie um Rache, der Orden rüstete zu bitterer Vergeltung. Das ganze Land parteite sich, der Erzbischof, die Stadt gewannen die Bischöfe von Dorpat und Oesel, selbst Dänemark verpflichtete sich gegen Abtretung von Semgallen zum Kampf gegen den Orden. Aber wieder einmal zeigte sich die kriegerische Überlegenheit der Ritter, schon in kurzer Zeit waren sie der Gegner Herr. So rasch fällt der Orden über sie her, daß die Dänen gar nicht Zeit finden zu erscheinen, die Bischöfe von Oesel und Dorpat es für geratener halten sich eilig loszusagen und der Erzbischof nach kurzer Fehde seine Hauptschlösser Treiden und Kokenhusen in des Ordens Hand sieht und von ihm als Gefangener nach Fellin gebracht wird.

Nur Riga war noch unbezwungen, schon aber zog sich das Verderben auch um die Stadt, schon errichtete der Orden starke Befestigungen, um sie vom Meer abzuschneiden und ihr vom Lande die Zufuhr zu wehren. Der Hunger, meinten die Ritter, werde das Bürgervolk schon mürbe machen. In dieser höchsten Not griff die Stadt zu einem verzweifelten Mittel und rief die erbittertsten Feinde des Ordens, die Litauer, ins Land. Bis die gefürchteten Barbaren da waren, galt es mit Aufbietung aller Kräfte sich allein zu wehren und es gelang. Nachdem man die vom Orden gegen Riga errichtete Zwingburg Neuermühlen gebrochen, kam die Kunde vom Heranzug der Bundesgenossen. Um Pfingsten 1298 langten sie an, fluteten verheerend hinauf bis nach Karkus und kehrten mit gewaltiger Beute wieder zurück. Vergebens warf sich der Vizemeister Bruno ihnen entgegen, mit seinem Leben hatte er den Versuch zu bezahlen. Welch' entsetzliche Wildheit

[1]) cf. Mettig. Geschichte Rigas p. 47.



und Wut die heidnischen Sieger beseelte, bewies das Geschick der gefallenen Ritter: den toten Meister banden sie an zwei Bäume, verstümmelten ihn und hieben ihn dann in zwei Teile, die Leiche eines andern verbrannten sie als Kriegsopfer für ihre Götter, die eines dritten zerschnitten sie wie den Körper eines geschlachteten Rindes.[1]) Nun heischte der Orden Hilfe von Preußen und als diese eintraf, lieferten die Brüder am 29. Juni den Rigischen und Litauern ein neues Treffen, das diesmal mit einem vollen Siege endete, die Städtischen wurden geschlagen, die Litauer über die Grenze zurückgeworfen. Riga schien verloren. Da in der Stunde höchster Gefahr fand die Stadt Hilfe bei den Hanseaten, der Erzbischof, der gezwungen und ohne Zustimmung des Domkapitels und der erzstiftischen Vasallen wohl im Nov. 1298 zu Neuermühlen mit dem Orden äußerlich Friede geschlossen, bei Papst Bonifacius VIII., der in gemessenem Ton die Beilegung der Streitigkeiten anbefahl. Auf einem Städtetage zu Lübeck vermittelten die Hansestädte einen Waffenstillstand bis Dezember 1299, während infolge der päpstlichen Fürsprache Erzbischof Johann seiner strengen Haft entledigt wurde und das Land verließ. Im folgenden Jahr (1300 †) ist er zu Anagni bei Rom gestorben, sein Nachfolger Isarn, den der Papst ohne Rücksicht auf das Recht des rigischen Domkapitels wählte, weil er sein Kaplan war, wußte den Frieden aufrecht zu erhalten.

Es liegt auf der Hand, daß die tiefliegenden Gegensätze nur vertagt, nicht entschieden waren, denn der Orden mußte die Bahn weiter gehen, die er einmal betreten hatte, und Riga hielt noch immer am Bunde mit Litauen.

Der Orden zweifelte denn auch keinen Augenblick, daß das Schwert in kurzem wieder aus der Scheide fahren werde, und handelte danach. Der alte Römersatz „Divide et impera!“ (Trenne und gebiete!) fand bei ihm gelehrige Anhänger. Riga sollte isoliert werden — das war die Losung und in geschickter Weise gelang es wirklich die dänischen Vasallen in Estland, die Bischöfe von Oesel und Dorpat, die teils durch russische Streifereien, teils durch die Plünderungen der heidnischen Litauer geängstigt und über Versuche der dänischen Regierung Estland vorteilhaft zu veräußern erbittert waren, zu einer Vereinigung zu bewegen, in der man die Begründung der livländischen Konföderation,

[1]) Mettig. Geschichte Rigas, p. 50.



d. h. jener Machtgruppierung, auf der das selbständige Livland bis zu seinem Untergange basierte, zu sehen hat. Am 25. Februar 1304 traten der livländische Meister Gottfried von Rogga, die Bischöfe von Dorpat und Oesel, ferner der Landmarschall des deutschen Ordens in Livland, die Komthure von Fellin, Weißenstein, Wenden, Segewold, Pernau, Leal und Ascheraden, die Vögte von Jerwen, Transpalen, Wenden, Saccala und Karkus in den Mauern von Dorpat zusammen und schlossen mit einander, den Bischöfen, Kapiteln und gesamten Vasallen der Kirchen von Dorpat und Oesel, sowie sämtlichen Vasallen des Königs von Dänemark in Harrien-Wierland auf ewige Zeiten einen unverletzlich zu haltenden Friedens- und Freundschaftsvertrag. Riga sollte solange bekämpft werden, bis es dem Bunde beitrete und auf fremde Hilfe verzichte. Kein Stand sollte also auswärtige Hilfe in Anspruch nehmen. Es dürfte daher wohl nicht zuviel gesagt sein, wenn neuerdings vom Vertrag von 1304 behauptet worden ist, er sei „das erste vollgiltige Zeugnis für das Bewußtsein, daß das gesamte Livland trotz aller Scheidung in einzelne Territorien dem Auslande gegenüber ein abgeschlossenes Ganze, ein Land für sich war“.[1])

Die Bestürzung, die über den Vertrag in Riga entstand, wurde noch gesteigert, als die Bürger eines Tages erfuhren, der Orden habe für 4000 Mark vom Abt von Dünamünde das Kloster gekauft und beginne es stark zu befestigen. Setzte der Orden sich hier an der Ausmündung der Düna wirklich fest, so lag es in seiner Hand jeden Augenblick allen Handel und Wandel zu vernichten, den Lebensfaden der Stadt zu durchschneiden. Um derartiges zu verhindern, hatten die Rigischen bereits 1263 mit dem Kloster einen Vertrag zum Abschluß gebracht, dem zufolge der Abt dasselbe ohne Erlaubnis der Stadt weder verkaufen noch veräußern dürfte, „doch die Mönche von Dünamünde, saßen lieber auf fetten Äckern, als daß sie das Versprechen hielten [2]).“

Über die Dünamünder Frage entbrannte der alte Streit mit neuer Erbitterung, wiederum rief Riga die Litauer ins Land, wiederum brachte der Erzbischof Friedrich — Isarnus war Erzbischof von Lund geworden — seine Klagen vor das Tribunal des Papstes, während der Orden durch Pfanderwerbung von Schloß Uexküll, und Unterstützung

[1]) Dr. Alexander Bergengrün. Eine neue Darstellung der livländischen Geschichte. B. M. XXXXII pag. 80.

[2]) Schirren. Vorträge.



des mit dem Erzbischof zerfallenen mächtigsten Vasallen, Johann von Tiesenhausen, dem Prälaten und der Stadt den Boden abzugraben suchte.

Über ermüdende Einzelheiten wenden wir unsern Blick auf die allgemeinen Gesichtspunkte, auf den Zusammenhang der unseligen Händel in unserer Heimat mit den Ereignissen der großen Welt.

In unheilvoller Weise wirkte jene Katastrophe, die gerade damals über den päpstlichen Stuhl hereinbrach, auf Livland ein. Eben erst hatte das Papsttum in Bonifacius VIII. seinen stolzesten, grandiosesten Vertreter gefunden, als über ihn die Vergeltung kam. Der vor keiner Konsequenz zurückscheuenden Politik Philipps IV. von Frankreich war auch der heilige Vater kein unantastbares Heiligtum. Die berüchtigte Bulle „Unam sanctam" vom 18. November 1302, durch die Bonifacius sich für den alleinigen Oberherrn der Welt erklärte, beantwortete der König durch die Sendung seines Kanzlers Nogaret, der mit Hilfe des dem Papst feindlichen Hauses Colonna denselben in Anagni am 7. September 1303 gefangen nahm. Wohl befreiten die Bewohner der Stadt das Oberhaupt der Kirche, doch die Scham über die erlittene Demütigung brach ihm das Herz. Schon am 11. Oktober schloß Bonifacius seine Augen für immer.

Für das Papsttum aber folgte jetzt jene schändliche Zeit, da der Statthalter Christi auf Erden seinen Sitz in Avignon auf französischer Erde nahm und zu einem Werkzeug der französischen Krone herabgewürdigt wurde. Was Wunder, daß sich am Hof von Avignon Laster und Bestechlichkeit die Hand reichten und sich eine Schandwirtschaft breitmachte, die ohne Beispiel war. Wer am meisten zahlen konnte, dem wurde der Preis zuerkannt.

Natürlich wurde vom Erzbischof von Riga, der im September 1305 eine heftige Klageschrift gegen den Orden wegen des Ankaufs von Dünamünde gerichtet hatte, auch dieser Streitfall vor das Forum Clemens V. gebracht. Er hätte kaum einen günstigeren Augenblick finden können, da die dem Orden abgeneigte Politik der Kurie eben damals mit den habgierigen Intentionen König Philipps gegen den Templerorden auffallend zusammenklang.

Am Morgen des 13. Oktober 1307 wurden sämtliche in Frankreich befindliche Tempelherren verhaftet, des Götzendienstes und geheimer Laster angeschuldigt und — denn das war des Königs Beweggrund — die Güter und Liegenschaften des reichen Ordens konfisziert. Zwei

Jahre später trat ein Untersuchungsausschuß zusammen, und wieder über zwei Jahre später dekretierte der gefügige Clemens V. die Aufhebung des Ordens. Ein Jahr darauf „am 11. März 1313 brannten auf der Seine-Insel die Holzstöße, in deren Flammen der Großmeister Jacques Moley und der Großpräceptor des Ordens ihren Märtyrertod fanden[1])."

Sollten diese Ereignisse den Erzbischof von Riga und seine Anhänger nicht in der Hoffnung bestärkt haben, daß an diesem päpstlichen Hof ihre Klagen gegen die deutschen Ritter auf erfolgreiche Erledigung rechnen konnten? Doch auch der Orden säumte nicht durch geschickte Vertreter und reichliche Handsalben die Kurie für sich günstig zu stimmen, so daß die Stimmung in Avignon unendlich oft wechselte und eine Entscheidung doch nicht gefällt wurde. Schließlich ermannte man sich wenigstens soweit, päpstliche Legaten nach Livland selbst abzuschicken, an deren Spitze der päpstliche Auditor Franziskus de Moliano stand. In ungeheuerlichen Zeugenverhören — Exemplare von 50 Ellen Länge und $1\frac{1}{2}$ Ellen Breite sind in Königsberg und Stockholm erhalten — suchten die Abgesandten den Thatbestand festzustellen. Daß hierbei die ärgste Parteilichkeit Regel war, versteht sich für den, der die Instruktion gelesen, die Clemens V. in der Bulle vom August 1309 gegeben, von selbst. „Wir müssen," stand hier mit deutlicher Beziehung auf den Orden geschrieben, „aus dem Weinberge des Herrn die Dornen des Lasters und das stacheliche Unkraut ausrotten, welches seinen Boden zuweilen zu beschatten wagt." Die Entscheidung, die im Jahre 1312 endlich das Licht erblickte, war ganz in diesem Sinn gehalten und gebot dem Orden vor allem die Rückgabe von Dünamünde. Als die Deutschen Brüder, wie natürlich, diesem Schiedsspruch die Anerkennung verweigerten, schleuderte Clemens im folgenden Jahr den Bann gegen die Ungehorsamen.

Aber der deutsche Orden stand fester und war unerreichbarer als die Templer. Eben in jenen Jahren hatte er einen folgereichen Schritt gethan, der seine Position konzentrierte und kräftigte. Seit dem Fall von Accon war Venedig der Sitz des Hochmeisters geworden; von der Lagunenstadt aus, deren kommerzielle Interessen eine energische Gegnerschaft gegen den Muselmann in sich schlossen, konnten auch

---

[1]) Kurd von Schlözer. l. c. pag. 96.

die Ordensbrüder an den Kämpfen zur See gegen den Feind der Christenheit erfolgreichen Anteil zu nehmen hoffen. Doch die Zukunft des Ordens lag wo anders, sie winkte verheißungsvoll am Gestade der Ostsee. Nachdem innere Wirrnisse die Übersiedelung des ganzen Ordens nach Preußen einige Jahre lang verhindert hatten, brachte das Jahr 1309 den einzig richtigen Entschluß. Die Marienritter verließen die Markusstadt, um in der prächtigen Marienburg an der Nogat ihren Mittelpunkt zu finden. Noch im September 1309 ritt der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen über die Zugbrücke der Burg. „Mit unabweisbarer Bestimmtheit lag — so Schlözer — in diesem Gang der Dinge die Richtung vorgezeichnet, die fortan der Orden einzuschlagen hatte, um seine Macht und Selbständigkeit sich zu erhalten: ein völliges Aufgeben aller Interessen, die außerhalb der deutschen Lebenskreise standen, eine Vereinigung seiner gesamten Kräfte in den Ostseelanden, um deutsches Wesen, Recht und Sitte hier mehr und mehr zu sichern, ein unbedingter Anschluß an das deutsche Reich, in welchem er wurzelte und wo die Quelle seiner Stärke lag. Das waren die Bedingungen, die allein den Orden in den Stand setzen konnten, den Kampf mit der römischen Kurie siegreich durchzuführen."

Auf Livland freilich wirkte die Übersiedelung von Venedig nach Marienburg nicht so zurück, wie man wohl glauben müßte. Einmal hinderten die nimmer ruhenden päpstlichen Machenschaften die Ritter in Preußen an thatkräftiger Hilfe gegen den Erzbischof und Riga, zum andern wurden sie sehr bald in erbitterte Kämpfe gegen die Polen und Litauer hineingezogen, die ihre Kräfte völlig in Anspruch nahmen und nur darin unserer Heimat nützten, daß sie die Einfälle der Litauer nach Livland hinein seltner machten.

Es waren traurige Tage, die damals über unser Land gingen: Zwietracht und Krieg, wohin das Auge blickt. Rigas Erzbischof weilt meist am päpstlichen Hof in Avignon und schürt den Zorn der Kurie, Riga selbst hält am Bunde mit den Litauern fest und bringt dadurch unsagbares Unheil über das Land, der Orden schließt gegen die Litauer ein unnatürliches Bündnis mit Groß-Nowgorod, wird dabei aber durch häßliche Krisen im Innern an jeder größern Aktion gehindert. Als der livländische Landmeister Gerhard von York sein Amt 1322 niederlegte, brach gegen den vom Hochmeister vorgeschlagenen Kandidaten bei den auf ihre Sonderstellung stolzen livländischen Brüdern heftige

Opposition los, sie bezichtigten den Designierten sogar der Veruntreuung von Ordensgut und brachten einen eigenen Kandidaten in Vorschlag, dem dann freilich wiederum die Bestätigung des Hochmeisters nicht zu teil wurde. Solche Differenzen machten trotz der Hilfe, welche die Konföderierten von 1304 dem Orden zu teil werden ließen, demselben es unmöglich den Widersachern mit Schärfe entgegenzutreten.

Die Konföderierten thaten ihrerseits das Mögliche, um dem Lande den Frieden wiederzugeben. 1313 tagten sie im Dorf Wosel und besandten, wie es scheint vor Allem auf Betreiben der Vasallen von Oesel und Harrien-Wierland, den Orden und die Stadt und heischten den Friedensschluß. In der That versammelten die Streitenden und die Vermittler sich zu Pernau und brachten auch wirklich einen Schiedsspruch zu Wege, doch von Dauer war die Einigkeit nicht[1]). Als dann Riga seinen Bund mit dem Großfürsten Gedimin von Litauen erneuerte, traten am 23. April 1316 zu Segewold trotz Bann und Verbot die meisten erzstiftischen Vasallen, so die Pahlen, Rosen, Ungern und Uexküll, ja das Domkapitel des Erzstifts der Konföderation bei, so daß, wenn auch vorübergehend, fast das ganze Livland geeint erschien. Zwar schleuderte Papst Johann XXII. seinen Machtspruch gegen den Dorpater Bund, befahl abermals dem Orden Dünamünde herauszugeben und den Bischöfen und Vasallen von der Einigung zurückzutreten. Er erreichte damit aber nur, daß der Krieg mit erneuter Wut aufloderte und die Litauer aufs entsetzlichste zu hausen begannen. Das brachte 1325 die Verbündeten — die erzstiftischen Vasallen waren der Segewolder Vereinigung von 1316 treugeblieben, nur das Domkapitel zurückgetreten — zu einem neuen Landtag zusammen und schloß sie abermals fest an den Orden. Diesem aber erstand endlich in Eberhard von Munheim ein ganzer Mann, der den unmöglich gewordenen Verhältnissen mit dem Schwerte Klärung schaffte.

Als der thatkräftige Mann ins Amt trat, stand die Sache des Ordens nicht zum Besten. Die Litauer unter Gedimin waren auf Rigas Ruf ins Land gedrungen und weit in den Norden, bis über Karkus hinaus, geflutet. Das ganze helmetsche Kirchspiel litt namenlos. In Paistel in der Kirche „lag der König der Ungetreuen mit

[1]) Ob hier in Pernau — es ist der erste nachweisbare livländische Landtag — nur die Landesherren oder auch schon die Vasallen getagt haben, ist strittig. cf. A. v. Gernet II. pag. 40/41.



zween seiner Brüder über zwei Nächte und fütterte seine Pferde. Und das ist das Allerlästerlichste, daß sie vor dem Sakramente der Eucharistie unzählige Bosheiten verübten, Kelche, Bücher und alle Zierat der Kirche, kostbare Glasfenster und herrliche Orgeln zerschlugen und verdarben".[1]) Nachdem Gedimin mit seinen Scharen ähnlich im Tarwastschen gehaust, zog er mit großem Raube heimwärts, doch an ein Wiederkommen dachte er nicht mehr.

Munheim aber beschloß, gedeckt durch die zum Orden haltenden erzstiftischen Vasallen, insonderheit deren Führer Bartholomaeus von Tiesenhausen, der über ein geradezu fürstliches Vermögen gebot, mit der Stadt abzurechnen. Von allen Seiten schloß er sie ein, volle sechs Monate lag er vor ihren Thoren, bis der grimme Hunger den Trotz der Bürger brach. So groß war das Elend hinter den Mauern, daß selbst der Meister dadurch erschüttert wurde und in Riga ansagen ließ, die Armen möchten sehen, ob sie nicht außerhalb der Stadt Nahrung fänden, er würde sie nicht belästigen. Endlich am 18. März 1330 war die Not so unerträglich geworden, daß der Rat und die angesehensten Bürger sich der Überzeugung nicht verschließen konnten, daß nur die Unterwerfung unter den Orden übrig bleibe. Der wortführende Bürgermeister Heinrich Meye eröffnete die Sitzung: „Edle Herren und fürsichtige Männer — sprach er — versammelt seid Ihr, Geistliche und Weltliche, um einander in dem Elend, in das wir geraten sind, zu trösten." Doch er konnte nicht weiter reden, Thränen erstickten seine Stimme und für ihn ergriff der zweite Bürgermeister, Heinrich von Fellin, das Wort: „Wir stehen hier, wie schon Heinrich Meye sagte, in tiefer Bekümmernis. Alle unsere Freunde haben uns verlassen. Glaubt aber darum nicht, wir seien nachlässig gewesen in Betreibung dieses Krieges. Dem Papst und den Kardinälen haben wir in unserer Trübsal geschrieben und sie demütig um Rat und Hilfe gebeten, den Seestädten, sowie den Herrn und Städten im Lande haben wir mehr als einmal unser Leid geklagt. Weder mit Wort noch mit der That hat auch nur einer von ihnen uns Trost geboten. Auch sehet ihr, daß leider gar keine Lebensmittel in der Stadt sind, die Vorratshäuser stehen leer, selbst in den Privathäusern ist nichts mehr zu finden, wie wir nach genauester Durchsuchung eines jeden Hauses

---

[1]) Zitiert nach Schiemann l. c. II. 73. 74.

uns überzeugt haben. Die ganze Stadt zu erhalten ist, Gott sei dessen Zeuge, nicht mehr denn $3^1/_2$ Last Mehl. Viele sind vor Hunger aus der Stadt entflohen, viele andre, wie ihr wißt, gestorben. Was endlich das Schlimmste ist, es steht zu befürchten, daß es in der Stadt selbst zu offnem Kampfe komme und wir einander gegenseitig umbringen. Und um euch nichts zu verbergen, wir haben mehrfach versucht, mit dem Meister in Verhandlung zu treten, aber nur das Eine ersehen, daß uns schließlich nichts übrig bleibt, als einen ganz unleidlichen Vertrag zu schließen." Darauf beschwor er die Anwesenden nochmals, falls einer im Geheimen Lebensmittel versteckt halte, solle er sie zum Besten der Stadt herausgeben. Als sich aber herausstellte, daß durchaus garnichts mehr vorhanden sei, richtete Johann von Fellin unter Thränen die Frage an sie, was man denn in der Not thun solle? Sie aber antworteten, wie es schon früher die ganze Gemeinde gethan hatte: „die Bürgermeister möchten möglichst bald ein Ende machen, man werde erfüllen und halten, worauf sie sich mit dem Meister einigten."

Nach zwei Tagen zogen Abgesandte der Stadt hinaus ins Lager des Meisters. Am Mühlgraben trafen sie mit Munheim zusammen und unterwarfen sich auf Gnade und Ungnade. Die Stadt räumte dem Orden Alles ein, was er wollte, und dieser besetzte den Sandthurm und den des hl. Geistes. Am 23. März stellte die Bürgerschaft dem Orden in dem „nackenden Brief" ihre Unterwerfung gewissermaßen in formeller Urkunde aus, eine Woche darauf, am 30. März, erließ der Meister den „Sühnebrief", durch den die neuen Zustände gesetzlich fixiert wurden: Riga huldigt und tritt dem Orden den Platz für ein neues Schloß zwischen dem „neuen Graben" und dem Quergraben ab. Wenn der Meister in den Krieg zieht oder Feinde einbrechen, soll die Stadt nach ihrem Vermögen und Willen Heeresfolge leisten, dem Landmarschall aber, wenn er mit denen, die diesseits von der Düna und in den Distrikten von Wenden und Segewold sind, zu Felde zieht, nur 30 Reisige stellen. Die Hälfte aller Gerichtsgefälle soll dem Orden zustehen, der — und das wird wohl als das Drückendste empfunden worden sein! — von nun ab an jeder Ratssitzung durch einen Vertreter teilnehmen kann und dem Stadtvogt, wenn er nach städtischem Recht richtet, einen Ordensbruder zur Seite stellt, ohne dessen Einwilligung kein Spruch rechtskräftig werden konnte.

Gewaltig muß der Eindruck der Katastrophe im ganzen Lande

gewesen sein. Hoch zu Roß hielt Eberhard von Munheim seinen Einzug in die gedemütigte Stadt. Nicht durch ein Thor, sondern durch die Mauer, die in der Breite von dreißig Ellen eingerissen worden war, ritt er triumphierend ein. Noch zittert die Erinnerung an jenen herben Tag in der Erzählung durch, ein altes Mütterlein habe auf die Kunde, ein Stück der Stadtmauer müsse niedergelegt werden, ausgerufen: „Ist denn der Meister gar so stark an Körperumfang, daß er eines so großen Raumes bedarf, und nicht wie andere Christenmenschen durchs Thor seinen Eintritt bewerkstelligen kann[1])?"

Am 13. Juni legte der Meister den Grund zum neuen Ordensschloß. Doch schon zwei Monate später läßt sich ein auffallender Umschwung zur Milde konstatieren. Sei es nun, daß Munheim selbst die Überzeugung gewonnen, daß man der gebeugten Stadt entgegenkommen müsse, sei es, daß die Fürsprache der Konföderierten oder die Einsprache Papst Johann XXII. das Meiste dazu gethan — Thatsache bleibt immer, daß Mitte August den Städtern Schiffahrt und Fischfang freigegeben und die harte Bestimmung wegen der Beteiligung des Ordens am städtischen Tribunal gemildert wurde. Nur bei Gericht über Leben und Tod sollte auch in Zukunft ein Bruder mit urteilen.

Die Huld des deutschen Kaisers billigte auch diesen neuen Erfolg des Ordens: am 8. Mai 1332 setzte Kaiser Ludwig der Baier Name und Siegel unter eine Urkunde, durch welche er dem Orden die volle Landeshoheit über die Stadt Riga bestätigte.

In dieser aber hob sich allmählich der niedergedrückte Sinn — bald finden wir sie wieder in vollem Aufblühen. Die erste Ausgleichung war erzielt, der Orden hatte nicht nur einen Feind besiegt, sondern auch einen Freund gewonnen, die einsichtigen Kreise der Stadt erkannten schon jetzt, daß ihre Zukunft sie an die Seite des Meisters wies. —

[1]) Zitiert nach Arbusow. Grundriß der Geschichte Liv-, Est- u. Kurlands. 2. Aufl. 1890. pag. 46.



9. Kapitel.

Der Orden gewinnt Estland.

Nachdem Eberhard von Munheim zwölf Jahre die nicht leichte Bürde eines livländischen Landmeisters getragen, war er, der am Schluß derselben auf glänzende Erfolge zurückblicken konnte, der ewigen Anspannung müde. „Als er nun seine Tage viel Arbeit und Ungemach gelitten", schreibt der Chronist, „auch Alters halben schwach geworden, so sandte nicht lange hernach der Hochmeister in Preußen, Dietrich von Altenburg, Visitierer, damit der Meister sollte nach Preußen zum Kapitel kommen. Da nahm dieser etliche Brüder zu sich, zog nach Preußen und bat sich des Amtes los. Wiewohl ihn nun der Hochmeister des Amtes nicht gerne entließ, so wandte jener doch seine Unvermögenheit ein und wurde des Amtes frei. Dann zog er nach Köln am Rheine und wurde Komtur zu St. Katharinen (des deutschen Ordens). Er war zwölf Jahre lang Meister zu Livland gewesen mit großem Ruhm und Lob."

Zu seinem Nachfolger hatte er selbst den Ordensbruder Burchard von Dreyenlewen vorgeschlagen. „Dieser war," erzählt dieselbe Quelle, „ein feiner Mann und stieg in kurzer Zeit also zu Ehren, daß jedermann das wunder nahm. Als Kind war er schon nach Livland gekommen, doch schon von Jugend auf richtete er all sein Leben von Lastern ab und trachtete dermaßen nach Tugend, daß er schon als junger Mann sehr gerühmt und gelobet ward. Deshalb sandte ihn der Meister nach Fellin, da war er vierzehn Tage lang, danach wurde er zu einem Kumpan des Komturs erhoben; kurz darauf ward das Schloß Windau ledig, zu dessen Komtur er gesetzt wurde. Hier richtete er sich allenthalben also, daß er von dort fort genommen und über das Haus Mitau gesetzt wurde." Hier hatte er oft Gelegenheit, den nach Semgallen einfallenden Litauern entgegenzutreten und sich



den Ruf eines wackeren Kämpen zu erwerben. Auf dem Kapitel zu Marienburg wurde der verdienstvolle Mann zum Meister von Livland erhoben, als welcher er dem Lande mit Ehren gedient hat: gehören doch die sechs Jahre seines Regiments zu den wichtigsten des livländischen Mittelalters.

Noch bevor er ins Land gekommen war, erschien der Feind an der Grenze, mit dem er die Zeit seines Meisteramtes hindurch zu kämpfen haben sollte, die Pleskauer. Der Meister zögerte nicht, unterstützt von einer Reihe tüchtiger Komture, namentlich Goswin von Herike, der zu Fellin saß, dem Gegner die Stirn zu bieten und in zwei Feldzügen ihm den Respekt vor dem deutschen Namen einzuflößen. Um gegen neue Einfälle aber besser geschützt zu sein, errichtete man auf vorgeschobenem Posten zwei mächtige Schlösser, die Marienburg, der vom Orden ein Komtur gesetzt wurde, und die Frauenburg, später Neuhausen genannt, die dem Bischof von Dorpat unterstand.

Kaum war hier an des Landes Marken Ordnung und Ruhe wieder eingekehrt, als eine furchtbare Gefahr zum Ausbruch kam, die den ganzen nördlichen Teil unserer Heimat aufs schlimmste bedrohte und den Beweis lieferte, daß die Grundlagen der deutschen Herrschaft doch nicht auf so sicherem Boden ruhten, wie man nach Verlauf von über anderthalb Jahrhunderten wohl hätte annehmen dürfen. Es ist schwer zu entscheiden, was mehr wunder nimmt: die List und Verschlagenheit der Esten, denen es gelang über alle Gaue von Saccala und Ugaunien bis zum Gestade der finnischen See eine wohl organisierte Verschwörung auszubreiten, — oder die völlige Sorglosigkeit der Deutschen und der dänischen Vasallen, welche von dem verzweifelten Vorhaben der Landbevölkerung keine Ahnung hatten.

Der große Estenaufstand von 1343 bildet das äußerste Glied jener Kämpfe und Volksbewegungen, die seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts den ganzen Westen Europas erschütterten[1]). So lange sie sich auf germanische Erde beschränkten, entbehrten sie berechtigter Ziele nicht, zu zügelloser Anarchie aber arteten sie aus, wo sie romanisches Volkstum ergriffen.

Von jenen Schlachten in den Schweizer Gebirgen, von Morgarten an, wo unter den Morgensternen der Schweizer Bauern die Edlen

[1]) K. v. Schlözer. Hansa. l. c. pag. 106ff.

Österreichs ihr Leben aushauchen, zieht sich die Erhebung an den Strand der Nordsee, zu den Ditmarschen, welche in grimmem Kampf den Grafen und Herren Holsteins gegenüber ihre alte Freiheit zu behaupten wissen. „Schon gährt es auch in den blühendsten Handels- und Gewerbsgegenden des westlichen und südlichen Deutschlands. Der Handwerksmann will mit zu Rate sitzen, will, daß das Regiment in seiner Stadt nicht allein vom Großhändler und ritterbürtigen Bürger gehandhabt werde. Und wohl weiß er sich die gewünschte Anerkennung zu verschaffen, bald durch offenen Kampf, bald auf dem Weg gütlichen Vergleichs. Fast in allen Städten des Rheingebiets, Oberschwabens und der Schweiz wird den Zünften Sitz und Stimme im Rate zuerkannt. Dann schreitet die Bewegung nach Flandern und Frankreich hinüber. In Gent und Brügge scharen sich die Gewerke der Wollenweber um ihren kühnen Führer Jakob von Artevelde und liefern in beiden Städten ihren Gegnern wiederholte Straßenkämpfe. In Beauvoisis, Valois, Brie, Soissons, Vermandois und andern Teilen des nördlichen Frankreichs ziehen die Bauern mit Messern und Knütteln versehen auf die adligen Schlösser, um die Ritter und Herren zu ermorden; an der Seine pflanzt Stephan Marcel, der Vorstand der Pariser Kaufmannschaft, die rotblaue Fahne der Revolution auf und in den Orgien der Jacquerie finden seine wilden Freiheitsträume ihren blutigen Ausdruck."

Wir irren nicht, wenn wir in dem furchtbaren Ausbruch der gegen den deutschen Herrn erbitterten Esten die letzten, wenn auch die schwächsten, Wellenschläge der demokratischen Unruhen erblicken. Noch einmal schien die ganze Herrschaft der Deutschen in Frage gestellt, noch einmal brachen, durch Bedrückung und rohe Übergriffe der Deutschen provoziert, alle lang zurückgedämmten Leidenschaften nationalen Fanatismus über die Schranken und bedrohten die abendländische Fortentwickelung unserer Heimat. Die Bedeutsamkeit der Erhebung, wie die wichtigen Folgen, die sie mit sich brachte, rechtfertigen es, wenn wir die einzelnen Ereignisse an der Hand der Chronik[1]) uns in einer gewissen Ausführlichkeit vergegenwärtigen. Der Augenzeuge erzählt also: „Anno 1343 in der St. Jürgensnacht geschah ein großer Mord in Harrien, denn die Esten wollten eigene Könige haben und fingen

[1]) Bartholomaeus Hoenekes Livl. jüngere Reimchronik, erhalten in prosaischer Wiedergabe in Renners „Livländische Historien."

die Sache also an: Auf einer Höhe stand ein Haus, das wollten sie in der St. Jürgensnacht in Brand stecken, alsdann wollten sie sogleich auf alle Deutschen fallen und sie umbringen mit Weib und Kindern. Also denn auch geschah; sie fingen an tot zu schlagen Jungfrauen und Frauen, Knechte und Mägde, Edel und Unedel, Jung und Alt, alles, was von Deutschen da war, das mußte sterben. Zu Padis im Kloster schlugen sie 28 Mönche todt und verbrannten das Kloster. Dann brannten sie die Höfe aller Edelleute ab, zogen das Land auf und nieder und ermordeten alle Deutschen, die sie in ihre Gewalt bekamen. Danach koren sie vier estnische Bauern zu Königen, schmückten sie mit vergoldeten Sporen und bunten Mänteln und setzten ihnen Jungfernkronen, (so zu der Zeit im Gebrauch und vergoldet waren), welche sie geraubt hatten, aufs Haupt und banden ihnen vergüldete Gürtel um den Leib: das war ihre königliche Pracht. Was den Händen der Männer an Weibern und Kindern entkam, das schlugen die undeutschen Weiber todt, brannten auch Kirchen und Klausen nieder. Da dies geschehen war, zogen die Könige mit den Esten fort und belagerten Reval mit 10000 Mann; da schlugen sie Ritter. Sie besorgten aber, wenn sie nicht fremde Hilfe hätten, so möchte ihr Regiment auf die Dauer nicht bestehen. Derhalben sandten sie an den Vogt von Abo in Schweden (Schweden und Dänemark lagen damals im Kriege miteinander) und baten um Hilfe, indem sie zugleich meldeten, daß sie alle Deutschen in Harrien umgebracht hätten, darum, daß sie von ihnen waren gepeinigt, gegeißelt, geplaget und von ihrer großen schweren Arbeit das trockene Brot nicht hätten. Das hätten die Deutschen wiederum entgelten müssen; so er ihnen nun guten Rat und Beistand mitteilen wollte, so wollten sie ihm auch unterthänig sein. Darum hätten sie sich auch an die Belagerung von Reval gemacht, sie wollten es ihm überantworten ohne Schwertschlag. Der Vogt gelobete ihnen, er wolle in kurzem mit großem Volke bei ihnen sein. Also kamen die Boten wiederum mit Freuden vor Reval an und brachten die Zeitung, daß der Vogt in Bälde kommen werde.

Kurz darauf schlugen auch die in der Wiek alle Deutschen todt, die sie da fanden, gleich in Harrien geschehen war, zogen aus und belagerten Hapsal und brachten in der Wiek 1800 Menschen, jung und alt, um. In dieser Not entfloh, wer fliehen konnte. Also kamen Männer, Weiber und Kinder bloß und barfuß nach Weißenstein gelaufen

und vermeldeten dem Vogt diesen jämmerlichen Mord, der in Harrien geschehen war. So kamen auch weiter Briefe aus der Wiek des gleichen Inhalts. Das schrieb der Vogt eilends an den Herrmeister."

Burchard von Dreyenlewen, der eben erst einen Feldzug gegen Pleskau mit kraftvoller Hand geleitet und hierbei das widerstrebende Stift Dorpat gezwungen hatte Heeresfolge zu leisten, wurde durch die Kunde von dem Harrisch-Wiekschen Aufruhr, der bereits das Ordensgebiet und jedenfalls die livländischen Staatswesen in Mitleidenschaft zog, zu energischem Handeln bewogen [1]). Zögerte er, so mochte die Bauernbewegung auch Livland selbst höchst gefährlich werden, griff er rasch zu, so beschwor er nicht nur diese Gefahr, sondern bahnte sich auch als Retter den Weg nach dem dänischen Herzogtum Estland, wo die dänische Regierungsgewalt, seit langem bereits arg geschwächt und den Vasallen gegenüber ohnmächtig, bei der Katastrophe dieses Jahres ihr Unvermögen mit eigenen Kräften Ordnung zu schaffen, eklatant erwiesen hatte.

In Dänemark selbst war man sich über die Schwäche der Position längst nicht mehr im Unklaren und hatte, zumal vom mächtigen Reich Waldemars II. infolge inneren Haders wenig übrig geblieben, bereits mehrmals den Versuch gemacht, durch Abtretung des entfernt liegenden, schwerer zu behauptenden Besitzes eine Konsolidierung der Verhältnisse daheim zu erreichen. Doch waren alle diese Bemühungen bisher an der Opposition der estländischen Vasallen, deren Stärke und Freiheit ja gerade auf der lokalen Entfernung von Dänemark beruhte und denen eine starke, nähere Obergewalt ein Schrecken war, gescheitert. Erst als Waldemar IV. Atterdag, ein kraftvoller und thatenfroher Herrscher, Dänemarks Thron bestieg, nahmen die Pläne auf Entäußerung Estlands wieder festere Gestalt an. Bereits 1333 hatte dessen ältester Bruder Otto mit Waldemars Einwilligung seinem Schwager Ludwig von Brandenburg als Mitgift seiner Schwester Margarethe das Herzogtum Estland als eigen übertragen. Darüber war es in Estland zu heller Empörung der Vasallen gekommen, der dänische Statthalter hatte sich nicht behaupten können und seine Schlösser dem Orden zur Verwahrung eingeräumt, während die Vasallen ihre Augen nach Schweden gewandt hatten.

[1]) cf. Axel von Gernet. Forschungen zur Geschichte des baltischen Adels I. Reval 1893. Verlag von Fr. Kluge. pag. 14—51.



Der deutsche Orden, dem der Besitz Estlands zur Abrundung seines Besitzes von hohem Wert sein mußte, glaubte die Gelegenheit günstig, um mit Kaufpropositionen hervorzutreten, die in Kopenhagen williges Gehör fanden. Bereits 1341 im Mai war man soweit handelseinig, daß ein Entwurf ausgearbeitet wurde, laut dem für 13000 Mark reinen Silbers Harrien, Wierland, Allentaken, Reval, Wesenberg und Narwa in die Hand des Ordens übergehen sollten. Der „harrische Mord" hatte diesen Plänen vorläufig ein Ende gemacht. Sollte die Not der dänischen Regierung dem entfesselten Estenvolk gegenüber ihnen nicht einen glücklichen Abschluß verheißen? Der Meister hat darauf gerechnet und danach gehandelt. Am 4. Mai stand er mit seinen Mannen schon in Weißenstein.

„Der Meister," so erzählt unser Gewährsmann weiter, „sandte alsobald einen Ordensbruder, der die Sprache verstand, zu den Esten und ließ ihnen entbieten, daß ihm der große Mord, den sie begangen hätten, zu Wissen gethan wäre. Nun wollte er des Sonntags nach dem hl. Kreuztage nach Weißenstein kommen, dahin sollten sie ihre Botschaft schicken. Er wolle vernehmen, was sie für Ursache zu diesem Abfall hätten und, wo die Schuld bei den Deutschen gewesen wäre so wollte er Fleiß anwenden, daß alle Sachen wiederum gut werden, sollten. Das gefiel den Esten wohl, denn sie konnten wohl gedenken, daß sie dem Krieg in die Länge gegen den Meister nicht Stand halten könnten. Der Meister kam nach Weißenstein und gebot den Seinen, daß sie alle Heeresfolge leisten sollten, auch die aus dem Stifte Riga. — — Dahin kamen auch Bruder Goswin von Herike, Komtur von Fellin, die Komture von Riga, Jerwen und andere Gebietiger und große Herren im Orden. Dahin kam auch der Bischof von Reval und der Esten vier Könige mit dreien Knechten.

Also fragte der Meister die vier Könige, warum sie doch die Deutschen, jung und alt, so jämmerlich gemordet und totgeschlagen hätten. Darauf antwortete ihrer einer, man hätte sie so lange gemartert und geschlagen, daß sie das nicht länger dulden konnten. Fragte darauf der Meister wiederum, warum sie die armen Mönche in Padis totgeschlagen hätten? Die Könige antworteten, sie hätten Schuld genug gehabt, und wäre noch ein Deutscher vorhanden, auch nur eine Elle lang, er sollte auch sterben. Aber so er, der Meister, sie als Unterthanen annehmen wolle, so wollten sie ihm gehorsam

sein, sonst wollten sie aber keine Junker über sich zu Herren haben. Der Meister erwiderte, dies wolle ihm nicht gebühren, daß er solche Mörder ungestraft lasse, die eine solche That begangen, dergleichen von Anbeginn der Welt an nicht erhöret wäre. Sie sollten aber so lange frei und willig hier bleiben, bis er mit Liebe wieder käme und sich an den Esten gerächt habe.

Als die Könige diese Worte hörten, wurden sie zornig und begehrten, man solle sie zu ihrem Heer ziehen und ihr Heil versuchen lassen. Auch sprachen sie heimlich, sie wollten auch alle diese Herren totschlagen, das würde ihnen großen Ruhm einbringen. Als der Meister sie gehört hatte, ging er fort und befahl dem Vogt von Jerwen, er solle diese Gäste wohl pflegen. Dies geschah in der Laube zu Weißenstein. Einer der Esten aber wollte den Vogt ermorden. Das wurde jedoch des Vogtes Junge gewahr und sprang vor seinen Herrn, wurde aber tief in der Brust und zweimal im Arm verwundet. Da setzten sich die Herren zur Wehre und hieben alle die Esten, Könige und Knechte, in Stücke." Keine Frage — nicht eben ritterlich war dem Feinde mitgespielt worden! Ein arger Treubruch verdunkelt hier das Andenken des sonst wackern Mannes.

Der Meister zog, nachdem dem Aufstande durch die Niedermetzelung der Führer ein schwerer Schlag zugefügt worden war, auf Reval zu, sammelte seine Streitkräfte in einem Dorfe Kimmole und vernichtete eine in einen Sumpf geflüchtete Estenschaar von 1600 Mann, um hierauf den Entsatz Revals selbst zu wagen.

„Als er auf einen Mittwoch der Stadt bis auf eine Meile nahe gekommen war, berief er die Seinen zu einem Rat und sprach, das große Moor, das sich eine Meile lang erstrecke, wäre nicht ohne Gefahr. Wenn der Feind dies große Heer sähe, so würde er gewiß versuchen, sich in dasselbe zurückzuziehen. Sein Rat wäre daher, daß zwei Banner voraus gesandt würden, um sie aufzuhalten, damit sie nicht in das Moor entkämen. Dies gefiel allen wohl und sie erwählten dazu den Vogt von Wenden und den von Treiden, die denn auch dahin zogen. Allda sprach der Vogt von Wenden die Esten an, der Meister hätte sie abgesandt zu fragen, ob sie sich bedacht hätten, ihre Wehre von sich zu legen und sich zu ergeben. Wenn solches geschehe, so sollten sie zu Gnaden angenommen werden, jedoch also, daß die Anstifter des Mordes ausgeliefert werden müßten. Darauf gingen

die Esten ein. Als nun mittlerweile das große Heer nachfolgte, ritt der Vogt zum Meister und sagte ihm an, was er ausgerichtet hätte und daß sich die Esten ohne Schwertschlag ergeben wollten. Darauf ließ der Meister das ganze Heer zusammen kommen, theilte ihnen alles mit und fragte nach ihrem Willen. Da waren alle dagegen und sagten, die Esten hätten ihre Freunde und Verwandten tot geschlagen, das wollten sie rächen und diese Mörder nicht zu Gnaden aufgenommen haben. Also ward der Vogt wieder zu den Esten gesandt und ihnen die Gnade abgesagt und sie mußten sich wehren. Sofort nahmen die Esten die Flucht nach dem vorgedachten Moor, aber es half ihnen nicht viel, denn ihrer wurden 3000 in kurzer Zeit erschlagen dagegen blieb nur ein junger Ordensherr tot. Da der Kampf zu Ende war, kam viel Volk aus der Stadt Reval, die Todten zu besehen; unter demselben war ein Bürger, der kam auch unter die Toten, da fuhr ein Este auf, der nackend und bloß dalag, und hätte den Bürger schier umgebracht, das wurde ein Ritter gewahr, kam gerannt und erschlug den Esten vollends. Danach schlug der Meister sein Zelt auf dem Feld bei dem Schloß." So endete am 14. Mai die Schlacht vor Reval.

In seinem Zelt empfing Burchard von Dreyenlewen den dänischen Vizekapitaneus (stellvertretenden Hauptmann) Bertram Parembek und die Vasallen, die ihm warmen Dank für die Beihilfe aussprachen. Doch die Gefahr war keineswegs vorüber, vielmehr erfuhr man, daß der Vogt von Abo in fünf Tagen auf der Rhede eintreffen werde, um die schwedischen Ansprüche durchzusetzen. Diese Nachricht beschleunigte das notwendig Gewordene. Bereits am 16. Mai erklärten die Vasallen, daß, da sie zu schwach seien, das Land mit eignen Kräften zu retten und zu schützen, sie den Ordensmeister zu ihrem und ihres Landes Schutzherrn und Hauptmann erkoren hätten und ihm die Schlösser Reval und Wesenberg nebst Gebiet und Zubehör zur Bewachung für die Krone Dänemark unter der Bedingung übergeben wollten, daß dieselben ihnen, sobald sie einmütiglich zurückverlangt würden, gegen Erstattung der aufgewandten Kosten wieder ausgeliefert werden sollten. Die durch den Aufstand weggefegte schwache dänische Regierung wird in der Urkunde als selbsthandelnde Macht ebenso wenig erwähnt, wie die Stadt Reval, die vielleicht einen besonderen Vergleich abgeschlossen hat, vielleicht überhaupt nicht mit der Ritterschaft eines Sinnes gewesen ist.

Der Meister willigte in das Verlangen der Estländer. Nachdem er das Schloß Reval in Besitz genommen und den von ihnen ausdrücklich erbetenen Komtur von Fellin, Goswin von Herike, zum Statthalter oder Kapitaneus eingesetzt hatte, brach er zum Entsatz von Hapsal auf.

Zwei Tage später, am 19. Mai, segelten die Schweden heran. Goswin von Herikes Stellung verlangte äußersten Takt, doch er war der rechte Mann auf seinem Posten. Scheinbar ohne sein Zuthun, in Wirklichkeit sicherlich gerade durch seine Vermittelung kam sehr bald ein Waffenstillstand zustande, aus dem später ein definitiver Friede wurde. Die Vögte von Abo und Wiborg fuhren heimwärts, das Land war gerettet. Wie glücklich diese schnelle Erledigung! Denn um dieselbe Zeit waren 5000 Russen tief ins Stift Dorpat eingedrungen, um den Esten Beistand zu leisten. Der Komtur von Riga zog schleunigst alle in der Nähe seines Standorts Kirrempäh befindlichen Truppen an sich und eilte ihnen entgegen. Erbittert war der Zusammenstoß und unentschieden der Ausgang — doch das eine wurde erreicht, die Russen verließen Livland.

Aber neue Rückschläge traten ein. Schon war in der Wiek der Aufruhr bezwungen, Hapsal entsetzt, da loderte auf der Insel Oesel die Flamme der Empörung mit furchtbarer Gewalt empor und drohte alle Früchte der bisherigen Thätigkeit zu vernichten. „Am Abend St. Jakobi desselben Jahres 1343 erschlugen die Oeseler alle Deutschen, jung und alt, gleich in Harrien geschehen war, drängten die Priester in die See und zogen vor die (Ordens-) Burg Poide noch am selben Tage. Hier lagen sie acht Tage, da sie wohl wußten, daß ein Entsatz derselben nicht möglich war. Derweilen nun der Vogt das Haus nicht halten konnte, ging er mit den Seinen zu Rate, um einen Frieden zu werben und das Haus aufzugeben. Das gefiel ihnen allen, sie sandten derhalben an die Bauern und ließen denen ansagen, daß sie sich mit Frieden ergeben wollten. Das waren die Bauern froh und sagten ein frei Geleite zum Abzuge zu, jedoch sollten sie nichts mitnehmen, nur zwei Pferde und was in einem Sack Platz hätte wurden den Herren, je ein Pferd und das Schwert den Edelleuten zugestanden. Als nun das Thor geöffnet wurde, zogen sie traurig ab, die Bauern aber hielten ihr Gelöbnis nicht, sondern steinigten sie alle zu Tode. Da blieb der Vogt samt fünf Ordensbrüdern und

andern vielen Gesinde tot auf dem Platz." Burchard von Dreyenlewen hielt es für geraten, ehe er zur Bestrafung der wilden Inselbewohner auszog, Hilfe aus Preußen zu erbitten. Sie wurde willig geboten und nunmehr erst ein Rückfall in Harrien niedergeworfen, dann der Weg zur Küste genommen. „Aber als der Meister an den Sund kam, war derselbe nicht zugefroren, deshalb zog er traurig zurück. Aber kurz danach kam einer und brachte Zeitung, daß der Sund wohl gefroren wäre und man herüberziehen könne. Da sammelte der Meister sein Volk, zog nach Oesel, brannte, raubte und zog danach vor den Haag. Der war groß und breit, darin sich die Bauern versammelt hatten. Vor Sonnenaufgang kam er vor ihn und griff die Feinde an. Nun war der Haag mit Bäumen wohl verknickt und mit einer Brustwehr befestigt, doch ward diese an einer Stelle mit Haken auseinandergerissen. Da drang Bruder Arndt von Hercke, Kumpan von Segewold, mit der Fahne auf den Wall und, obwohl er durch die Hand gestochen wurde, so verließ er doch die Fahne nicht, sondern drang mit den andern hinein. Da blieben tot drei Ordensbrüder und 9000 Oeseler an Mannspersonen.

Von dort zog der Meister in das Dorf zu Nectis. Da kamen Boten von den andern Esten, fielen dem Meister zu Füßen und begehrten Gnade, gelobten auch nimmermehr gegen die Christenheit zu handeln, sondern hinfort gehorsam zu sein. Also wurden sie in Gnaden aufgenommen.

Es hatten sich auch viele Bauern in Harrien zusammengethan, auf daß sie Fellin einnähmen. Dieweil sie aber dasselbe mit Macht nicht konnten zuwege bringen, so bedachten sie eine List und ließen sich in Säcke zwischen den Roggen stecken, den sie jährlich als Tribut liefern mußten, und sich auf das Schloß führen. Aber der Anschlag war verraten worden von einem Weibe, die ihren Sohn dabei hatte, den bat sie los. Also wurden die andern alle festgenommen und in den Schirmkeller gestürzet, darin sie verdarben."

Dank der Energie und vor allem der verblüffenden Schnelligkeit, die der Meister an den Tag gelegt, war mit dem Ende des Jahres 1343 die Hauptgefahr beseitigt, denn, wenn auch 1345 noch einmal die Oeseler zu den Waffen griffen und Meister Burchard nochmals auf das Eiland ziehen mußte, so war die Überwältigung der Trotzigen doch weit leichter. Die Anlage der Sonnenburg zwang die Insel wieder zur Botmäßigkeit und zum Gehorsam.

Um so betrübender waren die Nachrichten, die aus Preußen zu uns gelangten und deren Folgen auch Livland voll durchkosten mußte[1]).

Seit Eberhard von Munheims Faust Riga bezwungen hatte, waren die Litauer nicht mehr im Lande erschienen, ja 1338 war ein förmlicher Friede zwischen Riga und dem Orden einerseits und dem Großfürsten Gedimin, Witebsk und Polozk anderseits abgeschlossen worden, der Handel und Wandel ungemein belebte. Doch nur kurze Zeit dauerte die Waffenruhe, da Großfürst Gedimin im Winter 1341/42 starb. Sein Volk verdankte ihm viel und wenn er auch für seine Person Heide geblieben war, so hatte er doch Litauen auf Bahnen geführt, die es Europa näher brachten — und dem Orden noch furchtbarer machten. „Der Pionier einer neuen Zeit für Litauen", wie er wohl genannt worden ist, war nur in dem einen ein ganzes Kind seiner Zeit, daß er über eine feste Erb- und Thronfolge keine Bestimmungen getroffen hatte und dadurch seinem Volke schwere Wirrnisse nicht ersparte: sein Reich zerfiel nach seinem Tode in acht Teile und es bedurfte erst heftiger Angriffe von außen und blutiger Fehde im Innern, ehe eine Zweiteilung des litauischen Gebiets unter den beiden ausgezeichneten Fürsten Olgerd und Kenstuit, von denen der erstere die Oberhoheit über das ganze Land behauptete, den Unordnungen ein Ende machte. Verschieden von Natur, waren sich beide Brüder auf das Innigste zugethan. Olgerd war durch hohe Gaben des Geistes ausgezeichnet, gebildet und beredt, ein feiner Politiker und in allen Stücken ein mäßiger Mann, Kenstuit dagegen ein offener, ritterlicher Charakter, ein tapferer Degen, der Abgott seines Volkes, dessen edelsten Typus er verkörperte. Während Olgerd einen der bedeutendsten Staatsmänner des Mittelalters darstellt, fällt auf Kenstuit ein Strahl jener chevaleresken Kourtoisie, die dem wahren Ritter innewohnte. Auch der Orden, dessen größter und erbittertster Feind er sein ganzes Leben lang gewesen und geblieben ist und den er stets von seinen Hauptlanden, dem eigentlichen Litauen und Schamaiten, aus bekämpft hat, kargte mit seinem Lobe nicht. „Derselbe Kynstutte", sagt die ältere Hochmeisterchronik, „war gar ein streithaftiger und wahrhaftiger Mann. Wenn er eine „Reise" unternehmen wollte zu Preußen ins Land, so entbot er das zuvor dem Marschall und kam auch gewiß. Auch so

---

[1]) cf. Th. Schiemann l. c. I pag. 231 ff. und II pag. 94.



er mit dem Meister einen Friede machte, hielt er ihn gar fest. Welchen Bruder des Ordens er auch für kühn und mannhaftig erkannte, den liebte er und erzeigte ihm viel Ehre."

Im Jahre 1345 war eine große Reise ins Litauerland von Preußen aus geplant. Zahlreiche Kreuzfahrer, unter ihnen gar vornehme Herren, wie die Könige von Ungarn und Böhmen, Herzöge und Grafen von Flandern und Burgund waren 1600 Rosse stark nach Preußen gekommen. Doch wenig entsprach der Fortgang dem Auszug und schließlich kehrten alle mißmutig und ohne Erfolg aus den litauischen Wäldern heim. Olgerd, ergrimmt über die Eröffnung der Feindseligkeiten, beschloß sofort dem Orden heimzuzahlen und brach, während Burchard von Dreyenlewen in Oesel war, plötzlich in das Semgallerland. Terweten, das Hakelwerk und Schloß Mitau gehen in Flammen auf, dann erscheinen die Unerwarteten vor Riga, nehmen Neuermühlen und verbreiten sich in gewohnter Weise verheerend bis nach Segewold und Walk. Tausende treiben sie gefangen vor sich her, unermeßlich ist die Beute, die sie heimwärts bringen.

Der Eindruck dieser Ereignisse scheint ein sehr großer gewesen zu sein: verfiel doch der Hochmeister Ludolf König in Schwermut und dankte auf dem großen Kapitel ab, das im Dezember 1345 auf der Marienburg tagte. Sein Nachfolger wurde Heinrich Dusemer. Auch der livländische Meister Burchard sehnte sich nach Ruhe und zog nach Preußen zurück, während der thatkräftige Goswin von Herike an seine Stelle trat. Das, was die Vorgänger angebahnt, der Anheimfall Estlands, vollzog sich unter den neuen Meistern verhältnismäßig rasch.

Um die Mitte des Jahres 1344 wandte König Waldemar, dessen Kräfte ein schwedischer Krieg bis dahin in Anspruch genommen hatte, sich den estländischen Dingen wiederum zu. In einem Schreiben an den livländischen Meister sprach er ihm seinen Dank für die Hilfe aus und bat ihn nunmehr, da die Gefahr vorüber sei, die Lande seinem, des Königs, Statthalter, Ritter Stigot Anderson zu übergeben. Habe doch der Orden selbst erklärt, er würde, sobald der König es verlange, die Schlösser ihm wieder zu Händen überantworten, er bitte jetzt um so mehr darum, als auch die Vasallen des Herzogtums dringend wünschten unter sein Regiment zu gelangen. Der Orden, der in den Besitz des Landes gar nicht durch einen Vertrag mit dem Könige oder dessen Statthalter, sondern allein durch eine

Vereinbarung mit dem schwerbedrängten Vasallentum gekommen war, befand sich dem königlichen Wunsch gegenüber in eigenartiger Lage. Er erklärte daher, eine Herausgabe der Schlösser könne doch nur in dem Fall eintreten, wenn ihm die Unkosten voll und ganz vergütet würden, behandelte aber den nach Estland kommenden Ritter Stigot Anderson ganz als den rechtmäßigen Statthalter, dessen Stellvertreter und Befehlshaber über das Schloß Reval Goswin von Herike sei. Der Statthalter, dem die unhaltbare Lage dieser exponierten dänischen Besitzung sehr bald klar geworden zu sein scheint, ging auf diese Anschauung völlig ein und trat zum Orden in das engste, freundschaftlichste Verhältnis, ja er nahm Teil an dem Feldzug gegen die rückfälligen Oeseler und that nichts dawider, daß der Orden die wierländischen Vasallen 1345 veranlaßte, ihm in Form einer Verpfändung das letzte Bollwerk, das Dänemark noch hatte, Narwa zu übergeben. Täuscht nicht alles, so ist im September desselben Jahres König Waldemar in Person nach Reval gekommen und hat hier längern Aufenthalt genommen[1]). Was sein Statthalter erkannt — die Unmöglichkeit das Land zu behaupten —, wird der Monarch wohl auch sehr bald von neuem wahrzunehmen Gelegenheit gehabt haben. Seine längere Anwesenheit in Estland, während der er nicht verabsäumte durch Gnadenakte aller Art die Vasallen sich günstig zu stimmen und die Veräußerung des Herzogtums ihnen genehm zu machen, ließ ihn die frühern Pläne auf den Verkauf des Besitztums mit ganzer Energie wieder aufnehmen. Vielleicht war es die Rücksicht auf die Vasallen in Estland, welche ihn hierbei veranlaßte sich nicht an den livländischen Orden direkt, sondern an den Hochmeister zu wenden. Wenn jene schon die bequeme dänische Herrschaft aufgeben mußten, so war ihnen der auf der Marienburg residierende Hochmeister doch immer noch lieber, als der in Wenden sitzende Ordensmeister. Wie dem auch sei, er wandte sich an den Hochmeister Heinrich Dusemer und bald wurde man eines Sinnes. Im August 1346 bereits konnte der König von Kopenhagen aus seinen getreuen Estländern, die er freilich garnicht gefragt hatte, eröffnen, sein Bruder Otto gedenke in den deutschen Orden einzutreten und da das Herzogtum nach Erbrecht ihm gehöre, so habe er es mit Schlössern, Städten und Dörfern dem Orden zu eigen gegeben, er

---

[1]) cf. Nottbeck und Neumann l. c. pag. 14. Anm.

entlasse sie deshalb des Eides und Gehorsams und weise sie an, dem neuen Herrn in Treue zu gehorchen.

Vierzehn Tage später fand dann in der Marienburg der förmliche Verkauf statt: für 19000 Mark reinen Silbers, Kölner Gewichts[1]), ging das Land in den Besitz des Hochmeisters über — am 1. November übergab Stigot Anderson Landschaft und Schloß Reval dem zu diesem Zweck in ehrenvoller Mission nach Estland entsandten ehemaligen livländischen Meister Burchard von Dreyenlewen, der bis zum Februar 1347 als Hauptmann von Reval nachweisbar ist. Was er erstrebt und angebahnt: „wo he Revel mochte under den orden bringen", jetzt war es erreicht und er selbst konnte die letzte Hand ans Werk legen. Nachdem bereits am 4. November Goswin von Herike den Vasallen namens des Hochmeisters eine provisorische Bestätigung ihrer unter Dänemark erlangten Privilegien ausgestellt hatte, unter denen allein die Verpflichtung, das Land nicht weiter zu veräußern — und mit gutem Grunde — fehlte, erfolgte im Juni 1347 auf der Marienburg die feierliche Bestätigung aller Rechte und Freiheiten durch Heinrich Dusemer für die Vasallen, die Stadt Reval und die Klöster, vor allem Padis.

Wenige Tage danach unterzeichnete der Hochmeister eine zweite Urkunde, die für Estland sowohl, wie für den ganzen Orden in Livland von der höchsten Bedeutung war: feierlich trat Dusemer Estland an den livländischen Ordensmeister ab, der sich dafür verpflichtete die vom Hochmeister für den Ankauf des Landes von Dänemark ausgelegte Summe auf seine Schulter zu nehmen. Wenn der Hochmeister das Geld zurückzahle, sollte der livländische Orden gehalten sein Estland sofort wieder abzutreten. Mit anderen Worten, unter Wahrung der Oberhoheit des Hochmeisters geht Estland an den livländischen Orden über, der durch ein Darlehen „ein dingliches Recht" am Lande erwirbt. Faktisch war der livländische Meister von nun an Herr des Landes, wenn auch in des Hochmeisters Namen das Gericht gehegt und ihm, dessen Stellvertreter der livländische Meister nur war, die Huldigung geleistet wurde.

Nicht leichten Herzens hat man sich in Estland in die neue Lage anfangs gefunden, ja der Gedanke ist aufgetaucht, ob nicht mit schwedischer

[1]) d. h. circa 250000 Rbl. S.



Hilfe die Entwickelung der estländischen Frage wieder rückgängig gemacht werden könnte, doch Erfolg konnten solche Pläne umsoweniger haben, als die estländische Ritterschaft durch den Harrischen Mord auch numerisch entsetzlich gelitten hatte, der Orden aber um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Preußen, wie in Livland zu höchster Blüte emporwuchs. Die Jahre 1330 und 1347 bilden, insbesondere in unserer Heimat, wichtige Marksteine in der Geschichte des Ordens. Neue Siege, weiteres Emporklimmen stand ihm noch bevor, wenngleich er auch territorial über die Grenzen von 1347 nie herausgewachsen ist.

10. Kapitel.

Weiteres Aufsteigen des Ordens.

Unentwegt ist der Orden in Livland auch in den folgenden Jahrzehnten seinem großen Ziel, der Hegemonie über das ganze Land nachgegangen. Mit bewundernswürdiger Elastizität und mit kühner Benutzung aller sich nur darbietenden Mittel und Wege schreiten die Meister von Erfolg zu Erfolg und in all den kleinlichen Fehden, den ermüdenden und langweiligen Wirren, die ins Detail zu verfolgen wir uns hier ersparen können, verlieren sie das Ganze nicht aus dem Auge.

So werden wir nicht nur die goldenen Tage, da der große Meister Winrich von Kniprode in Preußen als Hochmeister gebot, eine ruhmreiche Periode des Deutschen Ordens nennen dürfen, sondern auch das weniger in die Augen fallende, aber doch bedeutsame Walten der livländischen Landmeister Goswin von Herike, Arnold von Vietinghoff, Wilhelm von Vrimersheim, Robin von Eltzen und Wennemar von Bruggenoye, deren Thätigkeit die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts ausfüllt. Diesseits wie jenseits der Memelburg schaute man den Dingen scharf und kühl ins Auge und nahm den Kampf überall auf, weil nur durch ihn der Sieg zu gewinnen war. Etwas von dem unermüdlich anstürmenden Jüngling, aber auch von dem vor keiner Schwierigkeit im Gefühl seiner Macht zurückweichenden Mann liegt in den Rittern, die der Zeit den Stempel aufdrücken, und gleich Goethes Euphorion klingt es auch von ihren Lippen:

„Träumt ihr den Friedenstag?
Träume, wer träumen mag!
Krieg! Ist das Losungswort,
Sieg! Und so klingt es fort.“ —



Seit dem Niedergange der Piasten in Polen hatte der Deutsche Orden nach dieser Seite hin nicht unbedeutende Erfolge zu verzeichnen. Erst mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts, als Wladislaw Lokietek in Krakau zum König von Polen ausgerufen wurde, nahmen die durch Thronwirren zerrütteten Verhältnisse dieses sarmatischen Reichs allmählich größere Stabilität an. Der Orden freilich verstand es auch jetzt noch eine Reihe von Erwerbungen zu machen, die dem deutschen Namen neue fruchtbare Gebiete gewannen. 1313 erhielt er, nachdem er die brandenburgischen Ansprüche abgefunden, mit Danzig die Weichselmündung und das Land bis zur Leba. Als Lokietek, um den Rittern den Besitz zu entreißen, sich dem Papst näherte, ergriff der Böhmenkönig Johann, der selbst Ansprüche auf den polnischen Thron hatte, die Partei des Ordens und übertrug ihm die Hälfte der Dobrzyner Lande am linken Ufer der Drewenz und ganz Pomerellen, „um Gottes und der ewigen Seligkeit willen“. Erbitterte Kämpfe füllten die weitern Jahre Lokieteks aus, bis nach seinem Tode in seinem Sohn Kasimir III. dem Lande ein polnischer König erstand, „in welchem sich die friedlichen Tugenden der Piasten zu guterletzt abermals vereinigten und der bei vielen sich den Beinamen des Großen verdiente, ohne doch ein Kriegsmann zu sein“[1]). Er suchte vor allem dem erschöpften Lande Ruhe zu schaffen und scheute selbst vor großen Opfern nicht zurück: 1335 opferte er Pomerellen „zu seinem und seiner Vorfahren Heil und zu ewigem Almosen um des Friedens willen“, erhielt dafür aber das Dobrzyner Land zurück. Zwar zeigte sich bei einigen Magnaten in Ostpommern wenig Neigung in den Frieden zu willigen, so daß noch Jahre erbitterten Ringens und manche „Reise“ vorüberging, ehe im Kalischer Frieden (1343) auch die letzten Widerstrebenden sich willig fügten. Als vollends den Dänen durch Kauf Estland abgenommen wurde, war der Deutsche Orden zweifellos die bedeutendste Macht des Nordens geworden. In Winrich von Kniprodes langem und glänzendem Regiment (1351—82) spiegelt sich der nach den Polenkriegen zu großartigem innern Aufschwung gelangende Zustand wieder. Zählte man doch nicht weniger als 53 Städte, darunter über 30 neugegründete und 18000 Dörfer in den preußischen Ordenslanden, häufte sich doch der Reichtum an Getreide, Bernstein, Wachs

[1]) L. v. Ranke. Weltgeschichte. VIII. pag. 477 ff.

u. A. so sehr in den Speichern des Ordens, daß dieser zum Ärger des Kaufmanns, vor allem der Hanseaten, selbst Kaufgeschäfte in großartigem Maßstabe zu betreiben begann. Da auch die kriegerischen Heerfahrten ins Litauerland, nach Schamaiten, fortdauerten, so konnte man wohl jene dreißig Jahre die Blütezeit des Ordens „an Rat, Zucht, Mannheit und Reichtum“ nennen.

Freilich war in dem Charakter der „Reisen“ und Heeresfahrten eine wesentliche Veränderung im Lauf der Zeit vor sich gegangen, sie hatten aufgehört Eroberungszüge zu sein und waren zu Kriegs- und Beutezügen geworden. Man hat wohl gemeint, der Orden habe Schamaiten, dessen Eroberung er früher zweifelsohne hat durchsetzen wollen und um dessen Besitz ja furchtbare Kämpfe getobt haben, nur noch als Tummelplatz für seine Reisen angesehen, die er schon der zahlreichen vornehmen Kreuzfahrer wegen, welche aus aller Herren Ländern Jahr um Jahr nach Preußen kamen, nicht aufgeben konnte, er habe das Land gar nicht erobern wollen, da ihm dann ein Ziel für jene Züge gefehlt hätte. Das dürfte schwerlich richtig sein: der Krieg gegen die Litauer war auch früher kaum anders denn als Guerillakrieg geführt worden und behielt diesen Charakter nicht nur bei, sondern bildete ihn noch mehr aus; von einer faktischen Eroberung — nominell war das Land schließlich ja unterworfen, wenngleich die militärische Sicherung in sträflichem Leichtsinn verabsäumt wurde — war aber nur deshalb nicht mehr die Rede, weil man zur Einsicht gekommen war, daß dem durch Olgerd und Kenstuit gekräftigten und geeinten Litauen Schamaiten nicht abgenommen werden könne. Wäre jene andere Ansicht richtig, wie erklärte sich dann die Errichtung fester Burgen im Litauerland noch zu Kniprodes Zeit, zu der doch gerade die Burg Gotteswerder gegenüber Kowno entstand? Wir glauben, daß Erfolge dauernder Art deshalb ausblieben, weil „die Kräfte beider Staaten einander die Wage hielten“: der Orden wollte nicht, sondern mußte schließlich auf die Eroberung Schamaitens verzichten[1]).

Auch die livländischen Ritter haben an diesen Zügen lebhaften Anteil genommen. Während jedoch die preußischen Herren durch keine nennenswerten innern Schwierigkeiten beinträchtigt wurden, wurden die Livländer durch zwei Momente auf das Lebhafteste in Anspruch

[1]) So auch Schiemann l. c. I. pag. 237. Alexander Bergengrün in Sitzungsber. d. A. G. 1890 pag. 115.

genommen. Einmal durch die nie völlig aufhörenden Kämpfe an der Ostgrenze gegen die Russen, die desto ernster wurden, je mehr die Konzentration der Teilfürstentümer unter Moskaus Banner sich vollzog; zum andern durch die an Schärfe und Erbitterung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zunehmenden Differenzen im Lande selbst, wo die geistlichen Elemente einen verzweifelten Kampf gegen den zielbewußt vorwärts schreitenden Orden führten.

Versuchen wir die wichtigsten Phasen desselben zu zeichnen[1]).

Ohne Verwicklungen und Mühen wußte der Orden in Estland die Dinge nach seinem Wunsche einzurichten. Als 1350 der dänische Bischof von Reval, Olav, starb, gelang es, hier einen Bruder vom Deutschen Hause, Ludwig, auf den erledigten Bischofstuhl zu erheben und das Bistum auch für die Zukunft in enge Abhängigkeit vom Meister zu bringen. War der Prälat, da er nur Tafelgüter, aber keine Vasallen besaß, auch nicht gerade mächtig, so lag die Möglichkeit doch nahe, durch ihn auf die Vasallen von Harrien und Wierland Einfluß zu gewinnen. Auch mit diesen kam der Orden schnell zur Einigung, da er ihnen ihre Rechte nicht antastete, sondern nur die Heeresfolge regelte. Noch früher (1348), war das Verhältnis zu der Stadt Reval geordnet worden. Der Orden befleißigte sich der reichen Stadt gegenüber des größten Entgegenkommens, hütete sich vor einer Verletzung der Rechte und Freiheiten der Bürgerschaft, ja befreite sie sogar von der Kriegsfolge gegen Litauer und Russen, es sei denn, daß diese in das Gebiet zwischen Narowa und Lugheda einfielen. Außer einer jährlichen Abgabe von 200 Mark und der Stellung eines Orlogschiffs im Fall eines Seekriegs, verpflichteten sich die Bürger nur zur Verteidigung der eigenen Mauern.

Die schnelle Ordnung der estländischen Verhältnisse war um so notwendiger gewesen, als der alte Streit mit dem Erzbischof von Riga wieder in hellen Flammen aufgelodert war. Zwar hielt sich Engelbert von Dolen, der 1341 Erzbischof geworden war, wohlweislich nicht im Lande selbst auf, sondern schürte in Avignon am päpstlichen Hof gegen den verhaßten Orden, von dem er schon 1325, als er noch Bischof von

---

[1]) Siehe hierüber Schiemann l. c. II pag. 94—106 und in desselben Verfassers „Historische Darstellungen und Archivalische Studien": „Die Vitalienbrüder und ihre Bedeutung für Livland". — A. v. Gernet l. c. pag. 50.

Dorpat gewesen war, in unglaublicher Anmaßung die Ableistung des Lehnseides gefordert hatte. Praktischen Wert hatte freilich die Feindschaft des hohen Prälaten nicht, der Orden ließ ihn sein Gift im Auslande verspritzen und machte sich selbst zum Herrn des Erzstiftes.

Nicht anders wurde es, als der Lübecker Fromhold von Vifhusen, nach dem Zeugnis des Papstes übrigens ein Mann von bedeutender Gelehrsamkeit und selten reinen Sitten, jedenfalls ein Prälat von ungewöhnlicher Thatkraft, mit dem Erzstift begabt wurde und die alte Feindschaft gegen den Meister im Lande selbst zu bethätigen versuchte. Nachdem Livland fünfundzwanzig Jahre keinen Erzbischof gesehen, ließ sich Fromhold 1350 auf kurze Zeit in Riga blicken, wo er das Kapitel, die Stadt Riga und die erzstiftische Ritterschaft durch großes Entgegenkommen zu gewinnen suchte. In Riga selbst war er dabei wenig glücklich, da die milde Hoheit des Ordens hier schnell die Gemüter ausgesöhnt hatte. So war es dem Erzbischof denn auch nicht geheuer und er machte bald, daß er von dannen segelte. In Lübeck und Avignon treffen wir ihn in der Folgezeit, immer bereit, dem Orden zu schaden und den Streit zu neuen Flammen anzufachen. Die Oberhoheit über Riga und den Meister ließ er sich zusprechen und ruhte nicht eher, als bis Bann und Interdikt gegen den Orden und gegen die Stadt Riga geschleudert worden waren. Zwar konnte er nicht behaupten, daß er dadurch Erfolge erzielt hätte, vielmehr nahm man in Livland die Ausbrüche päpstlichen und erzbischöflichen Unwillens recht kühl auf und ein hoher Ordensbeamter meinte gar, wenn auch der Erzbischof vierzig Wagen voll Bullen nach Livland schicke, wolle man sich doch wenig darum kümmern. Dem Orden wäre es schon recht, wenn seine Gegner die Briefe hätten, er wolle dagegen behaupten, was er besitze.

Wenn man im Orden so stolze Worte sprach und auch sprechen durfte, so that man das wohl auch im Hinblick auf die Unterstützung, die ihm von seiten der übrigen Geistlichkeit selbst zu Teil wurde, unter der es schon lange gährte, da die Päpste sich völlig widerrechtlich die Ernennung des Erzbischofs angemaßt hatten, den zu wählen doch zu den Kompetenzen des Domkapitels gehörte. Diese Erregung wuchs, da die Erzbischöfe selbst fast immer außer Lande waren und dadurch allen Einfluß auf das Kapitel einbüßten. Schließlich legte sich, nachdem verschiedene päpstliche Abgesandte, Mahnungen der Kaiser

und Vermittlungsversuche der Hansastädte vergeblich gewesen waren[1]) der Hochmeister Winrich von Kniprode ins Mittel und brachte im Mai 1366 zu Danzig einen Vertrag zu Stande, der, wenn er wirklich in Kraft getreten wäre, der Zwietracht mit Erfolg hätte steuern können. Zwar machte der livländische Meister ein bedeutendes Zugeständnis, indem er sich bereit erklärte, von der Oberhoheit über Riga zurückzutreten, falls der Erzbischof ein Gleiches thue, doch gewann er andrerseits durch die Bestimmung, daß der Erzbischof nie mehr vom Orden irgend welchen Gehorsam- oder Huldigungseid, wie ihn Alberts Nachfolger mehr denn einmal prätendiert hatten, zu fordern berechtigt sein sollte. Zudem blieb nach dem Danziger Vertrag die Bürgerschaft Rigas nach wie vor verpflichtet, in der durch den Sühnebrief bestimmten Form dem Orden Kriegsdienste zu leisten, wie denn auch die Ordensburg in Riga im Besitz des Meisters gelassen wurde.

Der Danziger Vertrag ist jedoch niemals in Wirklichkeit getreten, da schon im April des folgenden Jahres die Kurie ihn, weil er der Kirche schädlich sei, zu vollziehen verbot. So wurde denn der Versuch die streitenden Parteien zu versöhnen im Keim bereits vereitelt und die Prozeßtreibereien in Avignon nahmen ihren widerwärtigen Fortgang, wenngleich, solange Erzbischof Fromhold lebte, ein gewisser modus vivendi herbeigeführt worden zu sein scheint und wir aus dem Jahre 1368 sogar von einigen Festlichkeiten zwischen dem Orden und dem Stellvertreter des Erzbischofs, dem Bischof Konrad von Oesel, Kunde haben.

Vier Jahre nach dem Einigungsversuch starb Vifhusen, der seine Tage fern von Riga beschloß und in der Basilika S. Maria in Trastevere zu Rom beigesetzt wurde. Hier befindet sich noch heute sein Grabstein, — „das einzige uns erhaltene Grabdenkmal der verschiedenen außerhalb Livlands bestatteten Erzbischöfe von Riga."

Erzbischof Siegfried von Blomberg, ein livländischer Edelmann und Domherr des rigischen Kapitels, (1370—74) wandelte die Bahnen seiner streitlustigen Vorgänger und beschloß mit Einwilligung des Papsts Gregor IX., zum höhern Ärger des Meisters die weiße Prämonstratensertracht der rigischen Domherren, die gar zu sehr dem Ordensmantel ähnlich sah, in ein schwarzes Habit zu verwandeln. Doch teuer sollte ihm diese Neuerung zu stehen kommen: als eine

[1]) Das Nähere siehe bei Mettig. l. c. Kapitel V. pag. 69ff.

Rücknahme derselben, die Wilhelm von Brimersheim kategorisch heischte, nicht erfolgte, schritt der Meister, der zudem von seiten der mit dem Domkapitel im Zwist lebenden Stadt Riga keinen Abfall zu gewärtigen hatte, zur Gewalt und ließ unverzüglich die erzbischöflichen Schlösser in Gewahrsam nehmen. Siegfried floh zum Papst, doch nur um sehr bald darauf in Avignon das Zeitliche zu segnen. Sein Sinn aber starb nicht mit ihm, denn Johann IV. von Sinten (1374—93) setzte den Kampf mit gleicher Erbitterung, wenn auch ohne größeren Erfolg weiter fort. Nach Livland zu kommen hütete er sich nach den trüben Erfahrungen seines Vorgängers, er betrieb seine Sache vielmehr in der ganzen Welt, bei der Königin Margarethe von Dänemark, den Herzögen von Sachsen und Braunschweig, bei Kaiser Wenzel, König Wladislaw von Polen und vor allem am Hofe zu Avignon, wo sein persönliches Wort und mehr noch die rollenden Goldstücke eine Zeitlang den päpstlichen Grimm gegen den renitenten, wieder mit dem Bann belasteten Orden zu immer neuen Ausbrüchen veranlaßten. Doch der Orden war reicher, seine Kassen versiegten schwerer und da das Wort, das der Ordensprokurator dem Hochmeister schrieb: „Wer da hat und giebt, der behält und gewinnt", bei der Kurie in hohen Ehren stand, so siegte, unerwartet für die meisten, die den ewigen Zänkereien gefolgt waren, der Orden schließlich ob. Papst Bonifazius IX. erließ 1394 eine solenne Bulle, in der er dem Orden alle seine Sünden vergab, worauf dieser aber 5000 Goldgulden für den päpstlichen Säckel beisteuerte. Damit nicht genug, bestimmte er in einer zweiten Bulle, daß in Zukunft in der rigischen Kirche niemand zum Domherrn, Propst, Dekan oder sonst irgend welchem Amte aufgenommen werden solle, der nicht vorher das Ordensgelübde abgelegt habe. Als Gegengabe ließ sich der in Geldsachen gut orientierte Papst die Einkünfte des Erzstifts von dem Zeitraum an, da Johann IV. es verlassen, auskehren, was dann das stattliche Sümmchen von 11500 Goldgulden ausmachte. Nun wurde der hl. Vater immer zärtlicher gegen den Meister und ließ Bulle auf Bulle zu seinen Gunsten ausgehen. Sobald die Mehrzahl der Domherren aus Ordensbrüdern bestände, sollte die Umwandlung des Kapitels in ein Ordensstift stattfinden und dann sollten alle das Ordenskleid tragen. Die Krönung des Ganzen erfolgte endlich 1397, wo der Papst direkt bestimmte, daß von nun an nur ein Ordensbruder Erzbischof von Riga sein dürfte; damit war

der einstige Oberherr und langjährige Gegner zu einem Gliede des Ordens geworden und dieser alleiniger Herr im Lande.

Das Glück fügte es, daß bereits 1393 faktisch das durch die Bulle von 1397 rechtskräftig gewordene Verhältnis eingetreten war. Papst Bonifazius hatte nämlich gleich damals den unversöhnlichen Feind des Ordens Johann von Sinten zum Patriarchen von Alexandria ernannt und den rigischen Stuhl, obgleich ein Teil des Domkapitels den Prinzen Otto von Stettin, einen Knaben, auf denselben erhoben hatte, mit Johann von Wallenrode, einem Neffen des Hochmeisters und ergebenen Anhänger der Ritter, besetzt, der denn auch nicht zögerte noch im Jahre 1393 zu Marienburg in den Orden zu treten. Auch in den Bisthümern Dorpat und Oesel kam der Orden damals zu scheinbar befriedigender Gestaltung der Dinge. Im Stift Dorpat ging freilich bei einer strittigen Bischofswahl ein erbitterter Gegner des Ordens Theoderich Damerow, der ehemalige Geheimschreiber des Kaisers Karl IV. als Sieger aus langwierigen Wirren hervor, doch stellte er 1387 zu Walk dem Meister Wilhelm von Vrimersheim, der die stiftischen Schlösser besetzt hatte, soweit genügende Erklärungen aus, daß jener ihn anerkannte. In Oesel war der mit seinem Kapitel zerfallene Bischof Heinrich in Arensburg gefangen und — ob nun durch eigene Schuld oder, was wahrscheinlicher ist, durch Mord von der Hand eines Domherrn — ums Leben gekommen. Eine blutige Fehde verheerte nun das Eiland (1389), die Leidenschaften der Kämpfenden entluden sich in schweren Schlägen, Schloß Hapsal, wo die Domherren saßen, wurde zur Nachtzeit erstiegen und mit Mord und Plünderung erfüllt, bis schließlich der um Intervention angegangene Meister im November 1583 dem Unwesen steuerte[1]). Zieht man in Betracht, daß hierbei ein gleichnamiger Neffe des Hochmeisters Winrich von Kniprode auf den verwaisten Stuhl von Oesel erhoben wurde, so muß man gestehen, daß durch Energie, Klugheit und Glück der livländische Orden Gewaltiges erreicht hatte: alle Bistümer unterstanden direkt oder indirekt seinem Einfluß, die harrisch-wierische Ritterschaft war ihm kriegspflichtig und die beiden mächtigen städtischen Gemeinwesen, Riga und Reval, sahen in ihm ihren Oberherrn.

Sollten wirklich solche Erfolge ohne einen ernsten Waffengang

[1]) A. v. Gernet. Forschungen II. pag. 71 ff.

mit den zahlreichen Gegnern dem Meister zu Teil werden? Mitnichten, in verzweifeltem Ansturm versuchten vielmehr die Feinde des Ordens, denen sich auch solche Elemente, die bisher zu ihm gehalten hatten, jetzt aber durch die Machtfülle des Ordens sich in ihren Interessen bedroht sahen, ihm in zwölfter Stunde das Errungene zu entreißen. Es war wiederum Theoderich Damerow, der an die Spitze all dieser Machenschaften trat, der die dörptischen Vasallen sowohl, wie eine Anzahl der ersten erzstiftischen Geschlechter, die wohl durch die mit dem Erzbischof wegen Schloß Kokenhusen zerfallenen Tiesenhausens angestachelt worden waren, den Herzog von Mecklenburg, ja selbst die wilden Seeräuberscharen, die unter dem Namen der Vitalienbrüder[1]) seit Jahren die Ostsee unsicher machten, gegen den Orden mobil zu machen wußte. Selbst an König Richard II. von England hat der feindliche Prälat gedacht, mit den Russen und Litauern hochverräterische Verbindung geschlossen.

Eine ungeheure Gefahr zog sich also zusammen, ja „eine Niederlage in diesem Zeitpunkt hätte vielleicht die Entwickelung eines Jahrhunderts zu nichte gemacht," — aber mit starkem Arm warf auch diesmal der Orden die Gegner zu Boden. Im Februar 1396 sagte er Damerow und seinen Helfershelfern Fehde an, trennte durch geschickte Verhandlungen den Großfürsten von Litauen vom Dorpater Bündniß ab und drang — der Meister und Erzbischof befanden sich beide beim Heer —, in der Flanke durch die harrisch-wierische Ritterschaft und Reval geschützt, mit Ungestüm in das Dörptische ein. Theoderich Damerow, der einsehen mußte, daß weiterer Widerstand unmöglich war, knüpfte schweren Herzens Verhandlungen mit dem siegreichen Gegner an und dieser baute dem Besiegten goldene Brücken: gegen die Anerkennung Wallenrodes und der päpstlichen Bullen wurde Vergeben und Vergessen ausgesprochen, ja der Orden machte das sehr bedeutungsvolle Zugeständnis, daß von nun an die Unterthanen geistlicher Stifte von ihm nicht mehr ohne besondere Zustimmung zum Kriegsdienst zu verwenden seien. Im zweiten Danziger Frieden (Juli 1397) wurde die Einigung feierlich bekräftigt und der Dorpater Krieg beendet.

[1]) Vitalienbrüder hießen sie, weil sie bei dem Prätendentenkriege um die schwedische Krone im Auftrage der einen Partei Stockholm mit „Viktualien" verproviantirten. —



Aber Damerow vermochte sich in die neuen Zustände nicht zu finden und mußte nach mancherlei Zwischenfällen im Jahre 1400 resignieren. Sein Nachfolger, Heinrich von Wrangel, ein Mann, „de mit uns im lande geboren is," war ein Freund des Ordens. Damerow aber ist wahrscheinlich in Riga bald darauf gestorben, trotz seiner weißen Haare bis zuletzt ein unruhiger Feuerkopf, der fanatische Verfechter einer Idee, die, wenigstens so, wie sie ihm vorschwebte, keine Zukunft mehr hatte.

Schon aber bereiteten sich außerhalb Livlands Ereignisse vor, die rückwirkend die Stellung des Ordens in unserer Heimat schwächen und wesentlich andere Verhältnisse zeitigen sollten. In Litauen und Polen erwuchsen dem preußischen, in Rußland dem livländischen Orden furchtbare Feinde, im Ringen mit denen sich beide allmählich, dort rascher als hier, verbluten sollten.

Bevor wir diese Dinge ins Auge fassen, scheint es an der Zeit, die staatlichen Verhältnisse, wie sie sich seit dem Eintritt der Brüder vom Deutschen Orden in Livland entwickelt, und wie sie zum Verständnis der innern Geschichte Livlands im 14. und 15. Jahrhundert nötig sind, uns in den Grundzügen darzulegen.

11. Kapitel.

„Es war, wohin immer man blickte, ein Emporstreben der materiellen und geistigen Kräfte des Landes, dem es jedoch, vielleicht zu seinem Heil, nie vergönnt war, sich in Ruhe der Früchte seiner Arbeit zu freuen."

Th. Schiemann. Livl. Geschichte.

Staatliche und soziale Ausgestaltung*).

Ein doppelter Dualismus läßt sich in Livlands Geschichte von den ersten Anfängen an erkennen: Kaisertum und Papsttum stehen in ihrem unversöhnlichen Widerstreit an der Wiege der Kolonie, der Gegensatz zwischen den Prälaten und dem Orden beherrscht die ganze mittelalterliche Geschichte unserer Heimat. Während aber in Livland selbst der Streit um die Hegemonie zu gunsten des Ritterordens endete, hat das Band, das das Ostseeland mit dem Papst verknüpfte, bis in die Tage der Reformation hinein sich als weit fester erwiesen, denn die lockere Verbindung mit dem Deutschen Reich. Wie hätte es auch anders sein können? Denn wenn es auch den staatsrechtlichen Grundsätzen des Mittelalters entsprach, daß alle von Angehörigen des Deutschen Reichs ausgehenden Erwerbungen und staatlichen Neuschöpfungen als Glieder des Reichs betrachtet wurden, so läßt es sich nicht verkennen, daß an der Gründung und Ausgestaltung Livlands weit mehr das aufstrebende Papsttum eines Innocenz III. als die unter den letzten Staufern niedergehende Kaisermacht beteiligt gewesen ist. So war denn, wie wir das früher schon im einzelnen ausgeführt haben, eine Doppel-

*) Nach dem Erscheinen der beiden trefflichen Arbeiten von A. von Gernet: „Die Anfänge der livländischen Ritterschaften" (auch Forschungen II) und „Verfassungsgeschichte des Bistums Dorpat bis zur Ausbildung der Landstände" — beide Reval bei F. Kluge — ist dieses Kapitel wesentlich umgearbeitet und erweitert worden.

herrschaft begründet worden, die den Streitruf „Hie Kaiser, hie Papst!" auch nach den Gestaden der Düna trug. Zwar hat man in Livland die Zugehörigkeit zum Reich, dessen Mark das Land war und dessen Reichsfürsten die Prälaten von Riga, Dorpat und Oesel waren, nie vergessen, aber viel bekümmert hat man sich hüben und drüben nie um einander. Auf den Reichstagen haben sich die livländischen Landesherren das ganze Mittelalter hindurch nicht blicken lassen und die Kaiserliche Investitur haben die Prälaten, seitdem Papst Gregor IX. 1236 sie verboten, sich bis ins 15. Jahrhundert nicht geholt. Erst als der Orden die bischöfliche Oberhoheit zu gefährden drohte, schien man sich überhaupt dessen zu erinnern, daß es einen Kaiser gab. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts begannen die Prälaten in der Anlehnung an das Reich ihren Vorteil zu finden — sie suchten und erhielten hier Bestätigung ihrer mannigfachen Rechte und Privilegien, ja im zweiten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts haben die drei livländischen Bistümer Riga (1426), Dorpat (1415) und Oesel (1429) die seit 200 Jahren versäumte Reichsbelehnung erbeten. Ausdrücklich haben Kaiser Sigismund und Kaiser Friedrich III. durch Erteilung von Investitur und Belehnung mit den Regalien die Stifter als Glieder des Reichs bezeichnet. Als dann Kaiser Karl V. 1530 den Ordensmeister Wolter von Plettenberg als Reichsfürst anerkannte und dieser des Reiches Tage besandte, haben auch der Erzbischof und die Bischöfe die Konsequenzen ihrer Reichsstandschaft gezogen und sind auf den Reichsversammlungen erschienen. —

In Livland selbst trugen die Landesherren sämtlich einen geistlichen Charakter, denn auch der Ritterorden war keine eigentlich weltliche Genossenschaft. Doch das Schwert, das er führte, ließ den ursprünglichen Zweck bald zurücktreten, die Idee der Herrschaft trat an die erste Stelle und rechtfertigt es, wenn man den Gegensatz zwischen Orden und Prälaten in gleichem Lichte auffaßt, wie den zwischen Kaiser und Papst.

Bei allem Widerstreit der Parteien, die lange Zeit hindurch kein staatsrechtliches Band zusammenfaßte, haben mannigfache ideelle und materielle Momente doch die Landesherren Livlands zu einem Ganzen verknüpft, drohende Gefahr von außen sie zu Schutzbündnissen und Einigungen geführt. Von jenem Schutzbündnis an, das nach der Niederlage auf dem Peipuseise zu Riga am 1. Oktober

1243 abgeschlossen wurde, haben noch oftmals die Herren und später ihre Vasallen mit ihnen gemeinsam getagt und beschlossen. Das war aber auch notwendig, sollte nicht der bunte Mikrokosmos livländischen Lebens aus Mangel zentralisierender Momente elendiglich verkommen!

Wie eigenartig war gleich das Bild, das die Bistümer in jeglicher Hinsicht boten! Bei ihrer Gründung waren sie sämtlich direkt dem Papst unterstellt worden, wenngleich dem Bischof von Riga bei der Entfernung Livlands von Rom gewisse Metropolitanrechte eingeräumt worden waren. Sehr früh wurde Albert vor allem das Recht zur Errichtung von Bistümern in Livland zugestanden, deren Häupter, solange keine Domkapitel bestanden, ihm gleicher Weise unterstehen mußten. Auch das Recht als zweite Instanz in geistlichen Prozessen und Untersuchungen zu gelten, wurde dem Bischof von Riga abgetreten, so daß dem Papst anfänglich wenigstens wenig mehr als die Beaufsichtigung durch Legaten übrig blieb. Die Erhebung Rigas zum Erzbistum hat an diesen Verhältnissen kaum etwas geändert, das Übergewicht des Erzbischofs, das er durch die Konfirmation und die Konsekration (Weihe) der Bischöfe seiner Diözese — der Suffragane — ausübte, bezeichnete sein Übergewicht im hierarchischen System.

Man würde sich irren, wollte man annehmen, daß die Bischöfe und der Erzbischof innerhalb der Stifte völlig frei schalten und walten konnten. Sie waren vielmehr auf das äußerste beschränkt und wurden im Laufe der geschichtlichen Entwicklung immer mehr eingeengt. In der Verwaltung seiner Diözese stand dem Bischof sein Domkapitel zur Seite, d. h. das Kollegium der an der Hauptkirche amtierenden Geistlichen, die als Vertreter des Klerus der ganzen Diözese galten. Vielfach waren es dreizehn Geistliche — der Propst, der Dekan, der Scholastikus, der Schatzmeister, der Kantor und acht Domherren —, die das Kapitel bildeten und die als Beirat in geistlichen, und da der Bischof auch Landesherr wurde, in weltlichen Dingen bedeutenden Einfluß ausübten. Mit dem Aufblühen des Adels, der Vasallengeschlechter, wovon weiter unten die Rede sein wird, erlangte die Forderung adliger Geburt resp. der der adligen Geburt gleichgesetzten Erlangung akademischer Grade zur Aufnahme in das Kapitel allgemeine Geltung. Wir können das im Stift Dorpat wohl verfolgen. Im 14. Jahrhundert nehmen hauptsächlich Patriziersöhne aus Reval, Dorpat, Riga und

Lübeck die Kapitelstellen ein, nur vereinzelt tritt uns Engelbert von Dolen 1323 als Glied eines livländischen Vasallengeschlechts entgegen, dann wird die Zahl in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts stärker, bis im 15. Jahrhundert uns die Wrangel, Ropp, Uexküll, Kruse, Loewenwolde u. a. in großen Mengen begegnen. Das Hindrängen zu den Stellen erklärt sich, abgesehen von dem Bestreben der Vasallengeschlechter Einfluß auf die Leitung des Stifts zu gewinnen, vor allem durch den reichen Kapitelbesitz, deren Einkünfte, die Präbende, verlockend genug erscheinen mochten. Ursprünglich wurden die Glieder des Domkapitels meist vom Bischof ernannt, doch sehr bald gewann es selbst Einfluß auf die Aufnahme neuer Genossen. Mit der zunehmenden Verweltlichung des Klerus und dem Überwiegen von Staatsgeschäften traten die Pflichten religiöser Art immer mehr zurück, die Pflicht des Chordienstes beschränkte sich auf die hohen Festtage, die Residenzpflicht wurde zu gunsten des bequemen Lebens auf den einträglichen Kapitelgütern vergessen. Was man nicht vergaß, das waren die Rechte dem Bischof gegenüber. Auch bei unwesentlichen Dingen wachte man darüber, daß dieser den Rat der Domherren einholte; bei allen wichtigen Fragen war er an die formelle Einwilligung, den Konsensus, gebunden. Bedeutsamen Einfluß übte das Kapitel natürlich bei der Wahl der Bischöfe aus, die ihnen seit Beginn des 13. Jahrhunderts allein zustand. Höchst schädlich griff nun in diese Entwicklung die Kurie ein, die sich durch alle Arten von Reservatrechten insbesondere vom 14. Jahrhundert an die entscheidende Stimme bei den Wahlen der Bischöfe und der Besetzung der Domherrnstellen zu verschaffen wußte. So oft im 14. Jahrhundert die Kapitel bei Vakanzen ihr Wahlrecht geltend zu machen suchten, griffen die Päpste stets ein und kassierten die Wahl und, wenn sie dann auch nachträglich den Kandidaten des Kapitels von sich aus zum Bischof ernennen mochten, so war im Prinzip das Ernennungsrecht der Kurie doch gewahrt. Die Versuche der Konzilien von Konstanz und Basel den Päpsten die Macht aus der Hand zu winden hatten sowohl in Westeuropa wie in Livland gar keinen oder höchstens vorübergehenden Erfolg. Erst mit der Ausbildung der Vasallen zu einer landständischen Ritterschaft gelangte deren gewichtige Stimme bei den Wahlen zu entscheidender Geltung. Sogenannte Wahlkapitulationen, die der Bischof mit den Ständen vor der Wahl abschließen mußte, sicherten von der zweiten Hälfte des

15. Jahrhunderts diesen großen Einfluß; die um jene Zeit üblich werdende Erhebung von Coadjutoren, d. h. präsumtiven Nachfolgern bei Lebzeiten des Bischofs, verminderte das Wahlrecht des Kapitels und gab den Vasallen Gelegenheit ihre Zustimmung an neue Privilegien zu knüpfen, bis schließlich im 16. Jahrhundert in Livland das Wahlrecht der Domherren durch sämtliche übrige Stände eingeschränkt ist.

Jene Zeit aber, in der es den Päpsten gelang auf die Besetzung der livländischen Bistümer entscheidend einzuwirken, mußte für das ganze Land, wie für das Ansehen und die Stellung der Prälaten im Lande von verhängnisvoller Bedeutung sein. Ist schon jede Abhängigkeit von einer Gewalt, die weit entfernt und ohne das nötige Verständnis für die vitalen Bedingungen des Landes ist, für dieses ein Unglück, so mußte die Abhängigkeit vollends unerträglich werden, da es eine so elende und käufliche Macht, wie sie das Papsttum in Avignon und während der darauf folgenden Kirchenspaltung dargestellt, war, an die man gefesselt worden. Die Erzbischöfe und Bischöfe zweier Jahrhunderte waren daher meist Kreaturen der Päpste, ohne Herz für das Land, in das sie gesandt wurden und dem den Rücken so schnell wie möglich zu wenden ihr lebhaftestes Bestreben war. Hat doch das Erzstift von 1300—1509 nur einen einzigen, das Stift Dorpat von 1342—1440 und das Bistum Oesel von 1322—1469 wahrscheinlich nur je einen erwählten Bischof gehabt, alle andern erhielten Würde und Weisung vom verruchten und entweihten päpstlichen Stuhl und haben, wie neuerdings ohne Übertreibung gesagt worden ist, „als Vertreter kurialer Politik nicht selten die Entwicklung der Kolonie geradezu ins Stocken gebracht." Es wäre schlimm, ja aussichtslos um Livland bestellt gewesen, wenn der heimatlosen und selbstsüchtigen Politik der Prälaten nicht ein starkes Gegengewicht gegenüber gestanden hätte — der Orden und neben ihm die von wahrem Interesse für das Land durchdrungenen Vasallen, deren aufstrebende Entwicklung, wie später gezeigt werden wird, durch das Gebahren der Bischöfe wirksamst, wenn auch wahrlich wider Willen, unterstützt worden ist. —

Neben den Bistümern haben die Klöster, politisch betrachtet, nur eine geringe Rolle gespielt. Das livländische Klosterwesen ist noch wenig erforscht, selbst die Zahl der Klöster anzugeben sind wir nicht imstande. Abgesehen von den städtischen Klöstern der Dominikaner,

Franziskaner und Cisterciensernnen gab es auf dem flachen Lande in Livland nur zwei Abteien des Cistercienserordens: Dünamünde, das später (1305) nach Padis in Estland verlegt wurde, und Falkenau am Embach[1]), deren Gründung wohl in das Jahr 1233 fällt. Eigentümlich ist dem Cistercienserorden die militärische Organisation, welche alle Tochterklöster auf das engste mit dem Stammkloster sowohl wie miteinander verband und in einer jährlichen Visitation durch den Vaterabt wie in dem in Citeaux abgehaltenen Generalkapitel, zu dem sämtliche Äbte zu erscheinen hatten, zum Ausdruck kam. Nur Falkenau (und wohl auch Padis) waren insofern günstiger gestellt, als die Äbte der weiten Reise wegen nur alle 7 Jahre nach Citeaux zu kommen brauchten.

Der Cistercienserorden war überall direkt dem Papst unterstellt, die Abhängigkeit von dem Diöcesanbischof war daher nur sehr lose. Auch dem Bischof als Landesherrn gegenüber war der Orden exemt, die Klöster als solche zu keinen Leistungen verpflichtet, mithin exterritorial. Diese Vergünstigungen bezogen sich jedoch nicht auf den reichen Grundbesitz, über den Falkenau wie Padis verfügten und der durch Schenkung, Kauf und Tausch vergrößert und abgerundet wurde. Diese Besitzungen waren dem Bischof als Diöcesan wie Landesherren unterworfen, wenngleich der Abt in ihnen durch einen Vogt — einen Geistlichen — die grundherrliche Gerichtsbarkeit ausübte. Auf den livländischen Landtagen sind wenigstens bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Klöster nicht vertreten gewesen, wohl aber läßt sich eine Teilnahme von Falkenau an den Sonderverhandlungen der Dorpater Stände nachweisen.

Die Klöster in den Städten haben politisch nie etwas zu sagen gehabt. Sie waren wohl meist in den Händen der Bettelmönche, die um die Mitte des 13. Jahrh. in Livland erschienen und durch ihren Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft als Scholasten und Beichtiger von sozialer und religiöser Bedeutung wurden. Die Franziskaner- und Dominikanerbrüder entrissen den Cisterciensern das diesen eigentlich fremde Arbeitsfeld der Mission und Predigt und gaben den Anlaß, daß diese „sich wieder ihren ursprünglichen Aufgaben zuwandten und

---

[1]) K. von Löwis of Menar. Livland im Mittelalter. Eine kartographische Darstellung. Franz Kluge, Reval 1895. pag. 26.

als rationelle Landwirte den Ruhm hervorragender Kulturträger errangen." Die lateinischen Namen mancher Kulturpflanzen sind aus den Klostergärten ins Volk gekommen und noch heute den Esten erhalten. Daß man die gelehrten Studien darüber nicht vernachlässigte, daß vielmehr „die mächtigen Wellen, welche die Kämpfe der neuen Ideen aus dem 11. Jahrhundert namentlich in Frankreich schlugen und alle umliegenden Länder überfluteten, direkt bis zu uns gereicht haben," und die Männer, die hier bei uns christlichen Glauben und Gesittung verbreiteten, „auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit standen und umsichtig Sorge trugen, um sich selbst vor geistiger Stagnation zu bewahren, ihre Klöster mit all dem geistigen Rüstzeug auszustatten, welches die alten Kultursitze des christlichen Occidents ihnen zu liefern vermochten," — das hat erst vor wenigen Jahren an der Hand einer Anzahl von Handschriften und Fragmenten, die wohl aus der Bücherei des Klosters Padis stammen, ein Berufener erwiesen.[1]) Mauritius von Reval, der Rektor des Dominikanerklosters zu Reval war wohl der bedeutendste Gelehrte Livlands im 13. Jahrhundert und hatte unter dem berühmten Albertus Magnus in Köln, dann in Paris studiert und stieg zu hohem scholastischem Ansehen auf.

— Der große Widersacher der Prälaten war der Orden[2]). Die Formen, die der Schwertbrüderorden in der kurzen Zeit seines Bestehens ausgebildet hatte, wurden vom Deutschen Orden, als er nach Livland kam, im wesentlichen beibehalten und im Laufe der Zeit ausgestaltet. Als Hermann von Salza die Aufnahme des Restes des Schwertbrüderordens in den Deutschorden bewirkte, mußte es darauf ankommen das Verhältnis des neugewonnenen Landes zum Hochmeister und dem damals noch im hl. Lande weilenden Orden zu regeln. Offenbar hat er bereits, wenn er auch zur Ausgleichung der zerfahrenen Zustände des halbverlorenen Gebiets dasselbe durch Hermann Balke verwalten ließ, die Absicht gehabt, Livland als besondere Ordensprovinz zu organisieren, gleich den Kommendureien Armenien, Romänien, Sicilien, Apulien, „von Deutschen landen," von Österreich, Preußen und Hispanien. Von diesem Gesichtspunkte aus ordneten er

[1]) Dr. Fr. Köhler. Estländische Klosterlektüre. Reval 1892.

[2]) Ph. Schwartz. Über die Wahlen der livl. Ordensmeister. M. z. l. G. XIII. und Dr. Ernst Dragendorff. Über die Beamten des Deutschen Ordens in Livland während des 13. Jahrh. (Berliner Dissertation 1894).

und seine Nachfolger die Regierung und Verwaltung und setzten Livland einen besonderen Ordensmeister vor, der natürlich dem Hochmeister unterstellt blieb, wie denn diesem überhaupt ein bedeutsamer Einfluß gewahrt blieb. Nicht nur stand ihm mit Zustimmung des Generalkapitels das Recht zu Livland mit Preußen zeitweilig zusammen zu verwalten, was auch einige Mal geschehen ist, sondern er hatte bei der Wahl des livländischen Meisters eine erhebliche Stimme und konnte vor allem durch sein Visitationsrecht in der Theorie wenigstens zu jeder Zeit die livländischen Angelegenheiten vor sein Forum ziehen. In Person freilich scheinen die Hochmeister nur selten die Visitationsreisen unternommen zu haben, — wir wissen wenigstens im 13. Jahrhundert nur von einem einzigen derartigen Fall — wohl aber bediente er sich in all den Fällen, wo außerordentliche Umstände sein Eingreifen nötig machten, vor allem wohl bei Meistervakanzen, der Vizehochmeister. Diese wurden in der Regel zur Untersuchung bestimmter Vorfälle, also in Spezialmission, abgesandt, während die namentlich im 14. Jahrhundert mehrfach erwähnten Visitationsgesandtschaften vielleicht einen allgemeineren Charakter trugen. Schließlich sei noch hervorgehoben, daß allein dem Hochmeister das Recht der Aufnahme neuer Brüder zustand.

Immerhin muß als das eigentliche Haupt des Ordens in Livland der Provinzialmeister oder Landmeister gelten. Nicht gleich bürgerte sich für denselben eine feste, gleichmäßig gebrauchte Bezeichnung ein und wenn er in der Anrede wohl auch meist „Herr Meister" bezeichnet wurde, so stoßen wir in Urkunden und sonstigen schriftlichen Zeugnissen auf die verschiedenartigsten Titel: das lateinische „praeceptor" wechselt mit „magister" oder gar „commendator", das deutsche „Meister" mit „Landeskommendur" oder „Gebieter von Livland." Gewählt wurden die livländischen Meister bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts fast ausnahmslos auf dem Ordenskapitel der Marienburg, also in Preußen, unter Vorsitz des Hochmeisters, bis beim Niedergange des Ordens in Preußen, seit 1413 die Wahl in Livland selbst vorgenommen wurde, wobei (wenigstens seit 1424) zwei Kandidaten erkoren und dem Hochmeister zur Bestätigung vorgestellt wurden (1470).

In der Blütezeit des Deutschen Ordens aber wurde der Wahlakt in Preußen vollzogen. Der Hochmeister versammelte dann das große Kapitel. Im Remter treten die Brüder zusammen, der Hoch-

meister eröffnet die Sitzung mit einer Ansprache und schlägt einen Kandidaten vor, ihn zugleich auffordernd den Saal zu verlassen.

Hierauf schreiten die Brüder zur Wahl, durch Zuruf oder Stimmabgabe erküren sie den neuen Meister. Abermals öffnet sich die Thür und der Erwählte erscheint inmitten der Brüder, um aus des Hochmeisters Hand, trotz des scheinbaren Sträubens, wie es jener Zeit nun einmal eigen war, das Siegel als Symbol seiner neuen Gewalt zu empfangen. Der Erkorene läßt alsbald Botschaft nach Livland abgehen und rüstet sein Gefolge zum Aufbruch. Wenige Wochen gehen ins Land, da zieht ein Fähnlein gepanzerter Ritter — gar tüchtige Herren hatte der Hochmeister dazu erlesen, — durch Schamaitens Wälder über Kurland nach Riga, an ihrer Spitze der neue Herr des Landes: scharf spähen ihre Augen in das Waldesdickicht, fest liegt die Hand am Schwert. Der Komtur von Goldingen, der erste unter den Gebietigern Kurlands, holt den kriegerischen Zug festlich ein, als derselbe sich seiner Feste nähert, doch immer weiter geht es auf Riga zu, dessen Ordenshaus im 13. Jahrhundert, ehe Wenden des Meisters Residenz wurde, als der „Hauptstuhl" desselben angesehen wurde. Auch in der Stadt wurde das Herannahen des neuen Meisters mit Ungeduld erwartet: auf dem Blachfelde vor den Mauern, dem „Sand", harrten die entgegengezogenen Ritter, die Kreuzfahrer und die angesehensten Bürger der Kommenden. — Da — ein langschmetternder Trompetenruf! sie nahen! Mit warmherzigen, ehrerbietigen Worten, mit kühlendem Willkommentrunk, dem Klirren der Schwerter und Wehen der Banner begrüßt man sich und auf der Burg winkt nach der Rast ein erquickendes Festmahl.

Doch nicht zu langer Rast kann der Meister in Riga weilen. Bald gilt es die Burgen, die auf waldiger Höhe im Lande zerstreut liegen, aufzusuchen, auf ihnen nach dem Besten zu sehen. Nicht gering ist die Mühe und manch scharfer Ritt, manch nächtliche Reise ist zu bestehen, ehe die Häuser des Ordens von den Marken Preußens bis an Estlands Glint und bis an die flache Ostgrenze inspiziert worden sind. Auch die Bischöfe des Landes, in denen der Orden seine geistlichen Herren sah — freilich ein höchst unbestimmter Begriff — müssen besucht und freundschaftliche Beziehungen angeknüpft werden oder aber eine Gesandtschaft an den Litauerkönig harrt der Erledigung und der Meister beruft das Kapitel der Ritter zu außerordentlicher

Sitzung, um zu beratschlagen, was zu thun sei. Fürwahr kein Ruhebett war das Amt eines livländischen Meisters. Viel Ehre, aber auch viel Mühe, viel Kampf und Thun. Ewig im Sattel, bald auf blutiger „Reise“ gegen die Völker Kurlands, bald an der Spitze der Kreuzpilger auf gefahrvollem Zuge gegen die Esten. Heute in sorgsamer Beobachtung der trutzigen Bürger Rigas, morgen im Zwist mit den geistlichen Herren, die gar zu gern sich als weltliche Gebieter fühlten. Dabei war er nicht einmal absoluter Herr seines Handelns, dem Hochmeister mußte er alljährlich Rechenschaft ablegen und die Komture und Ordensbrüder setzten wohl mehr denn einmal auf dem Kapitel ihren Willen gegen den seinigen durch. Kein Wunder, wenn die Meister in Livland der Bürde des sorgenvollen Amts, zu dem sie auf Lebenszeit gewählt worden waren, oft müde wurden und mehr denn einer sich vom Hochmeister desselben „ledig“ bat und abdizierte. So mancher aber kam nicht dazu das Siegel mit dem in der Krippe liegenden Christuskinde einem andern zu übergeben, vom Heidenschwert erschlagen deckte er das Feld. Man erstaunt, wenn man sieht, wie rasch die Kräfte im 13. Jahrhundert aufgerieben wurden: in 63 Jahren bis 1300 sah Livland nicht weniger als 19 Meister, von denen wiederum fünf im Schlachtgetümmel gefallen waren. Denn das war neben vielen andern Ordensgeschäften sein wichtigster Beruf hoch zu Roß an der Spitze der Seinen, wohl auch voran dem ganzen Landesaufgebot, hinauszuziehen zum Schutz des Landes in die blutige Schlacht. Nicht oft scheinen die Meister das Land verlassen zu haben. Einmal war hierzu die Einwilligung der Komture nötig, zum andern verbot die weite Entfernung, so lange wenigstens der Hochmeister seinen Sitz im hl. Lande hatte, häufigere Reisen. Wohl nur, um alle sechs Jahre in Person Rechenschaft abzulegen oder wenn eine neue Hochmeisterwahl ihn hinausrief, brach der livländische Meister auf. Ein von ihm eingesetzter Vizemeister trat dann an seine Stelle.

Äußerlich unterschied sich der livländische Meister kaum von den andern Brüdern, er trug kein anderes Gewand, als die andern Ritter: der Konventsmantel (pallium), der die allgemeine Kleidung bildete, war ohne Kragen und Ärmel und reichte bis an die Knöchel herab. Er war gewöhnlich aus einfachem Stoff, erst später wurde er mit Pelzwerk verbrämt und aus kostbarem Zeug hergestellt. Das schwarze Kreuz wurde zur Schulter zu auf der linken Seite der Brust ge-

tragen. Oben wurde der Mantel durch eine seidene Schnur zusammengehalten, die bei den Meistern wohl von roter Farbe war. Das Haupt bedeckte eine Art Barett, meist von brauner Farbe. Ein anderes Kleid war der Regenmantel, der kürzer getragen wurde und mit einer Kapuze (Gogel) verbunden war. Nur der Hochmeister bediente sich bei feierlichen Anlässen auf Waffenrock und Schild statt des einfachen Kreuzes des sogenannten Hochmeisterkreuzes, das aus dem goldnen Krückenkreuz (Kreuz von Jerusalem) und dem schwarzen Ordenskreuz mit aufgelegtem Adlerschilde bestand.

Als Zeichen ihrer Würde trugen der Hochmeister und die beiden Landmeister von Livland und Deutschland einen goldnen mit einem Stein geschmückten Fingerring.

War nun der Meister in Livland, nicht in Preußen, bestimmt, so mußte seine Investitur durch den Hochmeister erfolgen. Es scheint üblich gewesen zu sein, daß die nach der Marienburg deshalb entsandten Gebietiger nicht nur der hochmeisterlichen Kanzlei Verehrung machten, sondern dem Hochmeister selbst Geschenke darbrachten, so namentlich einige schöne Hengste, kostbare Gewänder u. d. Ähnliches. Später, im 15. Jahrhundert häufen sich die Klagen über Bestechlichkeit der Hochmeister, die für die Bestätigung des Kandidaten sich enorme Summen zahlen ließen. War der Hochmeister willens die Investitur zu vollziehen, so übersandte er dem Erwählten als Investiturinsignien den Mantel, das Barett, und den Fingering „alles ungefähr um 30—40 Gulden wert", wie eine gelegentliche Quelle uns verrät. In frühern Zeiten gehörte auch das Meistersiegel zu den Insignien, im 16. Jahrhundert ist das „Insegel von Livland" dagegen völlig verschwunden[1]).

Unter den Gebietigern stand der Ordensmarschall, auch Landmarschall genannt, in Preußen wie in Livland als nächster neben dem Meister. Er war sein Stellvertreter im Kriege, sorgte für die Ausrüstung des Heeres, hatte die Aufsicht über das wichtige Pferdematerial, die Burgen und hatte einige feste Häuser nebst ihren Einkünften direkt unter sich. Im Felde eröffnet der Marschall, wenn die Ordensfahne nicht einem Andern anvertraut war, den Angriff, ja wenn der Meister die Scharen anzuführen verhindert war, scheint ihm der Oberbefehl von Rechts wegen gebührt zu haben.

[1]) H. Baron Bruiningk. Die Investiturinsignien 2c. Sitzungsber. d. A. G. pag. 23 ff.

Den größeren Ordensburgen, die mit der fortschreitenden Eroberung des Landes allmählich, sei es als Zentrum eines Bezirks zur Verwaltung, sei es als Grenzfeste gegen die Russen oder Litauer, emporwuchsen und denen regelmäßig ein Landesdistrikt zugeteilt wurde, waren Komture vorgesetzt, den kleinern Vögte, welche in erster Reihe Richter, Steuer- und Verwaltungsbeamte waren. Auch sie wurden wiederum von ihren Hauskapiteln umgeben, deren Größe bis zu siebzig Ritter angegeben wird, aber bisweilen nur sechs, acht oder zehn Ritter betrug. Von Komtureien werden in Livland folgende genannt: Adsel, Ascheraden, Doblen, Dünaburg, Dünamünde, Fellin, Goldingen (Jesusburg), Leal (zur Hälfte in Ordenshänden), Marienburg (vielleicht eine Fortsetzung von Adsel), Memel, Mitau, Pernau, Reval, Riga, Segewold, Talkhof, Jerwen zu Weißenstein, Wenden, Windau, Wolkenburg, (Vorgängerin von Dünaburg). Außer diesen 20 Komtureien sind auf kürzere Zeit Konvente auch an andern Orten errichtet worden, so in Heiligenberg, in Opemalo, in Terweten und Hapsal. 1547 wird auch ein Komtur von Salis genannt[1]). Ob eine Rangordnung unter den Komturen bestanden hat, ist nicht sicher, nur daß der Komtur von Goldingen „allerwege in des Meisters Nähe in dem Lande zu Kurland sein sollte" ist überliefert. Vögte saßen zu Sonneburg (auf Oesel), zu Jerwen, (wohl auch Komture zu Weißenstein genannt), zu Wesenberg, Karkus, Narwa, Neuschloß, Oberpahlen, Rositten, Selburg, Kandau, Grobin, Durben und Bauske. Zeitweilig kommen ferner Vögte zu Poide, Sakkala, Tolsburg, Tuckum und Zabeln, Pleskau (1240—42), Amboten, in Wartha bei Durben und in der Landschaft Waigale nördlich vom Embach wie in Semgallen vor. Im Ganzen besaß der Orden in Livland über 60 Burgen und 7 Vasallenschlösser, denen gegenüber der Erzbischof nur 20 eigene und 13 Vasallen-Burgen, der Bischof von Kurland 9 eigene und 5 Vasallen-Burgen, der von Oesel-Wiek 8 resp. 5, der von Dorpat 6 resp. 8 Burgen besaß. Der Bischof von Reval hatte auf seinen Tafelgütern auch 2 Schlösser: Borkholm und Fegefeuer. In runder Zahl mochten wohl 150 Burgen im Lande stehen. Außer den eigentlichen Brüdern des Ordens, die gleich denen des Schwertbrüderordens und der sonstigen

[1]) K. von Löwis of Menar. Livland im Mittelalter pag. 26 ff. und L. Arbusow. Zur Komturei Adsel. Sitzungsberichte d. Altertumsforschenden Gesellschaft 1893.

Ritterorden, in Ritter, Priester und dienende Brüder zerfielen, gab es in Preußen wie in Livland die sogenannten „Mitbrüder,"[1] weltliche Laienbrüder, die zur Förderung von Ordenszwecken herangezogen wurden und dafür Anteil an dem vom Orden erworbenen himmlischen Gnadenschatze erlangen sollten. Zu ihnen gehörten einmal fürstliche Persönlichkeiten, so u. A. Herzog Karl Ulsson von Schweden, der 1260 bei Durben gegen die Heiden fiel, zum andern aber auch einzelne Vasallen im Lande selbst. Die Aufnahme dieser „Mitbrüder", die auch ein äußeres Abzeichen getragen zu haben scheinen, bildete das Mittelalter hindurch ein Hoheitsrecht des Hochmeisters, das erst Plettenberg für sich zu erwerben wußte. Man wird wohl nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß wenngleich die Mitbruderschaft auch an Nichtritterbürtige vergeben wurde, in erster Reihe eine Heranziehung der in Ordensdiensten lebenden livländischen Edelleute zum Institut der Laienbrüder vom Orden geplant und ins Werk gesetzt worden ist.

Eine starke Stütze erhielt der Orden schon vom 14. Jahrhundert ab in der Organisation der „gemeinen Stallbrüder" oder „gemeinen Diener im Dienste der Herren zu Livland" oder auch „Schwarzenhäupter" genannt, d. h. der landesherrlichen deutschen Dienstleute. Sie erkoren sich den hl. Mauritius, einen im Mittelalter von den Kriegsleuten allgemein verehrten Heiligen, zum Patron, nahmen den Mohrenkopf mit der weißen Binde als Wappenzeichen an und hielten streng auf Scheidung von den undeutschen Dienern der Landesherren. Wohl auf den meisten Schlössern des Ordens schlossen sie sich — ob nun Schloßvögte, Hofrichter, Burggrafen, Landsknechte, Landschreiber, Kanzleibeamte, Kriegsleute, Handwerker und Hausdiener — zu gemeinsamem Dienst durch die „Brüderschaft unserer lieben Frau in Livland" zusammen, um religiöse und soziale Interessen des Ordens und ihrer selbst zu verfolgen. Als später die Konföderation die Livländischen Territorien zusammenthat, verbanden sich die einzelnen Genossenschaften der Schlösser zu einer ganz Livland umfassenden Korporation. Damit — es war das freilich mehr gegen Ausgang des Mittelalters — begannen sie, indem sie im Gefolge der Landesherren auf die Landtage ritten und hier gemeinsame Berathung pflogen

[1]) Osk. Stavenhagen in den Sitzungsber. der Altertumsforsch. Gesellschaft.
[2]) desgleichen.



eine gewisse politische Rolle zu spielen und wer weiß, ob sie sich nicht zu einem neuen politischen Stande ausgebildet hätten, wenn Livland nicht dem Ansturm der Moskowiter erlegen wäre. Wie sie dann den Kern der wilden „Hofleute" bildeten, wird an anderer Stelle zu erzählen sein.[1])

Auffallend bleibt die Erscheinung, daß grundsätzlich Glieder livländischer Vasallenfamilien nicht in den eigentlichen Verband des Ordens aufgenommen wurden. Wahrscheinlich findet diese Thatsache darin ihre Erklärung, daß es dem Orden als dem Herrn des Landes nicht wünschenswert erschien in gar zu enge Verbindung mit den Unterthanen zu treten, da hierdurch die Herrenstellung des Ordens hätte gefährdet werden können.

Was die Ritterbürtigkeit der Brüder des Deutschen Ordens anlangt, so dürften für die ältesten Zeiten keine bestimmten Vorschriften existiert haben, der Orden war eben für alle freigeborenen Deutschen gegründet. Erst um die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts (zwischen 1264—1289) bildet sich die Forderung der Ritterbürtigkeit aus, die dann später immer wieder von neuem eingeschärft worden ist.

Großes hat der Orden im Preußenlande wie in unserer Heimat geleistet und mit Freude wird unser Auge immer auf jenen Tagen weilen, da in feuriger Begeisterung und christlichem Enthusiasmus die Ritter ihr Schwert gegen die Heiden zogen und in entsagungsreichem Leben nur Gott und der hl. Jungfrau zu Ehren stritten, Kranke pflegten und sich selbst kasteiten. Mönche und Krieger in einer Person, strebten sie nach einem hohen Ziel und wurden ihm eine Zeitlang gerecht. Doch nur eine Zeitlang, denn es liegt in der menschlichen Natur begründet, daß Ideale, wie sie den mönchischen Ritterorden vorschwebten, nur eine kurze Spanne Zeit, solange die brausende Jugendbegeisterung nicht gedämpft und verflüchtigt ist, in voller Reinheit bestehen können. Im Laufe der Zeit müssen neue, zeitgemäßere Ideen an ihre Stelle treten oder aber jene vom Sein zum Schein werden. Und letzteres trat leider ein. Mancherlei wirkte zusammen, um schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts arge Schäden zu zeitigen. Der Orden wurde früh aus einem nur zu Gottes Ehre streitenden zu einem politischen, staatlichen Faktor, Ehrsucht, Intriguen, Sucht nach Reichtum

---

[1]) cf. II. Band pag. 14 ff.



zogen damit in ihn ein und untergruben die frühere Integrität. Dazu kam ein Zweites: die Erneuerung des Ordens vollzog sich bei dem Cölibat seiner Glieder nur durch Zuzug vom Auslande her und bald war es ausschließlich der Adel Norddeutschlands, der seine Söhne nach Preußen und Livland sandte. Doch verschwunden war bei diesen das religiöse Feuer früherer Tage, sehr weltliche Momente traten früh hervor, ja man sah Livland schlechtweg als Versorgungsanstalt der jüngeren Söhne der edlen Geschlechter an und ließ den Selbstzweck des Ordens immer mehr zurücktreten. Land, Reichtum hieß die Parole und gleichgiltig blickte man auf die Mittel, wenn man dem Ziel nur näher kam. Daher die Unterdrückung der Landbevölkerung, daher die exklusive Abschließung gegenüber dem Bürger, daher das nicht selten unpolitische Vorgehen gegen die Vasallen, die man oft wenig schonte, so sehr man ihrer auch bedurfte. Als vollends von Rom aus, um den eine Zeitlang stockenden Zuzug zum Orden zu heben, die unselige Bestimmung erlassen wurde, daß Personen, die dem Banne verfallen waren oder sonst arger Vergehen angeschuldigt waren, durch den Eintritt in die Schaar der Brüder als gereinigt anzusehen seien, kamen zu den „Abonnenten der Verpflegungsanstalt des deutschen Adels“ [1]) höchst unlautere Elemente, die den sittlichen Verfall noch mehr beschleunigten. Zu diesem gesellte sich der kriegerische. Seitdem die Eroberung des Landes vollendet und um die Mitte des 14. Jahrhunderts die letzte große Empörung niedergeschlagen worden war, blieben nur die Reisen ins Litauerland und die Grenzfehden gegen die Russen zur Bethätigung militärischer Tapferkeit, doch auch sie wurden immer inhaltsloser und begünstigten also den an anderer Stelle noch zu besprechenden Prozeß, daß an Stelle der Ritterheere Söldnertruppen aufkamen.

Es war von Beginn an ein folgenschwerer Fehler, daß der Orden die militärische Macht der Kolonie nicht energischer in seiner Hand zu konzentrieren wußte. Mehr „löbliche Gewohnheit, die dem Lande nützlich ist“, als vertragsmäßiges Muß war es, was die Unterthanen der Bischöfe zu den Fahnen des Ordens führte, wenn dieser gegen die Litauer oder Russen focht. Als im Lauf der Zeit sich die „löbliche Gewohnheit“, von der übrigens nur zu häufige traurige Ausnahmen sich konstatieren lassen, zu einem „Privileg“ des Ordens auszubilden

---

[1]) Schirren. Vorträge.

begann, unterband, wie an anderer Stelle erzählt worden ist, der zweite Danziger Friede (1397) die Militärhoheit des Meisters. Als vollends die landständische Verfassung, die den Vasallen das Hauptgewicht zuwies, sich ausgebildet hatte, war jede, auch die kleinste und notwendigste militärische Aufwendung an die Zustimmung der oft nur zu widerwilligen Landtage gebunden. So wurde Livland allmählich wehrlos und bestand gar kläglich in der Stunde, da von Osten her die Scharen Iwans des Grausamen ins Land drangen. —

Ein ausgebreiteter Handel, an dem der Orden wohl auch in Livland bedeutenden Anteil nahm, that das Seinige, um Üppigkeit und unkriegerisches Wesen zu steigern und Zustände von so greller Dissonanz hervorzubringen, daß wir fast staunen, wie der rücksichtslose staatsmännische Geist, der trotzdem im Orden fortlebte und ihn zum Herrn des Landes machte und machen mußte, sich mit ihnen vertragen konnte. Doch das Geheimnis fester Organisation und einzelner tüchtiger Männer bewährte sich auch hier. Ja selbst die großartige Thätigkeit, die der Orden als Kaufmann entfaltete, nötigt uns, so wenig fromm und mit den ursprünglichen Zielen übereinstimmend sie auch war, doch lebhafte Anerkennung ab[1]). Außer der Hansa hat keine Genossenschaft so thatkräftig merkantile Interessen verfolgt, wie der Orden, der schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts darauf emsig bedacht war, wie er Bernstein und die anderen als Abgaben ihm zufließenden Naturalien finanziell verwerten konnte. Selbst vor einer Urkundenfälschung scheuten die Brüder nicht zurück, indem sie eine päpstliche Bulle Alexanders IV. erfanden, durch die ihnen im Gegensatz zu direkten Verboten Papst Urbans IV. der Handel gestattet wurde. Die Mittelpunkte des Handels waren die Handelsämter zu Marienburg und Königsberg, denen besondere Beamte, die Großschäffer, vorstanden, die ihrerseits der Aufsicht des Großkomturs, des Ordenstresslers (Schatzmeisters) und des Obermarschalls unterstanden. Ihre rechte Hand waren die sogenannten Lieger, d. h. entweder von den Schäffern in fremde Handelsplätze entsandte Bevollmächtigte oder aber Geschäftsfreunde, die an ihrem Wohnort dem Orden als kaufmännische Vertreter dienten. Solche Lieger unterhielt die Großschäfferei Marienburg in Danzig, Thorn, Elbing,

[1]) Handelsrechnungen des deutschen Ordens ed. Sattler. Referat von C. Mettig. cf. Sitzungsberichte d. A. G. 1890. pag. 7.



Flandern, Schottland und England. Bis hinunter nach Lissabon, von wo aus der Orden auf eigenen Kauffahrern Weine und Salz verfrachtete, und Westfrankreich gingen die Handelsbeziehungen Marienburgs, dessen Verkehr mit Dänemark, Schweden, Norwegen und Livland dagegen sehr gering gewesen zu sein scheint. Nur Pelzwerk, etwa Hermelin, Fische, so kurische Hechte, erscheinen unter den livländischen Importartikeln dieser Schäfferei. Außerordentlich entwickelt war dafür der Binnenhandel nach Masovien und Polen. Bedeutender noch als die kommerziellen Fäden, die von Marienburg ausgingen, waren die in der Königsberger Großschäfferei zusammenlaufenden, da diese über einen Exportartikel verfügte, der einzigartig und höchst gesucht war, — den Bernstein, dessen Hauptmärkte Lübeck und Brügge waren. Die Königsberger Lieger hatten denn auch hier ihren Standort, ferner in Danzig, Thorn, Elbing und Livland; hierher exportierte man vlämisches Salz, Weine u. A., jedoch scheint der Handel auch von Königsberg aus zu uns niemals sehr große Dimensionen angenommen zu haben, da einmal Livland überhaupt wesentlich als Zwischenland zwischen Preußen und Rußland in Betracht kam, zum andern der Haupthandel russischer und livländischer Produkte in den Händen der Hansastädte lag, die dem konkurrierenden Orden äußerst scheel zuschauten und ihm seine Wege zu kreuzen suchten, wo es nur anging. Es wäre daher sehr falsch, aus der Thatsache, daß in den Rechnungen des Ordens vom Ende des 14. bis in die dreißiger Jahre des 15. Jahrhunderts Livland nur etwa fünfundreißig Mal erwähnt wird, zu schließen, daß der livländische Handel gering gewesen wäre — durch den Handel allein ist doch das Städtewesen bei uns emporgekommen und reich geworden!

Der großartige Handel, der von den beiden Großschäffereien ausging und dem Orden gewaltiges Geld einbrachte, nahm mit dem noch zu berührenden politischen Niedergang des Ordens, der durch die polnisch-litauische Macht überflügelt wurde und sich auch militärisch nicht zu behaupten vermochte, gleichfalls eine abwärts gehende Tendenz an; bald sank der frühere Reichtum rapid, so daß in den Tagen der Not dem politischen der finanzielle Ruin zur Seite stand.

Aber selbst in der Zeit hoher Blüte vermochte der Handel den Orden wohl reich zu machen, nicht aber sittlich zu heben. Gewiß hat es zu allen Tagen keineswegs an sittlich integren Charakteren im

Orden gefehlt, ja wir können es verfolgen, wie von mehreren Meistern energische Versuche dem Übel zu steuern unternommen worden sind. Leider ohne Erfolg. Der Hochmeister Gottfried von Hohenlohe fand hierbei so heftige Opposition, daß er 1302 vom Amte abtrat, und der Hochmeister Werner von Orseln, dem wir eine Zusammenfassung der Ordensstatuten verdanken, wurde 1330 von einem Bruder, dessen Lebenswandel er mit Recht gerügt, ermordet. Auch aus Livland sind böse Dinge auf uns gekommen: wurde doch, wie bereits früher erwähnt, 1322 dem vom Hochmeister ernannten Meister Johann von Hohenhorst die Anerkennung deshalb verweigert, weil er sich gemeinen Diebstahls schuldig gemacht und 360 Mark Ordensgeld unterschlagen hatte. Wir werden sehen, daß im 15. Jahrhundert diese Entwicklung sich immer weiter auf abschüssiger Bahn vollzog — bis endlich im 16. Jahrhundert der Bankrott aller Welt in erschütternder Weise klar werden sollte. —

Der sichtliche Verfall, die schwer zu handhabende Gerichtspraxis des Landes haben offenbar dazu beigetragen, um dem Gericht der heiligen Fehme, jenem „ehrwürdigen, altgermanischen Rechtsinstitut mit öffentlichem Rechtsverfahren, aber mit geheimer Urteilsfällung und Vollstreckung" Gelegenheit zu geben seine Macht bei uns zu beweisen, so heftig auch der Hochmeister dagegen demonstrieren und die Hilfe des Papstes anrufen mochte. Die Unparteilichkeit der Fehmgerichte hob sich doch gar zu sehr von der Langwierigkeit und Anfechtbarkeit meisterlicher Urteile ab, als daß nicht selbst der Rat der Stadt Riga sich willig den Ladungen gefügt hätte. Aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sind uns einige Prozesse erhalten, derentwegen der rigische Rat seinen Diener wiederholentlich nach Westfalen sandte, und 1471 erteilte der Freigraf Hugo von Oesterwick dem Rat der Stadt, indem er direkt in einen heimischen Rechtsstreit eingriff, eine strenge Verwarnung[1]). —

Von der Stunde an, da der große Albert die Fundamente zur livländischen Kolonie legte, ist auch das Dasein mächtiger Vasallengeschlechter nachzuweisen. Ihr Aufblühen und die korporative Zusammenfassung zu territorialen Ritterschaften, wie endlich die Aus-

[1]) C. Mettig. Die Fehme in Beziehung auf Livland. Sitzungsber. d. A. G. pag. 32 ff. und 56 ff.

bildung des Adels zu einem mächtigen, hochprivilegierten Landstand bildet ein wichtiges Blatt in der innern Geschichte unserer Heimat. Sowohl im dänischen Estland — in Harrien-Wierland —, wie in den Stiften Dorpat und Oesel, im Erzstift Riga und endlich im Bistum Kurland gab es adlige Vasallen, die mit den Landesherren oft in Streit, seltener in Frieden lebten. Namentlich auf Oesel waren die Stiftsvasallen wilde, gewaltthätige Gesellen, die verteufelt wenig Respekt vor ihrem geistlichen Herrn, der auch ihr weltliches Haupt war, hatten. Überhaupt bewährte sich auch in Livland das alte Wort, daß unter dem Krummstab gut wohnen sei; die Schwäche der Herren ermöglichte auch hier bei uns die Zusammenfassung großer Länderstrecken in den Händen einflußreicher Familien, wie der Tiesenhausen, Uexküll, Ungern, Rosen u. a. m.

Anders stand es nur im Stift Kurland, das von Beginn an dem Einfluß des Ordens unterlag und den kleinen Lehnsleuten wenig Selbständigkeit gewährte, wie denn in den eigentlichen Ordenslanden, mit Ausnahme von Harrien-Wierland, die Vasallen, da der Orden selbst das Schwert führte, und keine Konzessionen zu machen brauchte, garnichts zu bedeuten hatten.

Auch das Bistum Reval kam als politischer Faktor nicht in Betracht. Der Bischof unterstand dem Orden, er war also nicht Landesherr, sondern nur reicher Großgrundbesitzer und gebot über keine Vasallen.

Die Form, unter der die Belehnung geschah, war der im Reich üblichen sehr ähnlich, ja gewiß gleich. Ein überliefertes Beispiel aus dem Ende des 14. Jahrhunderts beweist das: der Betreffende legte Mantel, Gürtel und Messer ab, kniete vor dem Erzbischof nieder, unterwarf sich mit Leib und Leben seiner Gnade und bat, indem er die gefalteten Hände demütig emporhob, ihn in Gnaden aufzunehmen. Der Erzbischof hob hierauf den vor ihm Knieenden auf und reichte ihm den Mund zum Kusse als Zeichen der Belehnung. Nun hob der Belehnte die Schwurhand empor und leistete den Lehnseid „seinem Herrn so treu und hold zu sein, als ein Mann gegen seinen Herrn sein soll.“

Durch die Belehnung trat der Vasall nun nicht nur seinem Herrn, sondern auch seinem Hintersassen gegenüber, der auf dem ihm vom Bischof verliehenen Lande wohnte, in ein bestimmtes Verhältnis: Der

12*



sonst der Kirche zu leistende Zehnte, die Abgabe des Zinses und die Gerichtsbarkeit ruhten von nun an in seiner Hand, waren ihm mit verlehnt, während er selbst sich vornehmlich zur Hoffahrt und Heeresfolge verpflichtete.

Unter den Vasallen ragte durch feste korporative Gliederung, ausgesprochenes Standesbewußtsein und damit zusammenhängende politische Machtstellung, die harrisch-wierische Ritterschaft hervor. Wie sie dazu gelangt ist, muß hier in großen Umrissen wenigstens erzählt werden [1].

Estland wurde früh dänischer Besitz, aber es war nie eine dänische Kolonie im eigentlichen Sinn, denn die Vasallen auf dem Lande und die Bürger in Reval waren von Beginn an wesentlich, ja fast ausschließlich Deutsche. War dadurch bereits ein gewisser Gegensatz zwischen Herrscher und Beherrschten geschaffen, so trug andrerseits die Entfernung Dänemarks viel dazu bei die Selbständigkeit der estländischen Vasallen zu kräftigen und ihnen dem königlichen Statthalter gegenüber, der vom Revaler Schloß aus über das Herzogtum gebieten sollte, eine fast unabhängige Position zu verleihen. Eben deshalb behagte den Vasallen die Zugehörigkeit zu Dänemark überaus, dessen Niedergang nach Waldemars II. Tode für sie den freiheitlichen Ausbau ihrer Korporation nach sich zog. Schon 1259, zwei Jahrzehnte nach dem Stenbyer Vertrag, bilden die estländischen Vasallen eine geschlossene Körperschaft, die zusammentritt, um Beschlüsse zu fassen, und durch die Anteilnahme des königlichen Hauptmanns förmlich sanktioniert erscheint. Auch der König erkannte sie in einer Urkunde als Korporation an [2]) und förderte dadurch die neue Vereinigung, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sogar ein eignes Siegel führte.

Um dieselbe Zeit kommt auch ein Landesrat auf, dessen Mitglieder vom Könige aus der Zahl der Vasallen ernannt wurden und dem ursprünglich wesentlich eine richterliche Thätigkeit zustand. Er war die zweite inappellabele Instanz und bedeutete sicherlich „für die Ritterschaft einen hohen Gewinn, für den König eine starke Minderung seiner landesherrlichen Rechte“. Trotzdem der Hauptmann diesem Kollegium präsidierte, so entwickelte sich aus demselben sehr bald eine, wenn auch nicht formelle, so doch thatsächliche Vertretung der Ritter-

---

[1]) A. von Gernet Forschungen l. c. I. pag. 3—88.

[2]) „communitas.“

schaft gegenüber der dänischen Regierung. Denn es lag nahe, daß die Glieder des Kollegiums, gestützt auf die hinter ihnen stehende estländische Ritterschaft, die ihrerseits durch Geblüt und Interessengemeinschaft einen starken Rückhalt an Livland hatte, den Hauptmann auch in andern als richterlichen Angelegenheiten berieten und beeinflußten, ohne daß sich besondere verfassungsmäßige Formen dafür auszubilden gebraucht hätten.

Wie mächtig die korporative Gliederung der Estländer zu Beginn des 14. Jahrhunderts bereits war, beweist das oben schon berührte Dorpater Schutzbündnis von 1304 mit dem Orden und den Prälaten, Kapiteln und Vasallen von Oesel und Dorpat, durch das die harrisch-wierische Ritterschaft sich offen und mit Erfolg gegen die Versuche König Erichs VII., das Herzogtum Estland seinem Bruder Christof zu vergeben, auflehnte.

Ein Jahrzehnt später — etwa 1315 — konnten die estländischen Vasallen einen neuen Erfolg verzeichnen: König Erich VII. verlieh ihnen feierlich das sogenannte Waldemar-Erichsche Lehnrecht, die Haupturkunde der livländischen Rechtsgeschichte. „Es ist dieses eine Aufzeichnung derjenigen Grundlagen des Lehnrechts, welche zu jener Zeit in Norddeutschland giltig und in Übung waren, daher den von Waldemar II. und seinen Nachfolgern in Estland vorgenommenen Belehnungen deutscher Vasallen zur Richtschnur und Grundlage dienten."

Auch in den folgenden Jahren läßt sich dieselbe Entwickelung deutlich nachweisen: versprach doch der König Christof II. förmlich, daß weder er, noch seine Nachfolger Estland jemals veräußern würden, und erweiterte doch derselbe schwache Monarch das Erbrecht auf Lehnsgüter, das bisher auf die männlichen Familienglieder beschränkt gewesen war, zu gunsten des weiblichen Geschlechts. Doch alle diese Konzessionen verschlimmerten die Ohnmacht des Statthalters, ohne die Begehrlichkeit der Vasallen zu befriedigen und kurz vor dem großen Estenaufstand finden wir die Lehnsleute in offner Rebellion gegen den Hauptmann.

Der „Harrische Mord" vernichtete auch den Schein dänischen Regiments, der Hauptmann wird völlig bei Seite geschoben, die Ritterschaft, vertreten durch den Landesrat, leitet die Verhandlungen mit Burchard von Dreyenlewen, Goswin von Herike und dem Vogt von Abo. Als die Gefahr durch das kraftvolle Eingreifen des Meisters beschworen ist, schlägt die Stimmung in Estland freilich schnell um

und gar zu gern hätte die Ritterschaft die bequeme dänische Herrschaft statt der des Ordens wieder aufgerichtet gesehen — wir haben an anderer Stelle gesehen, daß das Träume waren, die nie verwirklicht werden konnten: die harrisch-wierische Ritterschaft mußte sich, willig oder nicht, in die veränderte Lage finden und auf geraume Zeit die früher eingenommene Stellung mit einer weit bescheidenern vertauschen und sich zur Heeresfolge nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch bequemen: alles Land zwischen Narowa und Düna sollten die Ritter gehalten sein, mit zu verteidigen; auch über die Düna nach Süden ins Litauerland oder gegen die Russen kann der Meister sie aufbieten, wenn er ihnen die Unkosten ersetzt; auch sollen die Vasallen gehalten sein auf eigene Kosten dem Meister alljährlich eine kleine stehende Truppe auszurüsten — so bestimmt ein Statut des Hochmeisters im Mai 1350.

Von größtem Interesse ist auch der Gang, den die Entwicklung des Erbrechts damals nahm, erweiterte derselbe doch die Macht der Ritterschaft auf diesem Gebiet nicht nur, sondern rückwirkend überhaupt um ein Bedeutendes und schuf damit Zustände, die für die übrigen Vasallenschaften vorbildlich wurden. Nur die Hauptmomente können hier hervorgehoben werden: früh läßt sich das Bestreben nach Erweiterung des Erbrechts nachweisen. Schon das Waldemar-Erichsche Lehnrecht kam diesem entgegen und führte auch bei uns das in Deutschland längst bekannte Institut der „samenden hannd“, der „Gesamthand“ ein. Dieselbe bestand „im gemeinsamen Besitz ererbten, doch ungeteilt verbleibenden Gutes: ging ein Vasall mit Tode ab, so unterließen seine Erben die reale Teilung seiner Immobilien; es brauchte nur ein Erbe, der dann die Gesamtheit seiner Miterben repräsentierte, vom Könige belehnt zu werden und beim Tode eines jeden Gesamthänders vererbte sich, falls er keine Söhne hinterließ, sein ideeller Anteil an dem gemeinsam besessenen Gut auf die übrigen mit ihm in der Gesamthand Sitzenden, nicht aber auf die bereits früher Abgeteilten“.

Es ist klar, daß durch dieses Institut auch die Seitenverwandtschaft zur Erbschaft herangezogen und der Heimfall eines Lehngutes erheblich erschwert, das Interesse des Geschlechts an demselben aber nicht unbedeutend erhöht wurde. Durch Erweiterung und Heranziehung auch entfernter Verwandte, vor allem aber durch die Erb-

berechtigung der Töchter, wie sie das schon erwähnte Privileg Christofs II. von 1329 festsetzt, gelangte man allmählich zum sogenannten „Gnadenrecht". Wer wollte zweifeln, daß durch dieses Recht der Heimfall von Lehngütern so gut wie unmöglich gemacht, andrerseits das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Geschlechter intensiv gehoben wurde.

Nicht aus freien Stücken hat der Orden sich der harrisch-wierischen Ritterschaft gegenüber zu solchen Zugeständnissen bereit finden lassen, nur unter dem Druck des von Damerow angezettelten Dorpater Krieges hat er in die Erteilung des Gnadenrechts gewilligt: am 13. Juli 1397 gab der Hochmeister Konrad von Jungingen den Rittern und Knechten in Harrien und Wierland eine Urkunde, durch welche die frühern Privilegien konfirmiert und das neue Recht gewährleistet wurde — die „Jungingensche Gnade"; von nun an vererbte sich „alles gut, beide legende grunnt und varende habe" nach gemeinsamen Normen in männlicher und weiblicher Linie.

Das, was die Estländer erreicht hatten, mußte die andern Vasallen zur Nacheiferung anspornen und sie haben denn auch nicht geruht, bis sie ihren Herren dieselben Rechte abgerungen haben.

In den Grundzügen muß auch dieser Entwicklungsprozeß hier auseinandergelegt werden.

Es liegt in den Anschauungen des germanischen Mittelalters begründet, daß von einer absoluten Herrschaft der Landesherren niemals die Rede sein konnte. Schon der Kern der Landesherrlichkeit — die Gerichtsbarkeit — stand dem Territorialherrn nicht unbedingt zu. Die urdeutsche Rechtsauffassung räumte ihm nur den Vorsitz und die Vollstreckung des Urteils ein, dieses selbst sprachen stets Rechtsgenossen des Beklagten. Selbst in dieser Stellung sah sich der Landesherr bald beschränkt. Die Städte erhielten früh eigenes Gericht, das sie selbständig machte, die Bauerschaft wurde den Lehnsmannen, den Vasallen, überantwortet, ja den Vorsitz im Manngericht, dem Gericht der Vasallen, verlor, wenigstens in praxi, der Landesherr in den Stiftern. In Harrien und Wierland vertritt schon von 1328 an ein Vasall als Mannrichter den König von Dänemark; im Erzstift Riga tritt 1356 mit Waldemar von Rosen und in Dorpat 1409 mit Claus Waite der erste Mannrichter aus den Vasallen hervor, wenngleich es sehr wahrscheinlich ist, daß nur der

Mangel an Quellen uns zu erkennen verhindert, daß die Stellvertretung bereits weit früher eingetreten ist. Läßt sich also schon beim Gericht ein bedeutsamer Einfluß der Vasallen früh nachweisen, so ist ein solcher zweifellos auch bei der Kontrolle über die Verwendung der landesherrlichen Einkünfte zu belegen. Es war hier das Amt der Stiftsvögte, des Verwalters der bischöflichen Liegenschaften, das den Adel anlockte. Gelang es ihm dasselbe mit einem der Seinigen zu besetzen, so war damit ein Einfluß von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewonnen — und es ist ihm in der That verhältnismäßig früh geglückt. Im Erzstift bekleidet 1340 Woldemar von Wrangel diesen Posten als erster aus livländischem Vasallengeschlecht, im Dorpatschen wird 1363 Nicolaus von Brackel, in der Wiek 1381 Henneke Mekes genannt.

Doch so wirksam sich auch in Gericht und Vermögenskontrolle die Vasallen zeigen konnten, die korporative Ausgestaltung zur Landstandschaft ist auf dem Boden der Politik erfolgt[1]) und zwar in halb bewußtem, halb unbewußtem Gegensatz zu dem vaterlandslosen, die Landesinteressen gefährdenden Gebahren der von Avignon und Rom aus ernannten Fremdlinge. Nicht also wie in Deutschland, wo das vielumstrittene Steuerbewilligungsrecht der Kern wurde, um den sich die Privilegien der werdenden Landstände krystallisierten, vollzog sich in Livland die Ausbildung der Landstände. Schon die Thatsache, daß bei uns der Landesherr ein geistlicher Fürst war, der ehe- und erblos war, brachte es mit sich, daß bei ihm kein warmes Gefühl für die Scholle, über die er herrschte, aufkam und sich die engen persönlichen Beziehungen zwischen Landesherren und Unterthanen, die auf Tradition und Gewohnheit basieren, nicht auszubilden vermochten. Der Segen des erblichen monarchischen Gedankens fehlte. Als nun vollends die Päpste Livlands Prälaten zur Verwirklichung ihrer landesfeindlichen Pläne zu mißbrauchen begannen, als auch die Domkapitel, dank der von der Kurie konstruierten Reservatrechte dieser völlig dienstbar wurden, stand, wie schlagend gesagt worden ist, Livland gewissermaßen unter einer Fremdherrschaft. Das war das wesentliche Moment, das die Elemente im Lande selbst zur Entfaltung ihrer Kräfte angetrieben hat, wobei die harrisch-wierische Ritterschaft ihnen ein nacheifernswertes

[1]) A. v. Gernet l. c. II. pag. 7ff.

Muster bot. Daß ihnen das gelungen, ist ein lebendiges Zeugnis für die den Vasallen innewohnende Kraft und Leistungsfähigkeit: „Als kühne, trotzige Abenteurer waren die Stammväter ins Land gekommen, kräftige Erscheinungen waren ihre Nachkommen, kriegsgeübt und mit eiserner Faust eine fremdsprachige Bevölkerung in Unterwürfigkeit erhaltend." Auch an Zahl wuchs der meist wohlhabende Lehnsadel, der sich im Erzstift bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts auf 57 Geschlechter, im Bistum Dorpat auf 35 und in Oesel auf 36 Vasallengeschlechter verteilte.[1]) Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir bei der

[1]) Ein Verzeichnis der Geschlechter dürfte viele interessieren. A. v. Gernet führt Forschungen II. 15ff. folgende im Erzstift auf: Tisenhusen, Ikeskull, Dolen, Bannerow (gen. von Lenneward), Burchard von Aldenburg — bilden die ältesten Familien. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts erscheinen die Bardewisch, Kukanois, Kyvel, Live (Lieven), Ungaria (Ungern) und Wereli, gegen Ende des Jahrhunderts die Adrikas (Aderkas), Lune, Luneborch, Pickvere, Rosen und Wrangele; zu Beginn des 14. Jahrhunderts treten die Ostinchusen auf und um die Mitte des Jahrhunderts die Alenpois, Azegalle, Beyerm, Costalle (etwa Coskulle) und Coveskulle, Orghes, Pale (Pahlen), Plalben (?), Perneyaghel, Poykeyerwe und Vifshusen, gegen Ende die Bergel, Brakele, Crudener, Goes, Engelke, Helmiges, Idessel, Keghel, Lewenwolde, Salcze, Swartenhof (Schwarzhof) und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Blome (Blomberg), Bulderbeke, Jelik, Volckersam, London, Loxten, Lude, Perseval, Rese, Sone, Stalbiter, Stockmann, Tuve (Taube), Todwen, Vittinghove, Vogt und Widenberg.

Im Bistum Dorpat sind die vier ersten Vasallen: Engelbert von Tisenhusen, Helmold von Luneborg, Johannes von Dolen und Theodericus, Alberts Bruder. Ihnen folgen im 13. Jahrhundert die Brakele, Dwerge, Kere und Lewenwolde, zu Beginn des 14. Jahrhunderts die Crispus und Rope, um die Mitte die Alen, Edlenkerken, Ikeskulle, Wrangele und Vifshusen, zu Ausgang die Cruse (wenn nicht identisch mit Crispus), Sawijerwe, Scherenbeke und Wythmann und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Arke, Camen, Hazelouwe, Helmerhusen, Lode, Parenbeke, Rastijerwe, Reseler, Stakelberch, Tittever, Ungern, Waite, Walmes und Woltershusen.

Die ältesten Vasallengeschlechter im Stift Oesel waren die Bardewich, Bekeshovede, Brakele, Brema, Ezzeke, Huxaria, Lode und Pallele; zu Beginn des 14. Jahrhunderts sind die Ikeskülle, um die Mitte die Palle (= Pallele?) und Tittevere, gegen Schluß die Tusleve, Endesol, Herkel gen. Paschedach, Lennow, Live, Mekes, Ruether, Tiesenhusen, Tuve, Udenculle, Velin, Witte und Wrangele nachweisbar. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erscheinen die Aderkas, Drolshagen, Herder, Jurs, Knyprode, Kokenkarke, Merkenich, Osenbrugge, Scherenbeke, Stidinger, Swartehof und Varensbech. „Allerdings verschwinden einzelne Geschlechter gleich nach ihrem ersten Erscheinen aus den Quellen, doch hat sich der überwiegende Teil durch längere Zeit, ja durch Jahrhunderte und bis in die Gegenwart erhalten."



überwiegenden Zahl der Lehnsmannen auskömmlichen Landbesitz annehmen, der allerdings nicht gerade gleichmäßig verteilt war. Einige Familien überragten durch ihren fürstlichen Latifundienbesitz ihre Genossen aufs bedeutendste. So nannten z. B. Engelbert und Bartholomäus Tiesenhausen, die reichsten Vasallen ihrer Zeit, um die Mitte des 14. Jahrhunderts c. 1100 Haken im Erzstift und im Dörptischen ungeteilt ihr eigen. Die Uexküll waren im Erzstift, im Dörptischen und in der Wiek besitzlich, hier lag Schloß Fickel, das die Familie noch heute in Händen hat; die Dolen, die Rosen, welche das ganze Kirchspiel Roop besaßen, die Ungern, Koskull, Pahlen waren sehr reich. Im Bistum Oesel scheinen die adlichen Lehnsgüter durchschnittlich klein gewesen zu sein, nur die Uexküll und Farensbach dominierten durch großen Länderbesitz. Diese Liegenschaften waren bei dem kaum zu rechnenden Preis für Arbeitskräfte höchst rentabel: die Bodenkultur stieg, der Getreidehandel war lohnend. So häuften sich in den Händen der Vasallengeschlechter bedeutende Barvermögen an und schon im 13. Jahrhundert beweist eine Reihe von Testamenten, welche Kapitalien die Edelleute milden Stiftungen zuweisen konnten. Es liegt auf der Hand, daß die Vasallenschaften schon früh die Erblichkeit der Lehngüter erstreben mußten. Wie die harrisch-wierische Ritterschaft das im weitesten Maße erreichte, ist oben erzählt worden. Das Beispiel der „Jungingenschen Gnade“ von 1397 mußte die übrigen Stiftsritterschaften anspornen Gleiches zu erlangen und sie kamen ans Ziel: um die Mitte des 15. Jahrhunderts mußte Bischof Bartholomäus dem Dorpater Stiftsadel, der Bischof von Oesel seinen Vasallen und 1457 der Erzbischof Sylvester Stodewescher seiner Ritterschaft zu willen sein und ihr in „Sylvesters Gnade“ die Privilegien des Jungingenschen Gnadenbriefs zuerteilen.

Im selben Jahre, in dem Jungingen den Harrisch-Wierischen sein berühmtes Privileg erteilte, fand der im vorigen Kapitel besprochene Dorpater Krieg durch den Vertrag zu Danzig sein Ende. Auch hier hatte der Orden einen Schritt zurück thun müssen, der seine Macht schwächte, mit der Entwicklung des Erbrechts aber Hand in Hand ging. Es lag nahe, daß mit dem Augenblick, wo ein Lehngut auch in weiblichen Besitz übergehen konnte, die Hauptpflicht des Vasallen, die persönliche Heeresfolge, aufhörte und damit der ganzen Landverteidigung die bisherige Grundlage entzogen wurde. Immer

mehr und mehr mußte das persönliche Aufgebot der Vasallen in den Hintergrund treten und das Söldnerwesen, dessen Ansätze bereits die Urkunde Heinrich Dusemers von 1350 erkennen läßt, die Entscheidung geben. „Es brach, wie zutreffend gesagt worden ist, eine neue Zeit an, deren Schlachten Söldnerheere schlugen."

Die politische und soziale Entwicklung der Vasallenschaften zu korporativen Ritterschaften, die wir in den Grundzügen skizziert und auf ihre Ursachen geprüft haben, tritt natürlich in der Geschichte des Landes allenthalben hervor und ist bereits in der frühern Darstellung an den wichtigsten Punkten beleuchtet worden. So haben wir darauf hingewiesen, daß der Erzbischof bei dem ersten Bürgerkrieg, als er im November 1298 mit dem Orden zu Neuermühlen Frieden schloß, dies nur für sich, nicht aber für Vasallen und Kapitel, thun konnte, die bereits damals ihre eignen Wege zu gehen begannen. Und um dieselbe Zeit sehen wir Domkapitel und Vasallen von Oesel in offenem Widerstreit zu ihrem Bischof die Partei des Ordens halten, ein weiterer Beweiß, daß sie sich als politischer Faktor zu fühlen begannen. Noch deutlicher tritt das wachsende Ansehen bei der bekannten Dorpater Konföderation von 1304 zu Tage. Während die Städte, international durch Handel und Kaufmannsinteressen, sich damals auf Russen und Litauer stützten, erkannte die auf den Ertrag von Grund und Boden angewiesene Vasallenschaft sowohl das Verderbliche der innern Zwietracht, wie das mangelnde Verständnis der Prälaten für des Landes Wohlfahrt. Sie war es denn wohl auch, die auf ihre bischöflichen Landesherren von Oesel und Dorpat zu gunsten der Konföderation eine heilsame Pression ausübte und neben der harrisch-wierischen Ritterschaft ein machtvolles Wort zu gunsten des Friedens sprach. Zum ersten Mal treten die Dorpater und Oeseler Lehnsmannen denn auch als selbständige Elemente kontrahierend auf, wenngleich sie noch nicht als förmliche Korporation wie die harrisch-wierische anzusehen sind, da sie weder „communitas" noch „universitas vasallorum" sondern einfach „universi vasalli"[1]) genannt werden. Trotzdem findet sich aber gerade unter den Festsetzungen des Dorpater Vertrages ein Punkt — die Inaussichtnahme von Schiedsgerichten — der auf die Ausbildung korporativer Formen wesentlich fördernd eingewirkt

[1]) d. h. weder „Genossenschaft" noch „Gemeinschaft der Vasallen", sondern einfach „alle Vasallen insgesamt".



hat: „indem die Gesamtheit der Vasallen in jedem Fall zusammentreten und als Vertreter der Rechte und Ansprüche des Einzelnen den Rechtsweg, wie er im Vertrag vorgezeichnet war, betreten konnte, war die Form gegeben, in der die Vasallenschaft sich zur Ritterschaft entwickeln konnte.“ Nun läßt sich freilich kein urkundlicher Beweis dafür führen, daß die Dorpater Allianz in ihren Einzelheiten durchgeführt worden ist, wohl aber sprechen die Ereignisse schlagend dafür, daß sie in ihren Grundzügen nicht nur bestehen blieb, sondern immer größere Kreise in ihren Bann zog und damit zur Consolidirung der Verhältnisse Livlands wie zur Kräftigung des zielbewußten Ordens beitrug. Ein langdauernder Zwist des Erzbischofs mit dem reichen und einflußreichen Geschlecht der Tiesenhausen um das Schloß Kokenhusen hatte für den Prälaten schlimme Folgen. Das führende Geschlecht unter den erzstiftischen Vasallen suchte Anlehnung beim Meister und brachte es dahin, daß 1316 zu Segewold am 23. April die erzstiftischen Lehnsmannen und das Domkapitel mit dem Orden ein Schutzbündnis abschlossen, bei dem Selbsterhaltungstrieb und gesunder politischer Blick für des gesamten Landes Interessen Hand in Hand gegangen sind. Für die Entwicklung der erzstiftischen Ritterschaft und ihrer landständischen Rechte war der Segewolder Vertrag von großer Bedeutung: gegen den Landesherrn treten die Vasallen, durch gemeinsame Interessen verbunden, auf, sechs Vertreter unterhandeln in ihrem Namen. Und so festgefügt erscheint die Konföderation von 1316, daß die gegen sie gerichtete päpstliche Bulle vom Dez. 1317 ihr nicht zu schaden vermochte. Nur das Domkapitel schloß sich wieder dem Erzbischof an, die Vasallen hielten trotz des Drucks der Kurie das Bündnis mit dem Meister noch geraume Zeit aufrecht: selbst die Rückkehr des Erzbischofs aus Avignon ins Stift 1325 änderte daran nichts. Infolgedessen verließ der Prälat mißmutig bald wieder Livland, im Erzstift die weltliche Vertretung einem Stiftsvogt übergebend, dessen schwache Hände der aufstrebenden Vasallenschaft natürlich wenig wehren konnten. Hatten doch die Lehnsmannen schon durch den Vertrag von Segewold einen bedeutsamen Schritt weiter auf der Bahn der Emanzipation vom Landesherrn vorwärts gethan: „Hatte der Erzbischof bisher allein das Recht gehabt, die Bauern des Erzstifts zur Heerfahrt aufzubieten, so fiel jetzt dieses Recht durch die Macht der Verhältnisse fort und die Va-

sallen riefen jetzt ihre Bauern selbst zum Kampfe auf." Es muß ferner daran erinnert werden, daß zum mindesten seit dem Ausgang des Erzbischofs Friedrich als Stiftsvögte im Erzstift fast ausschließlich erzstiftische Vasallen erscheinen, die bei dem engen Zusammenhange der Familien unter einander dem Emporkommen ihrer Genossenschaft gewiß nichts in den Weg gelegt haben. Diese Haltung der erzstiftischen Lehnsmannen hat der Orden in seinem 1330 endenden ersten großen Kampf mit Riga auf das günstigste empfunden. Der Gegensatz zwischen Adel und Stadt, der den ersteren auf des Meisters Seite führte, war durch wirtschaftliche Momente ebenso genährt, wie durch politische. Der Adel wußte wohl, daß die Schwächung der landesherrlichen Gewalt seiner eignen Macht förderlich sein mußte.

Zwar hat es an Rückschlägen nicht ganz gefehlt: als Engelbert von Dolen den erzstiftischen Stuhl bestieg, söhnte sich das Geschlecht der Tiesenhausen mit dem Landesherrn aus und erhielt gegen Aufgabe von Kokenhusen Absolution vom Bann und Restitution aller Lehngüter (1342). Da nunmehr, wie wohl nicht zweifelhaft sein dürfte, die übrige Vasallenschaft gleichfalls ihren Frieden mit dem Erzbischof machte, schien ihrer Sache eine empfindliche Einbuße bevorzustehen. Doch es kam nicht dazu, da die von Avignon und Rom in der Folgezeit eingesetzten, außer Landes lebenden Prälaten durch ihre thörichte und egoistische Sonderpolitik das Aufkommen von Sympathien für sie unmöglich machten, während der Orden, der durch weise Mäßigung sich sogar Riga völlig versöhnt hatte, allenthalben Rückhalt und Freundschaft fand. Auch der nach abermaligem Zwist 1344 zu Lübeck dauernd abgeschlossene Friede zwischen dem Erzbischof und den Tiesenhausens that der Ordenssache so wenig Abbruch wie der der Vasallen. Letztere zogen auch für sich Vorteil aus dem steigenden Reichtum der führenden Familie, deren Häupter Bartholomäus und Johannes zu Tafelgenossen Kaiser Karls IV. erhoben worden waren und durch Geld, das sie dem in der Ferne weilenden, stets in pekuniären Nöten steckenden Prälaten vorschossen, Stiftsgüter über Güter zu Pfand erworben hatten. Welchen Einfluß mußte doch der Ritter Bartholomäus im ganzen Lande ausüben, von dem sein Nachkomme, der Bannerträger Heinrich von Tiesenhausen schreiben konnte: „dieser Herr Bartholomäus ist gewesen Stiftsvogt zu Treiden und hat das ganze Erzstift in seiner Verwaltung gehabt"!

Der Einfluß der Tiesenhausens und mit ihnen der Vasallen überhaupt ist bei dem bekannten ersten Danziger Frieden von 1366 nicht zu verkennen: stillschweigend hat hier Erzbischof Fromhold das Recht der Vasallen die bäuerlichen Hintersassen von sich aus zur Heeresfolge aufzurufen, ein Recht, das im Segewolder Traktat bereits gefordert und dann faktisch durchgesetzt worden war, anerkannt.

Es ist oben erzählt worden, wie die Hoffnungen der Livländer, der Danziger Vertrag werde dem Lande dauernden Frieden bringen, nicht in Erfüllung gingen, wie vielmehr die Prälaten, sei es vom päpstlichen Hof aus, sei es im Lande selbst, erbitterte Kämpfe heraufbeschworen, die um so verhängnisvoller werden mußten, als die Macht Litauens und Polens in bedrohlichem Wachsen begriffen war. Die Stellung des Ordens zu untergraben gelang nicht, im Gegenteil die Koalition, die Theoderich Damerow, der heißblütige Bischof von Dorpat, gegen den Meister zusammenbrachte, scheiterte kläglich, obwohl selbst ein Teil der erzstiftischen Vasallen und zwar 17 der ersten Geschlechter sich ihr angeschlossen hatten, die von dem gar zu mächtigen Orden eine Gefahr für ihr Emporkommen wohl nicht mit Unrecht fürchten mochten. Die Rollen waren gänzlich vertauscht: nur der Erzbischof Wallenrode und die weniger begüterten Vasallen des Erzstifts hielten zum Meister, die Tiesenhausens, mit dem Erzbischof wegen der Lehngüter wieder einmal auseinander, standen zu Damerow. Die Neutralität der harrisch-wierischen und oeselschen Vasallen, des Bischofs von Oesel und der Stadt Riga hat dann bekanntlich dem Orden die Möglichkeit geboten, der Gegner Herr zu werden. Der zweite Danziger Friede (1397) setzte den Wirrnissen ein Ziel. Zwar hatte der Orden gesiegt, doch nicht ohne herbe Opfer, indem er bekanntlich die Kriegsfolge der Stifter preisgeben mußte, doch auch die oppositionellen erzstiftischen Vasallen, die huldigen mußten und deren Führer, die Tiesenhausens, definitiv auf Kokenhusen verzichteten, hatten eine sehr erhebliche Einbuße davongetragen. Anders lagen die Dinge im Stift Dorpat: Damerows Niederlage traf in erster Reihe nur den Landesherrn, seine Schwächung gab den Vasallen neues Aufwasser. Es ist charakteristisch, daß beim Danziger Frieden nicht etwa der Bischof mit Zustimmung seiner Vasallen abschließt, sondern daß Landesherr und Stände gleichberechtigt den Traktat unterzeichnen. Hier zum ersten Mal ist die Bezeichnung „gemeine riddere und Knechte der Kerken to Dorpte" aufge-

kommen, der sich bald Benennungen wie Ritterschaft, Mannschaft, Ritter- und Mannschaft anschließen, Namen die übrigens in derselben Zeit auch im Erzstift und in Oesel auftauchen.

Also hat sich in den Stürmen des ausgehenden 14. Jahrhunderts die Korporation herausgebildet — ein Menschenalter später folgte dann auch die offizielle Anerkennung. Die Ausbildung der Vasallenschaften zu völligen Landständen ist nun aber in erster Reihe durch Ereignisse der großen auswärtigen Politik unterstützt und herbeigeführt worden, die in ihren Hauptzügen nicht alle aufgezählt werden können. Hier sei nur gesagt, daß die furchtbare Niederlage des preußischen Zweiges des Ordens bei Tannenberg (1410), die eine „Epoche in der Geschichte Nordosteuropas bildet," nicht nur Polen-Litauens Übergewicht besiegelte und dem deutschen Orden seine besten Gebiete und seine Souveränität kostete, sondern auch in Livland die Hegemonie des dortigen Meisters untergrub. Überall machte sich von nun an Opposition geltend, selbst die harrisch-wierischen Vasallen wurden zeitweise, trotz der „Jungingenschen Gnade", schwierig und aufsässig. Wenn es nicht zum Ärgsten kam, wenn vielmehr der Orden, der selbst innerlich krank war, doch noch fast anderthalb Jahrhunderte das Heft in Händen behielt, so ist das im letzten Grunde doch wieder dem Lehnsadel zu danken, der, von Schwankungen, wie den eben erwähnten, abgesehen, „den Gedanken der Einheit des Landes" auf sein Banner setzte. Im Innersten des Herzens standen alle die „Ritter und Knechte" dem Meister doch näher als den Prälaten, deren schwache Stellung durch sie immer weiter untergraben wurde. Und schon läßt sich vielfach ein gemeinsames Hand-in-Hand-Gehen der einzelnen Lehnsverbände mit einander konstatieren, ja es kommt, um die Interessensolidarität zu begründen, die eigentümliche Rechtstheorie auf, daß einst ein König von Dänemark Livland überwunden, Ritter und Knechte hier eingesetzt und sie alle mit gleichem Recht begnadet habe.

Der Orden hat mit großem Weitblick den Vasallen in die Hand gearbeitet, da er erkannte, daß mit ihnen eine Verständigung leichter sei, als mit den Prälaten, ja er hat sich nicht gescheut warme Freunde des Ordens auf bischöflichen Sitzen — so Kaspar Schuwenflug von Oesel, der die gefährliche Gewalt des Stiftsvogts Wilhelm Fahrensbach brechen wollte — zu desavouieren, um die Ritterschaften sich gewogen zu erhalten. Ihnen ist es in der Folgezeit denn auch gelungen,

dem drohenden Kriege zwischen Meister und Erzbischof zu Gunsten des ersteren vorzubeugen, sie sind es vor Allen gewesen, die 1435 die Landeseinigung von Walk zu stande gebracht haben, die, auf 6 Jahre abgeschlossen, „auf dem Wege des Vertrages gemeinverbindliche Formen für Livland in seiner ganzen Ausdehnung schuf". Praktische Fragen, so zuerst die der Münzverschlechterung, führten von nun ab die livländischen Herren und Stände zu Landtagen zusammen, deren Aufgaben nicht unzutreffend dahin präzisiert worden sind: „gütliche Vereinbarung und Entscheidung interner Streitigkeiten unter den Landesherren und Landständen durch die unbeteiligten Landtagsglieder". Anders als in Preußen, wo der Niedergang des Ordens das Signal zu centrifugalen Bestrebungen schlimmster Art bildet, haben die livländischen Stände, eigenen Nutzen mit der Wohlfahrt des Landes verbindend, sich als überzeugte Vertreter des Einheitsgedankens erwiesen; sie hatten sich im Laufe einer wechselvollen Geschichte wohl politische und soziale Vorrechte erkämpft, dieselben aber zu Nutz und Frommen des ganzen Livland gut verwertet. „In rascher Entwicklung breitet sich seit 1435 über Livland die landständische Verfassung aus, die Landesherrlichkeit zerfällt, die Stände treten den Fürsten zur Seite."

Die Entwickelung war damit auf einen Punkt gelangt, von dem aus bei dem Mangel einer monarchischen Spitze nur durch eine Korporation, bei der gesunder Egoismus und patriotisches Handeln meist zusammenfielen, in den Stürmen der folgenden Jahrhunderte des Landes Rechte kräftig verteidigt, der Heimat Wohl thätig gefördert werden konnte.

Die Entwicklung der korporativen Einigung, wie wir sie soeben eingehend dargelegt haben, hat auch in der Folgezeit bestimmend auf die Verhältnisse des Landes eingewirkt[1]). Selbst wählte sich die Ritterschaft jedes Territoriums, wenigstens seit dem 16. Jahrhundert, einen Ritterschaftshauptmann, während aus Strafgeldern eine Lade oder Kasse gebildet wurde, deren Erträge jede Ritterschaft zu ihren Zwecken verwandte. Natürlich fehlte es auch an Zusammenkünften der ritterlichen Vasallen der einzelnen Gebiete nicht. Vom Hauptmann je nach Bedürfnis „verschrieben", sammelten sich die Vasallen in Person an dem

---

[1]) cf. Dr. Fr. v. Bunge. „Geschichtliche Entwicklung der Standesverhältnisse in Liv-, Est- und Kurland bis 1561." Reval 1838 und A. v. Gernet Forschungen II.

angegebenen Ort, um, meist schon in früher Morgenstunde, zu ratschlagen, was das Wohl des Standes zu thun erfordere. Ohne triftige Gründe auszubleiben, war streng untersagt: nicht weniger als 800 Mark rigisch hatte der zu zahlen, der nicht erschien.

Neben diesen Versammlungen, die einen rein korporativen Charakter trugen, hatten sich die Ritter auch zu den von ihrem Landesherrn ausgeschriebenen „Manntagen" einzufinden, wo sie in Gemeinschaft mit den andern Ständen, also den Domkapiteln und den Vertretern der Städte, vor allem der Rechtspflege obzuliegen hatten. Feierlich wurde bei diesen Manntagen, die meist einmal im Jahr, in Harrien=Wierland alle drei Jahre tagten, der Friede „gebannt" — alle legten die Schwerter ab, ehe sie zu Recht und Gericht saßen.

Je fester nun im Lauf der Zeit die Macht der Ritterschaften sich gestaltete, um so selbstbewußter wurde ihr Auftreten gegen ihre Landesherren und der Wunsch diesen gegenüber eine Art ständiger Vertretung zu haben wurde um so dringender, als der Landesrat, wie er sich früh bei den Harrisch-Wierischen herausgebildet hatte, allezeit als ein verlockendes Beispiel und Muster den andern Vasallen vor Augen stand: wohl schon im 14. Jahrhundert sind sie dann auch sämtlich an's Ziel gelangt. Wie die Landesräte in Estland, so entstanden in den Stiftern Stiftsräte, die freilich nicht allein aus den ritterbürtigen Vasallen, sondern aus Gliedern der Kapitel und Städte sich zusammensetzten. Doch haben die ritterschaftlichen Räte (Oldeste im Rade) offenbar den Vorrang vor den andern behauptet.

Die Stellung dieses Stiftsrats zum Bischof war nun aber eine höchst eigenartige. Indem dem letztern das Zugeständnis gemacht wurde, daß, statt einer Wahl durch ihre Genossen, die Räte durch ihn ernannt wurden, hörten jene auf, direkte Vertreter ihrer Brüder gegenüber dem Landesherrn zu sein. Aber man würde doch wieder fehlgehen, wenn man bezweifeln wollte, daß *thatsächlich* das Kollegium der Stiftsräte sich als Repräsentant der Stände fühlte. Als oberste Regierungsbehörde sowohl, wie als Gerichtshof engte es die Macht und Aktionsfreiheit des Landesherrn von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr ein und früh schon zog es die gesamten Landstände oder Deputierte derselben zur Mitberatung der Landesangelegenheiten hinzu.

Die Organisation, die in den einzelnen Gebieten Platz griff, blieb nicht ohne Rückwirkung auf die Ausgestaltung des *gesamten* Landes.

Zu sehr waren die Ritter und übrigen Stände der verschiedenen Territorien eines Blutes, zu lebhaft die Wechselbeziehungen, zu ausgesprochen das Gefühl engster Zusammengehörigkeit trotz aller Differenzen, als daß nicht die Einheit in gewissen Verfassungsformen zum Ausdruck hätte kommen müssen. Schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts bereits lassen sich daher Zusammenkünfte der Landesherren zu gemeinsamem politischen Handeln oder zur Erhaltung des Landfriedens nachweisen, und wenn die bösen Fehden, die Livland im 14. Jahrhundert bereits zerrütteten, auch einer gedeihlichen Weiterentwicklung dieser Tage entgegenwirken mochten, so befruchtete anderseits die Ausgestaltung der territorialen Landstände die allgemeinen Zusammenkünfte derart, daß im 15. Jahrhundert sich feste Formen für dieselben ausbildeten und die allgemeinen Landtage die Mittelpunkte des politischen Lebens des ganzen Livlandes wurden[1]). Vom Jahre 1422 datiert der älteste uns erhaltene Landtagsrezeß und zwar von Walk. Wir erfahren aus demselben, daß ursprünglich das jährliche Zusammentreten des allgemeinen Tages in Aussicht genommen war. Doch die Verhältnisse erwiesen sich stärker als die Absicht: nicht zu bestimmtem Termin, sondern sobald die Zustände es erforderten, wurde der Landtag förmlich ausgeschrieben, die Betheiligten „geeschet" d. h. eingeladen. Anfänglich ist der Erzbischof derjenige gewesen, von dem das Ausschreiben auszugehen hatte, jedoch tritt früh schon der Ordensmeister mit gleichem Anspruch auf und später scheinen die beiden Landesherren sich vorerst geeinigt zu haben, ehe das Ausschreiben an die Stände erging. Dann flogen die Briefe an die Bischöfe von Dorpat, Oesel, Kurland und Reval, an die Stiftskapitel, den Meister und den Landmarschall wie die übrigen Ordensgebietiger, die Ritterschaft von Harrien-Wierland, an die stiftischen Vasallen, endlich auch an die Ratmannen von Riga, Dorpat und Reval. Und eilends traf man überall die Vorbereitungen, um zum anberaumten Tage in Walk oder Wolmar, wo meist die Versammlungen stattfanden, eintreffen zu können. Die Landesherren beriefen ihre Räte und pflogen mit ihnen Unterredung, ehe sie sich in Person mit stattlichem Gefolge aufmachten; auf dem Ordenskapitel wählte man die „Vollmächtige", in den Zusammenkünften der Edelleute und auf den Ratsstuben der Bürger

[1]) cf. pag. 192, wo der Einfluß der Vasallen auf die Entwicklung der Landtage im Zusammenhang ausgeführt worden ist.



wurden die „Sendeboten“ bezeichnet. Mancherlei wichtige Dinge waren es, die stets dem Landtage zur Entscheidung vorlagen: allgemeine Landesangelegenheiten, Krieg und Friede, Landfriede, allgemeine Schatzung, nicht in letzter Reihe die Entscheidung in wichtigen Prozessen. Waren die Stände insgesamt in das Städtchen eingeritten, so versammelten sie sich in der Kirche; der Kanzler des Ordensmeisters dankte nunmehr Allen für die Mühe der Reise, legte die Punkte der Beratung vor und ließ schließlich jedem Stand ein besonderes Exemplar überreichen, worauf die einzelnen Stände an die Sonderberatungen derselben gingen. Denn das war das eigentümliche der Beratungsart, daß die territoriale Scheidung hier aufhörte, um der ständischen Gliederung Platz zu machen. In vier Kollegien, die je eine Stimme abzugeben hatten, sonderte sich der Landtag: der Erzbischof von Riga und die übrigen Bischöfe bildeten den ersten Stand, während der Ordensmeister mit seinen Gebietigern und Rittern den zweiten, der Adel des ganzen Landes den dritten, die Städte endlich, unter denen auch die kleinen Gemeinwesen bisweilen vertreten erscheinen, den vierten Stand darstellten, während die Domkapitel, die 1422 auf dem Landtage zu Walk noch als fünfte Kurie erscheinen, im Laufe des 15. Jahrhunderts allen politischen Einfluß an die Stiftsräthe abtreten und daher von den Landtagen verschwinden.[1] War in den Sonderunterhandlungen jeder Stand zu einem festen Votum gekommen, so traten alle zu erneuter Beratung abermals zusammen. Nach eingehenden Debatten und Konzessionen von dieser und jener Seite formulierten die Stände die Landtagsbeschlüsse, Rezesse oder Abschied genannt, die feierlich besiegelt und auf Verlangen wohl auch den einzelnen Ständen in beglaubigter Kopie ausgereicht wurden. Bisweilen hat man diesen Rezessen dadurch noch größere Kraft zu geben gesucht, daß man sie durch des Kaisers Majestät konfirmieren ließ, doch war dies für die Rechtskräftigkeit der Beschlüsse keineswegs notwendig. —

So etwa stellt sich dem Beschauer der mächtige Aufschwung dar, den die Vasallen und Stände des Landes im bewußten oder unbewußten Gegensatz zu den Territorialherren allmählich nahmen, eine Entwicklung, die für die Gestaltung der Verhältnisse Livlands nicht ohne einschneidende Wirkung sein konnte. —

[1]) A. von Gernet. Der Ursprung des altlivländischen Landtages. B. M. 1896 pag. 277 ff.



Im Gegensatz zum Aufkommen der Vasallen steht der Niedergang der bäuerlichen Bevölkerung. Als die Deutschen ins Land kamen, wurden die Eingeborenen in ein abhängiges Verhältnis von ihnen gedrängt. Der Kirche mußten sie den Zehnten zahlen, der weltlichen Gewalt den Zins, zugleich wurden sie der Gerichtsbarkeit der Eroberer unterstellt, zur Heeresfolge gezwungen, zu Burgbauten und Arbeitstagen herangezogen. Daß sie die politische Freiheit verloren, d. h. an der Verwaltung der allgemeinen Landesangelegenheiten keinen Anteil mehr nahmen, lag in der Natur der Eroberung begründet, daß ihre persönliche Freiheit eingeschränkt wurde, nicht minder. Aber diese Einschränkung ging keineswegs soweit, daß man von irgend einer Form der Leibeigenschaft reden könnte. Blieb den Bauern lettischer, livischer oder estnischer Nationalität doch sowohl das Recht, ihr Besitztum zu veräußern, als sich auf anderm freien Boden niederzulassen. Auch das Vererbungsrecht war ihnen anfänglich nicht beschränkt[1]).

Leider wurde die Entwickelung eines gesunden und billigen Verhältnisses zwischen den deutschen Herren und den Indigenen schon frühzeitig unterbunden. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bereits kommt die Frohnde (servitia) auf und zu Beginn des 14. Jahrhunderts ist die grundherrliche Gerichtsbarkeit „in Hals und Hand" schon allgemein. Die vielen Empörungen der Eingeborenen, vor allem der große Estenaufstand von 1343 brachten jedesmal gewiß eine Verschärfung der sozialen und ökonomischen Lage der Bauern zuwege, die innern Streitigkeiten der Landesherren thaten das ihrige und das Eindringen des deutschen Lehnrechtes vollends gestaltete die Verhältnisse von Grund aus um. Wo die Vasallen in dichten Massen zusammensaßen und damit auch zu politischer Macht kamen, wurde das Geschick der ländlichen Bevölkerung in ihre Hand gegeben und damit Übergriffen bei dem Mangel durchgreifender Gerichte, an die sich dieselbe hätte wenden können, Thür und Thor geöffnet. Die große Gewalt der Herren wurde mit dem Augenblick aber fest fundamentiert, wo aus dem Grundherrn auch der Gutsherr wurde. Erst von der Zeit an, da der deutsche Herr regelmäßig seinen Sitz auf seinem Lehngut nahm, selbst Landwirtschaft zu betreiben begann und persönlich die bäuerlichen

[1]) Siehe über die bäuerlichen Verhältnisse zur Ordenszeit die wertvolle Arbeit O. Stavenhagens „Freibauern und Landfreie in Livland während der Ordensherrschaft", in den „Beiträgen" Band IV, Heft 3.



Kräfte zu Arbeitslasten und Frohnden heranzog, ohne daß eine Begrenzung und gesetzliche Regelung derselben ihn vor Willkür und Grausamkeit, in der Regel wenigstens, abgehalten hätte, begann die Verschlimmerung der Lage der Eingeborenen in unaufhaltsamer Weise sich zu vollziehen.

Noch freilich galten im 14. Jahrhundert die Anschauungen von dem Erbrecht des Bauern und von der Freizügigkeit desselben als ungebrochen. Der Bauer als solcher ist als Zinsner kein völlig Unfreier, kein Leibeigener, deren Stelle damals die wohl meist aus Kriegsgefangenen bestehenden Drellen oder Sklaven einnahmen. Erst im 15. und 16. Jahrhundert nimmt die Gebundenheit der Bauern ganz allmählich mehr und mehr zu und nur verhältnismäßig wenige wissen sich eine gewisse Freiheit im Gegensatz zu der allgemein gewordenen Bodenpflichtigkeit zu bewahren.

Einen förmlichen Stand wirklich und völlig freier undeutscher Bauern hat es dagegen von Beginn der deutschen Herrschaft an bei uns nicht gegeben, nur mehr oder weniger zahlreiche Ausnahmefälle, keine allgemeine Regel bildeten die bis ins 15. Jahrhundert namentlich in Kurland sich findenden, an Eingeborene verliehenen Ordenslehen, die der Meister vergabte, um einen Teil des Landvolks fester an sich zu fesseln. Das Beispiel Preußens, wo die litauische Bevölkerung mit ihrer ständischen Gliederung derartige Versuche begünstigte, hat den Orden bewogen auch in Kurland sich unter den Indigenen die zuverlässigern Elemente dadurch zu verbinden, daß er sie auszeichnete und statt dem Hofrecht eines Gutsbesitzers dem Lehensrecht selbst unterstellte. Die also Belehnten waren von Zins und Frohnden befreit, hatten aber auch selbst nicht das Recht, Zins und Zehnten von andern zu erheben, noch die Gerichtsbarkeit auszuüben. Zum Kriegsdienst zu Roß als Ritter, wie er den Lehensmannen sonst oblag, waren sie nicht verpflichtet, sondern nur zu leichterer Heeresfolge als Fußknechte oder Reiter, in erster Linie aber lag ihnen Boten- und Wachdienst ob.

Auch die vielgenannten „kurischen Könige", deren Nachkommen noch heute mit mancherlei Vorrechten ausgestattet sind, gehören zu diesen als „Freie" bezeichneten kleinen Ordenslehnsleuten.

In Estland und im eigentlichen Livland ist eine derartige Entwicklung jedoch nicht nachweisbar, da schon die zu großem Ansehen gelangte Vasallenschaft dafür sorgte, daß die Masse sich über das Niveau zinspflichtiger Kleingrundbesitzer nicht erhob. Die spärlichen

Ansätze einer gewissen Bauernfreiheit, die darauf zurückzuführen ist, daß eine Anzahl von Hofbesitzern, die schon vor der Eroberung durch größern Grundbesitz sich auszeichneten und deshalb auch später, trotz der Belastung mit Zins, Zehnten und Gericht, von den speziell bäuerlichen Arbeitsleistungen befreit blieben, gingen hier weit schneller als in Kurland verloren, während Ordenslehnsleute oder Erbzinsbauern in Est- und Livland zu allen Zeiten vereinzelte Ausnahmen gebildet haben. Aber auch im süddünischen Lande haben die „freien“ Letten, Liven und Kuren faktisch nie die gleiche Stellung eingenommen, die den im Ordenslande nicht selten anzutreffenden kleinen Lehensleuten deutscher Abstammung eingeräumt wurde: die Differenz der Nationalität hat nie die Verschmelzung beider Elemente, des deutschen und undeutschen, zu einem Stande möglich erscheinen lassen, der Undeutsche blieb allemal der Unterworfene. — So bezeichnet dieselbe Zeit, die eine mächtig aufsteigende Tendenz in dem politischen und sozialen Leben der Ritterschaften aufweist, den entschiedenen Niedergang der Lage der bäuerlichen Bevölkerung. Noch waren sie zwar nicht Leibeigene, aber die Entwicklung der Indigenen wies abwärts zur Haftung an die Scholle und dem völligen Verlust der persönlichen Freiheit. —

Wie anders das Bild, das die Städte damals gewähren! Neben dem Adel streben gerade die Kommunen mächtig empor, so daß man mit Fug das 14. Jahrhundert auch als die glanzvolle Entwicklung des livländischen Städtewesens bezeichnen kann.

Der Handel hat auch unsere Städte groß gemacht, namentlich die Verbindung mit dem russischen Hinterland Riga, Reval und Pernau, Dorpat und Narwa zu Mittelpunkten des Wohlstands und bürgerlicher Macht erhoben. Von weit geringerer Bedeutung waren die andern Städte des Landes, deren sich im Mittelalter noch folgende nachweisen lassen: Arensburg, Fellin, Hapsal, Kokenhusen, Lemsal, Roop, Weißenstein, Wenden, Wesenberg, Windau und Wolmar — von denen allen städtische Siegel erhalten sind. Urkundlich zu konstatieren sind ferner: Goldingen, Hasenpoth, Memel und Pilten. Bauske scheint 1511 Stadtrechte besessen zu haben, Walk war gewiß eine stattliche Ansiedlung, aber wohl ohne Stadtrechte.

Eine Geschichte des Handels unserer livländischen Handels- und Hansestädte ist noch so wenig geschrieben wie die der Hanse im allgemeinen, immerhin ist es uns doch möglich in die Physiognomie des

mittelalterlichen Handels unserer livländischen Städte einen gewissen Einblick zu gewinnen, der uns mancherlei Grundzüge erkennen läßt[1]).

Schon damals war der Handel nicht selten mit Abgaben belastet, die freilich zum Besten der Hansestädte erhoben, somit denselben wieder indirekt zu teil wurden. Es war der 1361 zum erstenmal zu Rüstungszwecken gegen Dänemark auferlegte „Pfundzoll", d. h. eine Abgabe, die von je einem Pfund vlämisch berechnet wurde und, obgleich sehr gering, doch vielfachen Widerspruch hervorrief und oft nur lässig oder auch garnicht gezahlt wurde. Auch unsere Kaufleute sind dabei engherzig und echte Kinder der Zeit gewesen.

Die Schiffahrt begann etwa um Ostern und nahm um Martini im November ihr offizielles Ende, sodaß der Seeverkehr zwischen hüben und drüben etwa 150 Tage jährlich unterbrochen war, bis zu Beginn des 15. Jahrhunderts die Eröffnung der Navigation auf den 2. Februar festgesetzt und damit die Aufhebung der Verbindung mit dem Mutterlande auf nur 80 Tage herabgedrückt wurde. Allgemein galt der Satz, daß nicht einzelne Schiffe die gefährliche Fahrt über die Ostsee oder durch den Sund nach England, Flandern und noch weiterhin unternahmen, vielmehr forderte die Unsicherheit durch Seeräuber, die Gefahr des Strandrechts das Zusammenthun vieler Kauffahrer zu einer Flotte, der es an Bewaffneten auch nie zu fehlen pflegte.

Von livländischen Häfen ging die Fahrt meist nach Stettin, Danzig, Lübeck, Wisby und an die Küste von Schonen, doch auch englische, flandrische, französische Porte und das ferne Lisbon sind von Livländern aufgesucht worden. Kein Wunder, daß sich reges Leben am Ufer der majestätischen Düna entfaltete. Pelz- und Lederwerk, Butter, Talg und Thran, Flachs, Hanf und Leinsaat, Getreide, Holz und Teer, Lachs, Butten, Hechte und andere geräucherte Fische u. m. A. wurden verladen und dem Westen zugeführt, namentlich die kostbaren Pelzwerke, deren ein Forscher nicht weniger als achtundzwanzig Sorten aufzählt, unter ihnen der auch in Estland gefangene teuere Hermelin, mit der Aussicht auf gewinnbringenden Absatz verfrachtet. Liebte doch der wohlhabende Mann im Mittelalter sein Kleid zu verbrämen, sodaß er nicht vor den hohen Preisen für

---

[1]) C. Mettig. Zur Kulturgeschichte der Hanse. Sitzungsber. d. A. G. 1888. pag. 46ff.

Bisam, Eichhorn, Zobel und Hermelin zurückscheute; ja selbst das Gefieder der Vögel, von Taucher und Langhals wurde getragen.

Alle anderen Dinge überragte aber für die livländischen Städte der Handel nach Rußland, in erster Reihe nach Nowgorod, daneben nach Pleskau und Polozk, wie Smolensk. Man wird das begreifen, wenn man bedenkt, daß — um einen andern Forscher zu zitieren — „von allen Handelsfaktoreien, welche die Hanse im Norden, Osten und Westen begründet, keine schon von den Zeitgenossen so hoch gehalten worden ist, keine sich infolgedessen so ununterbrochener eifriger Fürsorge des Bundes erfreut hat, als das Kontor im russischen Nowgorod. Hier galt es das weitausgedehnte Gebiet der Republik und den größten Teil des mittleren Rußland mit den Erzeugnissen westeuropäischer Kultur und Industrie zu versehen. Der Bojar und der russische Kaufmann kleideten sich in das flandrische und englische Tuch, das hier feilgeboten ward, der Fisch vom schonischen Strande (d. h. der Hering) bildete ein Hauptnahrungsmittel des ganzen Volkes, das allen gleich unentbehrliche Salz gelangte beinahe ausschließlich über die Ostsee dorthin. Dem Lande fehlte es nicht an Erzeugnissen, welche den von ihm begehrten an Wert gleichkamen. Die Regionen bis zum Eismeer zeigten sich unerschöpflich an den kostbarsten Pelztieren, das Wachs, dessen Bedeutung als Handelsartikel mit dem katholischen Kultus geschwunden, ward hier in einer Menge geboten, genügend den ganzen Westen zu versehen."

Es sei hier die Gelegenheit wahrgenommen die Nowgorodschen Handelsverhältnisse, die oben flüchtig berührt worden sind[1]), eingehender zu beleuchten. Bekanntlich hat der Gothländer dem gemeinen deutschen Kaufmann den Weg in die Stadt am Ilmensee gewiesen. Erst an Einfluß unter ihm stehend, dann ihn einholend, schließlich ihn völlig überflügelnd, hat sich das deutsche Kontor zu St. Peter zu einem mächtigen Handelszentrum entwickelt[2]). Als vollends gegen Ende des 13. Jahrhunderts der Hansebund mit dem gemeinen deutschen Kaufmann verschmolz, sank der Gothenhof zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit herab, ja 1346 ist er mietweise den Deutschen überlassen — die Gothländer hatten der monopolistischen Handelspolitik der Hansa gegenüber ausgespielt!

[1]) cf. oben pag. 11.

[2]) Riesenkampff l. c. 17ff.



Die innere Einrichtung und Verfassung des Deutschen Hofs — des Kontors zu St. Peter — stimmte in den wesentlichen Punkten mit den übrigen hansischen Niederlassungen überein. Das Kontor zerfiel nämlich in Drittel oder Quartiere und da an dem Nowgoroder Handel die livländischen Städte, wie schon oben berührt, in erster Reihe beteiligt waren, so bildeten sie schon 1363 ein eigenes Quartier auf dem Hof zu Nowgorod und ertrotzten sich durch Ausschließung der Konkurrenten, selbst Wisbys und Lübecks, mit der Zeit die Stellung einer leitenden Behörde für den ganzen hansisch-russischen Verkehr.

Es ist hier nicht der Ort auf die Entwicklung der Quartiere genauer einzugehen, es mag genügen, daß die Schra von 1514 vier derselben in Nowgorod nennt: das sächsische, das westfälische, das wendische und das livländische. Älter und ursprünglicher ist aber die Sonderung der Nowgorodfahrer in Sommer- und Winterfahrer und Land- und Wasserfahrer. Zu ganzen Geschwadern vereinigt, brachen beim Beginn des Frühlings, und im Sommer, das andre Mal zu Ausgang des Herbstes, um im Winter in der Fremde gewinnreichen Handel zu treiben, die deutschen Kaufleute nach Osten auf, streng waren beide Gruppen geschieden. Eine Verordnung von 1338 befiehlt ausdrücklich dem Winterfahrer nicht länger als bis zum letzten Wege oder ersten Fahrwasser, dem Sommerfahrer nicht länger als bis zum ersten Wege oder letzten Fahrwasser in Nowgorod zu bleiben, über Jahr und Tag aber zu verweilen war durchaus untersagt. Es liegt in der Natur der Sache, daß unter den Landfahrern die Livländer die erste Rolle spielten, wenngleich natürlich auch andre Kaufleute durch Preußen, Kurland und Livland nach der Handelsstadt kamen. In jedem Fall war ein steter Wechsel der Bewohner des Hofes zu St. Peter Regel, im Sommer wie im Winter gab es stets neue Gesichter.

Unter den Besuchern unterschied man wohl Meistermannen, Knechte und Jungen. Meistermannen waren diejenigen, die für eigene Rechnung den Hof besuchten, Knechte und Jungen, etwa mit Gesellen und Lehrburschen in der Zunft zu vergleichen, wurden als Gehilfen mitgeführt und durch feste Gesetze gegen Willkür ihrer Herren im fremden Lande geschützt. Nur die Meistermänner hatten das Recht zum Steven zusammenzutreten, auf dem über Angelegenheiten der Kontors beraten wurde. Hier wurden zwei Mal im Jahr die Schragen verlesen und die Olderleute gewählt, richterliche Befugnis stand ihm jedoch nicht zu.

Der oberste Beamte des Kontors, der an der Spitze des Ganzen stand, war der Oldermann des Hofes, der ursprünglich von den Nowgorodfahrern gewählt wurde, später, als Lübeck und Wisby den gemeinen Kaufmann durch ihr kommunales Ansehen zurückdrängten, aber von diesen Städten ernannt wurde, bis schließlich das Wahlrecht dem Hof wieder zufiel. Er war der oberste Richter, der mit seinen von ihm erhobenen vier Ratmannen sogar zum Tode verurteilen konnte, wenngleich die Appellation nach Wisby und Lübeck stets offenstand. Er war aber zugleich auch der Repräsentant nach Außen hin, der mit den Russen unterhandelte. Überhaupt vereinigten sich in ihm alle Fäden der Leitung des Kontors, dessen Inwohner und Beamten ihm alle unterstanden. Neben ihm gab es zwei Olderleute von St. Peter. die zuerst vom gemeinen deutschen Kaufmann gekürt, dann, mit Unterbrechungen, wo Lübeck und Wisby sich auch das Wahlrecht dieser Beamten anmaßten, vom Oldermann des Hofes gewählt wurden, den sie im Laufe des 15. Jahrhunderts, als sein Amt allmählich aufhörte, abzulösen berufen waren. Die Ratmannen oder auch die Weischler genannt, unterstützten den Oldermann bei Gericht und standen ihm auch sonst bei der Verwaltung als Ratgeber und ausführende Beamte zur Seite. Von Beginn an gab es endlich einen Priester, den anfänglich Winter- und Sommerfahrer selbst mitbrachten, der später Jahr um Jahr von Wisby und Lübeck bestellt wurde und neben seinen priesterlichen Amtshandlungen wohl noch als Sekretär des Oldermanns und gegen kleine Vergeltung als Schreiber schriftunkundiger Kaufleute in hohem Ansehen stand.

Es war kein leichtes Leben, das der Kaufmann in der unwirtlichen Fremde unter einer zu Exzessen allzeit geneigten, den Verdienst der „Gäste" im Grunde stets mit Mißtrauen betrachtenden Bevölkerung führten. Nur strenge Gesetze, größte Vorsicht, festes Zusammenhalten konnten da Abhilfe schaffen.

Starke Plankenwände umgaben daher den Hof zu St. Peter, ein wohlverwahrtes Thor sicherte den Zugang und kein Fremder durfte im Kontor bleiben, wenn es Abends geschlossen wurde. Tag und Nacht machten Wächter die Runde und wachsame große Kettenhunde drohten jeden unbefugten Eindringling zu zerreißen. Den Mittelpunkt des Hofes bildete die Kirche zu St. Peter, zugleich das Hauptwarenmagazin, das unter besonderer Aufsicht des Oldermanns stand. Selbst das Aller-

heiligste diente dem Merkur: Wage und Gewicht wurden hier aufbewahrt, an den Wänden standen Tonnen und Kisten, ja die Weinfässer beanspruchten ihren Platz neben dem Altar. Jede Nacht schliefen zwei Kaufleute in der Kirche, deren Thür ein Dritter hinter ihnen verschloß und vor der noch ein Dritter sorgfältig darauf sah, daß kein Fremder ihr zu nachtschlafender Zeit nahte.

Außer der Kirche werden von andern Räumlichkeiten noch genannt eine Mahlstube, ein Siechenhaus, die wichtige Brauküche und Badestuben. Den Hauptraum beanspruchten natürlich die Wohnungen der Kaufleute selbst und die Verkaufsbuden. Jene wurden Dornsen genannt, enthielten mehrere Zimmer, unter ihnen das Potklet, wo die Meister speisten und zechten, und wurden durch das Loos den einzelnen Mascopeien zugesprochen d. h. den Sondergesellschaften, wie sie durch ein und dieselbe Heimat oder andre Gründe gemeinsam nach Nowgorod geführt worden war. Ein selbstgewählter Vogt waltete in der Dornse der Hauspolizei. Die Buden befanden sich in vier besondern Gebäuden, die den Namen Kleten führten und nicht sehr geräumig gewesen sein können, da dem Kaufmann hier nur Proben seiner Ware zu halten gestattet war.

Alle die strengen Verordnungen, die das Leben des Kaufmanns, die Zechgelage und den Handel, die Verhütung von Feuersgefahr u. A. m. regelten, waren bis ins Einzelne in den schon erwähnten Schra (Scra, Schragen) zusammengefaßt, die in der Kirche zu St. Peter verwahrt und von Keinem fortgebracht werden durften. Auf das Ausschneiden eines Blattes stand Todesstrafe, wer sich gegen ihre Bestimmungen offen auflehnte, verlor das Hofrecht, mußte 50 Mark Silber zahlen und wurde, wenn er sie nicht hatte, bei Wasser und Brot in den Turm gesetzt. Daß es trotzdem keine zunftmäßige Lebensweise in Nowgorod gab wie in Bergen, wo die das ganze Jahr über bleibenden Faktoren, die für den Kaufmann daheim oder für eigene Gefahr handelten, durch das lange Zusammenleben zu einer streng geschlossenen Genossenschaft zusammengewachsen waren und eigenartige Gebräuche rauher Form ausgebildet hatten, lag an dem steten Wechsel der Nowgorodfahrer.

Ein Gemeinwesen, wie das zu St. Peter, mußte natürlich mit bedeutenden Kosten verknüpft sein. Die Instandhaltung der Gebäude, die Besoldung des Priesters, die ewigen Geschenke an die Russen und die Ver-

bindung mit den Hansestädten machten eine wohlgefüllte Kasse zur Notwendigkeit. Leider reichten die Einnahmen, die in einem mäßigen Einfuhrzoll, den Mieten der Kleten und Dornsen, Gerichtsgebühren und Strafgeldern bestanden, oft nicht aus und die Geldverlegenheiten des Hofes wurden bisweilen so drückend, daß man bei den livländischen Städten Vorschuß erbitten mußte, den das Kontor durch erhöhten Zoll dann abzutragen suchte.

Für das Blühen des Handels mußte es entschieden von Vorteil sein, daß der gemeine Deutsche Kaufmann, der die Fahrten nach Nowgorod anfänglich auf eigenes Risiko und ohne andern Rückhalt als seine eigene Kraft unternahm, bald an den städtischen Kommunen Wisby und Lübeck und späterhin am gewaltig emporstrebenden Hansebund Stütze und Halt fand, welch letzterer langsam und ohne geräuschvolle Verhandlungen die Leitung des Kontors zu St. Peter in seine Hand nahm, ohne dabei die berechtigte und historisch gewordene Stellung der unter einander rivalisierenden Vororte Lübeck und Wisby völlig aufzuheben. Es ist oben bereits erwähnt worden, wie seit der Mitte des 14. Jahrhunderts der Einfluß der livländischen Städte, von denen Dorpat ganz besonders am Nowgorodhandel beteiligt war, immer größer wurde. Sie bildeten ein eigenes Quartier, nahmen regelmäßig teil an den russischen Gesandschaften und traten oft als Exekutoren der Hanse auf, wenn es galt, wichtige Anordnungen durchzusetzen, wie ihnen z. B. 1402 vom Hansetag der Auftrag ward, kräftige Maßregeln gegen die Zufuhr falscher und verbotener Waare zu ergreifen. Als die livländischen Städte nun gar nicht selten in die Lage kamen, der Kontorkasse materielle Hilfe zu leisten, wuchs ihr Ansehen über alle übrigen Städte der Hansa empor, sie gaben wohl von sich aus dem Hof neue Einrichtungen, ließen sich Rechenschaft ablegen, die eigentlich dem ganzen Bunde gebührte, und kümmerten sich wenig um die Weisungen aus Lübeck: der Einzelwille ordnete sich auch hier dem Allgemeinwillen nicht unter, wenn es der Vorteil so wollte, bald standen die livländischen Städte, emancipiert vom Einfluß der Hanse, in offener Opposition gegen die merkantile Bundespolitik. An anderer Stelle werden wir Gelegenheit haben diesen für die Handelsgeschichte unserer Heimat hochbedeutsamen Prozeß weiter zu verfolgen.

Im Einzelnen fand unter den livländischen Städten eine gewisse Teilung der russischen Handelsgebiete statt. Während Riga mehr die Dünastraße hinauf nach Polozk handelte oder nach Litauen schwung-

haften Verkehr unterhielt, beherrschte Reval durch seine günstige Lage am Eingang zum finnländischen Meerbusen den Nordosten und wußte Dorpat sich als Hauptstapelplatz für die nach Livland kommenden Waren des Ostens eine hervorragende Position im Transithandel zu sichern.

Die großen materiellen Mittel, über welche die livländischen Städte geboten, mußten natürlich auch auf die politische Lage von größtem Einfluß sein, mußten ferner der Ausgestaltung der städtischen Verfassung, der Bildung zu gute kommen, kurz aus den Städten Centren livländischen Lebens machen. Der berechnende rücksichtslose Sinn, das von jeder Überschwenglichkeit ferne Trachten der stolzen Patrizier, deren Herrschaft in den Ratstuben in Livland noch ungebrochen aufrecht stand, als sie in Deutschland der demokratischen Bewegung der Zünfte längst zum Opfer gefallen war, konnte sich weder mit der Oberhoheit des Erzbischofs, noch mit der des Meisters recht befreunden und wenn die Stadt Riga auch seit 1330 in Frieden mit Eberhard von Munheim und dessen Nachfolgern lebte, so war — das sollte das kommende Jahrhundert lehren — das letzte Wort noch keineswegs gesprochen.

Früh schon [1]) hatten die livländischen Städte zur größern Befestigung ihrer Freiheit sich an den seegewaltigen Bund der Hansa angeschlossen, von deren Haupt, Lübeck, einst ihre Altvordern ausgezogen waren. Mit jenem fühlten sie sich eins an Gesinnung und Recht, Interessen und Familienbeziehungen, waren doch die Eltern und Großeltern sowohl nach Lübeck, wie nach Riga und Reval aus dem Lande der roten Erde zugezogen, sodaß ein „ewiges Hinüber und Herüber, vermittelt und hervorgerufen durch die Gemeinsamkeit der Interessen", überall zu Tage trat. Wenn auch Riga schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts zum Hansebund, der freilich selbst erst im Anfang seiner Entwickelung stand, zu rechnen ist, so ist doch die engere Angliederung der livländischen Städte an jenen Bund und aneinander erst im folgenden Jahrhundert nachweisbar. Unter den Städten, die um die Mitte des 14. Jahrhunderts zum Schutz des Handels sich in Brügge zu einer Hanse zusammenthun — denn der ursprüngliche Sinn des Wortes ist eben der einer Vereinigung deutscher Kaufleute im

[1]) cf. hierüber Th. Schiemann l. c. II. p. 82 ff. Richter l. c. I. p. 244 ff. K. von Schlözer. Die Hansa und der deutsche Ritterorden. pag. 116 ff. und Bernh. Hollander. Die livländischen Städtetage bis 1500. Riga 1888.



Auslande — finden wir die livländischen Kommunen mit den Gothländern und den in Schweden eines der drei Drittel des Bundes bilden.

Es war nur ein Schritt weiter, wenn die Städte, deren Kaufleute sich in der Fremde zum Bunde zusammengethan hatten, sich nun selbst zu einer Vereinigung anschickten und förmliche Versammlungen, Städtetage, ausschrieben, um durch gemeinsam gefaßte Beschlüsse und enge Verbindung untereinander das Ansehen der Ihrigen in der Ferne zu stärken und den Handel zu heben. Erst hierdurch entstand die große „Hansa“ im spätern Sinne des Wortes.

Die livländischen Städte stiegen seit ihrem Anschluß an den Bund noch rascher aufwärts und begannen seit der Mitte des 14. Jahrhunderts im Gefühl ihrer Macht sich von Wisby zu lösen und eine eigene Gruppe zu bilden. Das Unheil, das über Gothland hereinbrach, als 1361 Waldemar Atterdag Wisby überrumpelte und seiner Herrschaft unterwarf, kam dieser Absonderung entgegen, so daß z. B. 1376 bereits in Brügge von einem livländischen Sechsteil die Rede ist. Das setzt aber die Organisation der livländischen Städte unter sich, also speziell livländische Städtetage, voraus, auf denen Beschlüsse gefaßt, Instruktionen ausgearbeitet und Gesandte für die allgemeinen Hansetage abgeordnet wurden. Die ersten reinlivländischen Städtetage fallen in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts, vielleicht die erste Versammlung auf das Jahr 1365 und auf Pernau. Dann haben die Städte bis zum Ausgange livländischer Selbständigkeit getagt, nicht in bestimmten Zeitabständen, sondern je nach Bedürfnis, bald in dieser, bald in jener der kleineren Städte.

Meist wählte man die im Herzen des Landes liegenden Orte, so Walk, in dessen Mauern von den 130—140 Tagfahrten, die bis zum Ende des 15. Jahrhunderts nachweisbar sind, über sechsunddreißig stattgefunden haben, oder in Wolmar. Riga hat wohl nur viermal, Reval gar nur einmal die Ratsendeboten bei sich tagen sehen. Natürlich hatten auf den Städtetagen die drei großen Städte, deren Handel den der übrigen überwog, das entscheidende Wort, doch auch die kleinen livländischen Städte, wie Pernau, Wenden, Wolmar, Fellin, Windau, Goldingen, Lemsal, Kokenhusen schickten ihre Vertreter und berieten mit. Vielleicht gehörte auch Roop zu den Hansastädten, während Walk damals nur Flecken war und sicher ebenso wenig zu ihnen zu rechnen ist, wie Narwa, das sich wohl allen Beschlüssen der livländischen Städte-

und der Hanse zu fügen, aber nicht mit zu raten hatte. Trotz aller Bemühungen Aufnahme zu finden, blieb es in dieser eigentümlichen und drückenden Lage. Die Rolle, welche die kleinen Städte auf den Tagfahrten gespielt, ist gewiß zu allen Zeiten sehr bescheiden gewesen; seit der Mitte des 15. Jahrhunderts treten sie mehr und mehr zurück und besenden die Tage vielfach gar nicht mehr.

An der Spitze der livländischen Gruppe stand zweifellos Riga, die mächtigste und reichste Stadt des Landes. Sie vermittelte den Verkehr mit dem Auslande, vor allem Lübeck, sie erließ fast ausnahmslos die Einladungen zu den livländischen Tagen, wenngleich natürlich die Anregung oft auch von Reval oder Dorpat ausgegangen sein wird. Lange Programme waren damals nicht üblich, kurz war Ort und Zeit angegeben, knapp die Beratungspunkte skizziert. Nicht selten finden wir die Bemerkung „und um ander gebreke des Kopmans und desser binnenlandescher stedte" oder „und umme mennegerleie sake willen den stedten und Kopmanne desses landes annrorennde". Erging eine solche Einladung, so bestimmten die Städte aus der Mitte des Rats die Ratsendeboten, Riga gewöhnlich 2—3, die andern Städte meist 1—2 und gaben ihnen Instruktionen mit, die einzuhalten die Delegierten streng verpflichtet waren, obwohl sie oft nur mündlich abgegeben wurden.

War man beisammen, so übernahm Riga, „unse oldesten", den Vorsitz, leitete die Verhandlung und gebot, wann zur Abstimmung zu schreiten war. Ja, die Macht Rigas war so groß, daß die Stadt nicht selten, bis zum Zusammentritt des Städtetages, von sich aus Beschlüsse faßte, für die sie freilich später um Indemnität nachsuchen mußte. Die ganze Position Rigas erforderte unendlich viel Geduld, Takt und Vorsicht, denn da man bei dem Mangel irgend welcher Statuten für die Tagfahrten über die Frage, ob die Beschlüsse auch für die Minorität bindend waren, nicht einig war, so mußte es das Bestreben sein, womöglich in jedem Fall durch lange Beratung und Kompromisse eine Einigung Aller zu erzielen, damit die Beschlüsse, „Rezesse" genannt, auch wirklich ihre Absicht erfüllten. Hatte man das Programm der Tagfahrt erschöpft, so wurden die Rezesse im Protokoll verzeichnet und untersiegelt.

Regelmäßig stattgefunden haben Städtetage wohl, wenn es galt Deputierte zu den allgemeinen Hansetagen nach Deutschland zu schicken

und mit festen Weisungen zu versehen; oft werden sich die livländischen Ratsendeboten wohl auch versammelt haben, wenn die Boten aus dem Reich zurückkehrten oder die Rezesse der Hansetage bekannt geworden waren. Doch dürfte es schwer fallen, die verschiedenen Angelegenheiten, über die auf den livländischen Tagen beraten wurde, im einzelnen namhaft zu machen. Wenn ein Forscher von dem Programm der Hansetage gesagt hat, es wäre „alles, was nur irgend auf die hansischen Zwecke Bezug hatte, Gegenstand gemeinschaftlicher Verhandlungen" gewesen, so gilt dies auch von den livländischen Städtetagen. „Die Verfassung des Bundes, die Zusage der Hilfe, die Beilegung der Streitigkeiten unter den Mitgliedern, die Zuerkennung der Strafen gegen die Übertreter der Gesetze, die Beliebung neuer Statute, um das Recht, den Handel und die Seefahrt aufrecht zu erhalten, die Beilegung der ausgebrochenen Tumulte in den Städten, die glückliche Beendigung der Fehden, welche von einzelnen Gliedern mit Fremden oder von mehreren gemeinschaftlich zur Aufrechterhaltung der Kontore geführt wurden, die Korrespondenz, die Verlesung der Briefe von fremden Mächten, von einzelnen Bundesstädten und der hansischen Faktoreien, ihre Beantwortung, die Bewilligung neuer Abgaben und Strafen, ja alle hansischen Privatsachen, welche in letzter Instanz hier entschieden wurden: alles dies waren Gegenstände der Verhandlungen."

Im Gegensatz zu den gründlichen Verhandlungen über Sachen des Kaufmanns sind Angelegenheiten des ganzen Landes nicht allzu oft zur Besprechung gekommen. Wenn sich auch nachweisen läßt, daß Städtetage und Landtage nicht ganz selten in derselben Stadt unmittelbar nach und nebeneinander getagt haben, so haben, wenigstens bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts beide Tage ganz verschiedene Beratungsgegenstände gehabt. Erst im Zeitalter der Reformation wird das anders.

Doch nicht nur die Vorteile, die aus der Zugehörigkeit zur Hansa resultierten, haben unsere Städte gezogen, auch die Sorgen und Gefahren, denen es dem Bunde wahrlich nicht gefehlt, sind ihnen nicht fremd geblieben. Vor allem in jenem gewaltigen Ringen mit Waldemar IV. Atterdag, dem Wiederhersteller der dänischen Macht, haben die Livländer ihren vollen Mann gestanden.

Dieser thatkräftige, verschlagene Monarch hatte im Sommer 1361 das Unglaubliche gewagt und es war ihm gelungen — die Eroberung





Abelichen herkommen ein vnehr: aber des Winters im Schlitten/vnd des Sommers auff dem Wasser spacieren zu fahren/gehet jhnen boß von hand dann das spinnen. Vnd wiewol etlicher maß wolgestalte Weiber da seind/macht sie doch jhr kleydung gar vngeschaffen/vnd wann sie sich auffs allerköstlichst angelegt haben/sehen sie einem Faßnachtbutzen nicht vngleich. Die Kauffmansgüter so von Riga in Teutschlandt vnd andere Länder gebracht werden/ seind Wachs/Thier/Leinwath/Eschen/allerley wilde Waar vnd Leder. Der best Flachs wachßt in disem Land/vnd viel/dannoch ist die Leinwath thewrer dann bey vns: Vrsach ist/das Weibervolck spint nicht/vnd müssen die Teutschen Weiber jhnen den Flachs spinnen/vnd so derselbig zu Leinwath bereitet ist/jhnen widerumb ins Landt schicken.

Aeltestes Bild von Riga Anno 1550.

Aus Sebastian Münsters Cosmographie.

des vieltürmigen, schätzereichen Wisby: „In dem Jahre Christi 1361 (1360 erzählt der Chronist fälschlich) sammelte König Waldemar von Dänemark ein großes Heer und sprach: er wolle sie dahin bringen, wo Goldes und Silbers genug wäre, wo die Schweine aus silbernen Trögen äßen. Und er führte sie nach Gothland und machte da auf dem Lande viele zu Rittern und schlug viel Volkes nieder, weil die Bauern unbewaffnet und des Streites ungewohnt waren. Er zog stracks vor die Stadt Wisby. Sie zogen ihm aus der Stadt entgegen und übergaben sich der Huld des Königs, weil sie wohl einsahen, daß da kein Widerstand möglich war. Auf die Art bekam er das Land und nahm von den Bürgern der Stadt große Schatzung an Silber und Gold und zog seines Weges."

Die Wirkung dieses tückischen Überfalls war eine gewaltige, aber doch andrer Art, als Waldemar wohl geglaubt haben mochte. Sofort belegten die Ostseestädte alles dänische Gut mit Beschlag, traten zu Greifswalde zusammen und beschlossen — vier Tage nach der Eroberung der Insel — allen Verkehr mit Dänemark bei Strafe des Lebens und Gutes aufzuheben. Mit Schweden und Norwegen schloß man Bündnis. Siebenundzwanzig hochbordige Koggen und ebensoviele kleinere Schiffe, Snikken, segelten mit 3000 Mann an Bord aus Lübecks Hafen — im Mai 1362 erschienen sie im Sund und alle Welt erwartete von der Führung des lübischen Bürgermeisters Johann Wittenborg eine schnelle Bestrafung des übermütigen Königs. Doch es kam anders!

Nach anfänglich glänzenden Erfolgen — der Eroberung Kopenhagens — schlug das Kriegsglück um und die von den nordischen Königen treulos im Stich gelassenen Hanseaten sahen sich an der schonenschen Küste, wo sie die Belagerung Helsingborgs betrieben und ihre Schiffe von Mannschaft entblößt hatten, von Waldemar plötzlich überfallen und total aufs Haupt geschlagen. Die Trümmer der Flotte rettete Wittenborg nach Hause — nach Jahresfrist fiel sein Haupt als Sühne der Niederlage auf Lübecks Marktplatz unter dem Streiche des Scharfrichters.

Doch die Folgen der Niederlage bei Helsingborg ließen sich nicht so leicht überwinden, Mißmut und Mutlosigkeit verhinderten geraume Zeit jede energische Politik gegen den Dänenkönig, dessen Sicherheit natürlich in dem Grade stieg, als die Hanseaten Schwäche zeigten.

Als er vollends im April durch die Vermählung seiner Tochter Margarethe mit Hakon, dem Erben der beiden andern skandinavischen Reiche, eine Union aller drei Königreiche angebahnt und die Hansestädte isoliert hatte, trieb er es so arg, daß den Städten nichts anderes übrig blieb, als mit allen Kräften zu rüsten. Nach mancherlei Zwischenfällen kam es endlich 1367 zu einer Einigung der Städte, auch Riga's, Revals und Dorpats, gegen den Unerträglichen: die Kölner Konföderation, die sich auch gegen das bundbrüchige Norwegen richtete. „Um mancherlei Unrecht und Schaden, das die Könige dem gemeinen Kaufmann thun oder gethan haben, wollen die Städte ihre Feinde werden und eine der anderen freudig helfen. Welche Stadt von der wendischen Seite, von Preußen, von Livland und von der deutschen Hanse im Allgemeinen, von der Südersee, von Holland, und von Seeland nicht dazu thun will, ... deren Bürger und Kaufleute sollen keine Gemeinschaft mehr haben mit allen Städten in diesem Bunde; man soll ihnen nicht abkaufen noch verkaufen, und in keinen Hafen sollen sie aus- noch einfahren, laden oder löschen zehn Jahre lang." Die große Gefahr, die all den Ostseestädten drohte, wenn die schweren Kontributionen, die Waldemar den schonenschen Häringsfischern auferlegt hatte, zu Kraft blieben, einte die bis dahin unmutigen, disparaten Elemente. Denn es ist in der That nicht zu viel gesagt, daß der Häringsfang Jahrhunderte hindurch den ganzen Gang des nordischen Handels bestimmt hat. „Denn dieser Fisch, welchen die Natur mit segensvoller Hand zunächst dem dürftigen Bewohner des Nordens zum Unterhalt bestimmt, hatte — so ist anschaulich gesagt worden — früh schon jenseits der Grenzen seiner arktischen Heimat in allen europäischen Landen bei Arm und Reich als vielbegehrte Fastenspeise Eingang gefunden und dadurch bald für die gesamte Handelswelt des Nordens eine Wichtigkeit erlangt, der erst das sechzehnte Jahrhundert einigen Abbruch that, als die Reform der Kirche dem strengen Fastenbrauch im Abendlande engere Schranken zog. Während des ganzen Mittelalters bildete der Fang und der Verkauf der Häringe für die dabei beteiligten Nationen eine Quelle des reichsten Gewinns. Von dem Erscheinen des Härings, der bald die eine, bald die andere Küste zum Sammelplatz wählte, hingen Wohlstand und Blüte weiter Länderstrecken ab. Die Häringsfischerei ward ein Gewerbszweig, der über das Schicksal mancher Staaten entschieden hat. Ihm verdankte

die Hansa einen großen Teil ihres Reichtums und ihrer Macht; in dem Häringsfange erkannte später, als sich der Fisch seit dem Jahre 1425 mehr in die Nordsee verzog, der holländische Freistaat die Grundlage seines Wohlstandes und seines Ansehens."

Der ganze Wohlstand der Ostseestädte war gefährdet, einmütig beschloß man daher, alle Rücksichten bei Seite zu setzen und diesmal hatte man bessern Erfolg. Vor dem Ansturm der Kaufleute, denen sich einige Fürsten beigesellt, hielt es Waldemar für gut, ohne dem Schwert die Entscheidung zu überlassen, zu fliehen. Nun eilten die Hanseaten von Sieg zu Sieg. Helsingborg kapitulierte und schließlich blieb den Skandinaviern nichts übrig, als im Mai 1370 einen Frieden zu Stralsund abzuschließen, an dem auch die durch Riga, Reval und Dorpat vertretenen Livländer Anteil hatten. Glänzende Bedingungen wurden den Deutschen hier zugesprochen: freier Handel in allen skandinavischen Reichen, auf fünfzehn Jahre zwei Drittel von Schonen und die Einräumung einer Anzahl fester Schlösser. Ja ausdrücklich wurde festgesetzt, daß, wenn der geflüchtete König diese Abmachungen verwürfe, er die längste Zeit König gewesen sei, wie denn in Zukunft ohne Zustimmung der Städte keiner König von Dänemark werden dürfe.

Nach langem verzweifeltem Zögern mußte Waldemar, wollte anders er nicht alles verlieren, im Oktober 1371 den Stralsunder Frieden bestätigen. Doch er wurde seiner Tage nicht mehr froh — schon vier Jahre später ist er trüber Ahnungen voll aus diesem Leben geschieden. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so brachen wilde Prätendentenkämpfe um die Krone aus, die in endloser Folge sich durch Jahre und Jahre zogen. —

Das Leben in einem so mächtigen Bunde wie die Hansa hat den livländischen Kommunen gewiß in jeder Beziehung Nutzen und Segen gebracht, indem es sie, ganz abgesehen von dem materiellen Vorteil, mit einem weiten Blick erfüllte, staatsmännische Talente zur Entfaltung brachte und auch die kleinern Städte mit frischem Hauche belebte und durchtränkte. Nur in Kurland nahmen die Städte einen überaus langsamen Aufschwung, ja durchs ganze Mittelalter hat keine von ihnen irgend welche Rolle gespielt, wenngleich Goldingen bereits in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts durch Arnold Vietinghoff und Hasenpoth, der Sitz des Domkapitels, etwa um dieselbe Zeit

Stadtrechte erhielten. Windau behauptete eine gewisse Stelle als einziger Hafen Kurlands, Libau dagegen brachte es zu keiner Bedeutung. Allen ein Vorbild und ein zur Nacheiferung anspornendes Muster aber wurde von Jahrzehnt mehr und mehr die stolze Gründung Bischof Alberts, das türmereiche Riga, dem das nordische Reval freilich erfolgreich nachstrebte.

Mit einem Blick auf diese beiden Städte um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert sei dieses Kapitel beschlossen.

Welch reges Leben herrscht auf dem breiten, stolzen Dünastrom! Dicht unter den Mauern Rigas liegen Segel bei Segel. Hier wird mit Eifer geladen, um morgen in See stechen zu können. Mächtige Ballen von Pelzwerk, sorgfältig verpackt und verschnürt, werden von den Matrosen in den Laderaum der breiten, rundlichen Kogge hinabgelassen, sie kennen ihre Arbeit und wissen, je rühriger sie am Werk sind, um so größer ist ihr „Winnegeld". In jenes Schiff — es ist eine Snikke von kleinern, zierlichen Formen — wird Getreide geschüttet, ein drittes nimmt Talg und Wachs auf.

Einige der Schiffe, die morgen zusammen nach Lübeck unter Segel gehen wollen, sind mit der Ladearbeit schon fertig. Nur noch die letzte Hand wird angelegt, die Ankerwinde zum Gebrauch parat gemacht, die schwarze Flagge mit dem weißen Kreuz gehißt, die große Leuchtlaterne in stand gesetzt. Kam morgen noch der Kaufmann, dessen Gut man an Bord hatte, mit den Papieren hinauf und war alles beredet, so konnten die Anker aufgewunden werden. Früher, in jungen Jahren, war der Kaufherr, der dort in seinem pelzverbrämten Rock mit prüfenden Blicken die Ladearbeit überwacht, wohl selbst über die See nach Lübeck gegangen, wo seine Wiege gestanden, doch mit den grauen Haaren und dem wachsenden Reichtum ist er bequemer geworden und nun überläßt er die Reise dem wetterharten und treuerprobten Schiffer (scephere) und den Verkauf der Ware seinem dortigen Kauffreunde.

Es ist auch ein anstrengendes, angreifendes Leben, zumal wenn im Oktober die See hoch geht, an Bord, inmitten der rauhen, ungehobelten Seeleute. Und wenn dichter Nebel über dem Wasser lag, was halfen da alle Leuchtfeuer, alle Warnungsrufe!

Weiter aufwärts den Strom schaukeln sich einige Koggen und Snikken, die weit aus Flandern her und Westfrankreich gekommen sind. Das kostbare flandrische Tuch, feine Leinwand, feurige Weine



und auch Wein vom Rhein haben sie zu uns gebracht, um den reichen Kaufmann, den Prälaten und fern im Lande des Muskowiters den Bojaren und seine Frau zu schmücken und zu laben. Während aus dem dunkeln Innern die Matrosen ein Faß nach dem andern aufwinden, stehen die Glieder der Trägerzunft (portatores) schon bereit, das kostbare Naß in die Weinkeller zu schaffen: zwei Leiterbäume sind ans Ufer gelegt, auf denen sie die Stückfässer fortrollen oder „schroden", So manches Fäßlein hatten sie in diesem Jahre schon geschrodet, sei es in den städtischen Weinkeller, in dessen Verschlag der ehrsame Ratmann seine Kanne zu leeren pflegte, sei es in die Keller der Kaufherrn. Gabs doch zu Fastnacht und zu Pfingsten, in der Michaeliswoche, zur Weihnacht und bei mancherlei anderer Gelegenheit auf dem Rathause tüchtige Trünke und galts den Erzbischof, den Herrn Meister oder sonst einen Gast zu ehren, so ließ die Stadt gern ordentlich draufgehen. Nicht selten auch sandte der Rat ein Fäßlein oder ein paar tüchtige Humpen als Geschenk an einen Freund der Stadt „ad presente". Da hatten denn die Weinträger nicht wenig zu thun, wenn ihnen freilich ihre Kollegen in der Kompagnie, die Bierträger, was Arbeit anbetraf, auch den Rang abliefen. Dafür standen diese aber nicht gerade im besten Ruf, galten für wüste und unredliche Gesellen, ja sie mußten bei Hinrichtungen dem Scharfrichter Dienstleistung thun, so daß die Weinträger jene wohl den Freiknechten gleich stellten. Erst kürzlich noch hatte der Rat dem Unwesen zu steuern versucht, und sie von der letztern Verpflichtung befreit. Dafür sahen sie mit gewaltigem Stolz auf die Salzträger, mit denen ihre Kompagnie jede Gemeinschaft abwies.

Die Salzträger waren wohl auch bereit, andere Arbeit am Hafen zu thun und noch weiter stromaufwärts gab's deren genug. Dort lagen auf dem Fluß und am Ufer Prahme und einmastige Lodigen, auf denen die russischen Kaufleute ihre Waren, Felle, Wachs, Getreide, Talg u. m. A. bis nach Riga gebracht hatten. Auch einige tiefergehende Schuten, die mit Stangen vorwärts geschoben wurden, harrten der Ausladung. Hier wurde überall eifrig gehandelt, Lärmen und Sprachengemisch tönte dem Bürger, der seine Schritte hierher lenkte, entgegen, deutsche Laute, russische Ausrufe und der Ton des Lettischen gaben ein seltsames Gewirr.

Entlang der Düna zog sich zum Teil auch die Stadtmauer, die

von starken Türmen flankiert und geschützt wurde. Von ihnen hinausgebaut waren überall kleine Erker, Brustwehren, aus denen, wenn der Feind den Mauern nahte, siedendes Pech und kochendes Wasser geschüttet werden konnte, weshalb sie der Volksmund wohl auch Pechnasen nannte. Die Mauer war damals wohl aus Feldsteinen und eingestreuten Ziegeln, die untereinander durch einen Mörtel verbunden waren, dessen Festigkeit den heutigen weit übertrifft. Die Türme — 40 bis 50 Fuß hoch — wurden im Mittelalter meist — und in Riga wird es nicht anders gewesen sein — einen Pfeilschuß weit von einander angelegt, unter ihnen befand sich regelmäßig ein Thor, „Pforte" genannt, auf die natürlich aus dem Innern der Stadt die Straßen ausmündeten. So gab es eine Schweinepforte, die Küter-, Heilige Geist-, Jakobs-, Sand-, Schaal- und Stiftspforte u. m. andere[1]).

Durch eines der rund gewölbten Thore treten wir in die Stadt selbst. Schmal sind die Straßen, hochgieblig und kleinfenstrig die Fronten der Häuser. Vom Giebel ragt nicht selten ein starker Balken nach vorn hinaus und die niederrasselnde schwere Kette verrät, daß hoch oben unterm Dach der Kaufherr einen Teil der Ware zu bewahren pflegt. Wie in den alten Städten des Mutterlandes springt der obere Stock auf beiden Straßenseiten um ein Stück vor und bildet also unten einen Laubengang, in dem nach Feierabend groß und klein zusammensitzen und der Nachbar mit dem Nachbar plaudert. Mit Schrecken horcht jeder auf, wenn die Turmglocken einmal das Signal geben, daß Feuer ausgebrochen sei, gar furchtbar ist noch in aller Erinnerung der Schaden, der in der Martinsnacht 1293 alle betroffen hatte. Ein Gutes hatte das Unglück aber doch gehabt, der Rat hatte ein Baugesetz gegeben[2]) und durch dasselbe den Holzbau verboten. Die schmucken Neubauten waren alle aus Ziegeln, Stein oder wenigstens Fachwerk, statt des Strohs oder der Schindeln deckten sie Ziegeln. Auch den krummen winkligen Gassen war gesteuert, genaue Bestimmungen über Höhe, Stärke und Länge der Haupt- und Giebelmauern, über Eckhäuser u. d. A. waren gegeben worden. Im wesentlichen war das Straßennetz dem heutigen gleich, selbst die Straßenbenennungen von damals finden sich heut meist wieder. Manches

[1]) Josef Girgensohn. Skizze der Stadt Riga um 1300. B. M. XXXIII.
[2]) cf. W. Neumann. Das Mittelalterliche Riga. 1892.

Gewerbe hat sich mit Vorliebe ganz einer Straße bemächtigt, hier seine Werkstätte und Verkaufshaus eingerichtet, so die Wurstmacher oder Küter in der noch heute nach ihnen benannten Straße, so die mancherlei Schmiede in der Schmiedegasse, die Fleischer oder Knochenhauer mit ihren Fleischbänken (de vleys scharne) in die Scheunenstraße. Die Bäcker dagegen verkauften ihr Gebäck, Semmel und Wecken, Schönroggen- und Speisebrot, in den Brotscharren am Markt. Kurz, es war das Handwerk, das auch im alten Riga einen goldnen Boden hatte, das dem Wandrer durch die Gassen der Stadt überall entgegentrat und das schon im 13. Jahrhundert sich auch bei uns „zur Regelung seines gewerblichen Betriebes und der Verhältnisse zwischen Meistern, Gesellen und Lehrlingen, wie überhaupt zur Förderung ihrer Interessen und des geselligen Verkehrs in Zünfte und Innungen zusammengefunden hatte [1]."

Natürlich hatte man sich in Riga an das Muster der alten Heimat angelehnt, wie die übrigen livländischen Städte sich wiederum nach Riga zu richten pflegten. Wie draußen, so war auch hier zu Lande die Aufnahme in die Zunft nicht ohne weiteres möglich, der Unehelichgeborene, der Unfreie und der Undeutsche waren stets ausgeschlossen, nur der im Vollbesitz seiner Freiheit befindliche deutsche Bürger bildete den zünftigen Meister. Schon im 13. Jahrhundert gab es, nachdem die alte Gilde des hl. Kreuzes und der hl. Dreifaltigkeit, die bekanntlich alle Bürger umfaßt hatte, durch den 1354 erfolgten Austritt der Kaufleute aufgehört hatte, in Riga eine ganze Reihe solcher Zünfte oder Kompagnien, deren Statuten oder Schragen uns ein lebendiges Bild des Lebens und Treibens der Gewerker erschließen. Zweifellos hatten sich sehr früh schon Goldschmiede, Böttcher, Schmiede, Lakenscheerer, Bäcker, Kürschner, Schneider, Fischer, Schuhmacher und die Gesellen zu besondern Bünden zusammengethan, denen sich im 14. Jahrhundert viele andere anschlossen, da es damals nicht weniger als gegen 60 Gewerbe zu Riga gegeben hat. Jede Zunft hatte ihren Ältermann und dessen Beisitzer, ihnen mußte ein jeder, der Meister werden wollte, sein „Meisterstück" zur Beprüfung vorlegen. Die Goldschmiede z. B. waren zu dreifacher Arbeit verpflichtet,

---

[1]) cf. C. Mettig. Zur Geschichte der Rigaschen Gewerbe im 13. und 14. Jahrhundert. Riga. N. Kymmel.

zu einem goldenen Ring mit durchbrochener Arbeit, zu einer Brazze (Armband oder Brosche?) und einem Armband für eine Braut, d. h. dessen Enden durch zwei sich drückende Hände zusammengeschlossen wurden. Ein Kupferschmied hatte drei Kessel, ein Schwertfeger drei Schwerter, ein Plattenschläger ein Paar Beinharnische, ein Paar Waffenhandschuhe und einen mit Stahl und Eisenblech beschlagenen Lederharnisch zu fertigen und so fort.

War das Meisterstück für gut befunden worden, so mußte der junge Meister, wenn er nicht schon Bürger war, das Recht darauf erwerben und einen Harnisch anschaffen. Auch einen stattlichen Meistertrunk oder eine Köste zu geben war er gehalten, bei dem die Kannen fröhlich kreisten und es hoch herging. Bei den Schuhmachern durften Frauen und Jungfrauen — vielleicht, weil sie der Zunft beste Kunden waren — teilnehmen, ja die galanten Meister dieser Kumpanei erließen wohl dem, der eine Tochter aus ihrer Zunft heimführte, das Meisterstück. Überhaupt galten sie für galant und belegten den mit einer Pön von einem Markpfund Wachs, so er „mit barvuten benen over den ronsteen" ging. Die Handwerkerversammlungen, in denen die Wahlen vorgenommen, Gericht gehalten, Meister aufgenommen wurden, nannte man „Morgensprachen". —

Je größer die Bürgerschaft wurde, desto mannigfaltiger wurde auch die Organisation und desto eigenartiger die Ausbildung der verschiedenen Elemente. Während die 1354 gegründete Kumpanei der Kaufleute, aus der im Lauf der Zeit die Große Gilde wurde, keine Handwerker aufnahm, sonderten die Zünfte, die sich allmählich zur Gildstube von Soest (der Kleinen Gilde) vereinigten, ihrerseits die Gesellen wieder ab. Diese schlossen wohl 1390 einen Gesellenverband aller Gesellen der verschiedenen Gewerke und emanzipierten sich dadurch von den Meistern, denen sie dienten. Geeinigt nahmen sie den Kampf um die Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage auf und traten gegen Lohnverkürzungen und für Herabsetzung der täglichen Arbeitszeit ein: die Kreygesche Kompagnie[1]) spielt keine geringe Rolle in den Lohnkämpfen der Stadt und nicht erfolglos ist ihr Ringen gewesen.

[1]) Die Kreygesche Kompagnie ist freilich viel umfochten worden, mir scheint die von Mettig aufgestellte These doch die richtige. Wer sich für die Materie interessiert cf. Sitzungsber. der A. G. 1885 an verschiedenen Stellen. — cf. auch Lamprecht, Deutsche Geschichte V, 1. Hälfte.

Doch wir müssen innehalten. Zu weit würde uns die Betrachtung des Einzelnen führen, nur noch einen Gang durch die Gasse, wo die mit Feuer an der Esse Arbeitenden, die Schmiede, ihre Stätte hatten, und über den Markt wollen wir unternehmen: „Versetzen wir uns im Geiste in die Schmiedestraße des mittelalterlichen Riga und wandern vor der Vesperglocke an einem dunkeln Herbstabend durch dieselbe. Von Ferne vernehmen wir schon ein merkwürdiges Klingen und ein dumpfes Getön, dessen Urheber wir auch bald erblicken. Deutlich treten aus dem Dunkel der Werkstatt in rötlichem Lichte die kräftigen Gestalten der Schmiedeknechte hervor, welche munter in nerviger Faust den Hammer auf rotglühendes Eisen schlagen, so daß die Funken sprühen. Jenes Geläute der Hammerschläge, das bei grellem Feuerschein in das Ohr des müßigen Zuschauers dringt, hat auch seinen Reiz. Dieses Bild wiederholt sich, denn die Zahl der Grobschmiede ist in dieser Straße keine geringe. In der Werkstatt des Kleinschmiedes geht es schon ruhiger her, aber auch hier leuchtet die Esse auf, wenn die Bälge blasen und der Meister manches Stück Eisen glühend machen will, welches zu Sporen oder Steigbügeln oder zu Schlüsseln verarbeitet werden soll. Länger fesselt uns schon der Plattenschläger und der Waffenschmied, deren Erzeugnisse, als da sind Harnische, Beinschienen, Waffenhandschuhe und Schwerter, wir mit Ehrfurcht betrachten. Aus dem Kalkofen steigt beständig Rauch empor und beim Töpfer brennt wohl Tag und Nacht der große Ofen, in dem er den Gebilden seiner Hand Festigkeit für die Dauer geben will. Nicht fern von ihm ist das Haus der Blidenmeister, die ebenfalls am Feuer die verschiedenen Teile der Kriegsgerätschaften bereiten. Beim Kupferschmied heimelt uns das Klopfen der Kessel wenig an und vom Grapengießer treibt uns der Gedanke, die im Kessel sich wälzende glühende Masse, die zum Guß flüssig gemacht wird, könnte ihre Schranken übersteigen, fort. Bevor wir aber die Straße verlassen, bietet sich uns noch ein Gegenstand unserer Neugier dar: es ist die Werkstatt des Goldschmiedes Johannes Ribbenisse, welcher das Recht besitzt, das kostbare Silber zu schmelzen, jedoch bei offener Thür, damit er nicht in Versuchung komme, geringhaltiges Silber zu mischen“[1]).

Immer mehr ist die Nacht hereingebrochen, wir suchen noch einen

[1]) cf. C. Mettig l. c. pag. 57. 58.

Speisewirt oder „Garbrater" auf, um ein Nachtmahl zu uns zu nehmen. Er fragt uns, ob wir im Garten essen wollen oder im Wohnraum, der rauhe Herbstwind gebietet uns, für das letztere uns zu entscheiden. —

Am andern Morgen gilt es noch, einen raschen Gang über den Markt zu machen. Wir durchschreiten die Reihen der Höker, die den Kleinhandel mit Gemüse, Geflügel, Eiern, Milch und anderen Dingen des täglichen Lebens in ihren kleinen Buden betreiben, wir bleiben vor den Bäckerscharren stehen, in denen es besonders ruhig hergeht, stehen sie doch unter besonderem Schutz als „befriedete Orte", in denen Verwundung und Streit doppelt streng bestraft würden. Wir treffen bei unserm Rundgang einen der Älterleute, wie er in einem Laden das Gebäck auf sein Gewicht prüft, in einem andern eine Semmel bricht und kostet. Er scheint zufrieden und schreitet weiter. Unser Führer ladet uns ein, in das „Neue Haus", wohl auch „Artushof" genannt, zu treten, das seitdem der Orden nach der Bezwingung der Stadt durch Eberhard von Munheim die beiden Gildenstuben in Besitz genommen, von der Städtern errichtet worden war und von beiden Gilden benutzt wurde, bis 1353 der Meister die Gildenstuben zurückgab. Später wurde das stattliche Gebäude von der ehrsamen Schwarzhäupterkumpanei eingenommen, den jungen ledigen Kaufleuten, die sich zusammengethan, da die verheirateten Genossen, welche auf der Gildenstube von Münster zusammensaßen, sich von ihnen abgesondert hatten. Da nahm sich dann der mohrenköpfige St. Mauritius als Schutzpatron gar vornehm aus und die schweren silbernen Humpen, die kostbaren Schüsseln bewiesen, daß die Schwarzhäupter reich waren und das Leben kannten.

Doch uns treibt es weiter ins Rathaus, das auf der andern Seite des Marktes sich erhebt. Nicht eben großartig präsentiert sich der Bau: er ist weder groß, noch mit besonders stattlicher Façade geschmückt. Nur zwei Geschoß hoch, wird er von einem starken Turm mit durchbrochener Galerie gekrönt. Im oberen Geschoß, zu dem eine geschlossene Treppe hinaufführt, befindet sich ein bedeckter Gang, ein Balkon, die Lauben geheißen. Wohl schon damals mochte alle Morgen der Stadttrompeter von ihnen herab ein Lied blasen[1]). Hier gilt es

---

[1]) Anton Buchholtz. Zur Geschichte des Rigaschen Rathauses. M. z. l. G. XV. pag. 160 ff.

ein Rechtsgeschäft, das abgeschlossen werden muß, ehe wir Riga verlassen. Am „Roland", „dem Wahrzeichen städtischer Gerichtsbarkeit und des Beamtenrechts", einem grobgeschnitzten, hölzernen Burschen, dessen rechte Hand das entblößte Schwert trug, vorbei[1]), dann vorüber an der Stadtwage und dem Kak (Pranger) führt uns der Weg hinüber zu den ehrbaren, wohlweisen Vätern der Stadt. In der Gerichtsstube hatte man in alten Zeiten die Satzungen, wie sie den Deutschen in Gothland eigen waren, zur Grundlage genommen, während der Rat in Reval sich nach lübischem Rechte richtete. Später war man in Riga zu den Aufzeichnungen von Hamburg übergegangen, doch wahrte man sich an der Düna wie am Glint das Recht der Ergänzung und des Ausbaus nach den Interessen der engeren Heimat: Burspraken nannte man diese ergänzenden Ratsverordnungen, die alljährlich Sonntags vor Michaelis von den Lauben aus verlesen zu werden pflegten.

Auch das Geschäft wird erledigt, ein kühler Trunk im Stadtweinkeller gethan und dann nach festem Händedruck von den Ehrsamen geschieden. Von der Peterskirche schlägt die Turmuhr zwei, gleich darauf tönt es von der St. Jakobikirche und den anderen Kirchtürmen durch die Luft und nun hören wir auch einige Augenblicke später die ehernen Klänge vom Dom. Die Gotteshäuser selbst sind uns kein auffallender Anblick, die Ziegelbauten unserer Vaterstadt Lübeck sind es, die wir hier wieder treffen, wenn auch die innere Konstruktion mancherlei westfälische Einwirkung verraten mag. Der Dom weist ein schönes Langschiff mit konsequenter Benutzung des Spitzbogens auf, alles ist einfach, in ernsten Formen gedacht und durchgeführt, selbst die buntfarbigen Ziegel, gebrannten Thongesimse, Friese und Putzflächen verschmäht diese nordische Architektur[2]). „So sind fast alle unsere Kirchen", erklärt der Gastfreund, „auch der mächtige zweitürmige Dom zu Dorpat, nur die Schloßkirche zu Hapsal und die Kirchen in Reval sind aus gehauenen Steinen und erstere gar prächtig mit kunstvollen Kapitälen und Schlußsteinen geziert."

Man sieht es, auf den Straßen strebt alles nach Hause. Hier begegnen einige Brüder des Dominikanerklosters einem Minoriten-

[1]) Josef Girgensohn. Riga ums Jahr 1300.

[2]) W. Neumann. Zur Charakteristik der baltischen Kunst, Sitzungsb. der A. G. für 1887.

mönch und frommer Gruß wird gewechselt, dort eilt ein Trupp Schüler mit der Schreibtafel heimwärts. Die angehenden Ratsherren fühlen sich im Gefühl der gelernten lateinischen Brocken äußerst stolz und plaudern von der Aussicht im Kloster Dünamünde bei den gelehrten Mönchen im nächsten Jahr neue Weisheit einzuheimsen. Jetzt schreitet auch eine „Singfrau" durch die Menge; so nannte diese die Beguinen, die Mitglieder des ältesten weltlichen Frauenvereins zu weltlichen Zwecken [1]). Die frommen Frauen „standen mitten inne zwischen Kloster und Welt", zur Handarbeit und Krankenpflege verpflichtete sie ihr Gelübde, doch war es ihnen jeden Augenblick gestattet in die Welt zurückzutreten. Nicht allzu günstig sprach das Volk von ihnen, zieh sie der Bettelei und des Vagierens, was freilich nicht hinderte, daß sie zum Unterricht der Töchter der Bürger Verwendung fanden.

Noch mancherlei erzählte unser Führer, so von den Gelagen der Kalandsbrüder, einer Genossenschaft geselliger Art, die sich am ersten jeden Monats (Calendae) zu versammeln pflegen und deren Wohlhabenheit zu ihrem Durst im richtigen Verhältnis steht; von dem glänzenden letzten Fest der Schützengilden, bei dem die Spielleute aufgespielt und Jung und Alt lustig gewesen und der junge Ratsherr und Schwarzhäupterbruder Godeke Dürkop sich sowohl als Schütze wie als heitrer Geselle beim Bankett gezeigt habe; von der bevorstehenden Seefahrt und dem Kaufhof in Nowgorod und manchem Andern. Also gelangen wir an Bord der Kogge „Fahr wohl", die Ankerkette hebt sich kreischend empor, der Wind schwellt das Segel und langsam entschwindet die Stadt unsern Blicken. —

Doch noch nicht vollständig ist unser Bild. Wenden wir unser Auge dem „Riesing" zu, jenem Flußarm der Düna, auf dem die aus Polozk den Strom abwärts kommenden Strusen und Lodjen liegen. Nicht minder belebt als an dem Ufer stromab geht es hier zu und fürwahr nicht geringere Kaufmannsinteressen stehen hier auf dem Spiel [2]) und gerade zu Beginn des 15. Jahrhunderts blüht der Handel

---

[1]) J. Girgensohn. Der Konvent der Beguinen in Riga. Sitzungsber. der A. G. für 1889.

[2]) cf. den musterhaften Aufsatz von H. Hildebrand. „Das deutsche Kontor in Polozk". B. M. XXII. 342—381. Siehe auch oben pag. 200ff., wo der Handel Nowgorods eingehender berücksichtigt ist.



herrlich empor, seitdem der Friede zu Kopussa den mannigfachen Differenzen mit Litauen ein Ende gemacht hat. (1406).

Der Handel Rigas mit Litauen und Rußland, insbesondere mit Polozk und Witebsk an der Düna, Smolensk, der handelsberühmten Dnjeprstadt war so alt wie die Dünastadt selbst und der Friede, den der große Albert 1229 mit den Fürsten jener Handelsplätze abgeschlossen hatte, wurde mit Recht als die Grundlage der gedeihlichen Entwicklung desselben angesehen. War doch hier ausdrücklich bestimmt worden, daß alle Rechte, die den „Lateinern" in Rußland zustanden, den russischen Kaufleuten in Riga und „am gothischen Ufer" gewährt werden sollten: „Der rigische Bischof aber, der Meister der Gottesritter und alle Landesherrn geben den Lateinern und den Russen die Düna frei von ihrem Ursprung hinab ins Meer." Gegenseitigkeit und größtmögliche Freiheit waren also die ausgesprochenen Prinzipien des Vertrages, dessen gedeihliche Folgen sich bald bemerkbar machten. Alljährlich erschienen nicht nur russische Händler auf ihren rohgezimmerten Strusen und Lodjen vor der Stadt, sehr früh begannen sich russische Kaufleute auch dauernd in Riga niederzulassen, wo ihnen schon im 13. Jahrhundert auch das Bürgerrecht verliehen wurde. Weit bedeutsamer aber waren wohl die Beziehungen, die der deutsche Kaufmann in der Fremde anknüpfte. Schon 1229 besaß er in Smolensk eine eigene Kirche, später bevorzugte er aber mehr Polozk, wo ein schwunghafter Handel sich schnell entwickelte. Unter den verfrachteten Gegenständen nahm Salz wohl die erste Stelle ein, da dieser unentbehrliche Artikel im Lande selbst nur wenig gewonnen wurde. Nächst diesem führt der Kaufmann „die Produkte der flandrischen und englischen Wollindustrie — die „Laken" von Ypern, Valenciennes, London, das Leinen der Niederlande und Westfalens, die Erzeugnisse des Bergbaus — Eisen, Kupfer, Zinn und Blei, — verarbeitet und roh, den wichtigen Hering, Wein, Bier, Gewürze u. A. ins Land. Als Gegengabe boten die Russen zahlreiche Rohprodukte des Ostens, so das Wachs, das bei dem katholischen Kultus so ausgedehnte Verwendung fand, die verschiedensten Pelzwaren, vom bescheidenen Grauwerk, mit dem der Bürger sein Gewand schmückte, bis zum fürstlichen Zobel und Hermelin, die Ergebnisse der Viehzucht — Felle, Leder und Talg — und die Produkte der Waldwirtschaft — Asche und Teer. Bei dem unentwickelten Zustande des Ackerbaus spielen seine Erzeugnisse lange Zeit eine nur

untergeordnete Rolle. Erst zu Ende des 15. Jahrhunderts werden Flachs und Hanf in großer Menge auf den Markt gebracht, während das Getreide noch gar keinen Ausfuhrartikel bildet, vielmehr zur Zeit von Mißwachs sogar von Livland eingeführt wird."

Es gab zwei Wege, die den deutschen Kaufmann — fast ausschließlich Rigenser — nach Polozk führten, den Winterweg und den Sommerweg. Zu Beginn der Schlittenbahn sah man lange Schlittenkarawanen sowohl aus den Thoren Rigas wie aus Polozk ziehen, hier wie dort setzten sie ihre Waren während des Winters ab, um vor Anbruch des Märztauwetters, abermals befrachtet in umgekehrter Richtung zurückzukehren. Billiger und daher weit öfter benutzt war der Wasserweg auf der Düna, auf der die Frachten nicht nur stromab, sondern auch stromauf in kleinen Strusen und Lodjen transportiert wurden. Diese Art des Verkehrs lag ausschließlich in den Händen von polozker Bootsleuten, da weder die deutschen noch die russischen Kaufleute eigene Schiffe besaßen. Galt es eine Struse zu beladen, so kam Leben in die am Ufer der Arbeit harrenden Salzträger, Sack um Sack, Ballen um Ballen verschwand im Laderaum, bis die Fracht vollständig war. Dann erschien der Kaufmann, wohl von einem Gesellen begleitet, an Bord und die Fahrt konnte beginnen. Nichts war langweiliger als sie. Langsam bewegte sich das flache, kiellose Fahrzeug gegen den Strom, bei Windstille von Bauern oder Pferden, die auf dem Saumpfade des Ufers ihren Weg nahmen, an langen Stricken vorwärts gezogen. Sprang Wind auf, so wurden die großen Segel aufgesetzt und ein rascheres Fortkommen ermöglicht. Aber stets galt es sorgsam aufzupassen, da die zahlreichen Untiefen des tückischen Stromes ernste Gefahren bildeten. So zog das Ufer langsam an den Blicken der Reisenden vorüber und manche Woche verging, bis die Kirchen von Polozk emportauchten. War man dann endlich am Ziel, so betraten die eigens bestellten russischen Träger das Fahrzeug und brachten die Waren nach den Höfen oder in die deutsche Kirche, die zugleich als Speicher diente. Zufrieden, der Mühen der Reise ledig zu sein, eilte der Kaufmann in einen der Höfe, wo seine Kauffreunde seiner harrten und beim Metkruge die Chancen des Handels, die Preise der Waren, der Zuzug fremder russischer Händler besprochen wurden. Da gab es denn zu erzählen, daß die Russen gar streng darauf sähen, daß „der Gast mit dem Gast nicht kaufschlage" und dem zureisenden

Kaufmann manch Schade daraus erwachse. Sie allein wollten den Zwischenhandel behalten, den Deutschen sei der Großhandel genug, der Kleinhandel müsse den Polozkern bleiben. Oder aber man erwog, was man gegen die Fälschung der Pelzwaren thun könne, über die vielfach geklagt werde, oder man ergrimmte darüber, daß die Russen es nicht weiter leiden wollten, daß der deutsche Kaufmann beim Beprüfen der Wachsklumpen große Stücke abschlage, die er von Alters her zu behalten gewohnt war, auch wenn man nicht handelseinig wurde. Freilich, daß man von deutscher Seite allerlei that, was mit Ehrlichkeit und Treue in bedenklichem Gegensatz stand, davon redeten die Kaufherren in ihrem Egoismus wenig, höchstens, daß ein schlaues Lächeln über ihre Züge ging, wenn sie daran dachten, daß in den mitgebrachten Heringstonnen die untern Lagen Fische von weit schlechterer Beschaffenheit waren, als die oberen, oder aber daß in die Tuchballen in der Mitte minderwertige Stoffe hineingelegt waren. Was kümmerte es den deutschen Kaufmann, wenn der Händler in Polozk oder der vertrauensselige Bojar auf Treu und Glauben entgegennahm, was ihm angeboten wurde. Der Rigenser mochte sich wohl auch mit dem sophistischen Satz trösten, daß die langterminierten Fristen, die er den Russen zur Begleichung der Schuld gewähren mußte, kurz all die Nachteile der Borgwirtschaft, die Übervorteilung derselben rechtfertigen oder daß die mancherlei Zwistigkeiten, die Gefahren, denen er ausgesetzt war, die nicht seltenen Konfiskationen seiner Waren, ja die Gefangensetzung seiner Person auf irgend eine Weise wettgemacht werden müßten. Zwar war er nicht völlig schutzlos, denn die feste Organisation, welche die deutschen Kaufleute wie in andern Städten so auch hier verband, und die starke Hand des rigischen Rats, dem die Gerichtsbarkeit und die Vertretung oblag, wahrten in wichtigen Fällen das Recht, aber das Ungemach im Keim zu ersticken vermochten sie nur selten. Dazu kam, daß nicht wie in Nowgorod, ein durch Wall und Graben geschützter Hof alle Deutschen vereinigte, sondern daß die Kaufleute durch die ganze Stadt zerstreut in verschiedenen Häusern wohnten, so daß wohl einer schreiben konnte: „Wir sitzen hier getrennt von Haus zu Haus; stirbt einer von uns, so weiß der Andere davon nichts."

An der Spitze der Gemeinschaft der gerade anwesenden deutschen Kaufleute, des „gemeinen Steven", stand der Oldermann, an dessen Stelle seit Anfang des 15. Jahrhunderts ein Ausschuß „Olderleute

und Weiseste des gemeinen deutschen Kaufmanns zu Polozk" traten. Im Einzelnen regelte ein Schragen, der dem Nowgoroder sehr ähnlich sah, die Beziehungen der Deutschen zu einander, zu den Gästen und den Polozkern selbst, sowie zu der Vormacht, dem Rate von Riga.

Es war ein reges, lebendiges Treiben, das hier in Polozk herrschte, wahrlich nicht frei von hartem Egoismus, aber auch reich an kühnem Wagemut und lockenden Erfolgen, ein echtes Bild mittelalterlichen Handelsgeistes!

Nicht minder thatkräftig und schaffensfroh wußte der Bürger des zinnengeschmückten, türmereichen Reval das Dasein zu genießen. Auch er, fürwahr, konnte stolz auf seine schöne und reiche Stadt sein[1]).

Auf steilem Felskegel, der sich in der Ebene zwischen Meer und dem Glint, der steil abfallenden Felswand erhob, lag ursprünglich die Estenburg Lindanisse. Diese zerstörte Waldemar II. und ließ an ihrer Stelle eine neue Burg erbauen, die später nach der Landschaft der Reveler Reval genannt wurde. Als dann 1228 Estland vorübergehend dem Schwertbrüderorden verliehen wurde, zog derselbe Vasallen heran und belehnte sie mit Ländereien, ja er gab den Vasallen von Revele, Harrien und Wierland drei Teile des Revaler Burgberges, — des heutigen Domberges, — zur Anlage von Burgsitzen, während er selbst auf dem vierten Teil das noch heute vorhandene Schloß mit Türmen und Gräben anlegte.

Wohl in dieselbe Zeit (1228) dürften die Anfänge städtischer Siedlung im Schutz der Burg, die Gründung der Unterstadt fallen, deren erste Bürger Westfalen und Niedersachsen, die über Gothland einwanderten, gewesen sind. Die natürliche Lage an der weiten Meeresbucht, der leichte Zugang ins Innere, also kommerzielle Momente, haben, wie bei der Gründung Rigas, auch bei der Revals gewiß eine entscheidende Rolle gespielt und zu dem raschen Aufschwung der Stadt beigetragen, die 1237 z. B. schon ein Leprosenhospital besaß. Die Rechtsnormen, nach der sich die werdende Kommune, ihrem deutschen Charakter gemäß, richtete, waren die Bestimmungen des lübischen Rechts, das König Erich Plogpennig 1248 ihr verlieh, nachdem ursprünglich die Satzungen des ältesten rigischen Rechts in Aussicht genommen, wahrscheinlich aber nie zu praktischer Anwendung gelangt waren. So

[1]) cf. Nottbeck u. Neumann an vielen Stellen, vor allem pag. 85—95.

viel steht aber fest, daß es um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Reval bereits einen königlichen Stadtvogt und einen Rat gab, dessen Machtfülle dem erstern gegenüber jedoch schon sehr früh bedeutend wuchs und schon 1265 zum Privilegium der Königin Margarethe führte, dem zu Folge der Vogt nur mit Zustimmung des Rats ernannt werden durfte! Damit wurde er schnell zur Stellung eines kollegialischen Gliedes des Rats herabgedrückt. Auch von dem auf der Burg befehligenden dänischen Schloßhauptmann wußte die Stadt, die 1285 bereits zum Hansabunde gehörte, sich zu emanzipieren und nach einem offenen Zusammenstoß beider Machtfaktoren 1332 erlangte die Stadt Befreiung von der Heeresfolge außerhalb Estlands, ein Zugeständnis, das nicht wenig zur Absonderung der Stadt beitrug. Auch die Stellung zum Bischof entwickelte sich für die Selbständigkeit Revals so günstig wie möglich: im Jahre 1284 trat der Bischof Johann von Reval, welcher nur Tafelgüter, aber sonst weder Territorialbesitz noch Landeshoheit besaß, der Stadt alle Rechte in geistlichen Angelegenheiten, so wie Lübeck sie besaß, ab. Verblieben dem Bischof natürlich auch Seelsorge, Kultushandlungen und anfänglich wenigstens noch geistliches Gericht, so erhielt die Stadt das Verfügungsrecht über die Kirchen, deren Vermögen und die Anstellung der Kleriker.

Früh blühte der Handel empor: mit Skandinavien und Lübeck, mit Nowgorod und wohl auch mit Pleskau wurden schon im 13. Jahrhundert rege Beziehungen geknüpft, zu Anfang des 14. Jahrhunderts segelten revalsche Kauffahrteischiffe bereits nach England. Getreide, Flachs und Seehundsthran bildeten die wichtigsten Exportartikel. Zugleich erhielt Reval von der dänischen Regierung Privileg über Privileg, so zunächst die Zollfreiheit, dann das Verbot an fremde Kaufleute in der Stadt mit Tuch, Leinen- oder Wollzeug, Häringen und Salz Detailhandel zu treiben, ferner die Befreiung vom Strandrecht in Dänemark. Auch von Norwegen wurde es mit mancherlei Freiheiten begabt, desgleichen der finnländische Handel auf alle Weise erleichtert. Freilich war trotz alledem die Schiffahrt gefahrdrohend genug: „Keine Seekarten, kein Kompaß, keine Leuchttürme wiesen dem Schiffer den Weg und während jetzt die Rettung Schiffbrüchiger allenthalben als Werk barmherziger Nächstenliebe geübt wird, lauerte damals am Lande auf sie Verderben und Tod. Außerdem drohte den Schiffenden Raub sowohl auf dem Meere als auf den Flüssen. Da-

her pflegten die Schiffe des deutschen Kaufmanns im 13. Jahrhundert von Wisby aus zweimal jährlich zu einer großen Flotte vereinigt dem Osten zuzusteuern." Und doch muß bereits in der dänischen Periode Umsatz und Verdienst in Reval groß gewesen sein, Kapitalien wurden lebhaft begehrt und selbst bei Hypotheken 10 Prozent gefordert und gegeben.

Die dänische Herrschaft nahm bekanntlich im Jahre 1346 ihr Ende: im folgenden Jahre kam Estland unter die Hoheit des Hochmeisters, der dem livländischen Meister die Verwaltung und thatsächliche Herrschaft überließ. Damit trat auch die Stadt Reval in die naturgemäße Verbindung mit Livland zurück und bildete neben Riga und Dorpat ein wichtiges städtisches und kommerzielles Zentrum. Gerade in den über zweihundert Jahren der Ordensherrschaft hat Reval seine besten Tage gesehen: es wurde reich durch Handel und fast souverän in seiner Stellung zum Meister, dem es nach einem Abkommen von 1348 keine Heeresfolge in auswärtigen Kriegen zu leisten hatte, es sei denn, daß ein feindlicher Einfall ins Narwsche vorgefallen oder der Meister zu einer Seeexpedition ein Schiff mit 25 Bewaffneten heischte. Außer dem Einritt, den der Meister in die Stadt that, sobald ein neuer Hochmeister gewählt worden war, für den er von der Stadt den Treueid entgegennahm, erinnerte den Bürger der Stadt wohl kaum etwas an die nominelle Abhängigkeit vom Orden. Reval, faktisch also vom Orden völlig unabhängig, hat sich denn auch das ganze Mittelalter hindurch fast einzig von seinen hanseatischen und kommerziellen Interessen leiten lassen und in der Politik des Hansabundes keine geringe Rolle gespielt, ja es ist gegen Ende des 14. Jahrhunderts nebst einigen andern Hansastädten durch Bürgschaft für den in den skandinavischen Thronwirren jener Zeit in Gefangenschaft geratenen Prätendenten Albrecht Herzog von Mecklenburg vorübergehend in den Pfandbesitz der schwedischen Hauptstadt Stockholm gekommen und hat den Huldigungseid derselben empfangen.

Das Eingreifen Revals in die Geschichte der Heimat ist bereits früher bei verschiedenen Gelegenheiten erwähnt worden, es seien hier daher nur noch mit kurzen Zügen die inneren Zustände der Stadt während der Ordenszeit gezeichnet.

Statt des dänischen Hauptmanns residierte auf dem Dom die Ordenszeit über der Komtur, dem ein Hauskomtur zur Seite stand,



dessen Hauptaufgabe in der Aufsicht über das Schloßgesinde bestand. Dem Ordenskomtur und dem ritterschaftlichen Landesrat kam gemeinsam die oberste Verwaltung und Rechtspflege zu, unter dem als Untergericht das harrische Manngericht funktionirte.

In der Stadt selbst und dem Weichbilde ordnete der Rat Administration und Justiz. Er selbst war zugleich oberster Zivilappellhof für Narwa und Wesenberg, während umgekehrt gegen seine in Reval gefällten Erkenntnisse an den Rat von Lübeck appelliert werden konnte. Drei Vögte besorgten die Untersuchung der gewöhnlichen Fälle, die Polizei und die Exekution der Urteile. Die Zahl der Bürgermeister betrug vier, die der Ratsherrn meist vierzehn. Die Kanzlei unterstand dem Stadtschreiber, wohl ausschließlich einem Geistlichen. Auch ein öffentlicher Notarius wird wiederholt genannt. In die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts fällt die Gründung der adligen Zirkelgesellschaft in Lübeck, mit deren Mitgliedern der Rat besetzt zu werden pflegte. Diese Gesellschaft bildete ein im Ganzen recht abgeschlossenes Patriziat ritterbürtigen Standes. Ähnliches entstand in Reval, wo Ritterbürtigkeit bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts für Ratsmitglieder Regel ist. Auch Glieder der harrisch-wierischen Ritterschaft gehörten zum Rat. Die eigentliche Stadtgemeinde sonderte sich in die Kinder- und Große-Gilde und die beiden Kleinen Gilden des hl. Canutus und des hl. Olaus, mit denen allen der Rat meist in bestem Einvernehmen lebte und gemeinsam das äußere und innere Regiment versah. Zur Kindergilde[1]) der Kaufmannschaft gehörten, wenngleich Ritterbürtigkeit auch hier das Gewöhnliche gewesen sein wird, der Großhändler, die Geldaristokratie, die jedoch mit dem Landadel seit Alters versippt und verschwägert war und gewissermaßen die Prinzipien der Geld- und Geburtsaristokratie in sich vereinigte. Es braucht nicht weiter gesagt zu werden, daß nach altdeutschen Grundsätzen auch bei den Revalschen Gilden soziale gegenseitige Unterstützung, religiöse Momente, gesellschaftliche Vereinigung neben dem Politischen von nicht geringer Bedeutung waren und daß

---

[1]) Nottbeck u. Neumann pag. 73: Das Wort Kinder bedeutet in der ältern Sprache eine Gesamtheit von Menschen, wie man noch heutzutage von Kindern einer Stadt, eines Landes spricht. Hier sind daher die Worte „der Kaufmannschaft" zu ergänzen.



eine bis ins Kleinste geordnete Organisation das Leben der Mitglieder bestimmte. Aus der Kindergilde pflegte sich der Rat zu ergänzen, während die beiden Kleinen Gilden, die aus den Meistern der Handwerkerzünfte oder Ämter gebildet wurden, zu so hohen Würden nicht emporstiegen. Wie in Riga gab es auch in Reval als hervorragende Genossenschaft die gegen Ende des 14. Jahrhunderts entstandene Brüderschaft der Schwarzen Häupter. In ihrem Hause fanden die fremden Kaufherrn und Kaufgesellen, die in Geschäften nach Reval kamen, Aufnahme und Gastfreundschaft, worauf noch heute die daselbst vorhandenen Wappenschilder der deutschen Hansakontore zu Bergen, Brügge, London und Nowgorod weisen. Neben den Herren der Kindergilde zogen die Schwarzhäupter als Reiter ins Feld, wenn es galt die Freiheit der geliebten Vaterstadt zu schirmen.

Wie in Riga und in den übrigen Städten des Landes und auf dem flachen Lande, herrschte in Reval eine derbe und unverwüstliche Lust an Geselligkeit und an den materiellen Freuden des Daseins. Man liebte und verstand zu jubilieren und zu pokulieren, man suchte und fand die Gelegenheit zu heitern Festen und feuchtfröhlichen Kösten. Zwar gab es keine Gasthäuser und Restaurationen im heutigen Sinn, sondern höchstens Herbergen für das niedere Volk, doch fand jeder, der wollte, Gelegenheit in den Gildestuben oder bei den Schwarzhäuptern einen sattelfesten Trunk zu thun. Insbesondere die „Pfennigdrunken“ in der Großen Gilde, die in gewisser Reihenfolge von den Gildebrüdern angerichtet wurden und bei denen man sich an manch geselligen Spielen, wie Schach und Puff, Kegel und Kugelspiel oder „Pilkentafel“ (wohl eine Art Billard) ergötzen konnte, standen in gutem Ansehen und ersetzten das Klubleben der Gegenwart: in oft naiver Weise verschmolzen die Feste der Kirche mit wackern Trünken. So heißt es z. B. in Bezug auf das Osterjahresfest der zur Großen Gilde gehörigen Tafelgilde: „Die Brüder sollen zusammenkommen um der heiligen Auferstehung unseres Herrn willen und eine gute Tonne Bieres zusammentrinken und sagen: Christus ist auferstanden.“ Nach Beendigung der Mahlzeit mußten sich Alle erheben und mit „Freuden“ singen: „Christus ist auferstanden von der Marter alle, deß sollen wir alle froh sein, Gott will unser Trost sein, Kyrie eleison.“ Dann begann das Trinken. Über den gewöhnlichen Festen standen die von Gilden und Schwarzhäuptern gesondert abgehaltenen

Hauptdrunken zu Weihnachten und Fastelabend, die sich längere Zeit hinzogen und mit festlichen Bällen, Musik und viel Lustbarkeiten verbunden waren. Jeder mußte erscheinen und den oft nicht geringen Anforderungen, die an seinen Durst gestellt wurden, gewissenhaft nachkommen und während zu den gewöhnlichen Drunken alle Kurzweil um 9 Uhr ein Ende hatte, dauerte jetzt Trunk und Spiel bis Mitternacht. „Besonders geräuschvoll[1]) gestalteten sich die Drunken der Schwarzhäupter. Man verstärkte die Musik durch Pauken, die von Schwarzhäupterbrüdern geschlagen wurden; man trug in Prozession geschmückte Tannenbäume auf den Markt, zündete sie an und umtanzte sie im Reigen, man trieb Mummenschanz und feierte eine Art Karneval, indem die Brüder zu Beginn der Fastelabenddrunken nach einer Schlittenfahrt einen festlichen Einzug in die Stadt hielten, was man „den Fastelabend einbringen" nannte. Den Schluß der Drunken bildete eine Seelenmesse für die verstorbenen Brüder, der die Genossen in der Kirche beiwohnten. Damit streifte die Stadt zu Fastelabend ihr heiteres Gewand ab." „Das Erwachen der Natur aus langem Winterschlaf — so fährt der bewährte Kenner revalscher Geschichte, dem wir hier in der Schilderung vergangener Lust folgen, fort — hat stets auf das Gefühlsleben des Menschen belebend eingewirkt, keine Jahreszeit ihm so das Reich der Poesie erschlossen wie der Frühling. Unter diesem Einfluß ist das altdeutsche Maigrafenfest entstanden, das auch in Reval schon im 14. Jahrhundert und noch bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts von der Kindergilde gefeiert wurde. Der junge Lenz, der siegreiche Überwinder des Winters, vermählt sich mit der Erde und spendet allenthalben Freude. Sein Sinnbild war der Maigraf, der nach einem fröhlichen Ausritt in den grünen Mai und nach Abhaltung von Waffenspielen als Würdigster dazu erkoren wurde, dann als Hauptperson einer Reihe, teils selbst veranstalteter Festlichkeiten vorstand und sich eine der schönsten Damen als Maigräfin erwählte, die mit ihm seine Herrschaft teilte. Nach Gründung der Genossenschaft der Schwarzhäupter zog die Gilde sie zur Feier hinzu. Zum Mairitt versammelten sich mindestens siebzig Gildebrüder zu Roß vor dem Hause des Ältermanns und zogen dann in's Feld. Mit ihnen ritten die Schwarzhäupter. Daselbst wurde der Maigraf vom Ältermann der

---

[1]) Die folgenden Zitate aus Nottbeck u. Neumann.

großen Gilde, seinen beiden Beisitzern, einem Bürgermeister und einigen Ratsherren sowie vom Maigrafen des vorhergehenden Jahres gekoren. Er hielt dann geschmückt seinen festlichen Einzug in die Stadt, dem ein vom frühern Maigrafen ausgerichteter Schmaus mit einem Damenball in der Gildestube folgte. Am Abend begleitete die Gesellschaft den alten Maigrafen mit Musik nach Hause und der junge Maigraf trat sein Regiment an. Am Pfingstsonntag veranstaltete dieser ein großes Fest auf freiem Felde, dem Ausritte und verschiedene andere Gastereien folgten, namentlich bewirtete der Maigraf die Damen, welche ihm die Lichte zur Frohnleichnamsprozession machten, desgleichen die Männer, welche die Lichte trugen. Am Donnerstag nach Trinitatis ging diese große Prozession um die Stadt, an der sich der Maigraf mit seinen Lichten und alle städtischen Gilden und Innungen nach einer gewissen Reihenfolge beteiligten. Mit einer Gasterei am Abend dieses Tages hörte die Maigrafschaft auf, die dem Inhaber ein gutes Stück Geld kostete, ihn aber dafür von der Verpflichtung des Schafferamts befreite", jenem ebenso kostspieligen wie beschwerlichen Amt der Ausrichtung der Hauptdrunken, das mehr denn einmal dem Inhaber einen Stoßseufzer ausgepreßt hat. So singt einer:

„Es lebt auf Erden kein Mann,
Der's Allen nach Willen thun kann;
Das müßte sein ein guter Knecht,
Der Jedem sollte dienen recht,
Der müßte Morgens vor Tag aufstehn
Und selten wieder schlafen geh'n."

und ein anderer Schaffer klagt:

„Du edle, kostbare Zeit,
Wie bist du mir entschwunden!
Ich habe große Seligkeit
Nicht in dir gefunden."

Neben dem Maigrafenfest feierte man schon im 14. Jahrhundert das Papageischießen in Reval, desgleichen Stechspiele und Ringelrennen. „Das Schießen mit der Armbrust hatte bei der damaligen militärischen Organisation der Bürgerschaft als Waffenübung besondere Bedeutung und bewirkte große Beteiligung an solchen Schützenfesten. Das Papageischießen fand im Frühling vor Pfingsten statt und wurde von der großen Gilde, den Schwarzhäuptern und der Kanutigilde getrennt



gefeiert. Der Schießplatz befand sich im sogenannten Papageiengarten vor der großen Strandpforte, woselbst die Vogelstange und an deren Spitze ein hölzerner, bemalter Papagei hergerichtet wurden. Zunächst feierte die große Gilde das Fest, dann folgten die anderen Innungen. Mit Musik zog die Genossenschaft, den vorigjährigen Schützenkönig an der Spitze, in langem Zuge von vielem Volk begleitet hinaus. Wer den Vogel herunterschoß, wurde neuer König und zog dann in Prozession in die Stadt, an einer Stange einen silbernen, zum Gildeinventar gehörigen Vogel haltend, während man die Armbrust vor ihm hertrug. Dann ging's zum Bankett und Damenball in der Gildestube, wo dem König ein schmuckes Mädchen für's Fest als Königin beigegeben wurde, mit welchem er allein tanzte. Außerdem erhielt er als Ehrenpreis ein Silbergeschenk. An das Fest schlossen sich Gelage, die sogenannten Papageiendrunken."

Natürlich gab der Rat auch von sich aus so manchen Schmaus, sei es, wenn fremder Besuch anlangte, sei es, wenn nach gethaner schwerer Arbeit eine Erholung für die Ratsglieder selbst von Nöten war. „Besonders großartig gestaltete sich die Aufnahme der Ordensmeister nebst ihrem Gefolge, wenn sie ihren Einritt in die Stadt hielten. Während des Mahls und des Gelages brannten nach alter Sitte neben dem Meister zwei riesige, grün gefärbte Wachsfackeln und Musik spielte, wobei die Ratskapelle von den Spielleuten des Ordensmeisters unterstützt wurde. In älterer Zeit begleiteten letztern außer seinen Spielleuten auch seine Gecken oder Hofnarren, die das Mahl wohl mit Späßen würzten und von der Stadt regelmäßig Geldgeschenke erhielten. Zum Zeitvertreib trat auch wohl der Schulmeister mit seinen Gesellen auf — so nannte man damals den Stadt-Schulrektor und seine Lehrer — und gab Darstellungen aus Terenz, Komödien oder Gesangsvorträge zum Besten, was ihm mit einem „Trankgelde" gelohnt wurde. Das Kämmereibuch enthält mehrere Kostenrechnungen solcher Aufnahmen aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Eine Menge Schafe, Schinken, Geflügel, Hasen, Fische, ein halber Ochse u. s. w. wurden bei solchen Gelegenheiten verzehrt, ein würziges feines Gebäck unter dem Namen Tabulat und Regal, vergoldet und versilbert, Konfekt und Früchte, auch wohl ein vergoldeter Pfau wurden aufgetragen. An verschiedenen Sorten bessern Käses konsumierte man allein $2^1/_2$ bis 3 Liespfund. In Strömen floß das

Getränk, Rheinwein, Hamburger, Einbecker und anderes Bier. Gelegentlich ihres Aufenthalts in Reval pflegten die Ordensmeister öfters auch einem größern Gelage im Brigittenkloster beizuwohnen, zu welchem die Stadt die nötigen Flüssigkeiten stellte.“ Daß aber über Lustbarkeit und Frohsinn, über Becherklang und Speerstechen in Reval wahrer Bürgersinn und Kraft nicht verloren ging, davon zeugt so manches Blatt aus der Geschichte der alten Hansestadt! —

---

12. Kapitel.

Allmählicher Niedergang.

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit.

Wer hätte geglaubt, daß wenige Jahre nach den überraschenden **Erfolgen des Ordens** in Livland, wie sie durch die Bullen Papst **Bonifazius IX.** aller Welt klar wurden, Ereignisse eintreten würden, **die** eine schwere Schädigung des Ordens nach sich ziehen mußten und **der** Gestaltung der Zukunft völlig neue Bahnen wiesen.

Wir reden hier nicht davon, daß Johann von Wallenrode sich sehr bald, nachdem er auf dem erzbischöflichen Stuhl von Riga Platz genommen, dem Orden, dem er doch selbst angehörte, zurückhaltend zu zeigen begann, ja Verbindungen mit Litauen und der Kurie anknüpfte, die von Landesverrat herzlich wenig unterschieden waren. Auch daß er 1403 im Herbst nach Deutschland entwich, brachte noch keine Umgestaltung der Dinge in Livland zu Wege.

Der Anstoß zu einer vollständigen Verschiebung der Machtverhältnisse in dem Südosten der baltischen Küste und deren litauisch-polnischen Hinterländern datiert dagegen von jener Hochzeit zu Krakau, 1386, durch die eine Zusammenfassung der litauisch-polnischen Kräfte bewirkt und der Angriff gegen den das Meer beherrschenden Orden in Preußen erst möglich gemacht wurde.

Vergegenwärtigen wir uns die Entwicklung der Verhältnisse in Litauen und Polen[1]).

Wiederholt haben wir bereits Gelegenheit gehabt die Beziehungen Litauens zu Livland hervorzuheben.

Das eigentliche Zentrum der litauischen Lande nahmen die Schmuden

---

[1]) **Th. Schiemann** l. c. I. pag. 210—244 und 503—558. Der Zusammenhang schien es mir zu erfordern einige schon früher erwähnte Momente hier zu wiederholen.



oder Schamaiten am obern Niemen und die Litauer oder Litwa, die am Niemen und der Wilja saßen, ein. Zu beiden Seiten des Bug endlich siedelten die Jatwjägen. Doch erst im 13. Jahrhundert beginnt in dem Chaos staatlicher Wirrnis die erste Spur von Konsolidation aufzutauchen, die durch die auswärtigen Gefahren von Seiten des Ordens, der Russen und Polen im Fluß erhalten wurde. Die erste historisch greifbare Persönlichkeit, die uns hierbei entgegentritt, ist Mindowe, der Sohn Ringolds, der von Kernow aus nach seines Vaters Tode Alleinherrscher wurde und die Politik begann, welche Litauens Größe in der Folgezeit bestimmte, die Eroberung und Angliederung russischer Landstrecken. Schon er unterwarf Polozk, Witebsk und faßte im Smolenskischen Fuß. In geschickter Weise wußte er seine Gegner zu behandeln, den Orden durch vorübergehenden Übertritt zum lateinischen Christentum zu gewinnen. Aber die innere Einheit zu stabilieren gelang ihm nicht und 1263 fiel er einer Verschwörung zahlreicher Fürsten, die seine zentralisierenden Absichten fürchteten, zum Opfer. Sein Tod gab das Signal zum Verfall des Reiches, die einzelnen Teile strebten auseinander und Mord und Blutvergießen zerrütteten das Land, für das es keine andere Rettung gab als die Wiederaufnahme der Pläne Mindowes.

Eine neue Dynastie, die emporkam, erkannte das: Witen und Gedimin, die Söhne Lutuwers, führten Litauen zu neuer Blüte, disziplinierten in endlosen Kriegen gegen Orden und Polen das litauische Heer und schützten durch Burgen und Städte die Grenzen. Im Innern wuchs dabei das russische Element immer stärker an, dessen vornehmster Repräsentant der Kastellan von Grodno, David, war, der erste Mann des Reichs neben den beiden Brüdern. Polozk, Nowogrodok, Pinsk, Wladimir, Luzk, Wolhynien gehorchten Gedimins und Witens Winken und unter Gedimins Sohn, Olgerd, fiel Kiew, die alte Hauptstadt Rußlands, Litauen zu. So waren bereits über zwei Drittel des Reichs mit Russen bevölkert und ein gewaltiger litauisch-russischer Staat entstanden, dessen Völkerschaften freilich ohne Verschmelzung nebeneinanderstanden.

Ein hervorragender Herrscher war Gedimin zweifellos und sein Tod 1341 oder 1342 hätte für Litauen von einschneidender Bedeutung sein müssen, wenn nicht zwei seiner Söhne, Olgerd und Kenstuit, Geisteskraft und Einsicht vom Vater überkommen hätten. Den drohenden Auseinanderfall des Landes, das in 8 Teilfürstentümer von Olgerd



zerlegt worden war, (!) wußten sie zu hindern. Olgerd wurde Oberherr, sein Bruder, der Großfürst Kenstuit, verband sich ihm zu ewigem Bündnis, die jüngern Brüder erkannten die Hoheit der beiden an, von denen Olgerd die russischen, Kenstuit die rein litauischen Gebiete in seiner Hand vereinigte. Für jenen haben denn auch die russischen Angelegenheiten stets die größte Bedeutung gehabt. Seinen Einfluß in Pleskau, Nowgorod und Smolensk zu festigen, Twer gegen Moskau zu stützen, Wolhynien gegen Polen zu verteidigen, die Horde zurückzuweisen, Kiew zu behaupten ist er sein Leben hindurch bemüht gewesen, während Kenstuit, ein Vollblutlitauer in Fühlen und Denken, von Schamaiten und Litauen aus stets nach Norden gegen den Orden rang und sich unbegrenzter Liebe und Verehrung, bei den Feinden aber höchster Achtung erfreute. —

Olgerd starb 1377. „Mit Stolz“, hat Schiemann zutreffend gesagt, „konnte er auf sein Lebenswerk zurückblicken: vom Schwarzen bis zum Baltischen Meere, von der Oka zu Bug und Weichsel erstreckten sich die Grenzen seines Reiches. Und dieses Reich hatte zum größten Teil er selbst geschaffen. West- und Südrußland haben ihm die Befreiung vom Mongolenjoche zu danken, lange bevor in Moskau Einsicht und Willen dazu vorhanden waren. Mit Weisheit hat er es verstanden den innern Frieden seines Reiches aufrecht zu erhalten, trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, die ihm, dem Heiden, entgegentraten, und trotz der Jahrhunderte alten Tradition der russischen Bruderkriege, mit Kraft hat er die auswärtigen Feinde abgewehrt und mit nie gebrochener Energie die weitangelegten Pläne seiner Politik zu verfolgen gewußt. In ihm starb einer der größten Staatsmänner des Mittelalters.“

Doch neue politische Komplikationen gewaltigster Art standen vor der Thür: der Zusammenschluß Litauens und Polens.

Im November 1370 starb Kasimir von Polen, ein Monarch, der trotz all der Schlacken, die an seinem Charakter kleben mögen, im Gedächtnis der Polen nicht ohne Grund als der „Große“ fortlebt. Insbesondere der Reorganisation des polnischen Kriegswesens, die er auf die Beteiligung des Grundbesitzes basierte und in bewußtem Gegensatz zum Orden reformierte, war ein Werk, das für die Zukunft Polens von höchster Bedeutung war.

Da er selbst ohne männliche Nachkommenschaft war, hatte er den Sohn seiner Schwester Elisabeth, König Ludwig von Ungarn, zu

seinem Nachfolger bestimmt, der mit Drangabe der wichtigsten Kronrechte den zahlreichen Widersachern gegenüber sich zu behaupten suchte und zufrieden war, wenn er wenigstens die Thronerbfrage nach seinen Wünschen zu ordnen vermochte. Seine Regierung war für Polen höchst verhängnisvoll, so daß ein Chronist wohl von ihm sagen konnte: „Zu Zeiten dieses Königs gab es in Polen keinerlei Gerechtigkeit". Kein Wunder, daß, als der König, der offen eingestanden hatte, ihm sei es schier unerträglich polnische Luft zu atmen, 1382 starb, keine Trauer durch das Land ging.

Zu seinen Lebzeiten hatte König Ludwig seinen Schwiegersohn, den Luxemburger Sigismund, Markgraf von Brandenburg, zu seinem Nachfolger bestimmt, aber die Antipathie gegen einen deutschen König von Polen war so stark, daß Sigismund selbst das Erfolglose seines Beginnens einsehen mußte und die Königin Elisabeth die Jüngere, Ludwigs Witwe, um die Krone wenigstens ihrem Hause zu retten, erklärte, sie sei es zufrieden, wenn die polnischen Magnaten ihre jüngere Tochter Hedwig als Königin anerkennen würden. Im Herbst 1384 wurde die junge Prinzessin, die erst dreizehn Jahre zählte, auch wirklich in Krakau gekrönt. Es galt nun für sie einen Gemahl finden, der den polnischen Parteien nach dem Sinn war. Zwar war sie mit dem Herzog Wilhelm von Österreich nicht nur verlobt, sondern sogar kirchlich getraut, doch der Herzog war ja auch ein Deutscher und daher den Großen wenig nach dem Sinn. Kein anderer als der Großfürst von Litauen, Jagiello, sollte die Hand der Bedauernswerten erhalten. Was kümmerte es die Mutter, was die Magnaten, daß der Auserkorene ein Mann war, an dessen Händen das Blut seiner nächsten Verwandten klebte.

Schon die Art, wie er zur Herrschaft in Litauen gelangt war, mußte die jugendliche Braut mit Abscheu erfüllen.

Jagiello war der Sohn des großen Olgerd. Gegen seinen greisen Oheim Kenstuit zeigte er von Beginn an wenig Ehrfurcht und lohnte ihm die übel angebrachte Milde und Vergebung, als er eines Einverständnisses mit dem Orden überführt wurde, durch schändlichen, heimtückischen Verrat. Unter den Mauern von Troki gewann er das Heer des alten Kenstuit und dessen Sohnes Witold, ließ hierauf seinen Oheim und Vetter gefangen nehmen und erstern in Wilna erdrosseln. Mit Mühe entging Witold durch die Flucht der Vernichtung, die seinem

ganzen Hause geschworen war. Doch schnell gab er den Orden, bei dem er Hilfe gefunden, wieder auf, als sich ihm Gelegenheit bot mit Jagiello, der seines Beistandes bedurfte, seinen Frieden zu machen: der Hochmeister, Konrad Zölner von Rotenstein, der durch einen verheerenden Einfall der Litauer und die Einnahme von Marienwerder auf das Höchste erbittert war, hatte Rache geschworen, so daß Jagiello eines Bundesgenossen nicht entbehren konnte. Er machte Witold günstige Anerbietungen und dieser schlug ein. Als Witold dann 1390 eine neue Schwenkung zum Orden machte, wußte Jagiello ihn zwei Jahre später dauernd an sein Haus zu fesseln: er bot ihm die großfürstliche Würde von Litauen unter seiner Oberhoheit an und diesem Lockmittel widerstand Witold nicht. Er brach für immer mit dem Orden und verband sich im treuen Bündnis mit seinem Vetter und einstigem Gegner. Dieser aber hatte bereits neue große Pläne entworfen, um eine weitere Verstärkung seiner Macht durchzuführen. Wo hätte er sie eher finden können, als in Polen, in dem die nationalen Antipathien gegen den Orden schroffer denn je zum Ausdruck kamen?

So vereinigten sich die Interessen beider slawischen Reiche zu gemeinsamem Vorgehen gegen den Orden. Unter dem Druck der Umstände wird es Jagiello sicherlich nicht schwer geworden sein die Bedingungen einzugehen, an welche die Hand der polnischen Hedwig geknüpft war. Denn, wenn als erste derselben die Annahme der Taufe gefordert wurde, so war dieselbe, zumal nach Kenstuits Tode, doch ein unvermeidlicher Schritt geworden; wenn ferner der polnische Adel die Bestätigung seiner Freiheiten heischte, so war auch diese Bedingung eine solche, die Jagiello schwerlich in Staunen setzen konnte. Also versprach denn der Großfürst schon Anfang 1385, „sich mit allen seinen noch ungetauften Brüdern und Verwandten, dem gesamten Adel, mit allen vornehmen und niederen Einwohnern des Landes in den Schoß der katholischen Kirche zu begeben; er werde alle seine Schätze zum Nutzen der beiden Reiche verwenden, er zahle die 200000 Gulden Reugeld für den Rücktritt von den Ehepakten an Wilhelm von Österreich; er werde alle dem polnischen Reich angethanen Beeinträchtigungen und Verkürzungen, von welcher Seite sie auch erfolgt sein mögen, auf eigene Kosten restituieren; er wolle alle Gefangenen beiderlei Geschlechts, die während der Kriege in die Hand der Litauer gefallen, frei-

geben, und endlich seine litauischen und russischen Lande für ewige Zeiten mit der Krone Polen vereinigen."

Am 12. Februar 1386 hielt Jagiello seinen Einzug in Krakau, am 15. trat er zur katholischen Kirche über, am 18. fand seine prunkvolle Vermählung statt und am 4. März bestieg er als Wladislaw IV. den Thron der Piasten.

Keine Macht wurde durch die Hochzeit von Krakau, die dadurch herbeigeführte Personalunion der beiden slawischen Reiche und die Christianisierung Litauens schärfer betroffen, als der deutsche Orden, dem die Zusammenfassung der polnisch-litauischen Streitkräfte militärisch höchst gefährlich werden mußte, dem aber vor allem die von Jagiello und der katholischen Geistlichkeit zielbewußt durchgeführte Christianisierung Litauens das Fundament seines Daseins, den Kampf gegen die Heiden, unter den Füßen fortzog.

Es ist hier nicht der Platz den bereits im Jahre 1386 ausbrechenden Krieg zwischen Jagiello und dem Orden in seinen einzelnen Phasen zu verfolgen, nur das sei hervorgehoben, daß unter dem Nachfolger des Hochmeisters Wallenrode, dem ritterlichen Konrad von Jungingen, der Orden durch den Ankauf der Neumark, die er von Brandenburg erwarb, die Feindschaft Polen-Litauens steigerte, ohne bei der mißvergnügten Haltung des Adels des neuerworbenen Landes irgendwelchen Gewinn aus ihm ziehen zu können. So rückte der Tag der Entscheidung immer näher, den der Orden trotz aller Suche nach Bundesgenossen allein zu bestehen haben sollte. Denn was sollte ihm ein Schiedsspruch König Wenzels nützen, der so parteiisch für die Brüder war, daß er die Polen und Litauer zu heller Wut entflammte, was die Intervention und schließliche Kriegserklärung König Sigismunds von Ungarn an Jagiello? Am 15. Juli 1410 erfolgte die Entscheidung auf dem Felde von Tannenberg — die Schlacht mußte das Los werfen über das Geschick der Ostseelande!

Das Ordensheer war an Zahl nur halb so stark, wie die polnisch-litauischen Heerhaufen unter Jagiello und Witold und die einzige Waffe, in der es dem Feind überlegen war, die schwergepanzerte Ritterschar vermochte den Mangel an leichten Reitern nicht auszugleichen. Auch das Geschütz des Ordensheeres, das entschieden stärker war, als das der litauisch-polnischen Armee, konnte nicht recht zur Verwendung kommen.



Eine entsetzliche Nacht ging dem Schlachttag voraus, unaufhörlich rollte der Donner, zuckten am dunkeln Himmel flammende Blitze, strömte der Regen auf die Erde hernieder. Orkanartig fegte der Wind über die Heide, riß Zelte um und ließ keinen die Augen schließen.

Um die Mittagszeit des 15. Juli begann die „Polenschlacht“ [1]). In ritterlicher Weise hatte Konrad von Jungingen den beiden Fürsten zwei Schwerter übersandt und ihnen Fehde angesagt: „Wisset, König und Witold, sprach der Herold, daß wir in dieser Stunde mit Euch kämpfen werden, und diese Schwerter schicken wir Euch als Hilfe zum Geschenk. Laßt uns aber das Schlachtfeld wählen, oder wählt es selbst.“ Jagiello gab zur Antwort: „Die Schwerter, die ihr uns gesandt habt, haben Wir empfangen, und im Namen Christi, der den Nacken der Übermütigen zertritt, werden wir mit Euch kämpfen. Ein Schlacht- und Kampfesfeld aber wissen wir Euch nicht zu bestimmen und wollen es auch nicht: die Stätte, die der Herr uns gnädig anweisen wird, an der wollen wir mit Euch kämpfen.“

Auf beiden Seiten kämpfte man, als die Schlacht entbrannte, mit großer Bravour, schon glaubten die Deutschen den Sieg in Händen zu haben, schon tönte der alte Siegessang: „Christ ist erstanden!“ durch ihre Reihen. Doch der Jubel war zu früh, denn zu weit ließ sich der linke Flügel in der Hitze der Verfolgung fortreißen, und als er endlich zurückkehrte, war im Zentrum durch schnöden Verrat die Entscheidung zu Ungunsten der Deutschen gefallen. Vergebens versuchte hier der Hochmeister in Person das Glück zu zwingen, vergebens durch einen heldenmütigen Vorstoß ins Herz des Feindes Jagiello selbst zum Gefangenen zu machen. Immer größer wurde die Masse der Gegner, immer undurchdringlicher wurden ihre Schwärme. Als die Sonne sank, war Alles entschieden: da deckten das Blachfeld der Meister, der Marschall und viele Ordensgebietiger, „der Polenkönig aber war Meister im Gebiete der Weichsel, nur noch von seinem Willen und den Umständen, die diesen bestimmten, hing es ab, wiefern der Orden bestehen sollte oder nicht“ [2]).

---

[1]) cf. auch K. von Schlözer's Verfall und Untergang der Hansa und des deutschen Ordens. pag. 17 ff. und Alexander Bergengrün. Die Schlacht bei Tannenberg. B. M. XXXIII.

[2]) Ranke. Preuß. Gesch. I, 72.

Noch schlimmer als die verlorene Schlacht, bei der die ritterliche Ehre doch gewahrt worden war, wurde dem Orden der moralische Zusammenbruch, der nach der Schlacht zu Tage trat und in grellstem Licht zeigte, auf wie schwachen Füßen die Herrschaft der Brüder basiert war, welcher Groll hinter den Mauern der Städte, welche Abneigung bei dem preußischen Adel gegen sie lebte.

Ein allgemeiner Abfall zu Jagiello war die nächste Folge: „mit Briefen, Gelübden und Gaben bezwang der König alle, klagt der Geschichtsschreiber, dergleichen große Untreue und schnelle Wandlung sei nie im Lande erhört gewesen, innerhalb eines Monats sei alles Land dem Könige unterthan geworden“. Elbing gab das Beispiel zu dem schmählichen Handel, Danzig, Thorn, Braunsberg und so manche andere Feste folgten.

Schon wähnte sich Jagiello Meister des ganzen Landes, da erstand demselben in Heinrich von Plauen, dem Komtur von Schwez, der rettende Held. Vor den Mauern der Marienburg brach sich Jagiellos Siegeslauf, eine Seuche dezimierte das Heer und das Heranrücken der Ungarn, Pommern und Brandenburger, vor allem die Kriegsbereitschaft der livländischen Heerhaufen ließen es dem Könige rätlich erscheinen, das Land so schnell wie möglich zu räumen.

Die Brüder aus Livland unter dem Landmarschall Bernd Hevelmann mit ihren Soldtruppen waren zu spät eingetroffen, um an der Schlacht von Tannenberg teilnehmen zu können, sie hätten die Entscheidung wohl auch nicht geändert. Jetzt vermochten sie das Wort des livländischen Meisters, „er wolle dem Hochmeister bis in den Tod gehorsam sein, sollte er auch alle Livlande darum zu Schanden lassen“ wahr zu machen: sie wurden der Kern, um den sich die treu gebliebenen Elemente des Landes scharten. Mit ihnen Hand in Hand fegte Hevelmann die polnischen Truppen aus Ostpreußen hinaus und erreichte dadurch eine so mächtige Erstarkung des polenfeindlichen Sinnes, daß, als Witold mit großem Heer gegen den Orden aufbrach, er das ganze Land in hellem Aufstand fand und unverrichteter Sache heimkehrte. Zugleich stellte sich der Vogt der Neumark, Michael Küchmeister, an die Spitze von gemieteten Knechten, Freiwillige strömten ihm zu, eilends brach er nach Osten zu auf. Auf die Kunde hiervon, sowie entmutigt durch die erfolglose Belagerung der Marienburg und den eigenwilligen Abzug der Scharen Witolds räumte um die Wende

vom September zum Oktober Jagiello das Ordensgebiet — zu Martini erkoren darauf einstimmig die Brüder Heinrich von Plauen zum Hochmeister. Dieser Umschwung bewog Jagiello zur Nachgiebigkeit: am 1. Februar 1411 wurde der (erste) Thorner Friede zum Abschluß gebracht. Heinrich von Plauen setzte hier Bedingungen durch, die verhältnismäßig überaus günstig zu nennen sind. Im Allgemeinen sollte der status quo gelten, nur Schamaiten, das thatsächlich doch nie vom Orden völlig beherrscht worden war, sollte zu Lebzeiten Jagiellos und Witolds an diese fallen, zur Auslösung der Gefangenen des Ordens sollten 100000 Schock Groschen entrichtet werden, alle Streitigkeiten durch ein Schiedsgericht zum Austrag kommen.

Wäre nur die Geldsumme nicht aufzubringen gewesen! Das Land war durch die ewigen Rüstungen arg belastet, die Städte, denen die Summe aufzubringen nicht eben schwer gewesen wäre, engherzig und dem Orden feindlich gesinnt. Als der Hochmeister das reiche Danzig zu den Kriegskosten hinzuziehen wollte, entfaltet es offen die Fahne der Empörung, im Culmerland bildet sich der Geheimbund der Eidechsen unter dem unzufriedenen Vasallenadel, dessen erster Anschlag auf Heinrich von Plauens Leben zwar entdeckt wird, dem aber zwei Jahre später der Sturz des hochstrebenden Mannes gelang.

Michael Küchmeister genannt Sternberg wurde Hochmeister, „ein nicht eigentlich untüchtiger Mann", aber eine Persönlichkeit, die ohne wahre Charakterfestigkeit und Reinheit der Gesinnung, von einer Politik des Diplomatisierens und der Kompromisse sich alles versprach. Zu dieser Unsicherheit der Politik des Ordens kam die trostlose Uneinigkeit im Innern, die Mißgunst, der Neid und die Eifersucht aller Stände gegen einander. Vergebens hatte schon Heinrich von Plauen, namentlich auf des livländischen Meisters Konrad von Vietinghoffs Rat, den Adel und Städtevertreter zur Teilnahme an der Landesverwaltung herangezogen, die Eintracht und das Vertrauen ließen sich nicht herstellen. Auch der Handel des Ordens ging bergab, die Klagen über Münzverschlechterung nahmen kein Ende und alle Vorschriften und Ermahnungen vermochten keinen Wandel zu schaffen.

Auch unsere Heimat hat an den Folgen der Schlacht bei Tannenberg ihr vollgemessen Maß mitgetragen; auch hier seufzte der Orden unter der Last der Kriegssteuer, auch hier dachten weder Städte noch Ritterschaften auf ihre Schultern wenigstens einen Teil derselben zu

nehmen. In Sorge um die Zukunft ist Meister Konrad von Vietinghoff zu seinen Vätern versammelt worden, seine Nachfolger wurden erst Dietrich Tork, dann der thatkräftige und warmblütige Siegfried Lander von Spanheim und hierauf Cysse von Rutenberg.

Getreu haben sie alle drei den Brüdern in Preußen in den leidvollen Tagen nach dem Thorner Frieden zur Seite gestanden, freilich in ihren Absichten durch die kaum abreißenden Streitigkeiten mit dem Erzbischof Johann von Wallenrode, der seit 1403 bereits außerhalb Landes gegen den Orden agitierte, und dessen Nachfolger nur zu sehr beschränkt und beeinträchtigt. Noch war der Zwist weit entfernt von einer Beilegung, als im Jahre 1414 das sehnlichst erwartete Konzil der allgemeinen Christenheit zur Reform der Kirche an Haupt und Gliedern in Konstanz, zusammentrat. Aber es war weit mehr als eine glänzende Kirchenversammlung, die der Kirchenspaltung ein Ende machen, die Irrlehre des Huß verdammen und den Glauben reinigen sollte, es war ebenso eine allgemeine europäische Reichsversammlung, auf der im Beisein des Kaisers alle weltlichen Streitfragen und nicht in letzter Reihe die Differenzen zwischen dem Orden und Litauen-Polen, wie die zwischen dem livländischen Meister und dem Erzbischof zum Austrag kommen sollten. Diese Dinge, vor allem die Person Johann Wallenrodes haben auf dem Konzil sogar eine höchst bedeutungsvolle Rolle gespielt.[1])

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, im Einzelnen zu erzählen, welch verworrenes und verwickeltes Intriguenspiel in Konstanz vor sich ging, wie der Orden von Allen als die milchende Kuh angesehen wurde, von der man Vorteil ziehen könne, wie sich von allen Seiten immer neue Ansprüche einstellten. Mehr den allgemeinen Dingen gilt es hier nachzugehen. Nachdem Johann XXIII. abgesetzt und auch Huß im Juli 1415 verbrannt worden war, tagte die hohe Versammlung nunmehr zwei und einhalb Jahre ohne Papst, da die Stimmen derjenigen in der Mehrheit waren, die erst die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern vorgenommen wissen wollten, ehe man zu einer neuen Papstwahl schritt. Natürlich stieg in dieser Zwischenzeit der Einfluß der hohen Prälaten, der Erzbischöfe vor allem,

---

[1]) cf. auch Th. Schiemann. „Ein Jahrhundert vor der Reformation“ in den Hist. Darstellungen rc. Mitau 1886.



in ganz ungeahnter Weise und auch Johann Wallenrode heimste seinen Tribut ein. Öffentlich legte er, denn den Orden fürchtete er seit der Tannenberger Katastrophe nicht mehr, die Ordenstracht nieder, öffentlich sprach er es aus, daß der Orden „die Kirche zu Riga, welche früher die Hausfrau gewesen, widerrechtlich zur Magd erniedrigt habe".

Gern hätte Lander von Spanheim trotz dieser übermütigen Worte eine Einigung mit dem Erzbischof zu Wege gebracht, denn böse Zeitungen gingen von allen Enden Livlands in Wenden ein; der Bischof von Dorpat, über den Mord eines seiner Vasallen, Johann von Dohlen, der in Preußen begangen worden war, aufgebracht, sann wieder einmal auf Verrat, auch die harrisch-wierische Ritterschaft war in Erregung, dazu begann eine pestartige Krankheit im Lande ihre Opfer zu fordern. Kein Wunder, daß der Meister in Livland entschlossen war aus der Habitfrage weiter keinen Streitpunkt zu machen. Da gelangte plötzlich Anfang Februar das Gerücht nach Riga, Johann von Wallenrode sei drauf und dran seinen Sitz aufzugeben und einen andern einzunehmen. „Damit trat, wie wohl gesagt worden ist, „die ganze Angelegenheit in ein neues Stadium, dem man eine welthistorische Bedeutung nicht absprechen kann".

Die Verhandlungen der Reformkommission, die auf Betreiben des großen Kanzlers der Pariser Sorbonne, Gerson, seit Johann's XXIII. Absetzung sich versammelt hatte, nahmen bei den nationalen Reibereien ihrer Glieder nur einen überaus langsamen Verlauf, kein Wunder daher, daß das Kardinalskollegium, aus dessen Mitte doch ein Papst gewählt werden mußte, das der Reform daher aus recht selbstischen Interessen abhold war, wieder mit der alten Forderung hervortrat, zuerst der nun schon lange verwaisten Kirche ein neues Oberhaupt zu geben, dann sei es immer noch Zeit die Reformen durchzuführen. Man stimmte in Konstanz bekanntlich nicht nach Köpfen, sondern nach Nationen, das Hauptaugenmerk der Kardinäle war es daher, die Majorität der vier Nationen zu gewinnen. Und in der That, es gelang ihnen die spanische, italienische und französische Nation ihren Plänen willig zu machen, so daß diese mit den Kirchenfürsten gemeinsam als der „größere und vernünftigere (!) Teil des Konzils" den Deutschen eine Art Ultimatum zustellten und alle Schädigungen der Kirche „der frommen, geduldigen, demütigen deutschen Nation" zur Verantwortung zuschoben. Vergebens

16*

antwortete diese „es sei besser, zuerst zu reformieren und die herrschenden Mißbräuche zu beseitigen, als einen neuen Papst und wäre er auch der heiligste, der Gefahr auszusetzen, in dieselben zurückzufallen". Vergebens baten die Deutschen, wenigstens die Grundzüge der Reform festzustellen und dem dann zu wählenden hl. Vater die Spezialreform zu überlassen. Selbst diesen Widerstand wußten die Gegner zu beseitigen, indem sie die Einigkeit der Deutschen sprengten und dadurch ihren Protest illusorisch machten. Freilich die Mittel, die sie anwandten, waren nicht eben sehr kirchlich und christlich. Man wußte nur zu gut, daß Johann Wallenrode sich in ewigen Geldverlegenheiten befand, da sein Erzstift in den Händen des Ordens war, und hier eben setzte man den Hebel an. Das reiche Stift Lüttich sollte ihm zu teil werden, wenn er von der deutschen Nation sich lossage — zu verlockend war der Preis, Wallenrode verkaufte sein Gewissen für schnöden Mammon. Auf dieselbe Weise gewann man einen andern Prälaten: Ambundi, den ehrgeizigen Bischof des kleinen Chur, gelüstete es Wallenrodes Nachfolger in Riga zu werden, man zögerte nicht ihm diesen Köder vorzuwerfen und gewann auch ihn.

Nun erfolgte die Wahl des neuen Papstes: der Kardinaldiakon Otto Colonna bestieg als Martin V. den heiligen Stuhl. Wohl hatte man beschlossen, die Reformen sofort nach der Wahl zur Beratung zu bringen, wohl hatte Colonna vor der Erhebung versprochen, sich ihnen nicht zu entziehen — kaum war er Papst, so vergaß er leichten Sinnes, was er gelobt. Schleunigst schloß er mit den einzelnen Nationen Sonderverträge (Konkordate) ab und ritt am 18. Mai 1418 von dannen: „Hinter ihm her zog aber der Fluch aller derer, die er um ihre heiligsten Hoffnungen betrogen hatte."

Hatte Martin V. Alle hintergangen, warum sollte er mit Livland eine Ausnahme machen? Er hat denn auch den Orden mit echt italienischer Tücke betrogen und belogen. Als der Meister, dem die Wahl einer geeigneten Persönlichkeit als Nachfolger Wallenrodes aufs lebhafteste am Herzen lag, durch den Ordensprokurator dahin wirken ließ, auch kein Geld sparte, daß wieder ein Ordensbruder Erzbischof würde, erhielt er die besten Zusicherungen. Noch am Tage seiner Abreise erklärte Martin V., zum Prokurator gewandt: „Da verlasset euch darauf, lasset mich damit umgehen, die Kirche soll keiner haben, er trete denn in den deutschen Orden. Das nehme ich auf mich!" „Da

dankte ich — schreibt der Ordensprokurator — Sr. Heiligkeit und schied getrost von ihm."

Und acht Tage später erfolgte Ambundis Ernennung zum Erzbischof von Riga, von seinem Eintritt in den Orden war aber keine Rede! Vergessen waren alle Bullen Bonifaz' IX., auf denen die Hoheit des Ordens begründet war, trotzig weigerte sich der neue Erzbischof, als er noch 1418 ins Land kam, das weiße Gewand anzulegen, ja, während der Orden noch zauderte, wußte er eine Bulle Martin's V. zu erlangen, welche jene Verfügungen Bonifazius' für null und nichtig erklärte.

Zu dem drohenden Bürgerkriege gesellten sich andere Gefahren. Furchtbar wütete die Pest in Livland, das Volk floh aus den Städten hinaus aufs Land und trug die Seuche auch dorthin. „Das Sterben ist leider an allen Enden dieser Lande, heißt es in einem Brief des Meisters, so groß und unmäßig in allen Winkeln, daß wir es kaum genügend beklagen können."

Trotzdem hat Livland das schwere Geschick getragen und an den polnisch-litauischen Schwierigkeiten und Kämpfen des Ordens in Preußen redlich seinen Anteil gehabt. In der Marienburg saß seit 1422 wieder ein neuer Hochmeister, Paul von Rußdorf, der die Zügel, die den schwachen Händen Michael Küchmeisters entglitten waren, aufgenommen hatte. Wohl war er, dem freilich von Vielen arge Bestechlichkeit nachgesagt wurde, ein ritterlicher Mann, der dem unerträglich gewordenen sarmatischen Hochmut eines Jagiello und Witold gegenüber entschlossen war, zum Schwert zu greifen, aber der energische, rücksichtslose und schlachtenkundige Führer, wie er dem Orden Not that, war er leider nicht. Den furchtbaren Verheerungen Preußens vermochte er nicht zu steuern, statt dem Feinde die Stirn zu bieten, verschanzte er sich im Kulmer Lande. Zwar ließ er auch den livländischen Meister zum Kampf entbieten, aber so spät, daß derselbe nicht rechtzeitig auf dem Platz sein konnte. Meister Siegfried that, was er konnte, aber nicht nur die Pest, „die, wie er an Rußdorf schrieb, unser Land zu Livland also sehr verwüstet und verelendet, daß Gott weiß und sich darüber erbarmen muß", hinderte an thatkräftigem Eingreifen, auch die „Untreue der Prälaten" zwang ihn, selbst im Lande zu bleiben. War es nicht unsagbar schändlich, daß Martin V., durch polnisch-litauisches Geld gefügig gemacht, den livländischen Bischöfen verbot, dem Orden irgend-

welche Hilfe gegen Jagiello zu leisten! Es waren daher nur zwei Heerhaufen, die aus dem fernen Harrien nach Königsberg zogen, um an dem Kriege teilzunehmen. Doch elend genug war der Ausgang desselben. Überall wurde, dank der ungeschickten Disposition des Hochmeisters, der Orden zurückgedrängt und geschlagen, manch tapfern Mann verlor er durch Gefangenschaft. Auch Livländer waren darunter, so die Vögte der Sonnenburg und von Jerwen, ferner Wilhelm Hahn, Dietrich von der Recke und manch andere Edle. Was half dem gegenüber das hohe Lob, das Rußdorf den Livländern zollte, wenn er an Spanheim meldete, die ihm zugesandten Mannen, der Landmarschall an ihrer Spitze, seien so gehorsam und gutwillig gewesen und hätten solchen Fleiß, Ernst und Treue in diesem Kriege erwiesen, daß er und alle seine Gebietiger es dem Meister und ihnen nicht genug danken könnten.

Doch nicht allein den Verlust manches Tapfern hatte unsere Heimat zu beklagen, noch schwerer wog, daß der livländische Meister und alle Stände und Städte Livlands den schimpflichen Frieden mit unterzeichnen mußten, den Paul von Rußdorf im September 1422 am Melno-See abschloß und der dem Orden Schamaiten und Sudauen nunmehr definitiv entriß. Von nun an trennten die schamaitischen Lande Livland von Preußen und damit war Witold ans Ziel seiner gegen den Orden gerichteten Politik gelangt, gegen den er jetzt freilich freundlichere Seiten aufzog, zumal sich das Verhältnis zwischen ihm und Jagiello von Jahr zu Jahr gespannter gestaltete und ein Krieg beider Fürsten immer drohender emporstieg.

Der wackre Meister in Livland hat an dem Frieden vom Melno-See schwer getragen. Noch ist ein Brief von ihm an Paul von Rußdorf erhalten, in welchem er ihn mit mannhafter Rede anspornt den Kampf aufzunehmen, Livland werde ihm treu zur Seite stehen. Ein Appell an die deutschen Kurfürsten, Fürsten und die Edlen Deutschlands werde nicht ohne Erfolg sein, im schlimmsten Fall solle er „das Ordensland, das von Grafen, Fürsten und von einer werten Ritterschaft zur Beschirmung des heiligen Christenglaubens erobert worden, ihnen zu teil geben. Jeder möge dann mit seiner Macht verteidigen, was ihm zu teil geworden; der Orden werde mit Blut, Leib und Leben den Kampf unterstützen. Immer noch besser, das

Ordensland gehe so in deutsche Hände über, als daß es den Polen, Litauern und Heiden zufalle."

Doch diese guten Worte fanden in Preußen kein Echo; im Mai 1423 untersiegelte der Hochmeister zu Wjelun den Definitivfrieden.

Kaum ein Jahr später (März 1424)) ist Meister Siegfried aus dem Leben abberufen worden, sein Tod aber enthüllte tiefgreifende Gegensätze, die zu all den übrigen Gefahren und Wirrnissen inmitten des livländischen Ordens selbst sich eingenistet hatten: den nationalen Zwiespalt zwischen den Rheinländern und Westfälingern[1], der dann wiederum in verhängnisvoller Weise auf das Verhältnis zwischen dem Hochmeister und den livländischen Brüdern zurückwirkte und namentlich während des Regiments Pauls von Rußdorf zerrüttende und lähmende Folgen zeitigte. Denn das war eben das Unglück, daß die nationalen Gruppen der Rheinländer und Westfalen sich nicht etwa in Preußen und Livland die Wage hielten, sondern daß in Preußen die Rheinländer, bei uns die Westfalen überwogen, mithin aus dem nationalen Gegensatz im Orden zugleich eine feindselige Stellung des preußischen Zweiges des Ordens gegen den livländischen wurde.

Seitdem der Orden seinen ursprünglichen Beruf vergessen und zu einer Versorgungsanstalt des deutschen Adels geworden, strömten ihm vielfach Leute zu, die ihm früher ferngeblieben waren, namentlich süddeutsche Edelleute aus Schwaben, Franken und Bayern, Herren vom Rhein und auch aus Mitteldeutschland — man faßte sie unter dem Namen der rheinischen Zunge zusammen. In Livland dagegen überwogen weitaus die Norddeutschen — die westfälische Zunge. Mit Hilfe ihrer preußischen Freunde gelangten im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts aber auch die Rheinländer, wenn auch unter steter Opposition der an Zahl weit überwiegenden Westfalen, zu bedeutsamer Stellung, die u. a. darin zum Ausdruck kam, daß bei jeder Meisterwahl in Livland Kandidaten beider Zungen dem Hochmeister präsentiert und zum Amt eines Landmarschalls stetsein Vertreter der andern Partei gewählt werden mußte. Die übrigen Ämter wurden gleichmäßig ver-

[1]) cf. hierüber auch Ph. Schwartz. „Über die Wahlen der livländischen Ordensmeister". M. z. l. G. XIII, pag. 459 und Ph. Schwartz. Über eine Anklageschrift gegen den Hochmeister Paul von Rußdorff &c. M. z. l. G. XIV, pag. 145 ff. Mir scheint im Gegensatz zu Schwartz Kerskorf doch Rheinländer!

teilt[1]). Indem nun Rußdorf, der sich zu den Rheinländern hielt, versuchte, seine Freunde auch in Livland über jede Gebühr zu begünstigen, erregte er hier arge Opposition. Wurde der Hochmeister doch sowohl von den livländischen Gebietigern, die in der Mehrzahl Westfälinger waren, wie von dem Deutschmeister beschuldigt, daß er sich bei der livländischen Meisterwahl habe bestechen lassen und aus Parteiinteresse stets dem Rheinländer von den beiden ihm präsentierten Kandidaten den Vorzug gegeben, obgleich der andere Kandidat der bei weitem tüchtigere gewesen sei. Schon bei Cysse von Rutenbergs (Spanheims Nachfolger) Wahl hätten ein Schrein mit Gold und zwei der schönsten Hengste und das Parteiinteresse den Ausschlag gegeben. Noch schärfer trat der Gegensatz hervor, als es 1433 abermals eine Doppelwahl gab und die eine Gruppe, die es mit dem Hochmeister hielt, Franke Kerskorf, die andere, die Westfälinger, Heinrich von Bockenvorde, genannt Schungel, als Kandidaten präsentierte. Es wurde hier namentlich dem Bruder Kerskorfs, dem Großkomtur und obersten Trappier in Preußen, Schuld gegeben, daß Franke den Vorzug erhielt. Es gab denn auch nichts Schlimmes, was dem neuen livländischen Meister nicht alles nachgeredet wurde: bald behauptete man — mit wieviel Recht sei dahingestellt — er sei gar nicht adligen Geblüts, bald beschuldigte man ihn gröblichster Unterschleife. Als der Komtur von Fellin gestorben, seien 3000 Mark in Gold, 600 löthige Mark gegossenen Silbers, nebst vielem Tafelgeschirr und Geschmeide in die Kammer des Meisters nach Riga gewandert; andere Kostbarkeiten und Schätze, so 100000 Mark gegossenen Silbers, die der Vogt von Jerwen hinterlassen hätte, seien auch nach Riga und von dort durch Walter Kerskorf nach Preußen abgeführt worden.

Wenn auch in diesen Anschuldigungen Vieles übertrieben sein wird, sie beweisen in jedem Fall, welchen Grad der Erbitterung die Streitigkeiten im Orden selbst angenommen hatten.

Auch mit dem Hochmeister gab es so manchen Konflikt. Die Politik, die Litauen gegenüber eingeschlagen war, fand in Livland keine Billigung und der selbständig handelnde Meister ging hier seine eige-

[1]) O. Stavenhagen. „Der letzte Rheinländer unter den obersten Gebietigern in Livland und die Verhältnisse der Abstammung bei den livländischen Ritterbrüdern" in dem kurländischen „Jahrb. für Genealogie, Heraldik und Sphragistik" 1895. pag. 135ff.

nen Wege. 1430 war der alte Großfürst Witold, der, seit Jagiello in Polen residierte, in Litauen fast souverän geboten hatte, gestorben, sein Tod gab, wie üblich, das Signal zu wildem Bürgerkrieg. Während Sigismund von Starodub, des Verstorbenen Bruder, die Abhängigkeit des Großfürstentums von Polen aufrecht erhalten wollte, versuchte Switrigailo, der Bruder Jagiellos, das Lehnsband zu zerreißen. Zu dieser seltsamen Kombination mußte der Orden natürlich Stellung nehmen. Nach längerem Zögern hatte der Hochmeister für Switrigailo Partei ergriffen, dann aber am 15. Dezember 1433 zu Lenczig (südwestlich von Plozk) einen zwölfjährigen Frieden abgeschlossen, durch den er die Sache Switrigailos aufgab. In Livland aber weigerte man sich diesen Schritt gut zu heißen, da man mit Recht eine Schwächung der polnisch-litauischen Macht voraussah, wenn die durch Jagiello herbeigeführte Union beider Reiche wieder auseinanderfiel. Franke von Kerskorf betrieb eifrige Rüstungen und Rußdorf, der im Grunde ja zufrieden sein mußte, wenn er durch eine livländische Diversion Ruhe vor Polen hatte, sagte Kerskorf im Geheimen seine Billigung zu: doch das Kriegsglück war gegen die Livländer: am 1. September 1435 stieß das livländisch-litauische Heer bei Wilkomir an der Swienta auf den Feind, der nach hartem Ringen Sieger blieb. Franke Kerskorf, sieben Gebietiger und viele Ritter und Knechte deckten das Schlachtfeld, von dem, wie eine aus rheinländischem Lager stammende Quelle erzählt, nur die Westfälinger unversehrt heimgekehrt wären. Wie tief mußte das Gift der Zwietracht gefressen haben, wenn solche Gerüchte überhaupt entstehen konnten! Glaubwürdig ist dasselbe umsoweniger, als wir die Gebietiger bei der notwendig gewordenen Neuwahl zum erstenmal wieder völlig einig sehen: einmütig beschließt man nur einen Kandidaten in Preußen vorzustellen und zwar den Westfalen Heinrich von Bockenvorde, der 1433 halte zurückstehen müssen. Rußdorf fügte sich widerwillig, nachdem er den ursprünglichen Plan, den Großkomtur Walter Kerskorf zum Meister zu erheben, bei dem Widerstreben der Livländer rasch hatte fallen lassen. Den Krieg für Switrigailo freilich vermochte man auch in Livland nicht weiterzuführen, auch der livländische Meister mußte am 31. Dezember 1435 den Frieden von Brest untersiegeln, in dem Switrigailo fallen gelassen wurde und der Orden sich verpflichtete, in Zukunft denjenigen als Großfürsten von Litauen anzuerkennen, den der König von Polen bestätigt habe.

Die Gelegenheit, einen Keil zwischen die beiden sarmatischen Reiche zu treiben, war für immer verpaßt, obwohl nach dem Tode Jagiellos, der 86 Jahre alt im Mai 1434 aus dem Leben geschieden war, auch für Polen ernste Tage anbrachen.

Das trübe, unerquickliche Bild, das wir zu zeichnen unternommen, wird aber noch dunkler, wenn wir dem Zwist im Orden selbst den in wilder Wut geführten Kampf der Brüder mit dem Erzbischof von Riga zur Seite stellen.

Im selben Jahre, in dem Meister Siegfried gestorben, war auch Erzbischof Ambundi heimgegangen und damit die für das Land so ungemein wichtige Frage, wer den erzstiftischen Stuhl einnehmen würde, von neuem brennend geworden. Natürlich mußte dem Orden alles daran liegen, daß einer seiner Brüder oder wenigstens ein solcher Geistlicher, der unbedingt als Anhänger des Meisters gelten konnte, den erledigten Sitz erhalte. Wenig zufrieden war man daher zu vernehmen, daß Papst Martin V. den gegen den Willen des Ordens vom rigaschen Domkapitel gewählten Henning Scharffenberg und nicht den Kandidaten des Ordens, den Bischof von Kurland, bestätigt habe. Diese Wahl mußte um so gefährlicher erscheinen, da Scharffenberg ein Verwandter des ordensfeindlichen Bischofs von Oesel und frühern Beichtigers des hl. Vaters, Christian Kuband, war, mithin ein Bündnis dieser beiden mit dem als erbittertem Feinde des Ordens bekannten Prälaten von Dorpat gegen den Meister höchst wahrscheinlich wurde.

In der That war der neue Erzbischof, gestützt auf vorläufig noch geheim gehaltene Bullen, durch die ihm die Oberhoheit über Riga zugesprochen, die Stadt vom Eid an den Meister gelöst und die Habitfrage zu ungunsten des Ordens gelöst wurde, entschlossen, bei sich darbietender günstiger Gelegenheit die alten Ansprüche früherer Zeit wieder aufleben zu lassen.

Ein Provinzialkonzil, das Anfang 1428 in Riga zusammentrat, um verschiedene arge sittliche und kirchliche Mißbräuche abzustellen, gab die Gelegenheit zu einer eingehenden Besprechung der Prälaten. Während man unzweifelhaft sehr lobenswerte Beschlüsse faßte, wie man der Verweltlichung der Geistlichkeit in Kleidung und Sitte steuern, wie man die Prediger anhalten könne sich der Sprache der Eingeborenen zu bedienen, und wie man der Ketzerei, dem Wucher, dem Gottesurteil des glühenden Eisens, des heißen und kalten Wassers die Spitze ab-

brechen könne, fand man auch die Zeit, um sich dahin zu einigen, eine Gesandtschaft an den hl. Vater nach Rom zu senden, um von ihm eine direkte Parteinahme gegen den verhaßten Orden zu erwirken. Der Revaler Dekan Faulhaser sollte die Legation führen. Doch der Meister war von dem Vorhaben unterrichtet und hatte den Komturen und Vögten genaue Weisung gegeben, sich der hinausreisenden Geistlichen zu bemächtigen und ihnen die kompromittierenden Papiere abzunehmen. Blinder Eifer und rasch zugreifende, vor nichts zurückscheuende Feindschaft gegen die Pfaffen führten diesen Befehl in entsetzlicher Weise aus: im Februar hatten sich die Gesandten auf den Weg gemacht, über Kurland ging die Reise ins Ausland. Als sie in die Nähe von Libau gekommen waren, sahen sie sich plötzlich umzwingelt, eine Schar Ordensknechte unter Führung des Vogts von Grobin, Goswin von Ascheberg, versperrte ihnen den Weg. Und nun geschah das schier Unsagbare: man ergriff die Geistlichen, schleppte sie, nachdem man ihnen die Briefe abgenommen, zum nahen See und ertränkte sie in den Wuhnen, die man in das Eis geschlagen.

Ein Schrei des Entsetzens ging durchs Land. Henning Scharffenberg legte sofort das Ordensgewand ab und nahm die Augustinertracht an, offen erklärte er sich gegen den Orden und schlug die bisher geheim gehaltenen Bullen an die Kirchenthüren. Christian Kuband, der sich seines Lebens nicht mehr sicher fühlte, entwich nach Rom, um hier zusammen mit Dietrich Nagel, dem Vertreter Scharffenbergs, Martin V. zu entscheidenden Maßregeln zu drängen.

Vergebens versuchte der Orden sich dadurch zu rechtfertigen, daß Ascheberg austrat — alle Welt glaubte, daß der Meister hinter dem blutigen Verbrechen stände. Und in der That, man erschrickt über die moralische Verworfenheit, die sich überall bereit macht, wenn man den frivolen Brief liest[1]), den der Prokurator des Ordens damals an Rußdorf schrieb: „Ehrwürdiger, gnädiger, lieber Herr Hochmeister," heißt es dort, „da, wie ihr berichtet, der Bischof von Oesel sich aus dem Lande Livland erhoben hat, kommen, so viel ich weiß, höchstens drei Wege in Betracht, die aus Livland gehen, andere giebt es weder zu Wasser noch zu Lande. Wollte man Fleiß dabei haben, so könnte niemand hinaus kommen, man möchte sie hindern, nämlich Kuband

[1]) Zitiert nach Th. Schiemann l. c. II. pag. 188ff.

und die andern Pfaffen, die dem Orden feind sind. Hätte man Kuband unterwegs auf der See .... aus dem Schiffe fallen lassen, es wäre hier in Ordnung gebracht worden. Wer da tot ist, der thut seinem Widersacher keinen Verdruß an, das ist allhier ein Sprüchwort. Wer im Kriege die Oberhand behält, der wird gerecht, ob er gleich ungerecht wäre .... Hätte Ascheberg seine That geleugnet und wäre er auf sein Schloß zurückgeritten, da hätten viele Jahre dazu gehört, ihm etwas zu beweisen .... Aber haben wir denn keine andern Mittel, als nur Schwert oder Wasser? Wer einen bösen Menschen mit den Seinen töten will, dem soll es gleich sein, welchen Tod er ihm anlegt. Man sollte solchen Leuten zu essen und zu trinken geben, daß sie nimmermehr danach hungerte oder dürstete und auf andere Weise die Bösen ausjäten." Nicht auf das Recht käme es an, sondern auf das Geld, das man aufwenden wolle. Man müsse die Zeit nehmen, wie sie eben sei!

Und die Konsequenz? Nun, möge der Meister versprechen, was er wolle, möge er in der Habitfrage nachgeben, wie weit ihm nützlich dünke — „wenn die Zeit gekommen ist, so haltet davon, was Euch recht ist!"

Zu sehr würden wir uns in Einzelheiten verlieren, wollten wir die wechselvollen Verhandlungen, Landtage und Einigungen in den folgenden Jahren uns genauer vergegenwärtigen. Wohl trat der dem Orden günstig gesinnte Nachfolger Martins V., Eugen IV. für die Brüder ein, doch das Konzil zu Basel, an das die Prälaten appellierten, nahm ihre Partei, ja auf demselben übernahm der Polenkönig den Schutz des Erzbischofs als Protektor. Eine Saat war gesät, die schlimme Folgen tragen mußte!

Während man noch haderte, erfolgte die Niederlage an der Swienta und so tief war der Eindruck dieses Schlages, daß nicht nur im Orden selbst aller Zwist schwieg, sondern sich alle Elemente des Landes einträchtig aneinander schlossen: darin beruht die Bedeutung des Landtages zu Walk, der am 4. Dezember 1435 zusammentrat.

Bei gutem Willen aller Parteien — waren doch der Erzbischof und die vier Bischöfe von Dorpat, Reval, Kurland und Oesel, die Kapitel derselben und die Vertreter der stiftischen Vasallen, der harrisch-wierischen Ritterschaften, der Meister, der Landmarschall, die ersten unter den Gebietigern und die Ratsendboten von Riga, Reval und



Dorpat in dem kleinen Städtchen beisammen —, war eine Einigung nicht unmöglich. Und in der That, sie gelang: der Orden gab in der Kleiderfrage völlig und rückhaltlos nach, zu ewigen Zeiten sollte Erzbischof und Kapitel das Augustinergewand tragen dürfen; was Riga dagegen betraf, so versprach der Erzbischof seine oberherrlichen Pläne zwölf Jahre hindurch ruhen zu lassen. Auch alle Ansprüche auf Semgallen und die vom Kapitel Rigas in dem süddünischen Lande beanspruchten Güter wurden gegen eine entsprechende Geldentschädigung aufgegeben, Dünamünde gegen 20000 Mark gleichfalls dem Orden gelassen. Aber weit wichtiger, als diese Entscheidung, die, wie die Folgezeit lehren sollte, den Zunder doch nicht völlig gelöscht hatte, war die Landeseinigung, die, zunächst auf sechs Jahre, von allen „Gott zum Lobe und diesem armen Lande zu Livland zu Bequemheit und zu Gute" abgeschlossen und untersiegelt wurde. Innere Zwistigkeiten sollten in dieser Frist durch Schiedsspruch beigelegt, auch Fehden außer Lande nur mit Rat und Wille aller Bundesgenossen geführt werden, „würde jemand . . . . es dennoch thun, so sollen die Andern nichts damit zu schaffen haben. Ferner, würde irgend ein Heer mit Gewalt dieses Land zu Livland anfertigen, um es zu beschädigen oder Schlösser und Städte darin zu belegen, wenn das uns zu wissen wird, so sollen wir dazu ziehen oder die Unsern dazu schicken insgesamt das Land zu verteidigen nach unserm redlichen Vermögen, wo es dem Lande Not und Beruf sein wird."

Zum erstenmal tritt uns das ganze Land geeinigt entgegen, — weit umfassender als durch das Dorpater Bündnis wurde hier wirklich eine Konföderation des Landes geschlossen, deren Glieder, wenn auch oft in Hader auseinandergehend, doch immer wieder in ernsten Tagen sich zu einander fanden.

Die Folgezeit sollte freilich erweisen, wie schwer es war, die Kräfte, die auseinander strebten, statt zusammen zu bleiben, zum Frieden anzuhalten. Zunächst zeigte der Orden selbst seinen Gegnern, wie schwach er durch innern Zwist war: als 1437 im Dezember Meister Heinrich von Bockenvorde nach kurzem Regiment starb, brach, durch des Hochmeisters Parteilichkeit geschürt, der unselige nationale Zwiespalt von neuem aus: die Westfälinger wählten Heidenreich Vincke, Vogt von Wenden, die Rheinländer Heinrich von Nothleben, Vogt von Jerwen, beide Kandidaten wurden hierauf Rußdorf präsentiert.

Doch schon war die Stellung des Hochmeisters unhaltbar geworden, schon hatte der Deutschmeister, Eberhard von Saunsheim, gestützt auf einen Punkt der Ordensstatuten Werners von Orseln, der in gewissen Fällen dem Deutschmeister die Gerichtsbarkeit über den Hochmeister zusprach, Paul von Rußdorf vor sich zitiert; wohl weigerte dieser sich der Zitation Folge zu leisten, doch die Ladung allein genügte, um die Livländer aufsässig zu machen. Ein Ausgleich, der dahin zielte, daß, sobald der Meister von der einen Zunge sei, der Landmarschall der andern angehören müsse, wurde wohl von Rußdorf und den zu ihm entsandten Livländern angenommen, aber als jener durch ins Land entsandte preußische Gebietiger Heinrich Nothleben bestätigte, sagten ihm die Westfalen den Gehorsam auf und setzten es, trotz scharfer Proteste des Hochmeisters, durch, daß bis zur Entscheidung durch ein Generalkapitel Vincke als „Statthalter des Meisters" das Regiment in Livland führen sollte.

Einige Zeit hatte es den Anschein, als ob bei dem allgemeinen Wirrwarr der Orden auseinander fallen würde: der Deutschmeister entsetzte den Hochmeister, der Hochmeister den Deutschmeister, der livländische Meister verbündete sich mit Eberhard von Saunsheim, die kurländischen Gebietiger dagegen machten gemeinsame Sache mit Rußdorf, der rüstete, um mit Gewalt die livländischen Brüder zur Unterwerfung zu bringen. Vincke wiederum rückte mit seinen Knechten nach Kurland ein und besetzte es mit Gewalt. Riga war nicht abgeneigt dem Hochmeister zuzufallen, wenn dieser seine Privilegien bestätige, die preußischen Städte dagegen, die mit anderen Unzufriedenen 1440 einen förmlichen Bund geschlossen hatten, ja selbst Ordensbrüder, die sich durch die Rheinländer zurückgesetzt glaubten, insonderheit die drei Konvente von Balga, Königsberg und Brandenburg, traten in erbitterte Opposition zu Paul von Rußdorf, der endlich 1441, müde des Kampfes, abdankte.

Der neue Hochmeister, Konrad von Erlichshausen, war ein besonnener, tüchtiger und taktvoller Mann, der es verstand die Eintracht wieder herzustellen. Er erkannte Vincke als livländischen Meister an und erließ für Livland neue Statuten, die dahin zielten, die Zucht unter den Brüdern zu heben und dem Parteigeist zu steuern. Ein Rat sollte von nun an dem Meister zur Seite stehen, der zu Gliedern desselben ohne Ansehung von „Freundschaft, Mageschaft und Gift"

die „tüchtigsten, vernünftigsten und redlichsten“ von allen Landarten ernennen sollte. Durch Reisen des Meisters und Visitationsfahrten von ihm abgesandter Gebietiger hoffte man endlich die Burgen stets in gutem Stand zu erhalten.

Diesen Visitationsreisen verdanken wir, da bei denselben Protokolle aufgenommen zu werden pflegten, interessante Nachrichten über die Bewaffnung, Ausrüstung und Verproviantierung der Ordensburgen. Wir greifen als Beispiel das Protokoll über Schloß Karkus heraus, wo 1442 Johann von Mengede, genannt Osthof, als Vogt saß.[1] Die Visitierer sahen zwei schwere Steinbüchsen, die starke Steine zu schleudern im stande waren, ferner acht Lothbüchsen auf dem Schloßhof stehen, zu deren Gebrauch die Pulverkammer zwei Tonnen Pulver barg. An den Wänden der Rüstkammer hingen 70 Harnische, als da sind Blechharnische, Ringharnische und außerdem 26 schwere Panzer. Auch 25 Armbrüste und 3 Tonnen Pfeile harrten der Verwendung. Im Marstall aber scharrten die edlen Hengste der Gebietiger den Boden und 60 Schlachtrosse standen in den Ställen für die Brüder und Knappen. Reiche Vorräte wiesen auch die Vorratskammern auf: Mehl und Malz war aufgespeichert von Ostern bis zur Weihnacht, 500 Stück Schinken, 400 gedörrte Hammel und Schafe, 70 Rinder in Salz, 40 gedörrte Rinder, 8 Tonnen Häringe und — im Hinblick auf die Fastenzeit — nicht weniger als 70000 getrocknete Strömlinge, Barsche und andere Seefische. Hier standen zwei mächtige Tonnen Salz, dort zwei Tonnen Butter und daneben 2 Tonnen Schweinesülze. Im Getreidehaus endlich lagerten 100 Lasten Roggen und Gerste. —

Während, bis auf mancherlei Kriegslärm an der russischen Grenze, die Jahre Meister Vinckes in Frieden vergingen, hatten die livländischen Städte seit geraumer Zeit schon unter den Verhältnissen mit zu leiden, die den Niedergang des Hansabundes einleiteten und ihre dunklen Schatten auch nach Livland warfen.

Ein eigenes Verhängnis wollte es, daß um dieselbe Zeit, da die Zeichen des Verfalls in Livland hervorzutreten begannen, die einzige deutsche Großmacht, bei der das Land in Tagen schwerer Not hätte Rückhalt und Stütze finden können, gleichfalls deutliche Symptome dafür aufwies, daß ihre Blütezeit vorüber war.

---

[1]) cf. Th. Schiemann l. c. II. 128ff.

Wir müssen mit großen Strichen diesen Prozeß zu zeichnen versuchen.[1]) Gegen Ende des 14. Jahrhunderts brachten die Thronwirren in den skandinavischen Reichen, wo die thatkräftige Königin Margarethe von Dänemark, die Gemahlin und spätere Witwe Hakons VII. von Norwegen, den König Albert von Schweden vom Thron gestoßen hatte und um die schwedische Krone sich ein erbitterter Kampf erhoben, nicht nur die Skandinavier, sondern auch den Hansebund, dessen Handel —, namentlich der Häringsfang an der Küste Schonens — durch jene Wirrnisse aufs äußerste geschädigt wurde, in lebhafte Bewegung. Die beiden mecklenburgischen Seestädte Rostock und Wismar nahmen offen Partei für König Albert, der zugleich Herzog von Mecklenburg war, und förderten auf alle Weise das Treiben der Vitalienbrüder, die Stockholm, das dem gefangenen Albert treu geblieben war, entsetzen sollten. Die übrigen Hansastädte, die sich zeitweilig abwartend gehalten hatten, wurden schließlich durch die frechen Seeräubereien der Vitalienbrüder aus ihrer Reserve gebracht. Zu Fronleichnam 1395 wurde durch ihre Vermittelung, deren Flotte eine imponierende Stellung im Sunde eingenommen, ein Waffenstillstand zustande gebracht, der König Albert vorläufig wenigstens die Freiheit, den Hanseaten aber, wie schon an anderen Stellen erwähnt worden, den Besitz Stockholms eintrug. Bis Michaelis 1398 sollte Albert 60 000 Mark Lösegeld aufbringen oder Stockholm wieder räumen.

Unterdessen hatte Königin Margarethe ihren Großneffen Erich von Pommern an ihr Hoflager kommen und durch die Räte ihrer beiden Reiche zum Nachfolger proklamieren lassen, auch Schweden war diesem Beispiel gefolgt und hatte 1396 auf der alten Wahlstätte des Morasteins den Prinzen Erich als Thronerben anerkannt. Das bildete die Grundlage jenes denkwürdigen Akts, der kalmarischen Union, durch den im Juni 1397 Erich zum Erben der drei skandinavischen Kronen erhoben und das Verhältnis der Reiche zu einander festgelegt wurde. Margarethe erlebte bereits im folgenden Jahr den Triumph, daß die Hansa sich von Albert, der die Bedingungen von 1395 nicht zu erfüllen vermochte, lossagte und zu ihr in freundschaftliche, freilich auf der realen Grundlage der Bestätigung der Handelsprivilegien basierende Beziehungen trat. Ja König Erich hatte zu Beginn des neuen Jahr-

[1]) cf. K. v. Schlözer. Verfall und Untergang der Hansa und des deutschen Ordens in den Ostseeländern. pag. 26—82.



hunderts vollauf Gelegenheit, den Zoll der Dankbarkeit dem Haupt der Hansa, Lübeck, gegenüber abzutragen, indem hier mit durch seine Intervention die demokratische Umwälzung innerhalb des Rats rückgängig gemacht und die aristokratische Herrschaft wieder aufgerichtet wurde.

Doch unerwartet löste sich das Verhältnis. König Erich, der mit Holstein in heftige Fehde geraten war, nahm einen Vermittlungsversuch der Hansa äußerst übel auf und begann offen eine Politik zu treiben, die auf eine Schwächung des Bundes abzielte. „Nicht lange nachher", erzählt höchst drastisch der Chronist, „kriegten die Städte andere Augen und sie wurden gewahr, daß der König anderes im Sinn führte, als seine guten Worte gelautet hatten." Mit Geschick und leider mit Erfolg wußte er den Keil zwischen die Städte zu treiben und die holländischen Städte, die freilich nicht ohne Grund darüber klagten, daß sie aus Handelseifersucht von der Ostsee fern gehalten würden, zum Abfall von der Hansa zu bewegen. Der König, der sehr wohl wußte, daß bei den Hanseaten im letzten Grunde kommerzielle Vorteile den Ausschlag gaben, köderte die Holländer durch reiche Handelsprivilegien, die in Sonderheit den Häringsfang in Schonen den Niederländern zuwenden sollten. Die Hanseaten zögerten nicht mit der ihnen eignen Rücksichtslosigkeit den ehemaligen Genossen die Spitze zu bieten. Auf einer Tagfahrt 1425 faßten sie den Beschluß, daß man keinen holländischen Schiffer auf Livland befrachten solle. Im folgenden Jahr erfolgte ein Gebot, daß keinem außerhansischen Kaufmann, vornehmlich keinem Holländer, gestattet sein solle, in Livland die russische Sprache zu lernen. Ja vierzehn Jahre später (1440) wurde kategorisch die Einfuhr von holländischen Waren, namentlich holländischer Tücher untersagt.

Wohl war die Hansa entschlossen, diesen scharfen Worten die That folgen zu lassen und in den holsteinischen Wirren dem Dänenkönig gegenüber die militärische Überlegenheit zu dokumentieren. Eine große Flotte, zu der Lübeck, Hamburg, Rostock, Wismar, Lüneburg und Stralsund das Hauptkontingent gestellt, stach bereits im Herbst 1426 in See und nahm im Frühjahr 1427 im Hafen von Flensburg eine drohende Haltung ein, räumte jedoch diese Position infolge eines mißglückten Sturmes auf die Mauern der Stadt und begab sich im Juli in den Sund. Hier galt es um Maria-Magdalenen die beiden

großen Handelsflotten zu erwarten: die vierzig Schiffe starke bayische (d. h. biskayische) Flotte, die mit den Produkten der südlichen Länder nach den baltischen Häfen segeln sollte, und die preußische oder Weichselflotte, die aus Preußen und Livland mit Getreide, Wachs, Flachs, Holz und anderer Fracht nach Westen segelte. Beide Flotten sollten um dieselbe Zeit die schmale Wasserstraße passieren und durch die hanseatische Flotte geschützt werden.

Aber es kam anders: mit kühnem Wagemut nahm die schwedisch-dänische Flotte die Gelegenheit wahr, um sich mit den verhaßten Hanseaten zu messen. Der Mangel an Einmütigkeit, die Unkenntnis des Fahrwassers auf Seiten der Hanseaten spielte den Skandinaviern den Sieg in die Hände. Was vielleicht noch zu retten war, verdarb der vorschnelle Rückzug, den Lübecks Ratsherr Tielemann Sten befahl. So beleuchtete die sinkende Sonne des 21. Juli nicht nur eine furchtbare Niederlage der sonst so seegewaltigen Hansa, sondern sah auch die Zerstreuung der bayischen Flotte, die drei Stunden nach der Schlacht anlangte, statt der erwarteten Geleitschiffe nur die Feinde vorfand und nach mannhafter Widerwehr unterlag. Auch die preußisch-livländischen Schiffe werden ein gleiches Schicksal gehabt haben.

So endete das Jahr 1427 mit einem argen Verlustkonto. Kein Wunder, daß die Hanseaten allmählich den Krieg satt bekamen und die Gelegenheit, da auch König Erich sich nach Frieden sehnte, wahrnahmen, um der Unsicherheit ein Ende zu machen. Bereits im Juli 1430 schlossen beide Teile den Frieden von Wordingborg. Die Seestädte konnten mit den Bedingungen wohl zufrieden sein: König Erich, durch das Kriegsglück der Holsten ebensosehr, wie durch den Aufstand der Dalekarlier in Nordschweden aufs heftigste bedrängt, gestand den Hanseaten die alten Handelsgerechtsame wieder zu, ohne freilich dadurch in Schweden seine Lage retten zu können. Die deutschen Städte hüteten sich in die Wirrnisse einzugreifen und da König Erich mit eignen Mitteln der Gegner nicht Herr werden konnte, so schiffte er sich 1438 nach Gothland ein, um nie mehr nach Dänemark zurückzukehren. Erst 1459 ist er in Pommern, 74 Jahre alt, gestorben, nachdem Christof von Bayern, sein Neffe, in den drei skandinavischen Reichen sein Nachfolger geworden war.

Wenn das Interesse der Hanseaten an den schwedischen Kämpfen sichtlich ein weit geringeres geworden war, so wirkte hierzu in erster



Reihe der Umstand mit, daß der einträgliche Handel und Häringsfang an der Küste Schonens seit dem zweiten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts mehr und mehr zusammengeschrumpft war: 1411 hatte die Fischerflottille zum erstenmal die Wahrnehmung gemacht, daß der so begehrte Fisch in weit geringeren Massen auftrete, Jahr für Jahr steigerte sich die Kalamität, bis 1425 die Flotte fast leer in die Ostseehäfen zurückkehrte: es unterlag keinem Zweifel mehr, der Häring begann das alte Ziel seiner Wanderung zu meiden, aus der Ostsee wandte er sich nach der Westsee — an die Küsten Hollands und Flanderns!

Welch merkwürdiges Zusammenfallen! In derselben Zeit, da die holländischen Städte das Band mit der Hansa lösten, wurde dieser durch den veränderten Zug des rätselhaften Fisches eine bedeutende Einnahmequelle unterbunden, jenen neuer Reichtum zugeführt.

Ja, noch mehr: indem Holland mit dem mächtigen burgundischen Reich 1433 sich vereinigte, erhielt es in dem thatkräftigen burgundischen Fürstengeschlecht einen neuen Rückhalt gegen die ehemaligen Genossen der Hansa. Im Gefühl ihrer neuen Stärke waren die niederländischen Städte entschlossen den Ostseestädten, die ihnen den Zutritt zum Ostseehandel verweigert und verlegt hatten, mit gleicher Münze heimzuzahlen und ihnen nun ihrerseits den Handel in und durch ihre Gewässer zu verbieten. Schon 1423 war der Gegensatz der Mächte in Brügge so groß geworden, daß die Hanseaten ernstlich an die Verlegung des Kontors gedacht hatten, bald wurde aus dem Zwist ein erbitterter Seekrieg, in dem Herzog Philipp von Burgund freigiebig genug Kaperbriefe gegen die deutschen Seestädte austeilte: 1434 gelang es den Niederländern denn auch 23 preußische und livländische Schiffe, die von Spanien mit Salz und Wein unter Segel waren, aufzugreifen, ein Schlag, der in Lübeck gewiß ebenso schwer wie in Riga und Reval empfunden sein wird.

Nur auf kurze Zeit steuerte ein Waffenstillstand, den Christof von Dänemark zu Kopenhagen 1441 zuwege brachte, den unleidlichen Zuständen; als sich infolge des in der Friedenszeit sich mächtig hebenden kommerziellen Wohlstandes auch die politische Stellung der Hansa erholte, fürchtete der argwöhnische Dänenkönig für seine Macht und schloß sich mit plötzlichem Frontwechsel an die Holländer, ja er plante nichts geringeres als einen Überfall auf Lübeck — da starb er 1448.

Neue Thronstreitigkeiten brachen aus, in Schweden und Norwegen erhoben die Großen eigene Herrscher, die dem von den Dänen erwählten Grafen Christian von Oldenburg, dem Stammvater des heutigen Königsgeschlechts, keinen Gehorsam leisten wollten — erst 1457 erfolgte nach wechselvollen Kriegen die Anerkennung des Oldenburgers durch alle drei Reiche.

Der ewige Kriegslärm und die Unsicherheit des Meeres konnten natürlich nicht ohne die schlimmsten Folgen bleiben. Zwar bewahrte Lübeck nach außen hin noch immer die glänzende Stellung als Haupt des Hansebundes, doch begann dieser bereits an Ansehen und Größe einzubüßen. Mit den livländischen Städten stand man, damals noch einzelne kleine Irrungen abgesehen, nach wie vor in trefflichem Verhältnis — zu eng banden die Vorteile des russischen Handels Lübeck und Riga, Reval und Pernau aneinander, — sonst aber stand es sowohl im Westen wie im Osten schlimm genug. Dort waren nicht nur die reichen Holländer, Dortrecht, Amsterdam, Delft, Leyden, Haarlem und wie sie alle hießen, ausgetreten, auch die rheinischen Städte, namentlich Köln, zeigten wenig Gemeingeist, um so mehr aber eifersüchtige Regungen auf Lübecks Vorherrschaft.

Hier im Osten verhielten sich die preußischen Städte seit langem schon lau zum Bunde und nur sparsam trafen die Ratsendboten zu den Tagfahrten ein: es waren das die Folgen der unseligen Tannenberger Schlacht, die das ganze Land allmählich in Mitleidenschaft zogen. Vollends die binnenländischen Städte! Sie waren der Mehrzahl nach durch die steigende Macht der Landesherren ihrer Selbständigkeit beraubt und spielten daher kaum eine politische Rolle mehr.

Und selbst die wendischen Städte, Rostock, Wismar, Stralsund und Greifswald, die neben Hamburg und Lübeck den Kern der Hansa bildeten, hielten nicht mehr einträchtig zusammen, mehr denn einmal hatten vielmehr die skandinavischen Kriege die einzelnen Städte auf verschiedenen Lagern gesehen, Sonderbündnisse und Sonderfrieden waren geschlossen worden. „Nirgends mehr war ein rechter Halt, nirgends ein durchgehender Gemeinsinn zu finden; überall Zersplitterung der alten Kraft; bei der deutschen Reichsgewalt aber nach wie vor nicht das geringste Interesse für den nordischen Städtebund.“

So war die Lage des einst meergewaltigen Bundes um die Mitte des 15. Jahrhunderts: die kalmarische Union und das Emporkommen



Burgunds in politischer Beziehung und die veränderten Bedingungen des Häringsfangs, infolge deren die schonenschen Küstenplätze verödeten, hatten den Lebensnerv der Hansa unterbunden, allenthalben regte sich das Bestreben der Emanzipation von dem Handelsmonopol, das der Bund, in der Ostsee wenigstens noch, sorgfältig aufrecht erhielt — die Zeit war nicht mehr fern, wo durch die Zerstörung des Handels in Nowgorod und Pleskau der entscheidende Schlag gegen die Hansa geführt, zugleich aber die Eintracht zwischen Lübeck und unserer Heimat untergraben werden sollte.

---

13. Kapitel.

Die Tage Silvester Stodeweschers und des erneuten Kampfes um Riga.[1])

Concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur.

Am 5. April 1448 schloß Henning Scharffenberg seine Augen. Der Tod dieses Kirchenfürsten, dessen Sorge für das Landvolk und die sittliche Hebung der Geistlichkeit ebenso wie seine ununterbrochene Anwesenheit in seinem Stift ihn überaus vorteilhaft von Vorgängern und Nachfolgern unterschied, gab, anders war man's in Livland ja kaum gewohnt, das Signal zu einem erneuten Messen der gegenseitigen Kräfte. Hie Orden, hie Prälaten! schallte es abermals durchs Land. Das rigische Kapitel erkor einstimmig den Bischof von Lübeck und rief den römischen und polnischen König zum Schutz der Wahlfreiheit an, der Orden aber setzte in Rom alle Hebel in Bewegung, um seinen Kandidaten, den Kaplan und Kanzler des Hochmeisters, den Ordensbruder Mag. Silvester Stodewescher, durchzubringen. Dank der schamlosen Käuflichkeit der Kurie siegte der Orden ob, die 4000 rheinischen Gulden, die in die ewige Stadt wanderten, thaten ihre Pflicht: schon im Oktober desselben Jahres ernannte Nikolaus V. Silvester zum Erzbischof von Riga.

Fürwahr, man hatte guten Grund in Ordenskreisen zu frohlocken, denn der Erfolg war ein überraschender: nicht nur daß Silvester selbst dem Orden als Priesterbruder angehörte, mußte dem Meister

[1]) Nicht gerade reichlich fließen die Quellen fürs 15. und den Beginn des 16. Jahrhunderts, sehr spärlich vollends ist die Bearbeitung derselben. Monographieen fehlen vollständig, so daß die Kapitel bis zur Reformation fast ausschließlich neben den Schirren'schen Vorträgen auf Schiemanns „Rußland, Polen und Livland" I. II. aufgebaut sind, das gerade hier auf den neuesten Forschungen basiert, aber leider in einzelnen Partieen gar zu sehr ins Detail geht. Gelegentlich ist Richters Gesch. d. Ostseeprov. I. 2. Band herangezogen worden.



sehr genehm sein, ausdrücklich versprach Silvester dem Hochmeister auch, daß er das Ordenshabit nie ablegen, vielmehr sein höchstes Vermögen darauf wenden wolle „daß die Domherrn zu Riga, die jetzt sind und andere, die in künftigen Zeiten allda Domherrn werden", gleichfalls die Ordenstracht wieder annehmen. Auch betonte er in unzweideutigen Worten seine Treue gegen den Hochmeister, den Meister und den ganzen Orden und gelobte all seinen Fleiß anzuwenden, „daß zwischen dem Orden und dem Stift zu Riga die Gebrechen und Zwistigkeiten hingelegt, beigelegt und entschieden werden."

Wie hoffnungsvoll für das Land, wenn die Gelöbnisse mehr als Worte blieben, doch leider spielte Silvester von Beginn an ein perfides Spiel. Versprach er doch um dieselbe Zeit, da er sich dem Orden zu Treuen verpflichtete, dem Kapitel die Habitsordnung Martin V. aufrecht zu erhalten und in keinem Stücke die Rechte des Kapitels preiszugeben.

Es unterliegt keinem Zweifel, der schlaue Prälat wollte beide Parteien mit Versprechungen, die damals wohlfeil wie Brombeeren waren, hinhalten, bis er sich selbst ein Urteil über die Stärke derselben gebildet und persönlich Land und Leute kennen gelernt hatte.

Mit dem Empfang, der ihm von allen Seiten wurde, konnte er wohl zufrieden sein. In Goldingen empfing ihn, als er Anfang Juni die Grenze passierte, der Komtur feierlich namens des Ordens, in Hasenpoth begrüßten ihn Abgesandte des Kapitels und der erzstiftischen Ritterschaft, zehn Meilen vor Riga des Meisters Kanzler, der Propst von Riga und ein Domherr. Am 22. Juni endlich hielt er, von Herren des Erzstifts hoch zu Roß, den Herren des Ordens und den Bürgern der Stadt festlich eingeholt, am Eingang Rigas von den in Reihen aufgestellten Schülern begrüßt, seinen Eintritt. In der Domkirche leistete er hierauf einen „unschädlichen" Eid, wie er selbst cynisch meinte, der den Domherren in allgemeinen Worten ihre Privilegien zusicherte. Dann folgte das Te Deum. „Mir aber hatten sie, so berichtet Silvester selbst, einen hohen Stuhl gemacht, wohlumkleidet; darauf saß ich und danach ging ich zum hohen Altare und las die Messe. Keines aber mißhagte mir mehr, denn sobald die Ritterschaft zu mir kam, da brachte sie mir ein Schwert in vergoldeter Scheide. Das Schwert zogen sie heraus und ließen es mir von ihrem Ältesten halten, auch in der Kirche und in allen Enden." Dem hohen

Herrn kam das Gruseln an und er meinte: „Ich bin nicht gewohnt bloße Schwerter viel zu sehen, darum war mir grausam dazu und mein Gemüt wurde nicht eher ruhig, als bis sie das Schwert in die Scheide gesteckt hatten!“

Am folgenden Tage, am Montag, leisteten die Domherren und die Ritterschaft des Erzstifts den Treu- und Lehnseid, dann begab sich Silvester gegen Ende des Monats, nachdem es an mancherlei Festlichkeiten nicht gefehlt hatte, Riga zu Ehren des neuen Herrn alle Gefangenen begnadigt und ihm ein stattliches Geschenk an rotem Scharlach, Grauwerk und köstlichem Rheinwein verehrt hatte, zum kranken Meister nach Kirchholm.

Im November des Jahres starb der Hochmeister Konrad von Erlichshausen, im Sommer 1450 Meister Vincke. Der Tod beider Männer sollte nicht ohne bedeutsame, wenn auch recht verschiedenartige Folgen sein. Für Preußen war Konrad von Erlichshausens Hinscheiden ein schweres Unglück, da sein Nachfolger und Neffe Ludwig von Erlichshausen, ein schwacher, haltloser, stets fremdes Rates bedürftiger Mann war, der dem Ernst der sich wieder mit Wucht erneuernden polnischen Gefahr absolut nicht gewachsen war. In Livland dagegen bedeutete die Wahl Mengede's, genannt Osthof, des Komturs von Reval, das Emporkommen eines schneidigen und dabei doch auch diplomatisch erprobten Führers, der vom ersten Tage an entschlossen war, allen Ansprüchen seines Ordens nicht um eine Linie zu vergeben und als echtes Kind einer skrupellosen Zeit jedes Mittel anwandte, das ihn zum Ziel zu führen schien.

Gleich der erste Schritt, den der Orden that, um dem noch immer ungefügigen Domkapitel den Boden unter den Füßen fortzuziehen, war eine — Urkundenfälschung. Unter Beihilfe des päpstlichen Kommissarius wurde eine gefälschte Bulle in Umlauf gesetzt, durch die den Domherren mit Bann und Interdikt gedroht wurde, wenn sie das Ordenskleid nicht annähmen. Die Bulle, „welche im Grunde unmächtig und tot“ war, that ihre Wirkung: schon im Juli 1451 einigte man sich zu Wolmar, die Prälaten natürlich im festen Glauben an die Echtheit des päpstlichen Willens, dahin, daß Erzbischof und Kapitel in Zukunft und für ewige Zeiten das Ordenshabit tragen sollten. Im folgenden Jahr hat der Papst denn auch seinen Konsens hierzu erteilt.

Der Orden konnte von Glück sagen, daß die Gefahr von dieser Seite

für den Augenblick beseitigt war, denn von allen andern Seiten erhoben sich Gegner, die zu bestehen nicht eben leicht war. In Dänemark tauchten eben damals die alten Ansprüche auf Nordestland wieder auf, im Stift Dorpat arbeitete eine dem Meister feindliche Partei auf die Erwählung des Grafen Moritz von Oldenburg, König Christians von Dänemark Bruder, zum Bischof hin, was im Hinblick auf die dänischen Pläne doppelt gefährlich schien. Auch im estländischen Bistum Reval blickte man nach Kopenhagen und in Oesel saß ein ergrimmter Feind des Ordens. Ein bedenkliches Symptom mußte es vollends sein, daß im „ruhsamen" Bistum Kurland, das ganz unter dem Einfluß des Meisters stand, sich gegen denselben gerichtete Tendenzen zeigten. So standen alle Prälaten, bis auf den Erzbischof, bereit dem verhaßten Orden die Spitze zu bieten.

Noch ernster aber mußte es den Meister stimmen, daß selbst unter den Städten, die doch über ein Jahrhundert treu zu den Brüdern gehalten hatten, sich eine Bewegung Bahn brach, die, wenn sie nicht rechtzeitig gedämpft wurde, den vorhandenen Zündstoff zu hellen Flammen bringen konnte: das Beispiel Preußens, wo die Städte, an ihrer Spitze Danzig, in offener Opposition zum Orden sich befanden, ja seit 1440 einen förmlichen Bund abgeschlossen hatten, wirkte verlockend auf Livland zurück. In den Kommunen des Landes zeigte sich von neuem der ordensfeindliche Geist: während Riga einen Boten nach Preußen entsandte, um wegen Eintritts in den preußischen Bund zu verhandeln, zeigte Reval nicht übel Lust sich Schweden zu unterwerfen, liebäugelte Dorpat mit Dänemark.

Uns interessiert hier in erster Reihe Riga[1]), wo man trotz der Bezwingung durch Eberhard von Munheim die Tage der Freiheit nicht vergessen, ja bei den vielfachen Wirren zwischen Meister und Erzbischof mehr denn einen Punkt des „Sühnebriefs" stillschweigend außer Wirksamkeit gesetzt hatte. Die furchtbare Niederlage der Tannenberger Schlacht untergrub die Hegemonie des Ordens in Livland auch den Städten gegenüber: elf Jahre nach der Schlacht glaubt der Orden bereits in einer Menge von Punkten sich über Riga beklagen zu müssen, weil es den Sühnebrief verletze und sich gebärde, als ob es eine freie Stadt sei. Vom Nov. 1423 ist uns eine Szene überliefert, die für

[1]) cf. Mettig. Geschichte Rigas pag. 93ff, 104ff, 127ff.

die Spannung zwischen Stadt und Orden höchst charakteristisch ist. Sigfried Lander von Spanheim stößt mit dem Rat aufs heftigste zusammen, weil dieser angeblich einen Kaufmann, der im Auftrage des Meisters gekauftes Salz unterschlagen hatte, nicht nach Gebühr verurteilt hat. Auf die Vorstellungen der Ratsdelegierten soll Spanheim voll Zorn ihnen zugerufen haben: „Ihr versteht mich zu wenig und kehrt euch nicht an meine Rede. Glaubt mir, all ist mir der Bart weiß, die Nägel sind mir so stumpf noch nicht! Kriege ich einen bei den Ohren, ich will ihn fest genug halten, daß er das wohl fühlen soll; ich warne und sage euch das zuvor, wer das Haupt angreift, der scheert den Bart!“ Auf erneute Einreden der Ratsherren griff der Meister vor Zorn außer sich, nach dem Schwert und nur das Dazwischentreten Besonnenerer verhinderte eine Katastrophe, auf die man in Riga gefaßt war, wo bereits die Kirchenglocken geläutet und die Brücken aufgezogen wurden. Ein Schiedsspruch, der gegen Riga ausfiel und dem Kaufmann das Leben kostete, verbesserte die Stimmung natürlich nicht und unter Cysse von Rutenberg und Frank Kerskorf spitzten sich die Dinge derart zu, daß nur der unglückliche Ausgang des Krieges gegen Litauen den Beginn des Bürgerkrieges verhinderte. Der oft erwähnte Landtag von Walk schuf vorläufig Ruhe: der Erzbischof versprach seine Ansprüche auf 12 Jahre ruhen zu lassen. Als es dem Orden nun gar glückte Silvester Stodeweschers Wahl durchzusetzen, glaubte man wohl der Zukunft mit Vertrauen entgegensehen zu können. Doch nur dem oberflächlich Hinschauenden konnte die Situation ungefährlich erscheinen. Silvester selbst war sich bald im Klaren, daß die Lage im Lande eine sehr heikle war und es ohne heftige Konflikte nicht abgehen würde. Doch auch Johann Mengede sah scharfen Blickes wie die Dinge lagen. Um jeden Preis mußte eine Verständigung Silvesters mit den unzufriedenen Elementen verhindert werden; um das zu erreichen, war der Meister entschlossen, scheinbar sogar große Konzessionen zu machen. Im November 1452 lud er den Erzbischof deshalb zu sich nach Kirchholm und schlug ihm hier vor, sich mit ihm, damit Riga nicht dem Beispiel des aufsässigen Danzig folge, in der Herrschaft über die Stadt zu teilen. Silvester willigte ein, worauf die herbeibeschiedenen Vertreter Rigas unter dem Druck nicht mißzuverstehender Drohungen am 30. November den Kirchholmer Vertrag widerwilligen Herzens unterzeichneten.

Die Stipulationen dieses wichtigen Vertrages waren etwa folgende: Die Stadt huldigt dem Erzbischof und dem Meister, gemeinsam und zu gleichen Teilen haben beide Herren Anrecht auf die Münze und den Fischzehnten. Die Stadt ist dem Orden Heeresfolge schuldig, es sei denn, daß er gegen den Erzbischof kämpfe, sie muß ferner dem Hauskomtur von Riga Sitz und Stimme in Rat und Gericht einräumen und für den erwählten Vogt die Bestätigung beider Oberherren erbitten.

Allem Anschein nach hatte Mengede einen vortrefflichen Schachzug gethan. Stolz hielt er an Silvesters Seite unter Gesang und dem Geläute der Glocken seinen Einzug in die Stadt, in deren Rathaus er zwei Schwerter als Symbol des Doppelregiments niederlegen ließ, und schon im Januar 1453 vermochte er frohlockend die Bestätigung des Papstes zu verkünden.

Doch der Erfolg war ebenso trügerisch, wie die Ruhe, die äußerlich herrschte. Alle hatten die Empfindung, daß sich sehr ernste Dinge vorbereiteten. Mengede konnte über die Erbitterung in der Stadt, die sich der usurpierten Selbständigkeit wieder verlustig sah und von neuem mit den preußischen Städten anknüpfte, da sie beim Erzbischof keine Stütze fand, natürlich nicht im Zweifel sein, aber ebensowenig konnten die Umtriebe derselben und der Zorn der Prälaten über des Erzbischofs Friedfertigkeit ihn davon abhalten, die Schritte zu thun, von denen er sich Heil versprach: wollte Riga vom Kirchholmer Vertrag nichts wissen — nun wohlan, dann sollte es die harte und feste Faust des Meisters allein spüren. Mit rücksichtsloser Entschlossenheit zerriß Mengede, nachdem Verhandlungen mit der Stadt resultatlos verlaufen waren, den Vertrag. Was half es dem Erzbischof, daß er, als er des Meisters rückhaltloses Streben nach der Alleinherrschaft erkannte, alle Verbindung mit ihm löste und, der Stadt versprach, ihre Sache zu der seinigen zu machen, daß er dem Kapitel versicherte, er denke gar nicht daran, ihm das Ordenshabit aufzudrängen, die Macht war zweifellos noch auf seiten Mengedes, der denn auch in einer Zusammenkunft rund heraus erklärte, er halte den Kirchholmer Vertrag für null und nichtig und werde daher mit Riga, das keinen Pfaffen zum Herrn haben wolle, einen neuen Brief machen. Der Erzbischof sah sich in sehr schwieriger Lage: gab er dem Drängen des Meisters nach und fügte sich der Alleinherrschaft desselben über Riga,

so verlor er für lange Zeit, vielleicht für immer, allen Kredit bei den Städtern. Schweren Herzens entschloß er sich daher deshalb zu einem Waffengang mit dem Orden. Die Erbitterung der erzbischöflichen Partei in Riga gegen Mengede half ihm über die letzten Bedenken und zögernden Verhandlungen hinweg, zumal jene durch die verwegene Forderung, das Ordensschloß solle niedergerissen werden, das Signal zum Bürgerkrieg gab: wildbewegte Bürgerhaufen schickten sich unter der Führung des vom Erzbischof durch 1000 Mark gewonnenen Ältermanns Großer Gilde Gert Harmsen, der die zum Orden haltende Partei in der Stadt terrorisierte, an, die Burg zu belagern, von den Türmen derselben antwortete man mit heftigem Gewehrfeuer. Laut krachten die Feldgeschütze und schweren Kanonen, sechs Tage hindurch dröhnten die Geschütze. Man sah wohl Stodewescher, der selbst einen Panzer angelegt hatte, in Begleitung von zehn ebenfalls gerüsteten Domherren und unter Vortragung des Banners, ermutigend und anfeuernd durch die Reihen der Belagerer, unter denen sich viel angeworbenes Schiffsvolk befand, reiten, doch die Erfolge blieben aus; im Gegenteil, die in die Stadt Flüchtenden berichteten von argen Verwüstungen der Stadtgüter und der erzstiftischen Domänen (Mitte Juli). Da erkannte der Erzbischof schnell, daß seine Sache bei weiterer Opposition hoffnungslos werden mußte und ihn nur ein völliger Frontwechsel retten könne.

Ohne viel Skrupel verließ er, der eben noch auf dem Rathause gelobt hatte in guten und bösen Tagen zur Stadt zu halten, die Städtischen und eilte nach Wenden, um hier Verhandlungen einzuleiten, die, von Mengede angenommen, im September auf einem Landtag zu Wolmar ein für den Orden überaus günstiges Resultat lieferten. Mit vollen Segeln ging der Erzbischof in das Lager des Meisters über und erneuerte zum Schrecken der sich verraten sehenden Rigischen am 23. Juli den Kirchholmer Vertrag: dem Namen nach geboten wieder beide Herren über Riga, dessen Selbständigkeitsgelüste zurückgeschlagen waren. Lag schon darin ein voller Sieg des Meisters, so wurde derselbe dadurch noch weit vollständiger, daß Silvester dank seiner doppelzüngigen, hinterlistigen Handlungsweise allen Boden in der Stadt verlor, während Mengede mit feinem Geschick diese Strömung verstärkend durch einen Gnadenbrief die erregten Städter auf seine Seite herüberzuziehen wußte.

Dank dieser weisen Versöhnungspolitik ruhte der Streit bis zum

Ende Johann Mengedes, also fünfzehn Jahre (bis 1469). Zwar gab Stodewescher die Hoffnung auf eine günstigere Gestaltung der Zukunft nicht auf, er erteilte vielmehr (6. Febr. 1457) der erzstiftischen Ritterschaft den von uns an anderer Stelle bereits erwähnten Gnadenbrief, der ihr die gleichen Erbgerechtsame einräumte, wie sie die harrisch-wierischen Vasallen durch die Jungingensche Gnade bereits besaßen. Wenn nun hierbei der Wunsch die Ritterschaft bei künftigen Verwicklungen mit dem Meister fester an seine Person zu knüpfen Silvester sicherlich in erster Reihe geleitet hat, so war die Erfüllung dieser Hoffnung erst spätern Zeiten vorbehalten. Sechs Tage nach dem Erlaß von „Silvesters Gnade“ zeigte sich Mengede als Herr der Situation: gelang es ihm doch die Stände zu einer Erneuerung der Walker Einigung zu bewegen, laut der „Gott zum Lobe und zu Ehren und diesem gemeinen Lande zu Livland zu Gedeihen“ auf zehn Jahre Friede und Eintracht herrschen solle.

So war der Meister der innern Sorgen Herr geworden — jetzt eilte er seinen Pflichten gegen den Hochmeister in Treuen nachzukommen, der dreierlei brauchte, „Geld, Mannschaft und Allianzen. Soweit es unter den gegebenen Verhältnissen möglich war, ist ihm Livland nach allen drei Richtungen hin förderlich gewesen.“

Seit Beginn des Jahres 1454 hatten sich die Dinge in Preußen nämlich durchaus zum Schlimmen gewandt, denn der Hochmeister sah sich hier dem Aufruhr des mächtigen Städtebündnisses gegenüber, das nicht nur im Lande selbst sämtliche Städte bis auf Marienburg umfaßte und nicht weniger als 56 Ordensschlösser in seine Gewalt gebracht, sondern auch in verräterischer Weise den Polenkönig zu Hilfe gerufen hatte. Im Februar 1454 erschienen Abgesandte des Bundes in Krakau, wo die Hochzeit König Kasimirs begangen wurde, und boten unter Vorbehalt ihrer Rechte und Freiheiten dem Könige ihre Unterwerfung an. Freudig willigte dieser ein, ernannte den Führer der ganzen perfiden Bewegung, Hans von Baisen, zum Gubernator der preußischen Lande und ließ durch seinen Kanzler zu Thorn und Elbing die Huldigung der Eidbrüchigen entgegennehmen. Am 22. April erfolgte die Kriegserklärung König Kasimirs an den Hochmeister. Es ist hier nicht der Platz den dreizehn Jahre dauernden, durch Verhandlungen und Stillstände nur auf kurze Zeit unterbrochenen Krieg, welcher der Souveränität des Ordens in Preußen an die Wurzel griff,

im einzelnen zu verfolgen, nur darauf sei hingewiesen, daß Johann von Mengede dem Hochmeister Hilfstruppen zusandte, die diesem durch Besetzung des wichtigen Memel nicht unerhebliche Dienste leisteten, und daß andere vom Meister geschickte Ritter und Knechte auch an andern Orten nicht ohne Glück den „Bundtherren" die Stirn boten. Freilich wandte sich, je mehr das Glück dem Orden den Rücken kehrte, dasselbe auch von den Livländern ab, namentlich das Jahr 1466 sah den Schiffbruch einer schönen Flotte von 40 Schiffen, die an der kurischen Küste scheiterten, und die Vernichtung von 700 Reitern, die Mengede dem bedrängten Ludwig von Erlichshausen zur Hilfe geschickt hatten.

Auch an Geld hat der livländische Meister redlich beigesteuert: im Oktober 1455 sendet er 14 000 Mark hinaus und zu Anfang des folgenden Jahres schreibt er eine Kriegssteuer von 1 Mark pro Haken aus. Auch in den folgenden Jahren ist er nicht saumselig gewesen.

Doch weder die Beihilfe an Geld, noch an Knechten, noch endlich die von Mengede zum Abschluß gebrachte Allianz mit dem König Christian von Dänemark, Schweden und Norwegen konnte das trostlose Ende des Krieges verhindern: der zweite, sogenannte ewige Friede zu Thorn, der am 19. Oktober 1466 abgeschlossen wurde, brachte Polen den Besitz von Westpreußen und dessen Städten und Burgen, so Thorn, Kulm, Elbing und Danzig, wie der herrlichen Marienburg. Ostpreußen blieb dem Hochmeister, doch nur gegen Anerkennung der polnischen Lehnshoheit: als polnischer Vasall nahm Erlichshausen seinen Sitz in Königsberg.

Ahnten die verräterischen Städte, daß sie selbst die Axt an das Deutschtum jener Lande gelegt? Dämmerte in ihnen das Bewußtsein auf, wohin ihr brutaler Eigennutz Städte und Adel, Bürger und Bauer führen mußte? Die Nemesis ist furchtbar genug über die Verblendeten gekommen!

Livland war natürlich in den Thorner Frieden mit einbegriffen worden und, wenn es auch nach etwa Jahresfrist sich in die Thatsachen finden mußte, so lag es in der Natur der Sache, daß von dem verhängnisvollen Jahre an die Beziehungen zwischen dem livländischen Meister, der freier Herr geblieben war, und dem Hochmeister, der polnischer Vasall geworden, immer lockerer werden mußten und die Geschicke unserer Heimat weit mehr noch als früher allein in Livland bestimmt wurden.

Diese beginnende Isolierung wurde indirekt durch die Beihilfe am Polenkriege noch befördert. Verzichtete doch am 23. April 1459 der Hochmeister, „um mancherlei großen Fleißes, die Johann von Mengede, oberster Gebietiger in Livland, und seine Gebietiger daselbst in diesen schweren und allerhöchsten, unsern und unseres Ordens Nöten, uns und unserm Orden in Preußen, mit mannigfaltigen, schweren Kosten und Hülfe an Leuten und auch an großen, merklichen Summen Geldes, Goldes und Silbers, erwiesen," auf die estländischen Lande Harrien, Wierland und Allentaken, Stadt und Schloß Reval, Narwa, Wesenberg, Gebiete, deren Verwaltung der Hochmeister zwar schon 1347 dem livländischen Meister übertragen, deren Rückkauf aber er sich reserviert hatte.

Also wurde in der Stunde, da die Entwicklung der livländischen Lande sich von der Preußens schied, der estländische Besitz mit Livland wieder zu einem festen Ganzen verbunden.

Drei Jahre nach dem zweiten Thorner Frieden, 1469 im Mai, wurde der ausgezeichnete Meister vom Geschick der Sterblichen ereilt, im Dom zu Riga ruht er aus von der Last der wildbewegten Jahre seines Regiments, über das Grab hinaus aber folgte ihm der Haß des Mannes, der seine Eisenfaust mehr denn ein anderer empfunden hatte, — Silvester Stodeweschers. An dem Toten nahm er kleinliche Rache, indem er verbot, daß über der Stelle, da Mengede beigesetzt worden war, sich ein Grabstein erhebe. Was der Meister dem Lande gethan, hat der giftige Prälat damit freilich nicht auszutilgen vermocht. Immerhin zeigte sein Thun, daß dunkles Gewölk am Himmel sich zusammenballte: die Ereignisse, die nach Meister Johanns Tode im Orden zu Tage traten, mußten ihn in dem Glauben bestärken, die Stunde habe geschlagen, wo er dem Orden heimzahlen könne. Mengedes Nachfolger, Johann Wolthuß von Herse, erlitt ein Geschick, das in greller Weise zeigte, wie weit es bereits mit Moral und Ehre im Orden gekommen war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die gewöhnliche Annahme, er sei ein wüster, unsteter Geselle gewesen, der Ordensgelder verschleudert und deshalb von den Brüdern im Herbst 1471 eingekerkert worden sei, eine tendenziöse Entstellung seiner Gegner ist. Wolthuß scheint vielmehr[1]) das, was dem Orden und dem Lande wohlthat, mit

[1]) O. Stavenhagen. Sitz.-Ber. der A. G. 1895.

scharfem Blick erkannt zu haben: nur eine energische Politik gegen Rußland, dessen furchtbare Macht soeben Nowgorod und Pleskau zu spüren begannen, und eine Umgestaltung der Ordenseinrichtungen schienen dem Meister Rettung bringen zu können. Wohl bei dem letzten Beginnen fiel er dem Egoismus der entarteten Ordensglieder zum Opfer: um dem schrankenlosen Selbstwillen der Komture und Vögte, die der militärischen und finanziellen Hoheit des Meisters unerträgliche Fesseln anlegten, begegnen zu können, verlegte Wolthuß seine Residenz von Riga nach Fellin und nahm die Gebiete von Fellin, Jerwen und Oberpahlen, die damals als die fruchtbarsten und reichsten galten, unter seine direkte Verwaltung. Dort im Norden wollte er wohl im engen Anschluß an die stärkste und einflußreichste Ritterschaft, die harrisch-wierische, eine feste Ordensmacht bilden und mit ihr die bischöflichen und städtischen Einzelgewalten beherrschen. Von hier aus hoffte er auch der größten Gefahr von außen her, der immer näher an die abendländische Zivilisation heranrückenden moskowitischen Macht, mit Erfolg entgegen treten zu können. Aber der Widerspruch der Gebietiger hemmte ihn auf Schritt und Tritt und schließlich durchbrachen die in ihren persönlichen Interessen hart Getroffenen die Schranken des Gehorsams: der Landmarschall Bernd von der Borch trat an die Spitze der gegen ihn Verschworenen. Plötzlich wurde der ahnungslose Meister auf Schloß Helmet überfallen, gefangen und nach Wenden in den Kerker gebracht.

Der Kampf staatlicher Ideen mit persönlichem Egoismus und beschränktem Korporationsinteresse war zu gunsten der letztern Faktoren zu Ende gegangen! Auch ein Versuch der Rheinländer einen der ihren — es sollte zum letzten Mal sein! — zu gebührender Stellung zu erheben und die wieder in Vergessenheit geratenen Bestimmungen, durch die jeder der beiden Zungen ein gleichmäßiger Einfluß gesichert werden sollte, aufrecht zu halten, fällt in die gleichen Jahre. Er knüpft an den Namen des gegen Ende der sechziger Jahre in Reval als Komtur lebenden Johann Spor von Herten. Dieser errang in der That im Febr. 1468 einen großen Erfolg: auf einem Ordenskapitel zu Riga wurde sein persönlicher Gegner, der Westfale Gerd von Mallingrode als Landmarschall abgesetzt und er dazu erhoben. Doch Mallingrode fügte sich nicht, sondern verschanzte sich auf Schloß Doblen und trotzte dem Orden. Schließlich kam es zu einem

Kompromiß, dem zu Folge er außer Landes gehen und das Ordenskleid ablegen sollte. Doch nur das erstere that er. Dagegen blieb er im Orden und suchte in Preußen sein Recht durch Prozeß und Verbindung mit Hochmeister, Dänemark und Danzig. Und er blieb Sieger. Der neue Hochmeister Heinrich von Richtenberg erhob zu Königsberg 1470 selbst Anklage gegen den erkrankten Landmarschall Spor, „weil derselbe sich in Sachen, die in unerträglicher Weise des Ordens Wohlfahrt berührten, unwürdig gemacht habe, irgend welche Ämter oder Würden im Orden zu bekleiden.“ Vergebens versuchte Spor das Schlimmste durch eine Resignation abzuwenden, ein livländisches Kapitel zu Wenden ging auf das Strengste gegen ihn vor. „Ist Bruder Johann, meinten die Gebietiger hier, dessen schuldig, so ist er nicht wert, daß ihn die Erde trägt.“ Er wurde nach Wenden krank gefangen eingebracht und durch Drohungen zur Herausgabe all seiner Habe gezwungen: tatarische Dengen (Münzen), gemünztes Gold, Silber in bedeutenden Summen, Kleinodien, Ringe, Geschmeide, bewegliches Gut, Kleider, Schauben (pelzverbrämte Mäntel), Pferde, Harnisch, Korn, Schutzbriefe wurden ihm genommen, und er selbst dem Elend übergeben, in dem er sehr bald nach der Katastrophe gestorben ist. Also endete der letzte Rheinländer von politischer Bedeutung im livländischen Orden![1]) Sein Nachfolger wurde Bernd von der Borch, der zwölf Jahre lang im Amte war und nach Außen hin wenigstens die Bahnen ging, die Mengede vorgezeichnet hatte.

Drei Jahre beschäftigten ihn die Versuche, die Ernst Wolthuß, des eingekerkerten Meisters Bruder, immer wieder aufnahm, um diesen zu befreien. Selbst Schweden zog er in die unerquicklichen Händel, die zwar durch den 1474 im Kerker erfolgten Tod Johanns ihr ursprüngliches Ziel verloren, immerhin aber durch die vielfache Anteilnahme weiterer Kreise wieder einmal bewiesen, wie untergraben der Boden auch in Livland war. Borch war denn auch auf seiner Hut, falls Silvester auf Abfall und neue Fehde sinnen sollte. Und der Erzbischof hatte schlimme Gedanken. Borch jedoch wußte durch sehr geschickte Verhandlungen den Ausbruch des leidigen Kampfes noch jahrelang hintanzuhalten, obgleich Silvester mit allen unzufriedenen Ele-

[1]) Ost. Stavenhagen. l. c. pag. 136ff.

menten des Inlands und Polen wie Schweden, in höchst verdächtigen Konspirationen stand. Erst im Mai 1477, als der Prälat, nachdem im Herbst des vorhergehenden Jahres noch eine zehnjährige Einigung zustande gekommen war, den Bann über den Meister und die diesem treugebliebene Stadt Riga aussprach, kam es zum Bruch. Unter Trauergesang wurden in den Kirchen die Lichter ausgelöscht, die Altarkreuze umgekehrt und rotgefärbt, die Kirchenthüren gesperrt und Steine gegen sie geschleudert. Die Leiche eines vornehmen Mannes, die trotzdem in der Petrikirche beigesetzt worden war, sollte wieder ausgegraben, die Kirche mit 10 000 Mark gebüßt werden. Zu gleicher Zeit schloß Silvester mit dem Erzbischof von Upsala und andern schwedischen Bischöfen ein Bündnis und ließ durch seinen geschickten Agenten, Heinrich von Hohenberg, der vornehmer Geburt zu sein vorgab, aber wohl ein aus einem Olmützer Kloster entsprungener Mönch war, bei Sten Sture, dem schwedischen Reichsverweser, ferner in Polen und Litauen, selbst in Schamaiten um Hilfstruppen werben. Doch wirklichen Erfolg hatte er nirgends aufzuweisen, er sagte sich wohl auch selbst, daß so lange die Stände zum Meister hielten, er keinen Schritt vorwärts kommen werde. Und noch standen alle zum Orden. Auf dem Landtage zu Walk im Herbst 1477 erklärten sie einmütig, sie seien willens den Anstand aufrecht zu erhalten und sich um Lösung vom Banne zu bemühen. Ein Versuch, den die Stände dagegen machten den Streit dadurch beizulegen, daß Riga, welches doch „die Braut wäre und sein müßte, um welche der Tanz angestellt wurde“, in Zukunft keinem Herrn, denn allein dem Papst, unterstellt sein sollte, scheiterte am Widerspruch des Meisters. Zu gleicher Zeit wirkte sein Neffe, Simon von der Borch, der in Rom sich soeben die Bischofswürde von Reval erworben, in der ewigen Stadt erfolgreich gegen Silvester. Der Papst ernannte den Kardinal Stephan zum Schiedsrichter, der seinerseits den Erzbischof zitierte binnen hundert Tagen vor ihm zu erscheinen. Im Februar 1478 erfolgte die feierliche Lösung der Stadt vom Bann, womit freilich Silvester und seine Domherren höchst unzufrieden waren. Vermessene Briefe liefen im Rathause ein und nicht eher kehrte die Ruhe wieder, als bis die Domherren und andere Parteigänger des Erzbischofs aus der Stadt entfernt worden waren.

Unterdessen drängten die Dinge im Lande zur Entscheidung. Die Aufnahme einiger hundert Schweden in Salis, die fortdauernden

Kriegswerbungen Hohenbergs bewogen den Meister auf dem Landtage zu Wolmar im Januar 1479 zu einem geharnischten Ultimatum: der Erzbischof solle seinen Agenten und die Schweden entlassen. Als eine ablehnende Antwort einlief, schritt Borch zur Gewalt; in kurzer Zeit bemächtigte er sich der wichtigsten Schlösser, eroberte schließlich auch Treiden und Kokenhusen und nahm hier den greisen Erzbischof gefangen. Riga, das gestützt auf die Verträge, jede direkte Beteiligung am Kriege abgewiesen hatte, spürte die Macht des Meisters u. A. darin, daß es sich bequemen mußte das längere Zeit erledigte Amt eines Erzvogts wieder zu besetzen.

Seinem Triumph über Silvester gab der Meister in einem Brief an den Hochmeister Ausdruck, in welchem es u. a. hieß:[1]) „Probst, Dekan die andern Domherrn haben uns geschworen, treu und gehorsam zu sein. Wir sind mit dem Herrn Erzbischof im Beisein des Komturs von Goldingen auf Kokenhusen zusammengewesen, in trefflichen Handlungen und mannigfaltiger Rede und Widerrede. Er schwört hoch und leugnet nach alter Weise Dinge, die doch offenbar vor Augen sind und mit Schriften und Siegeln, sowie durch lebender Leute Zeugnis bewiesen sind. Zuletzt ist es dabei geblieben, daß der Erzbischof bis an sein Lebensende in Kokenhusen bleiben soll. Man soll ihm halten einen Kaplan, einen Kammerschreiber, drei oder vier Jungen und einen Gesellen. Er ist ganz schwach und wir werden diese Leute unterhalten. Wir haben einen Landvogt darauf gesetzt, der für alle Dinge raten und dem Gebiet vorstehen soll und der ihm alle gute Notdurft schicken wird. Der Herr Erzbischof hat uns wohl angelangt und gebeten, ihm das Gebiet Pebalg zu geben, aber, obgleich wir sonst nicht abgeneigt wären, möchten wir es ihm doch nicht vertrauen. Wir fürchten, daß, sobald er nur Raum gewinnt, er die alte Schnödigkeit und verderbliche Anschläge nicht werde lassen können. Die Ritterschaft des Stiftes Riga hat uns gehuldigt und ihre Lehen empfangen. Sie entschuldigen sich sämtlich, daß sie von dem Bündnisse nichts gewußt hätten, sie seien jämmerlich verraten und verkauft worden. Diejenigen, die das Bündnis (mit Schweden) mit unterzeichnet haben, sagen, sie seien dazu genötigt worden und hätten bei Verlust ihrer Güter schwören müssen, es niemandem mitzuteilen. Das hl. Blut und etliche andere Klein-

[1]) Zitiert nach Th. Schiemann l. c. II. pag. 48—149.

odien sind von Kokenhusen abgeholt und nebst einer schönen Monstranz und einem Marienbilde in Prozession wieder in die Domkirche gebracht worden. Man bestellt wieder den Gottesdienst nach unseres Ordens Vorschrift und Gewohnheiten." In der Nachschrift stand ferner zu lesen: „Gnädiger Herr Meister. Heinrich den Böhmen, der auf dem Wege nach Litauen war, um auf Befehl des Erzbischofs gegen uns und unsern Orden mehr Volkes einzuladen, haben wir gefangen und vierteilen und auf vier Räder setzen lassen .... Das ist nicht ohne sonderliche Schickung Gottes so zugegangen. Wären die Pläne des Erzbischofs vollzogen worden, so wäre in diesen Landen alles verraten und zu Jammer gekommen. Wir hätten jetzt die Feinde im Lande gehabt und die andern wären ihnen mit aller Macht gefolgt. Sie waren bereits in der Nähe der Küste, als das Gerücht zu ihnen drang, daß der Böhme hingerichtet und das Stift genommen sei. Da sind sie wieder umgekehrt. Auch aus Litauen erfahren wir nur Gutes."

Also endete der kurze Krieg, der den Untergang Silvester Stodeweschers besiegelt hatte: schon im Juli desselben Jahres starb er, alt und gebrochen, als Gefangener auf seinem ehemaligen Residenzschloß. Im Dom zu Riga ist er links vom Altar im September beigesetzt worden. „Mit ihm, so hat ihn unlängst Mettig charakterisiert, war ein Mann dahingegangen, der zu den charakteristischen Persönlichkeiten der Renaissanceperiode gehörte, denen die Verfolgung der individuellen Interessen im Vordergrund stehen, ein Geistlicher aus jener Atmosphäre der Moralität, wo der Vorteil, nicht das Recht den Ausschlag giebt und die Treue der Gesinnung nur als leerer Schall gilt. — — Unter den Bürgern der Stadt hieß es, Silvester halte nur drei Tage sein Versprechen und in Ordenskreisen kolportierte man seinen Ausspruch: Gäbe ich auch dem Orden Briefe so weit und breit wie die Stadt Riga und daran sogar ein Siegel als der Dom, so gedächte ich sie doch nicht zu halten." —

Sein Hinscheiden glaubte der Meister zu einem Schritt benutzen zu können, der, wenn er gelang, in der That dem Orden das unbestrittene Übergewicht im Lande auch für die Zukunft sichern mußte. Wie, wenn der Bischof Simon von der Borch, sein Neffe und engster Parteigänger, den ein Teil der Domherren gewählt hatten, wirklich den Stuhl des Erzstifts bestieg? War dann nicht sichere Aussicht auf Eintracht und Ruhe?

Wer wollte leugnen, daß diese Rechnung richtig war. Aber die Folgezeit sollte auch lehren, daß zu diesem Wagnis es dem Orden an Macht gebrach, der Plan vielmehr das Signal zu neuen Kämpfen geben sollte, die mit furchtbarer Heftigkeit geführt wurden, der Zerrüttung des Landes den bedenklichsten Vorschub leisten mußten.

Papst Sixtus IV. war nicht gewillt, diesen hochstrebenden Plänen des Meisters Vorschub zu leisten, eine solche Machterweiterung des Ordens dünkte ihm gefährlich. Trotz aller Bemühungen Bernd von der Borchs seinen Neffen auf den erzstiftischen Stuhl erhoben zu sehen, designierte der Papst den süditalischen Bischof von Troja, Stephan Grube, einen Mann, dem freilich der denkbar schlechteste Name voraus-ging und dem man nachsagte, er habe das Ordenshaus in Rom und die Balley in Apulien widerrechtlich verpfändet, sowie durch Simonie sein Amt erschlichen, zum Erzbischof von Riga. Damit nicht zufrieden, erklärte Papst Sixtus Grube auch zum alleinigen Herrn von Riga und schleuderte im Jahre 1480 gegen den Meister den Bann.

Sollte dieser Parteinahme des hl. Vaters gegenüber der Orden seine Vergangenheit verleugnen und das Feld räumen? Mit nichten! Borch, obgleich durch Russeneinfälle an der Ostgrenze arg gehindert und durch die Stellungnahme Rigas, das völlig ins Lager Stephan Grubes übergegangen war und sich wieder nach alter Weise in ordens-feindlichen Gedanken wiegte, doppelter Gefahr ausgesetzt, zögerte keinen Augenblick den Handschuh aufzunehmen. Gegen das geistliche Oberhaupt der katholischen Christenheit rief er den Kaiser des hl. römischen Reichs deutscher Nation — wenn derselbe auch nur ein Friedrich III. sein mochte — in die Schranken. Eilends entsandte er den Komtur von Goldingen ans kaiserliche Hoflager und dieser fand hier auch williges Gehör. „Bei Verlust aller ihrer von Kaiserlicher Majestät verliehenen Privilegien" wies der Kaiser, natürlich so gut wie vergeblich, die Stadt an, dem Meister und seinen Nachfolgern auf immer unterthan zu sein. Zugleich rief er, charakteristisch für seine eigene Ohnmacht, Polen und Dänemark zum Schutz des Ordens auf.

Darob gewaltiger Zorn in Rom! Mit grimmigen Worten antwortete Sixtus, verschärfte den Bann und löste alle von dem Gehorsam, „von dem Kinde der Bosheit, Bernhard von der Borch, Gebietiger und angemaßter Meister zu Livland, der wegen seiner Unthaten und abscheulichen Verbrechen schon längst aus dem Schoße der hl.

Mutter, der Kirche, geworfen" worden sei. Auf diese im Dezember 1481 erlassene Bulle blieb der Kaiser die Antwort nicht schuldig. Eine energische Zitation erging an den Rat der Stadt Riga, die Stadt solle sich vor seinem kaiserlichen Gericht stellen, weil sie sein kaiserliches Gebot verachtet und gegen dasselbe an den Papst appelliert habe, „für den die Sachen nit gehört". „Es war" bemerkt ein neuerer Geschichtsschreiber, „eine Wiederholung des alten Streites zwischen Papsttum und Kaisertum, der noch einmal am äußersten Vorposten der lateinischen Christenheit zum Austrag kommen wollte."

Aber Papst- und Kaiserwort verhallten ungehört, die Entscheidung sollte durch eigene Kräfte ausgefochten werden.

Noch ehe der letzte Schriftwechsel zwischen Friedrich III. und Papst Sixtus ausgetauscht worden, war das Schwert aus der Scheide gefahren. Meister und Stadt rüsteten und schon am Johanniabend 1481 kam es zu Feindseligkeiten. Der Meister war in Person auf dem Schloß erschienen und hatte den Rat vor sich zitiert. Als Abgesandte sich meldeten, gab es eine heftige Szene: statt gegen ihn Schlimmes zu sinnen, sollte die Stadt ihm Hilfe gegen die Moskowiter leisten. Die Ratsherren weigerten sich dem zu willfahren — da brach er die weitern Verhandlungen ab. Da Riga allen Vermittelungsversuchen gegenüber fest zu Stephan Grube hielt, Borch dagegen seinen Vetter aufs feierlichste als Erzbischof behandelte und ihm, als kaiserlichem Stellvertreter, den Lehnseid leistete, so zeigte sich auch in den folgenden Monaten keine Aussicht auf Verständigung. Am 20. November 1481 läuteten die Sturmglocken, die Bürger stürzten eilends auf die Gassen, dann auf die Wälle und verrammelten die Thore. Auf dem Rathaus versammelt sich der Rat und einmütiglich schwören er und die Gilden die Stadt bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen und dem räuberischen Orden die Spitze zu bieten. Borch, der auf den Wittenstein, die rigische Ordensburg, grobes Geschütz hatte bringen lassen, gab Befehl es in Bereitschaft zu setzen und ließ die Verbindung mit Dünamünde sperren. Auf die Anfrage der Rigischen beim Hauskomtur, was das alles zu bedeuten habe, gab jener recht kräftig zur Antwort, das Geschütz sei dazu bestimmt, „manchem Schalk das Maul zu stopfen". Die Bürger, die nicht im Zweifel sein konnten, gegen wen die Vorbereitungen gerichtet waren, versuchten die Straße nach Dünamünde gewaltsam zu gewinnen — am 19. Dezember sandte

ihnen der Komtur hierauf den Absagebrief des Ordens. Wohl um den Meister zu reizen, ließen die Rigischen nunmehr durch einen lübischen Kaufmann bei dem Meister selbst anfragen, ob der Absagebrief denn wirklich von ihm gewollt wäre. Borch brauste auf und wollte im ersten Zorn den vorlauten Boten ersäufen lassen; nur weil er ein Fremder sei, schone er ihn — damit entließ er ihn ohne Antwort nach Riga.

Über den Ausbruch des Kampfes selbst lautet der Bericht dahin, die vom Schloß hätten den Hauptmann der Städtischen, Hennig Wolke, zu sprechen gewünscht. Als dieser nun mit einem Reiter und einem Jungen in gutem Glauben auf dem Wall erschienen wäre, sei vom Schloß gefeuert worden — Wolke sank schwer getroffen zu Boden. Nun begann ein heftiges Geschützfeuer: Mächtig dröhnten die städtischen Kanonen, vor allem der „Raabe“, der die bezeichnende Inschrift trug:

Ich heiße Raab' und leg' ein Ei,
Was ich fasse, das geht entzwei!“

Doch die Wittensteiner ließen nicht auf sich warten und laut brüllte ihr „Löwe“ aus ehernem Mund.

Auch im freien Felde maßen die erbitterten Gegner ihre Kräfte, in den Sandbergen tobte der Kampf und in einem Treffen am „Rabenstein“ siegten die Städter über den Landmarschall, der 5—600 Reiter um sich hatte, erschlugen viele und erbeuteten die Ordensfahne. Besonders mutig hatte sich hierbei die Schar der Schwarzhäupter erwiesen und helle Freude hätte in der Stadt über den Sieg geherrscht, wäre nicht bei dem Bombardement der schöne Turm der Jakobikirche, dessen vier mit goldenen Knäufen versehene Giebel weithin leuchteten, in Brand geschossen und vernichtet worden.

Endlich kam im März durch Dazwischenkunft der Stände eine zweijährige Waffenruhe zuwege. Im Sommer 1483 gelangte Stephan Grube trotz aller Vorsichtsmaßregeln des Ordens über Wilna und durch Kurland nach Riga — der Führer, welcher der Opposition bisher gefehlt, war damit gefunden. Kaum war der Erzbischof hinter den Mauern, so wurde der Friede aufgekündigt und mit Aufbietung aller Kräfte Dünamünde belagert. Nach vierwöchentlicher Belagerung mußte dieses den ganzen Handel der Stadt unterbindende Bollwerk kapitulieren. Frohlockend rissen die Sieger die Befestigungen nieder,

nur eine Feuerbake für die Schiffer blieb übrig. Der Fall von Dünamünde hob den Mut der Bürger mächtig: während die einen den Wittenstein immer fester einschlossen, unternahmen die übrigen unter Claus Berens und andern Führern weite Streifzüge ins Land hinein bis nach Burtneek und eroberten hierbei Kokenhusen, Dahlen und Pebalg, ja sie schlossen den Meister, wenn auch nur zeitweilig, in seiner Burg zu Wenden ein. War der Meister, dessen Thatkraft wir bisher zu rühmen Gelegenheit gehabt haben, wirklich nicht imstande den Rigischen mit Erfolg die Spitze zu bieten, da doch die Ritterschaften auf seiner Seite standen? Verschiedene Umstände wirkten zusammen, um ihm die Hände zu binden. Mit starker Hand hatten die Nowgoroder und Pleskauer — von Moskau angestachelt — die Ostgrenze bedroht und nicht immer erfolgreich war der Meister gegen sie gewesen. Dazu kamen Notjahre, Krankheiten und Hunger. Die Hauptursachen seiner Schwäche lagen aber tiefer: die Stände, insonderheit die Ritterschaften waren zwar keine Feinde des Ordens, aber doch auch weit entfernt davon mit warmer Parteinahme und Einsetzung aller Kräfte für Borch gegen den Erzbischof mobil zu machen. Wo sollte die Liebe für den Orden auch herkommen? Die Tendenz desselben war trotz mancher Begünstigung doch alle Zeit darauf gerichtet gewesen, die Vasallen nicht allzu mächtig werden zu lassen und seitdem der Meister die Huldigung der erzstiftischen Ritterschaft erhalten, ging Bernd von der Borch in unkluger Weise gegen dieselben in brutaler Herrschsucht vor und entfremdete sich mächtige Familien, so die Tiesenhausen. Vielleicht gegen seinen eigenen Willen, mehr getrieben durch „die unersättliche Habgier der Ordensglieder“ [1]) steigerte er die Bedrückung der Vasallen. Die Folgen hatte Borch allein zu tragen: ihm schob man alle Schuld zu, daß der Krieg gegen die Russen und gegen Riga nicht glücklicher war, und zwang ihn schließlich im November 1483 zu Wenden von seinem Amt zurückzutreten.

An seine Stelle — dem Namen nach trat er freiwillig zurück — erhoben die Gebietiger den Komtur von Reval, Freitag von Lorinkhove. Ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß im Monat darauf Stephan Grube starb, die Gelegenheit zu einem Ausgleich sich also wie von selbst bot. Und doch sollte es anders kommen, denn keine

[1]) cf. Schirren. Vorträge.

der streitenden Parteien dachte daran, von ihren Rechten das Geringste nur aufzugeben, namentlich setzte der neue Meister alle Mittel in Bewegung, um die störrige Stadt zu bezwingen, bevor eine Neuwahl dem Streit um den erzbischöflichen Stuhl frische Nahrung gab. Im Februar 1484 lagerte er mit starker Macht vor den Thoren der Stadt, doch vermochte er nicht einmal den Entsatz der im Wittenstein Eingeschlossenen zu bewerkstelligen, da die Bürger das Eis des Schloßgrabens losbrachen und nicht wieder zufrieren ließen. Um dieselbe Zeit erlitt das Ordensheer zwischen dem Stintsee und der Nikolaikapelle, dank der Unzuverlässigkeit der Knechte, eine vernichtende Niederlage: 23 Ordensbrüder, darunter 3 Komture und 2 Vögte wurden gefangen, drei andere fielen, ein vierter ertrank. Diese Katastrophe entschied auch über den Wittenstein: die wackeren Verteidiger waren aufs furchtbarste geschwächt, seit Wochen lebten sie nur vom Pferdefleisch, auch dieses ging auf die Neige, so kam es, daß kaum zehn noch im Stande waren die Waffen zu tragen. Zwei Monate nach der Niederlage am Stintsee öffneten die Ordensbrüder die Thore der Burg und zogen nach Neuermühlen ab. An der verhaßten Zwingburg aber kühlten die Bürger ihre Rache. Laut ließ der Rat verkünden, ein jeder möge vom Schloß abbrechen, soviel er wolle — wenige Wochen gingen ins Land und von dem Wittenstein war nur noch ein Trümmerhaufe übrig. Die Bürger aber meinten mit der Burg auch den Orden zu Tode getroffen zu haben: sie ahnten nicht, daß dem Höhepunkt ein jäher Fall folgen sollte.

Ein Moment, das gegen die Stadt wirkte, war die Haltung der Vasallen, in denen das adlige Standesgefühl gegen die trutzige Bürgerschaft schließlich doch zum Durchbruch kam. Schon 1482 hatte eine Versammlung „aller Vasallen von Libau bis Narwa" bei Karkus stattgefunden und hier hatte man beschlossen, dem beizustehen, auf dessen Seite das Recht wäre. In Scharen waren sie hierauf zu den Fahnen des neuen Meisters geeilt, der im Herbst 1485 den Augenblick gekommen glaubte abermals loszuschlagen.

Willkommene Botschaft kam zudem aus Rom: Papst Sixtus, der eine weitere Schwächung des Ordens für unthunlich hielt, hatte soeben gegen den Willen und gegen die Bitten Rigas den Kandidaten des Ordens, Michael Hildebrand, zum Erzbischof von Riga bestimmt. Die Stadt aber, die landesverräterisch mit Schweden abschloß und

schwedische Truppen ins Land zog, verscherzte die letzten Sympathien, die ihr im Lande entgegengebracht wurden, durch den Starrsinn, den sie dem ins Land kommenden hohen Prälaten gegenüber zeigte. Sie schloß ihm die Thore und trieb ihn dadurch fast gewaltsam in die Arme des Meisters, der ihn in Wenden mit höchster Auszeichnung aufnahm. Auf das Einerlei der folgenden Jahre, die Verhandlungen und gleich wieder gebrochenen „ewigen Frieden“ verlohnt es sich nicht einzugehen: der im März 1486 abgeschlossene Blumenthaler Friede war ebensowenig von längerer Dauer wie andere Anstände. Unterstützt durch den Papst, der Riga mit dem Bann drohte, falls die Stadt das Ordensschloß nicht aufbaue, Dünamünde zurückgebe und Schadenersatz leiste, sagte Lorinkhove am 30. September 1489 der Bürgerschaft von Neuem ab. Riga aber verzagte nicht und da es wohl wußte, welches Geschick ihm bei der Übergabe drohte, wehrte es sich mit dem Mute der Verzweiflung. So erklärt es sich, daß trotz der einmütigen Parteinahme des Landes, trotz der trefflichen Führung des Landesmarschalls Wolter von Plettenberg und trotz der Hilfesendungen des Hochmeisters Hans von Tiefen der Orden Verlust über Verlust erlitt. Auch ein Plan durch zwei Ordensknechte, die trüglicher Weise in den Dienst der Stadt getreten waren, Riga an vier Punkten anzuzünden und die ausbrechende Verwirrung zur Überrumpelung zu benutzen, scheiterte, da glücklicherweise ein an die Knechte gerichtetes Schreiben aufgefangen wurde. Erst der glänzende Sieg bei Neuermühlen (Anfang 1491) brach Rigas Trotz und machte den Meister zum Herrn der Lage: am Mittwoch vor Ostern, am 30. März kam es unter Schiedsspruch des Erzbischofs und der Bischöfe von Dorpat und Kurland zur „Affpröke“ von Wolmar.

Bitter genug kamen die Bedingungen den Rigischen an: barfüßig und barhäuptig sollten die Bürger Abbitte leisten und sich auf Gnade und Ungnade dem Sieger überantworten, der den Wiederaufbau des Schlosses und Dünamündes innerhalb sechs Jahren forderte, in schonender Weise die demütigende Form der Abbitte aber den Abgesandten der Stadt erließ. Der Kirchholmer Vertrag wurde von nun an wieder die Grundlage aller Verhältnisse: der zum Erzvogt erwählte Bürgermeister Schöning mußte 1492 sowohl dem Meister wie dem Erzbischof huldigen.

So war der unselige Bürgerkrieg, den Silvester Stodeweschers

hinterhaltiger Ehrgeiz entzündet hatte, endlich beigelegt, aber die Gesundung der Dinge war nicht erreicht worden. In erschreckender Weise war gerade in den letzten Kämpfen die tiefe Zerrüttung, die zuchtlose Zwietracht zu Tage getreten. Der Boden war unterwühlt, das Geschlecht, dessen Altvordern einst so Herrliches erreicht, frühzeitig welk und alt geworden, die Institutionen, die einst sich bewährt, sie waren überlebt und ein Hemmnis. Ein Windstoß mußte genügen sie umzuwerfen — die Reformation, die vor der Thür stand, sie verjüngte bei uns die Herzen, sie brach aber auch dem Ritter- und Prälatenstaat an der Düna den längst morschen Stamm. Schon aber war unter Moskaus kraftvollen Herrschern eine Zusammenfassung der Kräfte des weiten Ostens begonnen worden, schon bereitete sich der Großfürst vor, den Kampf um den Besitz der Ostseeküste aufzunehmen.

---

14. Kapitel.

Tapfrer, Deines Namens Schimmer
wird unsterblich sein im Lied!
Schiller.

Das Emporkommen Moskaus und die Russenkämpfe Plettenbergs.

Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts hatten die Kämpfe an der Ostgrenze Livlands viel von ihrem bedrohlichen Charakter eingebüßt. Der furchtbare Druck des Mongolenjochs, das sich auf all die russischen Teilfürstentümer gelegt hatte, unterband jede Regung eignen Lebens und machte es Rußland unmöglich, die aggressive Politik gegen den Orden fortzusetzen.

Über zwei Jahrhunderte lastete das dumpfe, düstre Einerlei der Tatarenherrschaft auf dem weiten Steppenlande. Überall zeigte sich Mutlosigkeit, Verzicht auf eine bessere Zukunft — nur einer der Teilstaaten machte eine rühmliche Ausnahme: Moskau. Ihm allein gelang es während der Zwingherrschaft der Horde (Ordà) Schritt um Schritt emporzukommen. Durch Demütigungen aller Art vor den Chanen, vor denen die Großfürsten Haupt und Kniee „auf die Erde schlugen", durch eine ebenso gewandte, wie skrupellose Finanzpolitik, in der besonders Iwan Kalitá (der Geldsack!) Meister war, stieg langsam Moskaus Stern immer heller strahlend aufwärts. „So wurde es mächtig im Innern und gestählt den Kampf mit dem Occident aufzunehmen [1])."

Der Ruhm, die gesammelten Kräfte fruchtbar gemacht und zur Einigung Rußlands unter Moskaus Fahnen, wie zu einer großartigen auswärtigen Politik benutzt zu haben, gebührt Iwan III. Wassiljewitsch (1462—1505), der als der hervorragendste Repräsentant jener

[1]) cf. auch Bienemann l. c. pag. 78ff.

zielbewußten, rücksichtslosen Politik Moskaus bezeichnet werden muß. Dreifach war das Ziel, das diesem außergewöhnlichen Herrscher vorschwebte: die Vernichtung der kleinen, noch halbselbständigen Teilfürstentümer, vor allem der stolzen Städterepubliken Nowgorod und Pleskau, die alle unter dem Szepter des absoluten Zaren vereinigt werden sollten. Zum andern die Beseitigung der freilich allmählich zum Schatten herabgesunkenen Oberherrschaft der „goldenen Horde". Zum dritten, „daß alles einst russische Land wieder zu Moskau gebracht werden müsse", das der natürliche Beschützer der griechisch-orthodoxen Kirche sei. Dieser Teil der moskowitischen Politik schloß den Kampf gegen den Orden in Livland ebenso in sich, wie gegen die litauisch-polnische Macht. Dort wollte er die Ostseeküste gewinnen, hier den Dnjepr zum Grenzfluß machen[1]).

Die Größe Moskaus und Rußlands fallen seit diesen Tagen zusammen, ihr hat er sein ganzes Können geweiht. Ihretwegen knüpfte er die ersten Beziehungen mit dem Abendland und zog ausländische Künstler, Handwerker und Ärzte ins Land, ihretwegen hat er, der weder Feldherr noch Kriegsmann war, oft, wenn auch nicht immer mit Glück, das Schwert aus der Scheide gezogen. Den größten Gewinn aber zog er aus seiner Heirat mit dem letzten Sproß des Kaisergeschlechts der Paläologen, Sophia.

Seit 1453 war Konstantinopel eine Beute der Muselmannen geworden, Kaiser Konstantin Paläologos tapfer kämpfend gefallen, die Erbtochter nach Rom geflüchtet. Große Pläne gedachte der hl. Vater mit ihrer Hand zu verwirklichen, als Iwan um die Prinzessin warb: ein neues lateinisches Reich im Osten sollte errichtet werden, die Union der Kirchen durch sie zu Stande kommen. Doch welch arge Enttäuschung! Schon vor den Thoren Moskau mußte das lateinische Kreuz, gegen dessen Einzug in das heilige Mütterchen Moskau der Metropolit heftig protestiert hatte, entfernt werden und ohne Erfolg zog die katholische Geistlichkeit, die der Kaisertochter das Geleit gegeben, um in Rußland die römische Propaganda aufzunehmen, wieder heim. Derjenige, der allein Ehre und Gewinn einheimste, war der Zar, der von nun an als der wahre Nachfolger der oströmischen Kaiser galt und in seinem Namen wie in seinem Wappen, in dem der byzanti-

[1]) cf. die interessante Charakteristik bei Schiemann l. c. I. 255ff.

nische Doppeladler prangte, sich als solcher selbst aller Welt gegenüber bezeichnete.

Im Innern kam der Zar langsam, aber mit zäher Ausdauer ans Ziel: der Fall von Groß-Nowgorod, Pleskau und Wjatka bezeichnet die Staffeln der völligen Erfolge der moskowitischen Zentralisation.

Der Untergang Nowgorods und Pleskaus ist aber auch für die livländische Geschichte von weitreichendster Bedeutung gewesen, so daß wir unser Auge auf die Tragödie werfen müssen, deren Mittelpunkt die Stadt am Wolchow war, deren Bürger in stolzer Überhebung noch immer an das Wort glaubten: „Wer kann wider Gott und Groß-Nowgorod!“ Und doch! Wie ruhmlos ist die handelsreiche Republik gefallen[1])! In elendem Parteihader verkommen, ohne Staatsmänner von Feuer und Überlegung, haltlos schwankend zwischen ohnmächtigem Trotz und kleinmütiger Verzagtheit, also ging die Republik, die sich überlebt hatte, jämmerlich zu Grunde. „Es klingt fast wie ein Paradoxon und ist doch historisch unbestreitbar,“ — so charakterisiert ein baltischer Geschichtsschreiber die Wolchowstadt — „daß selbst an diesem regsten Mittelpunkte russischen Handelslebens es stets an Kaufleuten in großem Stil und an wirklichem Handelsgeist gefehlt hat. Der Handel Nowgorods war im Grunde doch nur Zwischenhandel und nur spärlich und ohne Energie durchgeführt sind die Versuche, eine selbständige Handelspolitik zu inaugurieren. In Abhängigkeit von den russischen Fürsten des Hinterlandes einerseits und von den Hanseaten andrerseits haben die Nowgoroder es nie verstanden, eine wirklich fernblickende Politik zu befolgen. Die nächsten vor Augen liegenden und mit Händen greifbaren Ziele gaben den Ausschlag und auch sie wurden nur zu häufig durch die unberechenbare Erregung der zur Wetsche versammelten Menge arg geschädigt. Ein tiefgehender Gegensatz zwischen Arm und Reich steigerte die Mißverständnisse zwischen den Parteien und machte jede einheitliche Aktion unmöglich, während eine eigentümliche Verbindung von Übermut und Kleinmütigkeit die fernerscheinende Gefahr unterschätzen und naheliegende überschätzen ließ. Auch weisen die chronikalischen Überlieferungen darauf hin, daß bei zunehmender Üppigkeit und Sittenlosigkeit, welche in den Pestjahren 1465—67

[1]) cf. Th. Schiemann I. 318ff. und H. Hildebrand. „Die hansisch-livländische Gesandtschaft 1494 nach Moskau und die Schließung des deutschen Hofs zu Nowgorod.“ B. M. 1871. pag. 114ff.

sich noch gesteigert hatten, die Wehrkraft der Stadt in tiefem Verfall lag, ohne daß man in Nowgorod selbst sich dessen bewußt gewesen wäre. Während man sich hier in arger Selbsttäuschung wiegte, überschaute aber der kluge Rechner in Moskau die Verhältnisse vollkommen und seiner genauen Kenntnis derselben, der, fast möchte man sagen, psychologisch feinen Behandlung, die er ihr zu teil werden ließ, den rücksichts- und mitleidslosen Schlägen, die er ihr beibrachte, dankte er seinen Erfolg."

Der äußere Hergang dieser Dinge gehört in die russische Geschichte, nur die wichtigsten Merksteine seien festgestellt.

Die litauische Partei, deren Seele Marfa, eine kluge Frau aus dem Geschlecht der Boretzki, war, hatte zu wenig Fühlung mit dem Volk, das mehr zu Moskau neigte, und der hohen Geistlichkeit, deren Interesse auch mehr nach der Zarenstadt gravitierte, um die Politik Groß-Nowgorods in zielbewußter Weise lenken zu können. Da König Kasimir in schwächlicher Weise die litauischen Streitkräfte nicht ins Feld führte, da der Orden, durch Pleskau, das ganz im zarischen Fahrwasser schwamm, im Schach gehalten, Nowgorod gleichfalls nicht zu Hilfe kommen konnte, wohl auch sein Geschick mit dem der verlorenen Stadt nicht identifizieren wollte, so vermochte sie nicht zu widerstehen. Der Entscheidungskampf an der Schelona schlug, zumal die erzbischöflichen Truppen nicht gegen die Moskowiter mitkämpften, zu Ungunsten der Nowgoroder aus: am 11. August 1471 versprach Iwan endlich seinen Zorn von der Stadt zu nehmen, wenn sie jede Verbindung mit Litauen löse und eine gewaltige Kontribution zahle. Noch war der Schein der Unabhängigkeit gerettet, doch selbst dieser sollte nach wenigen Jahren verschwinden. Unter nichtigen Vorwänden überzog Iwan Ende 1477 die zwieträchtige Stadt von neuem und demütigte sie ohne Schwertschlag im Januar 1478 vollends. Die Häupter der litauischen Partei, vor allem Marfa Boretzka, führte er nach Moskau, die republikanische Verfassung wurde aufgehoben, die Wetscheglocke im Triumph nach der Zarenstadt gebracht, „wo ihre Stimme fortan unbemerkt unter den anderen Glocken der Residenz des Großfürsten verhallte".

Aber selbst die kümmerlichen Reste einstiger Herrlichkeit waren dem Großfürsten ein Dorn im Auge. Im Oktober 1479 erschien er unerwartet vor der Stadt, die, als er sie beschießen ließ, sofort die

Thore öffnete und sich bedingungslos ergab. Und nun begann eine entsetzliche Henkersarbeit: hunderte wurden gefoltert, gehängt, ersäuft, tausende eingekerkert, das Vermögen aller Reichen eingezogen; glücklich noch diejenigen, die ihr Leben retteten und „aus Gnade" ins Innere verschickt wurden. Im Jahre 1488 wurde der Rest der früheren Einwohner fortgeführt und willfährige Ansiedler buntester Auswahl, „schnöde Völker", in der alten Stadt einquartiert.

„Damit die neuen Einwohner nicht durch den Verkehr mit den fremden Kaufleuten oder durch allzugroßen Wohlstand auch einmal gefährlich würden, nahm Iwan III., nachdem er ihr Vergangenheit und Gegenwart geraubt hatte, der Stadt auch ihre Zukunft, indem er im Jahre 1494 gänzlich unerwartet, das Kontor des deutschen Kaufmanns schließen ließ".

Es war nicht das erste Mal, daß Moskau gegen die Livländer vorging. Mit dem deutschen Orden hatte es schon lange in Spannung gestanden, und die auf sein Betreiben stattfindenden Einfälle der Pleskauer über die livländische Ostgrenze hatten sich unangenehm genug geltend gemacht. Wie die unglücklichen Kämpfe Bernds von der Borch seine Absetzung herbeigeführt, haben wir oben bereits erzählt. Seit jenen Tagen hatten die Grenzfehden kaum geruht und mit ernster Sorge vernahm man 1492 die Meldung des Vogts von Narwa, gegenüber dem Schloß hätten die Reussen ein „Trutznarwa" Iwangorod errichtet. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel aber schlug die Schreckenskunde von der Schließung des Kontors zu St. Peter und die mit ihr verbundenen Gewaltthaten in Livland ein. Kein Mensch hatte sich dessen versehen und doch hätten Einsichtige sich dem Nahen der Katastrophe kaum verschließen dürfen. —

Das 15. Jahrhundert hatte die Livländer zu fast ausschließlichen Herren des Handels auf dem Hof zu St. Peter gemacht. Kaufleute unserer Heimat hatten immer mehr den Handel mit Rußland in ihre Hand genommen und da Lübeck zu fern war, als daß man von Nowgorod aus dort hätte anfragen können, wenn Eile Not that, so hatte Lübeck selbst 1442 dem Hof zu Nowgorod ausdrücklich Weisung zukommen lassen, unbedingt den drei livländischen Städten zu folgen, in unaufschiebbaren Fällen aber sich Bescheid beim Rat von Dorpat zu erholen. Nichts ist bezeichnender für die dominierende Stellung der livländischen Städte, als die Thatsache, daß man in Lübeck allmählich



die Titulaturen vergessen hatte, die in Briefen an die Republik zu gebrauchen waren, und einmal, als man in die Lage kam direkt dorthin schreiben zu müssen, den Rat von Riga ersuchen mußte, das Schreiben in gehöriger Form von neuem aufzusetzen. In den Augen der Nowgoroder fielen Livländer und Hanseaten allmählich völlig zusammen, was letzteren nicht gerade zum Vorteil gereichte: „ein leiser Windstoß, der die Russen in Livland unsanft berührte, fuhr nie wirkungslos über ihre Häupter hin, der sich gegen jene erhebende Sturm erschütterte regelmäßig ihre ganze Existenz. Glaubt sich ein Russe in Dorpat benachteiligt, so hält er sich am deutschen Kaufmann in Nowgorod schadlos; fürchten jene die Arrestierung der Ihrigen in Livland, so durften die Deutschen den Hof nicht mehr verlassen; ist einer ihrer Brüder dort ums Leben gekommen, so werden diese mit dem Tode bedroht".[1])

Diese in nie abreißender Kette sich hinziehenden Verwicklungen begannen — denn steter Tropfen höhlt den Stein — seit der Mitte des 15. Jahrhunderts dem Handel allmählich Abbruch zu thun, wenigstens mehren sich seit jener Zeit die Klagen, es gehe bergab. Und „doch hat der mutige Hanse immer wieder die gefahrvolle Reise gewagt, die Wolchowrepublik dem unliebsamen Gaste stets aufs neue ihre Thore geöffnet. Jener Handel war für beide Teile eben Lebensbedingung". Auch die oben kurz erzählten Ereignisse, die der Selbständigkeit Groß-Nowgorods ein Ende machten, unterbanden den regen Handel nicht, wenngleich er unter den veränderten Verhältnissen natürlich auch schwer zu leiden hatte. Doch der egoistische Wagemut des Kaufmanns wußte alle Beschränkungen zu beseitigen und die an derartige Leiden gewöhnten Kaufleute glaubten um so mehr, daß auch jetzt wieder bessere Zeiten kommen würden, als Iwan soeben erst die Rechte des Hofs zu St. Peter auf viele Jahre hinaus bestätigt hatte. Sie ahnten natürlich nicht, daß er schon 1493 dem König von Dänemark ausdrücklich die Schließung der Kontors versprochen hatte. In ihrer Harmlosigkeit beschloß die Hansa gerade damals zur Abstellung der verschiedenen Beschwerden, die Neuerungen und Beschränkungen im Handel mit Salz, Honig, Wachs und Pelzwerk, widerrechtliche Schatzung von deutschen Kaufleuten, Beraubung gestrandeter Schiffe bei Narwa durch russische Bauern u. a. m. betrafen, eine Gesandtschaft nach Moskau an Zar

[1]) Hildebrand l. c. pag. 122.



Iwan zu entsenden, zu der sowohl Dorpat wie Reval je einen Abgesandten abfertigen sollten. Mit Eifer ging man im Hochsommer 1494 ans Werk, mit stattlicher Begleitung, ausgerüstet mit kostbaren Geschenken, reichen Geldmitteln und gutem Proviant, unter dem 14 Tonnen Bier nicht fehlten, überschritten die Gesandten die Grenze und trafen am 11. August in Nowgorod ein. Aber gleich hier gab es Ungelegenheiten, da trotz der reichlichen Spenden an Wein, Konfekt und Feigen und trotz der Schatzungen durch die moskowitischen Pristawe, die „so ziemlich die Mitte zwischen schenken und beraubt werden“ hielten, sie drei Wochen auf den Geleitbrief warten mußten. Erst am 3. September tauchten die Türme Moskaus vor ihnen auf. Doch dauerte es auch jetzt noch einen ganzen Monat, bis schließlich nach vielen Handsalben und manchen Trünken Rotwein am 20. Oktober die Livländer vor den Zaren geführt und sogar zur Tafel geladen wurden. Natürlich leiteten auch in der Zarenstadt kostbare Geschenke und Gegengeschenke die Verhandlungen ein: die Städte überreichten drei Ballen englischen Tuches, die Gesandten von sich aus silberne Becher, Zuckerwerk, zehn Körbe Feigen, fünf Liespfund Datteln, Scharlachtuch und Wein; der Zar revanchierte sich mit Meth, Geflügel, getrocknetem Lachs und Stör, einem Rind, zwei Schafen, Hühnern und Heu und Hafer, jedem der Gesandten aber ließ er kostbares Pelzwerk, im Wert von $3\frac{1}{2}$ hundert Thalern überreichen.

Doch praktischen Erfolg hatten die Livländer nicht, der Zar antwortete mit heftigen Gegenbeschwerden: seine Leute seien geschatzt, andere gar ermordet worden. Antwort könne und wolle er den Gesandten nicht geben, diese würden sie durch seinen Namjestnik (Statthalter) in Nowgorod erhalten.

Der auch in der Folgezeit vielfach sich zeigende Anspruch Moskaus, daß es nicht direkt mit der Hanse und Livland verhandle, trat hier mit großer Schroffheit zuerst zu Tage. Der erteilte Bescheid war eine offenbare Verhöhnung, denn der Namjestnik in Nowgorod, an den der Zar sie wies, war gerade der Mann, gegen den sich die Klagen der Gesandtschaft in erster Reihe richteten. Nach sechswöchentlichem Aufenthalt in Moskau erhielten die Gesandten schließlich Geleitsbriefe nach Nowgorod und schieden eilends aus der Stadt.

Daß das Ärgste ihnen noch bevorstand, ließen sie sich nicht träumen: schon in einem Dorfe fünf Meilen vor Nowgorod wurden

der Revaler Gesandte und zwei andere Bürger der Stadt, die im Gefolge waren, verhaftet, ins Gefängnis geworfen und ihr Gut konfisziert. Der Dorpater Abgesandte durfte in Begleitung eines Pristaws nach Nowgorod weiterreisen. Welche Bestürzung ergriff ihn, als er hier von dem furchtbaren Schlag hörte, den Iwan wenige Tage vor der Ankunft der Livländer gegen den Handel Nowgorods geführt hatte; am 5. November war der Überfall ausgeführt worden: die Kaufleute — 49 an der Zahl — waren aufgegriffen und mit schweren Fußfesseln eingekerkert, die kostbaren Waren und das Kirchengut von St. Peter fortgeschleppt, das Thor des Kontors geschlossen: „Totenstille herrschte an den Orten sonst so geschäftigen und geräuschvollen Treibens. Statt der Kaufherrn und ihrer Gehilfen hatten daselbst nur einige Russen, denen der Zutritt sonst streng untersagt war, ihr Wesen".

Am 17. November wurde den Gesandten, von denen auch der Dorpater sich über viel Unbill zu beklagen hatte, endlich durch den Statthalter des Zaren Meinung kund: „Die deutschen Kaufleute seien deshalb gefangen, weil des Fürsten Unterthanen zu Reval und in ganz Livland beschatzt, geschlagen, beraubt und ertränkt würden; von dem in der Kirche lagernden Gut denke man ihnen den Schaden zu ersetzen. Herr Gotschalk (der Revalenser) aber teile das Schicksal der andern, weil die Revalschen einen Russen wider alles Recht (er war ein arger Verbrecher gewesen!) verbrannt hätten."

Vergebens waren alle Versuche des Dorpater Boten seinen Genossen wenigstens zu lösen, traurigen Herzens mußte er allein am 25. November „von den Schelken" scheiden. Glücklich kam er nach neun Tagen nach Dorpat, wo man von der Schreckensnachricht der Schließung des Kontors bereits Kunde hatte. Es darf nicht verschwiegen werden, daß man in Livland sich mit viel Eifer der Gefangenen angenommen, Tage und Zusammenkünfte gehalten und sechs Gesandtschaften nach Rußland abgesandt hat. Auch der Erfolg fehlte schließlich nicht: im Jahre 1497 erfolgte die Freilassung der meisten Gefangenen, nur vier wurden bis zur endgiltigen Austragung des Zwists vom Zaren nach Moskau gebracht.

Kurze Zeit darauf nahm auch das Kontor zu Polozk, das schon seit geraumer Zeit unter der Ungunst der Zeiten schwer gelitten hatte und mehr denn einmal geschlossen worden war, sein Ende.



Zwar erlebte es noch den Anfang des 16. Jahrhunderts, aber „immer größere Vereinsamung trat an Stelle des früheren geschäftigen Treibens, mehr und mehr wandte sich der Verkehr von hier ab.“ Die russisch-litauischen Kriege ließen den Kaufmann Polozk meiden, die Erbitterung der Einheimischen gegen den mit reichen Privilegien ausgestatteten Fremden nahm von Jahr zu Jahr zu und die litauische Regierung wurde der Anwalt dieser antideutschen Strömung. Ein Privileg König Sigismunds an die Stadt Polozk von 1511 untergrub vollends die Freiheiten des gemeinen deutschen Kaufmanns, indem es ihm den Verkehr mit Smolensk und Witebsk verbot und ihn in Polozk allein auf den Großhandel mit den Bürgern beschränkte[1]).

Inmitten dieser Ereignisse, von denen man fürchtete, „daß Nahrung, Handel und Wandel, ja ganz Livland darüber zu Grunde gehen könnten“, ist Freitag von Lorinkhove gestorben und einmütig wählten die Gebietiger den Landmarschall Wolter von Plettenberg zum Meister in Livland.

Eine kurze Nachblüte heimischer Geschichte knüpft sich an den Namen dieses treuen, tüchtigen Mannes, der, was er geworden, durch sich selbst geworden ist.

Das Geschlecht des Mannes, bei dessen Namens-Klang unsere Augen heller blicken, dessen Bild im Schloßhof der Ordensburg zu Riga, vom Ritterhause und in der Kirche zu Wenden auf uns Enkel herniederschaut, stammt, gleich so vielen der Ordensbrüder oder der livländischen Vasallengeschlechter, aus dem Lande der roten Erde, aus Westfalen. Wo seine Wiege gestanden, läßt sich heute nicht mehr nachweisen, da ein direkter Zusammenhang mit seinen westfälischen Geschlechtsgenossen nicht zu bestimmen ist. Höchst wahrscheinlich erscheint es aber, daß der größte Meister Livlands auch in Livland geboren ist. War doch sein Bruder, der Stammvater der später in Livland und Kurland weitverbreiteten Familie, in Livland ansässig, gehörten doch die Plettenbergs zum mindesten seit dem Ende des 15. Jahrhunderts zum wierischen Landadel, bezeichnet endlich doch der Meister selbst Narwa als die Stadt, in der er „in unsern jungen Jaren“ aufgezogen und gewesen sei[2]).

---

[1]) cf. H. Hildebrand. Das deutsche Kontor zu Polozk l. c.

[2]) H. Baron Bruiningk. Die Bildnisse des Ordensmeisters Wolter von

Früh ist er auch in den Orden getreten, in dem er, wie der Chronist sagt[1]) „bedenede die empter van junck up, alse dar sin backmeister, schencke, Koekenmeister, ander cumpan, cumpan, huscumpter, cumpter u. s. w., beth he tho dem meisterdome quam.“ Als Komtur zu Rositten hatte er sein tapferes Schwert gegen die Russen geschwungen, in den Kämpfen gegen Riga sich auf dem Schlachtfelde und im Rat gleich vortrefflich bewährt. Was aber den Gebietigern neben den militärischen und staatsmännischen Gaben diesen Mann besonders wert machte und ihn hoch über alle Andern erhob, war sein ernster, einfacher und edler Sinn, der auch in seinem schlichten Wandel zu Tage trat. Erzählt doch der Geschichtsschreiber, seine Speise sei nur „grave kost, schinken, droge flesch, hering, stockfisch“ und sonstige einfache Nahrung gewesen und gern stimmen wir ihm bei, wenn er vom Meister sagt, er wäre ein frommer, weiser und anschlägiger Mensch, eine lange herrliche Gestalt und freundlich von Angesicht gewesen.

In zweifacher Weise feierte ihn die Mitwelt, bewunderte ihn die Nachwelt. Als gewaltigen Helden pries ihn ganz Europa, ehrte ihn Kaiser und Reich, zu dessen Fürst er, nachdem der Orden in Preußen 1525 seine Selbständigkeit eingebüßt hatte, 1530 erhoben ward, als solcher steht heute sein Marmorbild als das des einzigen Livländers, von Schwanthalers Hand geschaffen, in der Walhalla zu Regensburg; — als Mann, der den innern Frieden, im wesentlichen wenigstens, zu erhalten wußte, der die unseligen ständischen Machtfragen auszugleichen suchte, als Friedensfürst im wahren Sinn des Wortes erscheint er in der Geschichte unseres Landes. Hier vermochte er alle die Eigenschaften, die seine Größe und auch seine Schwäche ausmachten, in weitestem Maß zu zeigen: seine abwägende Besonnenheit, die jedem Bruch abhold war, seine konservative Natur, die in Kirche und Staat an den alten Formen festhielt und bemüht war ihnen neues Leben einzuflößen und seine immer zum Frieden ratende, auf Kompromisse sinnende Art, der das Schwert das schlechteste und letzte Mittel zur Schlichtung livländischer Händel alle Zeit gedünkt hat. —

Plettenbergs Regierungsantritt fiel mit der Katastrophe in Nowgorod zeitlich zusammen. Wenn er auch alle Mittel anwandte, um

---

Plettenberg und die Frage über seine Herkunft. Sitzungsberichte d. A. G. 1891. pag. 71—77.

[1]) Renner. Livl. Historien 2c.

den Schaden durch Gesandtschaft und Verhandlungen auszugleichen, so erkannte er scharfen Blickes doch sehr bald, daß dem Schlagen erst eine sorgfältige Rüstung vorangehen und man gute Alliirte gewinnen müsse, ehe man das Äußerste wage.

Und doch hat Livland den schweren Kampf gegen Iwan III. allein zu bestehen gehabt, kein einziger, an den sich Plettenberg wandte, ist über Worte hinausgelangt oder hat die Treue gehalten. Der Orden in Preußen, der seit dem zweiten Thorner Frieden völlig ohnmächtig war, vermochte nichts; Kaiser Maximilian „der letzte Ritter", steckte tief in italienischen Händeln und stritt sich mit den Reichsständen. Über schüchterne diplomatische Einsprachen und resultatlose Verhandlungen auf den Reichstagen zu Lindau, Augsburg und Worms ist es denn auch nicht gekommen. War von Alexander IV. Borgia, dem Papst in Rom, mehr zu erwarten? Dieser höchst unheilige „hl. Vater" war nicht nur ein ausgezeichneter Giftmischer, sondern auch ein guter Wirt, der, als sich der bedrängte Orden an ihn mit der Bitte um eine Cruciate d. h. um einen allgemeinen Ablaßverkauf für Livland wandte, das Gesuch deshalb abschläglich beschied, weil er die Taschen der Gläubigen für das bevorstehende, in Rom zu feiernde Jubeljahr ungeschwächt lassen wollte. Was ging ihn auch Livland an? Selbst die Hansa, durch den von Iwan gegen Nowgorod geführten Schlag aufs empfindlichste getroffen und eifersüchtig auf die livländischen Städte, die es überraschend schnell verstanden hatten den russischen Handel hinter ihren Mauern zu konzentrieren, erwies sich nicht willig, kraftvolle Hilfe zu leisten. —

Wie stand es nun aber im Lande selbst? Ach, die alte livländische Uneinigkeit, der ständische Hader, die städtische Engherzigkeit ruhten auch jetzt nicht, traten vielmehr in düsterm Licht auf dem am 9. September 1498 zusammentretenden Landtag zu Walk zu Tage. Nur der Meister und der Erzbischof erscheinen als treue Freunde, die den Ständen gegenüber immer wieder betonen, daß man Geld zu Rüstungen nötig habe und zu Geld wieder nur auf dem Wege einer allgemeinen Schatzung gelangen werde. Doch bei den eigensüchtigen Ständen schlagen die treffendsten Argumente am wenigsten durch. Die Städte protestieren gegen jede Schatzung und meinten naiv, wenn sie mehr thäten, als ihre Wälle zu verteidigen, so hätten sie ein Übriges gethan. Die Ritterschaften sträubten sich zwar nicht gegen eine Steuer,



sie nahmen aber an den geforderten 4—6 Mark pro Gesinde Anstoß und versicherten eine Mark pro Gesinde thäte es gewiß auch. Da fruchtete es denn auch wenig, wenn der Erzbischof der Versammlung mitteilte, die Pleskauer wären in Rossitten und Ludsen ohne Ansage eingefallen und hätten schließlich also geantwortet, als man sie nach dem Grund des Krieges gefragt habe: „Wißt ihr denn nicht, daß unser Herr, der Großfürst, der mächtigste Herr unter der Sonne ist und Städte über See gewonnen hat, ihr alle aber in Livland sitzt, wie Schweine in eurem Schweinekoben. Das Land gehört ihm und er will alle Hofleute mit Ruten aus dem Lande jagen." Schließlich einigte man sich in Walk, daß man „zu Erhaltung des Landes und auf daß sie zu Gelde kommen, dessen man hastig bedürfe, um fremdes Volk ins Land zu ziehen," eine Steuer von 1 Mark pro Gesinde erheben sollte. Die städtischen Boten versprachen zu Hause anzuhalten, daß sie „nach Vermögen" dem Lande dienten.

Wider Erwarten kam es nicht sofort zum Kriege, da eine Wendung in der Politik Dänemarks diese bisher dem Orden feindliche Macht gegen Moskau in Harnisch brachte. Freilich von wirklichem Nutzen für Livland wurde die Haltung Dänemarks nicht, sie nahm nur zu schnell wieder die bisherige Färbung an.

Nur Zeit zu andern Verhandlungen gewann der Meister, zu Verhandlungen mit dem Staat, für den gleich Livland jedes Erstarken Moskaus eine ernste Gefahr bedeutete: Litauen.

Litauen und Livland verband keine zärtliche Liebe, sondern die gemeinsame Besorgnis vor dem Ehrgeiz des Zaren, mit dem es sich seit 1500 im Kriege befand und Plettenberg zögerte daher nicht auf einem neuen Tag zu Wolmar, Januar 1501, die Beratung des Bündnisses vorzunehmen. Des waren die Stände wohl zufrieden, aber von ihren Sonderinteressen auch nur ein Geringes aufzugeben, fiel ihnen auch jetzt nicht ein. Als der Meister mit seinen, wahrlich nicht hoch bemessenen Forderungen für Knechte, Geschütz und Proviant an sie herantrat und 3000 Mann heischte, stieß er auf erbitterten Widerstand. Höchstens 2000 Mann wollte man bewilligen. So schloß der Landtag wenig harmonisch ab. Am 3. März kam schließlich mit dem Großfürsten Alexander der Vertrag zum Abschluß. Derselbe verpflichtete sich in zehn Jahren keinen Frieden mit Moskau abzuschließen und mit dem Meister gleichzeitig in Feindesland mit stattlicher Macht einzufallen.

Wie wenig aber die Livländer auf die litauische Hilfe zu trauen Grund hatten, sollte aller Welt schon nach wenigen Monaten klar werden. Am 15. Juni schied der König Johann Albrecht von Polen aus dem Leben und Alexander ließ sofort, um sich die lockende Krone Polens zu sichern, Bundesbrief und Bundesgenossen im Stich. Wohl versprach er feierlich Ende August 5000 Soldknechte und den Adel von Plozk dem Meister zuzusenden, aber die Zusage zu halten hat ihm ebensowenig im Sinn gelegen, wie seine frühern — und spätern!

Mit lebhaftem Eifer hatte der Meister die Rüstungen betrieben. 2000 Landsknechte, 4000 Vasallen und Ordensleute zu Pferde, dazu ein gewaltiger Haufe von undeutschen Bauern und Troß, alles etwa 80000 Mann überschritten am 26. August bei Neuhausen die Grenze. Der alte Erzbischof hatte sich in Person eingefunden, der Bischof von Dorpat spendete Allen das hochwürdige Sakrament. Am folgenden Tage stieß das Heer auf die Vorhut der Russen, gewaltige Reiterhaufen, die dem Ansturm der Livländer nicht gewachsen waren. Als die Geschütze donnerten und die gepanzerten Ritter gegen die Russen vorbrachen, wandten sich diese zur Flucht, ihnen nach setzte der Meister und verfolgte in heißem Ritt die Weichenden drei Meilen weit. Große Beute fiel in seine Hand, die Livländer aber erlitten außer den vierzig Hengsten des Meisters keine Verluste.

Frohen, frischen Mutes ging es weiter, nach Isborsk warf man einige Geschosse, dann beeilte man sich das mächtige Doppelschloß Ostrow an der Welikaja zu erreichen, wo die Litauer zu den Livländern stoßen sollten. Die Stadt wurde in Brand geschossen, das Schloß eingeschlossen — aber vergebens harrte man der Litauer. Allmählich wurde man klar, daß sie bundbrüchiger Weise ausblieben. Plettenberg war tief entrüstet. Allein weiter vorzudringen, war er zu schwach; dazu kam, daß im Heer durch vergiftete Speisen Krankheit ausgebrochen war und daß schlimme Kunde aus Livland selbst zu ihnen drang. Waren doch die Russen an anderer Stelle über die Grenze gegangen und plündernd bis gegen Riga vorgedrungen. Schweren Herzens gab der Meister am 15. September den Befehl zum Rückzug. Kaum war er auf livländischem Boden, so streckte ihn eine hitzige Krankheit aufs Lager. In ernster Stunde droht dem Lande der Führer verloren zu gehen! Doch Plettenberg überwand die Krankheit

schneller, als man es gedacht und schon Anfang Oktober war er bereit zu neuem Kriegszug.

Wie anders hat die schmückende Sage jenen Kampf vom 27. August geschildert, wie anders vor allem seine Folgen. Die Schlacht bei Maholm (so nennt sie der späte Chronist) gleicht einem Wunder[1]): „Man sieht den Meister mit seiner kleinen Schar unerschrocken ausziehen; während draußen die Russen sich sammeln, betet er in der Kapelle bei Maholm. Dann bricht er auf und wirft sich unter die Feinde. Vom Morgen bis spät in den Abend währt die Schlacht. Tagelang fließen auf der Wahlstatt Bäche von Blut gerötet."

Kaum war Plettenberg hergestellt, so übersah er das Trostlose der Situation: am 1. November waren weitere 90000 Russen und Tatern sengend und verheerend den schon in Livland Hausenden gefolgt und verwüsteten das Land von Grund aus. Das Stift Dorpat wurde zur Wüste gemacht, das Gebiet von Marienburg verbrannt, 40000 Gefangene trieb man über die Grenze. Nachdem der Feind beim Eintreten des Frostes bis gegen Wenden vorgedrungen war, wich er vor den Truppen, die Plettenberg eilends zusammenzog, langsam zurück, nirgends eine Schlacht annehmend. Ende des Jahres stand er jenseits der Grenze, wohin zu folgen dem Meister unmöglich war.

Unter schwerer Seuche, furchtbarer Winterkälte und ernsten Sorgen brach das Neujahr 1502 an.

Die abermals verheißenen litauischen Hilfsvölker waren natürlich wieder ausgeblieben, so daß der zum 1. Januar in Aussicht genommene Rachezug unterbleiben mußte. Doch that man, was möglich war: der Komtur von Reval brach gegen Iwangorod auf, der Landmarschall Johann von Plater rüstete gegen die Pleskauer: bei Kraßnogorod und Schwaneburg am lubahnschen See und bei Dorpat bieten die Livländer dem Feinde die Spitze, doch was halfen alle diese Gefechte — „ein Tropfen wird aufgesogen, während die Flut heranströmt."

Dieselbe Misere wie in den früheren Jahren hindert Plettenberg auch jetzt an einer großen Aktion. Im Lande war die Stimmung höchst bedenklich, alle wollen vom Meister Hilfe, doch alle verweigern die nötigen Mittel. Die Landbevölkerung wird aufsässig, vor allem die Prälaten „sind untreu und wenn sie gleich neunmal schwören, halten sie es

[1]) cf. Schirren. Wolter von Plettenberg l. c.

doch nicht.“ Offen erklärte der Bischof von Dorpat, „wenn nicht bald Ersatz komme, werde er thun, was dem Orden nicht lieb sei.“ Selbst die harrisch-wierische Ritterschaft war unlustig und drohte mit Verbindung mit Dänemark.

Und der einzige Alliirte? Es ist heute wohl kaum mehr zweifelhaft, welch treuloses Spiel der Großfürst Alexander, der mittlerweile auch die Krone Polens erlangt hatte, mit Livland spielte: sein Sinn stand dahin, den Orden in Preußen, der nur mühsam sein Dasein fristete, noch mehr als bisher unter Polen zu bringen und den Orden in Livland so mit Rußland zu verfeinden, daß er im entscheidenden Augenblick den Brüdern in Preußen keinen Beistand leisten könne. Livland blieb dann schließlich allein dem Anprall Moskaus gegenüber; wenn dann der König im letzten Moment dem Lande beisprang, so konnte der Lohn für die Rettung nicht ausbleiben — er konnte nur die polnische Hoheit über Livland sein.

Die ganze Verschlagenheit dieses Planes konnte damals keiner ahnen, wohl aber kam dem Meister Kunde, daß Alexander trotz aller Zusagen im Geheimen einen Frieden mit dem Moskowiter betreibe. Diese Nachricht bewog Plettenberg zur Anspannung aller Kräfte. Ende August zog er, was an Truppen irgend verfügbar war, bei Kirrempäh beisammen: 2000 Reiter, 2000 Landsknechte, Bauern und Troß.

Lassen wir dem Chronisten[1]) selbst das Wort, der recht anschaulich zu erzählen weiß:

„Als nun die guten Herren in Feindes Land nach anderen Kriegsläuften sich vor die große Stadt Pleskau gelegt hatten und aber zum drittenmale nichts vernahmen von Ankunft der Litauer trotz der mündlichen Gelübde, wurden zwei alte Russen mit greisen Bärten aus Schickung des allmächtigen Gottes gefangen und nach ihrem Begehr vor den Herrn Meister zu Livland gebracht. Dem offenbarten sie mit Verbürgung ihres Lebens, wie große Versammlungen russischen und tartarischen Volkes verordnet wären von ihrem Großfürsten aus allen seinen Landen. Das Volk erschien, wie sich nachher erwies, zu bestimmter Zeit in aller Aufrüstung so stark, daß die Russen meinten, es wäre nicht nötig zu kämpfen, man werde die Livländer ohne Schwertschlag fangen, binden und ihrem Großfürsten zusenden, danach

---

[1]) cf. „Schonne Historie“, hier zitiert nach Th. Schiemann II. l. c. pag. 169 ff.

aber ausziehen, um das entvölkerte und machtlose Livland einzunehmen. Da erwog der Herr Meister alle Umstände mit reifem Rate und begab sich mit seinem ganzen Heere fort auf ein offenes Feld, um die Russen zu beobachten und ihnen standzuhalten. Gar wenig dachte er an die Menge der Feinde, denn er stellte mit Judas Makkabaeus und anderen sieghaften Kriegsfürsten seine Zuversicht auf den allmächtigen Gott. Als nun 8 Tage vor Kreuzeserhöhung die Feinde kamen, zog der Meister mit seinen Reisigen den Feinden unter die Augen. Sie aber verwunderten sich seiner Kühnheit sehr und umschlossen in kurzer Frist die Livländer von allen Seiten. Während des Kampfes aber, der von allen Seiten entbrannte, entfernte man sich soweit aus dem Gesichtskreise des Fußvolkes und der livländischen Bauern, daß diese nicht anders meinten, denn die gedachten Herrn und Reisige seien überwunden und von ihnen fortgeführt und die Russen würden in Kürze kommen und ihrer auch mächtig werden.

Da hat sich begeben, daß, als gedachte Herren und Reisige aufs beste durch die Feinde gebrochen und sich mit Macht dreimal hin und wieder durchgeschlagen und sie so in die Flucht gebracht hatten und nun wieder zu den Ihrigen zurückkehrten, sie also mit Blut und Staub, beide, Roß und Reiter, bedeckt waren, daß man keine Farbe an ihnen zu erkennen vermochte. Deß waren die Reiter und Pferde so ermüdet, daß sie den Feinden nicht weiter zu folgen vermochten, sonst hätten sie der Nachjagd nicht vergessen. Sie warteten aber noch drei Tage auf dem Schlachtfelde, ob die Feinde wohl wiederkommen würden, um nochmals und besser zu streiten. In dieser Schlacht wurden viele Russen erschlagen, ihre Zahl aber kann man nicht eigentlich wissen, denn es ist ihre Sitte, daß sie die Toten meist weit mit sich zu führen pflegen oder sie in hastiger Flucht an die Schweife der Pferde binden und so mit sich schleppen. Die Livländer verloren nicht allzu viele; doch wäre der Erzbischof von Riga vielleicht in der Feinde Gewalt gekommen, wenn ihn der ehrwürdige Landmarschall, Herr Johann Plater, der seine Gefahr bemerkte, nicht mit seinem Banner gerettet hätte."

So erzählt die „schöne Historie" von der Schlacht an der Smolina. Jubelnd priesen alle den Meister und seine tapfern Getreuen, der Erzbischof aber befahl den Tag der Kreuzeserhöhung fortan gleich Ostern zu feiern.

Der Sage freilich war auch hier die Wirklichkeit zu gering, sie

wußte bald noch anderes von der Smolinaschlacht den Enkeln zu berichten. „Noch kleiner, so schildert sie, ist das Häuflein des Meisters. Totmüde kämpfen sie zuletzt auf den Knieen und siegen. Da ist der Trotz des Großfürsten von Moskau gebrochen, er selber sendet um Frieden: alles, was der Sieger vorschreibt, beschwört er: so erkämpft der Meister seinem Lande ehrenvolle Ruhe auf 50 Jahre und löst sein Gelübde“.

Wie anders stellt sich das wahre Bild unserm rückschauenden Auge dar. Wohl war der Sieg für den Augenblick ein gewaltiger, wohl hallten die Länder von ihm wieder, so daß König Alexander mit vielen Worten gratulierte, er wünsche Glück „zu unserer beiden Feindes Zerstörung, Totschlagung und ritterlicher Geschichtung“ und der Hochmeister aus Preußen schrieb, er sei der „ritterlichen That und glückseligen Viktorien“ hoch erfreut, aber in Moskau war man weit entfernt nach diesem einen Verlust alles verloren zu geben. Nicht Iwan hat vom Sieger an der Smolina demütig Frieden erbeten, sondern der Sieger selbst war es, der den Zaren besandte — besenden mußte! Während Alexander von Polen-Litauen, der keinen Teil hatte an dem herrlichen Schlachtenruhm Plettenbergs, mit Moskau einen verhältnismäßig noch vorteilhaften Frieden schließen konnte, fügte es ein tieftragisches Geschick, daß die widrigen Verhältnisse sich mächtiger erwiesen, als der Mann, der sie meistern wollte. Von Litauen und Polen schnöde preisgegeben, von Deutschland verlassen, von dem parteizerrissenen, erschöpften Livland nicht unterstützt, blieb Plettenberg nichts übrig, als sich zu beugen. Auf einem Landtag, der zu Hl. drei Könige zu Wolmar zusammentrat, beschlossen die Stände nach erbitterten Debatten den Frieden zu betreiben und Boten an den Zaren zu senden. Bis zu deren Rückkehr sollte man in Kriegsrüstung bleiben.

Unter „viel Widerwärtigkeiten, Frevel und Schmach“, wie der Meister nach Preußen schrieb, vollendeten die Livländer ihre Reise nach Moskau. Aber sie begegneten auch hier ausgesuchter Geringschätzung, ja man weigerte sich ernstlich mit ihnen überhaupt zu verhandeln, bis schließlich die polnisch-litauischen Gesandten erklärten, wenn die Russen nicht mit Plettenberg abschlössen, würden auch sie nicht Frieden machen. Unter diesem Druck sagte Iwan endlich einen 6jährigen Beifrieden zu. Doch um die Schale der Demütigung überfließen zu machen, weigerte sich der Zar diesen Beifrieden selbst zu ratifizieren.

Es sei gegen alles Herkommen, daß er, der Großfürst und Zar, mit den Livländern direkt Frieden schließe. Sie möchten sich an den Statthalter seines „väterlichen Erbes" Nowgorod wenden, der würde den Frieden bestätigen und beküssen.

Als die Livländer protestierten, mischten sich die polnisch-litauischen und ungarischen Gesandten ein, sahen die alten Urkunden durch und gaben dann die Erklärung ab, die Deutschen stellten unbillige Forderungen, sie sollten sich zufrieden geben und den Beifrieden eingehen.

Was blieb den Abgesandten des Meisters übrig, als auch diese Kränkung hinzunehmen und nach Nowgorod zu reisen.

Die Jahre von 1503—1509 (bis zum Ablauf des Beifriedens) vergingen in steter Sorge. Plettenberg vollzog einen völligen Frontwechsel in seiner auswärtigen Politik und brach ganz und gar mit dem treulosen Litauen. Mit Moskau zu einem erträglichen Einverständnis zu kommen, war sein Hauptbestreben: am 25. März wurde denn auch in der That ein neuer Beifrieden abgeschlossen und im August zu Wenden auf vierzehn Jahre „beküßt". Wohl waren die Städte mit demselben wenig einverstanden und eiferten heftig gegen das Verbot der Salzausfuhr nach Rußland, doch mit bittrem Ernst konnte ihnen der Meister zur Antwort geben: „ihm sei es von Herzen leid, daß sie, die Städter, so ungeschickt zum Kriege seien; wollten sie jedoch mit den Russen eine Fehde anschlagen, so sollte es an ihm nicht fehlen."

Die heroische Langmut und nie abreißende Geduld, die den Meister auszeichneten, hat er auch in den Jahren, da Luthers Lehre bei uns die Herzen bewegte, in reichem Maße zu bestätigen Gelegenheit gehabt. Zu weit ist er, will uns bisweilen scheinen, in seiner Nachgiebigkeit und Friedensliebe gegangen, doch der Erfolg blieb schließlich meist auf seiner Seite. Er kannte eben die damaligen Livländer, von denen ein Zeitgenosse treffend sagt: „So viel ich E. G. (des Hochmeisters) Sachen in diesem Lande verstehen und abmerken kann, bedünket mich, daß E. G. mit Güte wohl das Meiste erlangen werden, denn die Leute hier sind eines starken Gemütes und wenn einst eine Verbitterung in sie kommt, ist sie schwerlich wiederum zu mildern". Das wußte der Meister und versuchte mit Güte und Zähigkeit zu erreichen, was er mit Schärfe nie erlangt hätte.

Und verworren genug waren die zwei Jahrzehnte bis zur Refor-

mation. Weder im Innern noch nach Außen herrschte Ruhe. Ständische Konflikte, soziale Fragen durchzogen Jahr für Jahr und der Meister hatte immer wieder beruhigend und ausgleichend einzugreifen. Wenn einem, so fügten sich die trotzigen, engherzigen Gesellen ihm, dessen „gemessene Weisheit“ neidlos anerkannt wurde.

Ereignisse von weittragender Bedeutung kommen gerade in den Jahren nach den Russenkämpfen zur vollen Entwicklung.

Die Zerstörung des deutschen Hofs zu Nowgorod war naturgemäß von einschneidender Bedeutung für unsere Handelsstädte. Anfangs war der Verlust ein ganz enormer und besonders in Reval und Dorpat sehr fühlbarer. Der Wohlstand dieser beiden Städte, die hauptsächlich nach Nowgorod und Pleskau handelten, sank um die Wende des Jahrhunderts rapid und zahlreiche Bankrotte zeugten von der Mißgunst der Dinge. Doch überraschend schnell überwanden die livländischen Hansestädte und Narwa die drohende Kalamität. Sie selbst wurden an Stelle des verödeten Hofs zu St. Peter die Stapelplätze für die aus Rußland kommenden und nach Rußland gehenden Waren und wußten sich zuerst durch den in großen Dimensionen getriebenen Schmuggel, später durch förmliche Verträge zu Mittelpunkten des russischen Handels zu machen. So rasch fanden sich alle in die veränderten Konjunkturen, daß, als Iwans Nachfolger Wassilji das Kontor in Nowgorod wieder eröffnete und die Privilegien der Hanseaten neu bestätigte, der Kaufmann sich doch nicht mehr zum Wolchow wandte. Mehr und mehr kam Sankt Peter in Vergessenheit und als 1570 Franz Nyenstädt, Rigas nachmaliger Bürgermeister, auf den deutschen Hof nach Nowgorod kam, fand er dort nur noch einige Überreste von der steinernen Peterskirche, ein einziges kleines Gewölbe und eine hölzerne Stube, welche ihm und seinem Diener als Obdach diente. Von der früheren Herrlichkeit war nichts mehr zu sehen[1]). Im Mutterlande, besonders in Lübeck, war man über die von den livländischen Städten okkupierte Stellung, die den freien Transithandel hinderte, wenig erbaut und blickte mit wachsender Eifersucht auf den erneuten Aufschwung von Reval, Dorpat und Narwa.

Auch Plettenberg hatte indirekt dadurch zu leiden, denn der blühende Handel und der wachsende Wohlstand steigerte den alten

[1]) R. Schlözer. Hansa &c. l. c. 96.

partikularistischen Sinn der Städter. Manche schwere Stunde haben sie dem Meister bereitet und mehr denn einmal hat er Riga und Reval, vor allem aber das ihm stets verdächtig dünkende Dorpat zur Ordnung und Eintracht gemahnen müssen.

Natürlich wuchs das Selbstgefühl der Bürger auch dem Adel gegenüber und die Forderungen desselben, die Städte sollten die ihren Herren entlaufenen Bauern nicht aufnehmen und als Pfahlbürger schützen, bildeten eine Kette nie verstummender, kaum je geschlichteter Klagen. Für die Edelleute aber war die Bauernfrage in gewissem Sinn Existenzfrage. Die Russeneinfälle vor allem hatten die Zahl der Landbevölkerung furchtbar dezimiert, waren doch einmal nicht weniger denn 40000 Bauern fortgeführt worden. Der Wert der Arbeitskräfte stieg natürlich im gleichen Verhältnis, wie ihre Zahl abnahm und wollte man der Verödung des Landes, die bedenklich um sich griff, energisch steuern, so blieb dem Gutsherrn kaum etwas anderes übrig, als den Bauern an die Scholle zu fesseln.

Der Bauer aber, dem die Fesselung an den Boden und die damit zusammenhängende größere Gewalt des Edelmanns über ihn natürlich wenig behagen mußte, wollte sich dem nicht gutwillig fügen und versuchte überaus häufig sich durch Übersiedlung auf andern Grund oder aber durch Flucht in die Städte — denn Stadtluft machte frei — dem drohenden Joch der Leibeigenschaft, die sich damals zu bilden begann, zu entziehen und einen mildern Herrn, womöglich aber persönliche Freiheit zu erlangen.

Wie in Deutschland zur spätern Staufenzeit die Kaiser, so bemühten sich hier die Meister durch Auslieferungsverträge dem Übel zu steuern, aber ohne viel auszurichten. Die harten und „starken Gemüter" von Edelmann und Bürgersmann stießen scharf auf einander und führten namentlich in Estland zu den schlimmsten Exzessen. Als Plettenberg 1513 im September einen Einritt in Reval hielt,[1]) fürchteten die Bürger alles Ernstes eine Überrumpelung durch die im Gefolge reitenden Vasallen: sie verriegelten die Thore, sperrten die Gassen und setzten ihre Geschütze in Bereitschaft. Sie meinten wohl, der Tag sei gekommen, da die Spottworte eines Ritters wahr werden sollten, der geäußert:

---

[1]) Er ist im Ganzen dreimal in Reval eingeritten. cf. Rottbeck und Neumann.

„Wy wollen de borger up de koppe slan,
dat blot schall up der straten stan“.

Mit vieler Mühe beugte Plettenberg hier Ärgerem vor.

Zu all diesem Zwist und Hader erwuchs dem Meister neue Sorge, als der treue Freund, der greise Erzbischof Michael, im Februar 1509 starb und sein Nachfolger, Jaspar Linde, trotz allem Entgegenkommen Plettenbergs sich in offenkundigen Träumen die erzbischöfliche Gewalt in altem Umfang wieder herzustellen gefiel und die Oberhoheit über den Meister, die Bischöfe und Städte für sich forderte. Es bedurfte der ganzen Geschicklichkeit, des liebenswürdigen Wesens, die Plettenberg eigen waren, um der oppositionellen Bewegung die Spitze abzubrechen, ehe sie zu einer ernsten Gefahr geworden war. Rechnet man endlich noch die schwere Seuche, die 1515 Livland und Ostpreußen grausig verheerte, so erkennt man, wie unendlich die Schwierigkeiten waren, denen der Meister gegenüberstand.

Halten wir diese Verhältnisse im Auge, so erklärt sich auch, wie wenig Plettenberg in die preußischen Dinge eingreifen konnte, die damals zur Katastrophe drängten. Aufmerksam verfolgt hat er sie natürlich, mit weisem Rat, dem am 6. Juli 1511 erwählten neuen und letzten Hochmeister, Albrecht von Brandenburg, zur Seite gestanden, aber seine ganze Person für ihn in die Wagschale zu werfen, gestatteten ihm die Zustände in Livland nicht.

Albrecht von Brandenburg war kein hervorragender Mann, doch war ihm in jenen Tagen ein gewisses warmes, ritterliches Gefühl eigen, das ihn die demütige Stellung des Ordens zu Polen tief empfinden ließ. Wie groß war doch der Abstand von den Tagen, da Winrich von Knieprode über den Orden geboten hatte, da selbst das meerumspülte Gothland seinen Winken gehorchen mußte. Als Albrecht von Hohenzollern Meister wurde war das Staatswesen eine Ruine. Die Zahl der Ordensbrüder war eine verschwindend geringe, kein Konvent in Preußen vollzählig, die meisten Komtureien waren eingezogen, um den hochmeisterlichen Hofhalt zu bestreiten, große Gebiete hatte man aus Geldnot verpfänden müssen. Selbst die obersten Ordensämter ließen sich nicht mehr alle besetzen, so gering war und blieb der Zuzug frischer Kräfte. In der Hochmeisterkasse herrschte dazu stets Ebbe, die Burgen waren schlecht armiert, Söldner fehlten, obwohl die Polengefahr die Anspannung aller Kräfte erfordert hätte. Doch davon war

keine Rede: der Adel und die Städte gingen selbstsüchtig ihre eignen Wege![1]) Wer wollte nicht mit Teilnahme und Sympathie den Plänen folgen, die Albrecht in dieser Lage schmiedete: wie Preußen zurückerobert, der Orden seine frühere glanzvolle Position wiedererlangen und ihm, dem Hochmeister, die Brüder in Livland und die Fürsten des Reiches thatkräftig zur Seite stehen sollten. In tiefem Geheimnis teilte er im Februar 1516 zu Memel dem weisen Meister aus Livland seine Pläne mit. Plettenberg, der an dem feurigen Sinn des Hochmeisters persönlich Gefallen fand, that alles, um seine hochfliegenden Pläne zu dämpfen und wies ihn darauf hin, daß nur, wenn man im Innern einig sei und wenn man Geld und Bundesgenossen habe, der Krieg gegen Polen irgendwelche Aussicht auf Erfolg haben könne. Nichts bezeichnete Plettenbergs edle Gesinnung besser, als die Thatsache, daß er, als der Hochmeister, seine Bedenken gering achtend, Ende 1519 den Kampf gegen Polen doch aufnahm, obgleich er erkannte, daß der Orden in Preußen dem Untergange entgegeneilte, alles that, was in seinen Kräften stand und Reiter und ansehnliche Geldsummen hinaussandte. Freilich aus Sentimentalität geschah es nicht, die war jener nüchternen, kühlen Zeit völlig fremd, den realen Vorteil für Livland hatte er auch bei seiner Hilfe im Auge: er verlangte und erhielt nach weitläufigen Verhandlungen den förmlichen und feierlichen Verzicht des Hochmeisters auf Harrien und Wierland, den schon Ludwig von Erlichshausen, wenn auch nicht in vollkommenem Dokument, ausgesprochen hatte: am 14. Januar 1525 verzichtete der Hochmeister, gegen Empfang von 24000 Hornguldeu, darauf, in Zukunft die Regalien für Estland zu empfangen und trat die harrisch-wierischen Lande förmlich dem livländischen Meister ab.

Fast um dieselbe Zeit vollendete sich im Preußenland der Prozeß, den gewiß auch Plettenberg hatte kommen sehen. Albrecht von Brandenburg, dessen Ringen gegen die polnische Übermacht umsonst gewesen war, legte den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz nieder und leistete als Herzog von Preußen dem Polenkönig den Treueid (10. April 1525). An Stelle des Hochmeisters trat damit der erste evangelische Landesherr. Mit dem altgewordenen Ordensgewand fiel auch der innerlich längst überwundene Katholizismus.

---

[1]) K. Lohmeyer. Herzog Albrecht von Preußen. Danzig 1890.

Mit Livland aber war durch die Säkularisation Preußens das letzte Band zerrissen, — denn der Zusammenhang Livlands mit dem Deutschmeister, der von Mergentheim aus den in Deutschland zerstreut liegenden Balleyen, Komtureien und Häusern vorstand, war nur ein nomineller — allein stand die Kolonie auf der Wacht nach Osten!

Zweites Buch.

Zersetzung und Untergang.



15. Kapitel.

Wacht auf, es nahent gen dem tag!
Ich hör' singen im grünen hag
Ein wunnikliche nachtigal;
Ir stimm durchklingt berg und tal.
Die nacht neigt sich gen occident,
Der tag get auf von orient:
Die rotbrünstige morgenröt
Her durch die trüben wolken get,
Daraus die liechte sunn tut blicken,
Des mondes schein tut sich verdricken . . . .
. . . .
. . . .
Nun das ir klärer mügt verstan
Wer die lieblich nachtigal sei,
Die uns den hellen tag ausschrei:
Ist doctor Martinus Luther,
Zu Wittenberg augustiner,
Der uns aufwecket von der nacht,
Darein der monschein uns hat bracht . . . .
(Aus Hans Sachsens „Wittenbergische Nachtigall.“)

Die Reformation und die Zeit der Wolmarer Einigung.

Unsere Heimat hat den hohen Ruhm zu den Landen zu gehören, die sich Luthers Lehre mit am ersten angeschlossen haben. Wenn einer der Männer, die von des großen Augustiners Geist bezwungen wurden, gemeint hat, die Thesen, die der Reformator an die Schloßkirche zu Wittenberg geschlagen, seien durch die Christenheit gelaufen, „als wären die Engel selbst Botenläufer“, so hat er wohl nicht daran gedacht, wie schnell hier im fernen Nordosten die Reformation Fuß gefaßt hat, aber das Wort behält gleichwohl auch für uns seine Bedeutung.

Livlands Geschichte verdankte zum Teil religiösen Ideen seine Entstehung, der heiligen Jungfrau zu Ehren zogen Ritter und Pilger hierher, weltliche Gegensätze geistlicher Faktore erfüllen das ganze livländische Mittelalter, dessen Ausgang auf unserm Boden kein andres Bild aufweist als im Westen. Auch hier tönt uns das Dichterwort aus dem Faust entgegen:

„Die Heil'gen sind es und die Ritter,
Sie stehen jedem Ungewitter —
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn!"

Auf solchem Untergrunde mußte der Widerspruch leicht sich entwickeln, mußten reformatorische Gedanken Beachtung — Billigung oder Bekämpfung — erfahren. Nicht über Nacht hat das Wort von der Rechtfertigung durch den Glauben seinen Einzug bei uns gehalten, ohne Zweifel wird, wie in Deutschland, so auch in Livland der Boden durch den Humanismus zur Aufnahme der neuen Lehre vorbereitet worden sein, wenngleich sich diese Wirkungen im Einzelnen vorläufig ebenso nachweisen lassen wie hussitische oder waldensische Einflüsse. Fest aber steht, daß die lebhaften Beziehungen zwischen Livland und den Schulen und Universitäten des Mutterlandes von größter Bedeutung gewesen sind. Denn früh schon sandten Edelleute und wohlhabende Bürger ihre Angehörigen nach Deutschland „und es ist begreiflich, daß die Heimkehrenden zu Aposteln der streitlustigen Humanisten wurden, die gerade damals die ganze Fülle ihres aristophanischen Witzes zur Bekämpfung der in sich zerfallenden mittelalterlichen Kirche verwandten[1])."

Als dann die Schläge gegen die Wittenberger Schloßkirche durch die Welt wiedertönten, als der zum Heros des nach Freiheit von Rom verlangenden Volkes Gewordene die Bannbulle in die Flammen des Scheiterhaufens schleuderte, den die Scholaren vor dem Elsterthor geschichtet hatten, als das Lied von der wittenbergschen Nachtigall von vielen Lippen erklang, da zuckten auch bei uns die Feuer heiliger Begeisterung empor.

Doch wenden wir uns zum Einzelnen.

Unter den Schulen, auf denen Livländer damals ihre Kinder vorbereiten ließen, nahmen die von Johannes Bugenhagen, dem spätern Reformator Pommerns, und von Andreas Knopken im Kloster Belbug bei Treptow im Pommerland geleitete und die ihnen gleichfalls unterstehende, weit ältere Ratsschule in Treptow selbst, eine besonders geachtete Stellung ein. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sowohl die genannten Männer, wie auch der ehrwürdige gelehrte Abt Boldewin in nächster Beziehung zu den Humanisten standen und die Ideen des Erasmus in der Tafelrunde, welche die Lehrer der Anstalten täglich im Hause des

[1]) Th. Schiemann. Die Reformation Alt-Livlands. Reval 1884.



Vorstehers der St. Marienkirche, Otto Slutau, vereinigte, lebhaften Anklang fanden, daß aber die Wirksamkeit des großen Wittenberger Mönchs, von der ihnen wohl nur entstellte Kunde geworden, durchaus ablehnend beurteilt wurde. Erst als Luthers Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche", die ein Freund Slutaus aus Leipzig diesem zugeschickt hatte, in Bugenhagens Hand kam, gewann der reformatorische Gedanke in Treptow begeisterte Anhänger.

Wir können die gewaltige Wirkung der Luther'schen Schrift aus der Erzählung des Chronisten Chytraeus auch heute noch voll nachempfinden. Slutau hatte die Schrift Bugenhagen zur Durchsicht übergeben. „Als dieser beim Abendessen einige Seiten überflogen, rief er übereilig aus: „es haben viel Ketzer nach dem Leiden unseres Erlösers Jesu Christi die christliche Kirche gräulich angefeindet und ihr heftig zugesetzt, aber keiner ärger und schändlicher ist jemals gewesen, als der dieses Buch geschrieben." Erzählte darauf etliche Artikel, welche darinnen wider die Lehre, so von der Kirche vor der Zeit angenommen, gesetzt und geschrieben wären. Nach etlichen Tagen aber, als er das Buch ein Mal oder etliche durchgelesen und alles fleißig und eigentlich bedacht und erwogen und er wiederum zu seinen Schul- und Tischgenossen gekommen, hat er mit Frohlocken angehoben: „was soll ich euch viel sagen? Die ganze Welt ist verblendet und in die äußerste Finsternis verstrickt. Dieser einige Mann ficht allein die rechte Wahrheit." Hat darauf angefangen, alle Stücke und Punkte desselbigen Buches aufs fleißigste zu disputieren und verteidigen, also daß er sie des mehreren Teils fast alle auf seine Meinung brachte und bewegte."

Knopken ist, wohl nicht später als 1470, in Küstrin geboren, aber offenbar sehr früh, als Knabe schon, mit seinem Bruder Jakob, nach Riga gekommen, wo der Letztere bald als Geistlicher eine angesehene Rolle spielte und es zum Kirchherrn zu St. Peter brachte. Auch Andreas hat zwei Jahre als junger Kanoniker unter seinem Bruder an derselben Kirche gewirkt, bis er zu weiterer Ausbildung von jenem und den Kirchenvorstehern nach Deutschland gesandt wurde. Genaueres über den Gang seiner Studien wissen wir nicht, nur daß er während dieser Zeit nach Treptow gelangte und hier als Lehrer wirkte, steht fest. In Deutschland hat er damals gewiß auch mit den Humanisten enge Beziehungen angeknüpft, wie er denn auch mit dem illustren Haupt derselben, Erasmus von Rotterdam, lebhaften Briefwechsel pflog. Auch

mit Melanchthon war er befreundet und Luther bezeichnet ihn als einen seiner alten Genossen. Daß er ein trefflicher Lehrer gewesen, beweist sein Ansehen in Treptow, für seine bedeutende Gelehrsamkeit sprechen seine 1524 in Wittenberg in den Druck gegebenen, von Melanchthon mit Noten versehenen Erläuterungen zu Pauli Römerbrief. Seine dialektische Gewandtheit aber hat er in mehrfachen Disputationen bekundet, während als Zeichen seines glaubensinnigen Herzens eine Anzahl Kirchenlieder gelten können, von denen uns elf erhalten sind, so das Lied über den ersten Psalm „Wol dem, de recht syn wanderent leth — Ym rade der godtlosen" und das schöne „Help Godt, wie gheidt dat ummer tho", mit dem Schlußvers:

„Nemet up de straffe willichlik,
Dat sick nicht vortörn de Here
Holdet en vor ogen stedichlik
Unde levet na syner lere!

Wenn syn torn alse ein vur opghrit:
Wol ys denn, de vor em besteit?
Dat sint de up en truwen." —

Was war natürlicher, als daß Bugenhagen, Knopken, Boldewin, Slutau und die andern für Luther Gewonnenen von nun an eifrig bemüht waren, auch ihren Schülern die neuen Wahrheiten zu erklären und sie ihnen teuer zu machen. Die Scholaren waren bald gleichen Sinnes mit ihren Meistern und ließen in jugendlichem Übereifer keine Gelegenheit vorübergehen, um dies zu beweisen. Es geschah wohl, daß wenn die Kleriker mit ihren Glöcklein in Prozession durch die Straßen zogen, sie mit Unrat beworfen wurden oder gar daß die Schüler nächtlicher Weile aus der Kirche zum hl. Geist Bilder und Bildsäulen fortbrachten, die man am Morgen im nächsten Brunnen wiederfand.[1])

Diesen Ausschreitungen glaubte der damalige Koadjutor und spätere Bischof von Camin, Erasmus Manteufel, nicht anders steuern zu

---

[1]) cf. Dr. W. Brachmann. Die Reformation in Livland. M. z. l. G. V. I. pag. 1—266. Das Buch behält doch wohl auch heute noch seine Bedeutung, trotz mancherlei Errata, die übrigens vielfach durch das treffliche Werk Prof. Dr. F. Hörschelmanns „Andreas Knopken, der Reformator Rigas. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Livlands," Leipzig A. Deicherts Verlag 1896, berichtigt worden sind. Hörschelmann ist von mir mehrfach benutzt worden. M. z. l. G. XIII. pag. 513 und Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands IV. 1. pag. 65.



können, als indem er die Bugenhagensche Schule schloß. Noch ehe es zu diesem Äußersten kam, hatte Bugenhagen die unruhige Stadt, seine Schüler Knopkens Lehrthätigkeit empfehlend, verlassen und war zu des großen Meisters Füßen nach Wittenberg geeilt. Knopken blieb noch etwas länger in Treptow, bis auch er sich genötigt sah, den hart angefochtenen Ort zu verlassen und mit seinem Freunde Joachim Moller, von den livländischen Schülern begleitet, nach Riga heimzukehren, um hier sein Pfarramt, wenngleich in anderm Geist denn früher, wieder aufzunehmen und die ihm eignen Gaben, hellen Geist und gläubiges Gemüt, mildes, freundliches Wesen und festen Sinn, in glücklicher Harmonie vereinigt, zu verwerten.

Als Andreas 1521 nach Riga zurückkehrte, scheint über seine Stellung zur Reformation sich anfänglich nichts Genaueres verbreitet zu haben und auch er selbst trat keineswegs sofort in den Vordergrund. Sein eigner Bruder bezeugt uns vielmehr ausdrücklich, daß etwa ein halbes Jahr verging, während dessen Andreas, der wieder Prediger zu St. Peter geworden war, bei den eifrig katholischen Domherrn, auch bei dem Kirchherrn Lütkens, keinerlei Argwohn oder Anstoß erregte.

Doch auf die Dauer mußte ein derartiges Verhältnis dem offnen Sinn des jungen Predigers unleidlich erscheinen, offen trat er mit der Verkündigung der Lehre Luthers, daß der Mensch gerecht werde allein durch den Glauben und nicht durch des Gesetzes Werke, auf den Plan und gewann im Sturm die Herzen der Besten der Stadt, namentlich die Ratgeschlechter, so den Bürgermeister Dürcop und den wohl aus Danzig stammenden Sekretarius Mag. J. Lohmüller, den man übrigens fälschlich lange Zeit für den ersten Superintendenten Rigas gehalten hat. Offenbar war der Boden auch bei uns schon vorbereitet, die Saat gereift.

War doch der Ablaßkram, dem Dr. Martinus so grimme Fehde angesagt hatte, bei den Livländern jener Tage nichts Fremdes. Sowohl im Lande selbst hatten die Zettel mit den Anweisungen auf Sündenvergebung guten Kurs, wie andrerseits livländische Geistliche im Reich Ablaß feilboten, um einen angeblichen Kreuzzug „gegen die wilden, ketzerischen und abgeschnittenen Russen, welche auf die Hilfe der ungläubigen Tartaren vertrauen“, zu Stande zu bringen. Hatte doch Alexander VI. Borgia 1502 und Julius II. Medici 1504 einen

Ablaßhandel für Livland gestattet, den Eberhard Szelle, Pfarrherr zu Burtneek, und Dr. Christian Bomhower, Pfarrherr zu Rujen, als Kommissarien vertreiben sollten. Jahrelang hat namentlich letzterer sein sauberes Geschäft betrieben, ohne daß natürlich aus einem Kreuzzug je etwas geworden wäre.

Als eifriger Genosse und Helfer trat ihnen eben derselbe Mann zur Seite, dessen Gebahren über ein Jahrzehnt später unsern Reformator so in Harnisch brachte — Johann Tetzel selbst, der als Unterkommissarius des livländischen Meisters sein Wesen in der reichen Meßstadt Leipzig trieb und binnen drei Wochen bis zum großen Neujahrsmarkt des Jahres 1505 die recht artige Summe von 120 Gulden zusammenbrachte. Überhaupt ist er mit Lust und Liebe seinem sonderbaren Geschäft nachgegangen und hat livländischen Ablaß jahrelang vertrieben.

Wohl ein Bruder jenes Christian Bomhower, der auch als Doktor des Kirchenrechts und Kanonikus der Kirchen zu Reval und Dorpat bezeichnet wird, war der Minoritenmönch Antonius Bomhower[1]). An ihn knüpft sich eine Erzählung[2]), welche beweist, welche Mittel die alte Kirche anwandte, um Seelen wie irdische Güter zu erwerben, die uns aber auch Zeugnis ablegt, wie so manches bedrückte Herz sich nach Freiheit sehnte: von der Erbschleicherei, um derenwillen der Mönch Anno 1521 sein Mündel und Schwesterkind, den jungen Huldermann aus Reval, zum Eintritt in das Kloster zu Hasenpoth zu überreden und den Jüngling durch körperliche und geistige Marter dazu zu zwingen suchte, damit das ansehnliche Vermögen der Kirche zufalle. Die Schwester, Frau Brigitte, hatte bereits in religiösem Wahn der Welt Valet gesagt und zu St. Brigitten bei Reval den Schleier genommen, nachdem sie Hab und Gut der alleinseligmachenden Kirche geschenkt hatte. Wie Antonius Bomhower seinem Mündel 7 Wochen lang „früh und spät mit List nachging, ob er einen Mönch aus ihm machen könnte", wie der Mönch die Schlinge immer fester zog, hat Huldermann selbst später, als die Reformation ihm Licht und Freiheit brachte, beredt geschildert: „Ehrsame, wohlweise Herrn, also sprach er vor dem Revaler Rat, es hat sich ereignet, als ich so im Elend

[1]) Livländische Ablaßbriefe cf. Sitzungsber. d. A. G. 1886 ff. 21 ff.
[2]) Miszellen. E. S. in der B. M. Band XXXIX.

und des Teufels Gefängnis war, wo ich keinen treuen, bekannten Freund hatte, der mir irgend etwas zum Besten raten könnte, konnte auch meinen eigenen Nutzen und Bestes nicht ermessen, vernahm auch, daß die Mönche nicht zufrieden wären; ich war da stets bei ihnen, wußte nicht, wie ich es anfangen sollte, ist zu mir gekommen Antonius und hat mich mit vielen listigen Worten gefragt, ob ich auch irgendwie im Sinn hätte ein klösterlich Leben anzunehmen? — — — — ging mir mit solchen und andren Worten immer nach, wußte zuletzt nicht, was ich anfangen sollte; nachdem ich so überlaufen ward, habe ich zuletzt aus Betrübnis meines Herzens und Verzweiflung die Einwilligung gegeben, als einer, der mit mancherlei List dazu durch Täuschung gebracht und gedrängt wurde, konnte auch mein eigenes Bestes nicht merken oder mein Verderben meiden."

Seelenkämpfe dieser Art und ähnliche schändliche Machenschaften des Klerus sind gewiß nicht vereinzelt gewesen — sie erklären den Anklang, den humanistische Regungen hier gefunden, machen es nicht unwahrscheinlich, daß die in Preußen lebenden Waldenser ihren Einfluß wohl auch auf Livland erstreckt haben, wie denn auch der Hussit Mag. Nikolaus Rus, wenn auch vorübergehend und in hohem Alter, etwa 1517 nach Livland gekommen ist, wo er vielleicht eine gewisse Propaganda entfaltet haben mag, — sie erklären vor Allem den freudigen Jubel, der Luthers Lehre bei uns entgegenschallte, den schnellen Erfolg, den Knopken in Riga hatte, wo seine Predigten und Vorlesungen über den Römerbrief, die er im Kreise rigischer Bürger hielt, alle Herzen gewannen. Mißtrauisch blickte der Erzbischof Jasper Linde auf das Anwachsen der reformatorischen Bewegung, gegen die er zu gleicher Zeit bei Plettenberg Beistand heischte. Doch der Meister, scharfen Maßnahmen abgeneigt, wußte keinen anderen Rat, als nach der Sitte jener Tage ein „amikables Kolloquium" zwischen Knopken und Klerikern zu veranstalten. Knopken ging bereitwillig darauf ein und am 12. Juni 1522 fand die Disputation in der St. Petrikirche statt. Siegreich verfocht er hier gegen die Mönche die Sätze von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an die Erlösungsthat Christi und der Notwendigkeit der Buße, der Sinnesänderung, die allein den Christen schaffe, und formulierte sein Bekenntnis in 15 Thesen.[1]) Noch freilich

[1]) Sie sind abgedruckt bei Hörschelmann l. c. 49 ff.

zögerte die Stadt den offenen Anschluß an Luthers Lehre zu vollziehen, noch beobachtete sie wenige Monate später auf dem Wolmarer Landtage eine gewisse Reserve[1]), ja noch einmal knüpfte sie mit dem Erzbischof an und bat ihn um Reform des Kirchenwesens und Anstellung treuer Lehrer des Evangeliums. Als aber alles vergeblich blieb, als keine Antwort erfolgte, entschloß sich der Rat zu entscheidender That: gemeinsam mit den Ältesten beider Gilden wählte er Knopken zum Archidiakonus zu St. Peter. Es war eine bedeutsame Stunde, als er am 23. Oktober 1522 seine erste Predigt daselbst hielt! Von diesem Tage an kann die Bürgerschaft Rigas im Wesentlichen als protestantisch gelten, dessen Rat sich als Patron der evangelischen Sache proklamiert hatte.

Noch im selben Jahre, wohl kurz vor Michaelis (29. September), trat Andreas Knopken ein Gehilfe zur Seite, ihm ungleich an Charakter und Milde des Gemüts, aber von demselben heiligen Eifer durchglüht: Sylvester Tegetmeyer aus Hamburg. Im Mai 1511 hatte er die Universität Rostock bezogen, wo er im Februar 1519 zum Magister promoviert und zum Disputator am „Roten Löwen", einem Studentenkonvikt, ernannt wurde. Doch schon um Ostern 1520 wurde er Kaplan an der Domkirche der Stadt, an der Barthold Moller, ein ganz hervorragender Gelehrter, damals Kirchherr war. Hier hat ihm Luthers feurige Glaubensinnigkeit allmählich das Herz gewonnen; jedenfalls war er der neuen Lehre bereits zugethan, als er um Michaelis 1522 in Erbschaftsangelegenheiten nach Riga kam, wo seine lebendige, ja feurige Beredsamkeit die Menge gewann und mit fortriß. Am 30. November 1522 bereits wurde er vom Rat als Prediger an der Jakobikirche Knopken als Gehilfe beigeordnet.

Auch mit dem großen Reformator, mit Dr. Martinus, trat man von Riga aus in direkte Verbindung. Es war Johannes Lohmüller, der am 20. Oktober an Luther schrieb und sich als „der geringste und unnützeste aller Knechte Christi, die jetzt sind, gewesen sind und sein werden, und als ehrerbietiger Jünger Deiner Gelehrsamkeit" an ihn, „den größten Herold des Evangeliums", wandte, um ihm zu melden, daß auch „unser Livland, als das letzte Land im Norden von Europa, welches vorher der christlichen Welt beinahe unbekannt war,

[1]) cf. unten pag. 320 ff.

das Wort vom Glauben und die reine Lehre angenommen habe." Lohmüller erwähnt dann die beiden „unbezwinglichen Herolde des göttlichen Wortes und Deiner Gelehrsamkeit", die in Riga wirkten und bittet ihn zum Schluß um eine Dedikation an die Livländer oder wenigstens um Gruß und Trost. Eine Antwort sollte nicht ausbleiben.

Dieser jugendlichen Begeisterung gegenüber, die weite Kreise ergriff, waren die Katholischen wehrlos. Ihr ganzer Grimm richtete sich gegen Andreas Knopken und vor allem dessen Bruder Jakob, dem die Domherren ganz besondere Schuld zu geben geneigt waren. Eine förmliche Verfolgung wurde gegen ihn ins Werk gesetzt und der der Reformation günstig gesinnte, aber offenbar nicht sehr energische Mann so weit gebracht, daß er schließlich eine schriftliche Erklärung abgab, er werde der lutherischen Lehre und dem Umgang mit allen denen, „die ihr anhängig wären und Dr. Martins Buch hätten und läsen", entsagen, widrigenfalls er sich schuldig bekenne und mit Recht in Strafe verfalle. Um Herrn Jakob die Lage ganz besonders zu erschweren, setzte das Kapitel ihn wieder in seine Stelle als Kirchherr zu St. Peter ein, „welche Kirche das Herz von der Stadt ist", wodurch er denn „mitten mank diejenigen, die zu meiden er beschworen", zu leben kam. Die alten Konflikte brachen natürlich sehr bald von neuem los und führten schließlich dahin, daß Jakob Knopken, dem der Aufenthalt in Riga zur Qual geworden war, aus dem Lande fort nach Preußen zum Hochmeister Albrecht von Brandenburg zog und von diesem Schutz und Hilfe erflehte. Dieser nahm ihn huldvoll auf und gab ihm empfehlende Briefe an Plettenberg. Was aus Jakob Knopken geworden, läßt sich nicht mehr feststellen. Ein Brief, den er aus der Lutherstadt Wittenberg im Dezember 1523 an den livländischen Meister schreibt, ist das letzte Lebenszeichen. Charakteristisch genug für die verzweifelte Stimmung der alten Kirche bleibt immerhin die Episode, die oben erzählt worden ist.

Wie stellten sich nun aber der Meister und der Erzbischof, die Prälaten und die Ritterschaften zu dem Eindrang der reinen Lehre, über die auf dem Wormser Reichstag Kaiser Karl und die katholischen Fürsten das Verdammungsurteil ausgesprochen?

In eigentümlicher Weise verquickten sich weltliche und geistliche Dinge bei der Lösung dieser Frage. Jasper Linde war müde und kampfunlustig, wenn auch weit entfernt, dem Luthertum irgend welchen



Vorschub zu leisten, Plettenbergs „gemessene Weisheit" einer radikalen Lösung auch abgeneigt und damals wenigstens noch ohne tieferes Verständnis für die geistige Macht, die in der Reformation lag. Anders standen die übrigen hohen Kleriker, deren Bestrebungen wiederum auf die Ritterschaften zurückwirkten[1]).

Die verweltlichten **Prälaten** trieben auch damals sehr weltliche Politik: als ob sie ahnten, welcher Sturm gegen sie im Anzuge war, suchten sie ihre landesherrliche Gewalt schärfer geltend zu machen als früher und ihren stiftischen Vasallen die Veräußerbarkeit der Lehen zu beschränken, indem sie für sich ein Näherrecht in Anspruch nahmen, demzufolge bei Vererbung oder Verkauf die Güter den Bischöfen zuerst angeboten werden sollten. Johann Kiewel, Bischof von Oesel, ein jähzorniger, wenn auch nicht unzugänglicher Herr, vor allem aber der streitbare Johann Blankenfeld, Bischof von Reval und Dorpat, waren die beiden Männer, deren ehrgeizige Pläne die Ritterschaften in Unruhe versetzten. Johann Blankenfeld, dieser Hort des livländischen Katholizismus, war als Sohn des Berliner Bürgermeisters, Thomas Blankenfeld, 1471 geboren, hatte dann in Bologna nach ausgezeichnetem Studium den Doktorhut erlangt und war als „sonderlich geschickter und beim Hof zu Rom und am Kaiserl. Kammergericht geübter Herr" in Ordensdiensten rasch emporgekommen, ja Kaplan beim Hochmeister und schließlich Ordensprokurator in Rom geworden. Doch schlug seine Gesinnung jäh um, als er zum Bischof von Reval und dann von Dorpat erhoben wurde: als zielbewußter, fanatischer Vorkämpfer der bischöflichen Partei, also der extremen Katholiken, steht er von nun an dem Meister ablehnend und schroff gegenüber, während ihm als Verfechter landesherrlicher Gewalt die Sonderstellung der **Ritterschaft** und Städte ein Dorn im Auge ist.

Das rief eine Gegenwirkung hervor, die dem Orden wohl zu statten kam: zuerst einigten sich Ritterschaft und **Stadt Dorpat**: es war am Mittwoch nach Judica, am 9. April 1522, als auf der großen Gildstube zu Dorpat die stiftische Ritterschaft, „alle edle Mannen, die da reiten, fahren und wanken konnten", sowie der Rat, die Ältermänner der Großen Gilde und Unserer Lieben Frauen Gilde „mit

---

[1]) cf. **Fr. Bienemann** sen. Aus Livlands Luthertagen. Reval 1883, ein vortreffliches Buch, dessen Resultate im Nachstehenden teilweise benutzt worden sind.

ihren Weisesten, Beisitzern und allen Brüdern beider Gilden der Stadt Dorpat, jung und alt, ausgenommen zwei oder drei, die Krankheit halber daheim bettlägerig waren", zusammenkamen und einen alten Bundbrief von 1478 feierlich erneuerten. Vertreter der stiftischen Ritterschaft und der Stadt gingen „von Person zu Person, mit der Ritterschaft anfangend" und „haben sich von jedermann die Hand darstrecken lassen, daß alle an der Einigung festhalten wollten in allen ihren Artikeln und Punkten und dabei als fromme Mannen, wo nötig, Leib und Gut daran wagen. So ward die Einigung erneut, verstrickt und befestigt."

Sehr bald erweiterte sich der Dorpater Bund zu einem Bündnis aller Ritterschaften und Städte: als im Juni 1522 ein Landtag zu Wolmar angesagt war, tagten währenddessen nach alter Weise auch die Städte in gesonderter Beratung. Vor sie trat am 14. Juni Hans Rosen und bat die Städtischen namens der Erzstiftischen und der andern Ritterschaften des gesamten Landes mit ihnen gemeinsame Beratung zu pflegen, wie man unter einander einen festen Bund schließen könne. Die Städte willigten ein und schon am folgenden Tage versammelten sich alle insgesamt in der Kapelle vor Wolmar. Hier wies Jürgen Ungern auf die gemeinsamen Beschwerden, die ihnen allen, sei's von ihresgleichen, sei's von den geistlichen Herren, zu teil würden, vor allem aber auf die Übergriffe der Bischöfe von Oesel und Dorpat hin. So eindringlich waren seine Worte, so drohend die Lage, daß bereits wenige Tage darauf, am 20. Juni, das Bündnis zwischen Städten und Ritterschaften feierlich und förmlich zum Abschluß gebracht wurde, eine Einigung, deren Wirkung sich aber schon vorher den Prälaten fühlbar machte.

Der Meister, dem jede Zwietracht ein Gräuel war, drang in Johann Blankenfeld und dieser fand die Situation so ernst, daß er schleunig nachgab. Unter dem Vorwand, es würde ihm übel anstehen, auf gemeinsamem Landtag über seine lieben Getreuen Klage zu führen, zumal der Part so gering, gab er die Erklärung ab, er wolle „die achtbare Ritterschaft, den ehrsamen Rat und jedermann unseres Stifts und unserer Stadt Dorpat bleiben lassen bei allen Rechten, Gewohnheiten, Besitz und habender Were so, wie wir sie gefunden haben".

Das war am Mittwoch, den 18. Juni, geschehen, am Donnerstag wurde die Frohnleichnamsprozession „nach löblicher, christlicher Ge-

wohnheit", auch von den Städtischen, feierlich begangen. Abends waren Dorpat und Reval bei denen von Riga zu Gaste und eifrig kreisten die Becher zu Ehren des Bundes, der, wie oben erwähnt, am folgenden Tage in aller Form bekräftigt und hierauf dem gesamten Landtag mitgeteilt wurde. Eine solche förmliche Einigung, die der Selbsthilfe entsprungen war, war nun freilich wenig nach des Meisters und vor allem der Bischöfe Herzen — sie forderten daher eine Erklärung, was Ritterschaften und Städte denn eigentlich beabsichtigten. Adel und Städte zeigten sich nicht ohne Entgegenkommen, sie gaben die Erklärung, ja sie verzichteten auf nicht unwesentliche Forderungen; um so mehr bestanden sie aber auf der Bestätigung ihrer Einigung durch den Landtag. Sie kamen nicht zum Ziel, denn in höchstem Unmut verließen Johann Kiewel und Johann Blankenfeld Wolmar und ritten, ohne daß die Landtagspunkte Erledigung gefunden, von dannen. Der Meister und die Zurückbleibenden aber meinten, allein nicht berechtigt zu sein, eine so schwer wiegende Einigung anzuerkennen.

Wir verstehen vollauf, weshalb die Ritterschaften sich gegen die Prälaten zusammenthaten — es war eben die Furcht vor materieller Schädigung — weshalb aber traten die Städte so einmütig dem Adel zur Seite? Wir werden sicher nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß ihr Beweggrund tieferer Art, daß es die Sorge um die reine Lehre vom Evangelium war, welcher in Männern wie Blankenfeld gefährliche Gegner erstehen mußten. Denn nicht nur in Riga hatte das Luthertum bereits seine zahlreichen Bekenner, auch in den andern Städten fehlte es an ihnen nicht, ja Blankenfeld meinte, von 1520 an in Dorpat Spuren der Ketzerei aufgefunden zu haben und heischte vom Rat die Verbrennung der schlechten lutherischen Bücher.

Daß die Städtischen aber sich nicht mit unnützen Sorgen quälten, sollten sie gerade in Wolmar nur zu deutlich erfahren, wo die Prälaten beantragten, Dr. Martin Luthers Schriften als lästerlich, verführerisch und ketzerisch zu verdammen.

Dieses von den Bischöfen vorgeschlagene extreme Vorgehen konnte auf dem Landtage keine Billigung finden, weder beim Meister, dessen Wesen derartige rigorose Maßnahmen von Grund aus widersprachen, noch bei den Ritterschaften, die gewissen kirchlichen Reformen, mit denen sich auch Jasper Linde und Kiewel trugen, nicht abgeneigt waren, zudem Rücksicht auf die verbündeten Städte zu nehmen hatten, noch

endlich bei den Städten selbst, in deren Mauern der Frühling bereits seine Knospen trieb, wenngleich wir uns hüten müssen, sie insgesamt Mitte 1522 schon für gut evangelisch zu halten. Das erhellt schon daraus, daß auch die städtischen Sendboten nirgends mit irgend wie auffälligem Eifer oder gar mit Begeisterung für Luther auftreten. Leicht einigte man sich daher, zumal da die Bischöfe das Feld geräumt hatten, dahin, die ganze Angelegenheit als vor den Landtag nicht kompetierend fallen zu lassen. Weder verbrennen wollte man des Reformators Schriften, noch auch sich offen zu ihnen bekennen.

In diesem Sinn lautete das „Sentiment", wie wir heute zu sagen pflegen: „Dr. Martinus Luthers halben ist einer achtbaren Ritterschaft und der ehrsamen Städte Meinung, daß man die Sache hier im Lande von allen Parten so lange in Ruhe hangen und bleiben lasse, bis sie außer Landes durch päpstliche Heiligkeit, Kaiserl. Majestät, Könige, Kurfürsten, Fürsten, Prälaten und Herren, geistliche und weltliche hohe Schulen, gelehrte und erfahrene Leute, durch ein Konzil oder andere bequeme Wege und Mittel, wie sie nach Gott und Recht stehen und bleiben soll, entschieden und ausgesprochen werde. Außerdem gedächten sie weder hierin, noch in irgend anderen Sachen Mandate und Bann hier zu dulden. Da diese Lande nicht mit dem Bann, sondern mit dem weltlichen Schwert erobert und gewonnen sind, wollen wir derhalben auch nicht mit dem Bann regiert und beschwert werden, welcher Artikel auch schon vor sechs Jahren zum Landtage aufgegeben und angenommen worden."

Bald sollte sich zeigen, daß in dieser Geist und Herz ergreifenden Sache Neutralität ein Unding war. Über den lauen Beschluß von Wolmar ging die Geschichte schnell zur Tagesordnung über.

Wir erinnern uns, daß bald nach dem Landtag von Wolmar Andreas Knopken und im selben Jahre auch Sylvester Tegetmeyer als Prediger in Riga vom Rat völlig angestellt wurden, ein Zeichen, daß Riga der neuen Lehre gewonnen war. Wie ein Feuer, das aller Versuche es zu löschen spottet, brach sie sich immer weitere Bahn. Exzesse, die durch Tegetmeyers ungestüme Reden wider den Papismus hervorgerufen wurden und zu Bilderstürmerei und Verbrennung der Kirchengeräte auf dem Markt führten, wurden freilich durch Knopkens verständiges Entgegenwirken zurückgedämmt, aber den Mönchen in den Klöstern Rigas wurde doch übel zu Mute und am Karfreitag

1523 zogen sie, weil ihnen in der ketzerischen Stadt, wie sie klagten, das Leben unmöglich gemacht würde, in feierlicher Prozession aus den Thoren derselben — freilich nur, um allmählich unauffällig wieder zurückzukehren und die Klöster aufzusuchen, so daß man fast gezwungen ist, anzunehmen, jener Auszug sei mehr eine symbolische Lossagung als ein ernstgemeinter Abschied gewesen.

Helle Freude wird in Riga aber geherrscht haben, als im August 1523 das langersehnte Schreiben Luthers an „die auserwählten lieben Freunde Gottes, allen Christen zu Righe, Revell und Tarbthe in Liefland, meine lieben Herrn und Brüder in Christo" anlangte, das in herzlichstem Ton gehalten war. Wußte man doch in unserer Heimat bereits, daß der Reformator mit warmer Teilnahme der Ausbreitung des Evangeliums in Livland folgte. Schon im Januar 1523 schrieb er in diesem Sinn: „Sie pflegen dort den Prediger des Worts und freuen sich das Evangelium zu haben. So geht Christus von den Juden zu den Heiden und aus Steinen entstehen Abrahams Söhne" und ein Jahr darauf schreibt er in lautem Jubel: „Evangelion oritur et procedit in Livonia, das Evangelium geht auf und schreitet fort in Livland . . sic mirabilis est Christus".[1]) Und nun schrieb er selbst, wie er mündlich und schriftlich erfahren habe, daß Gott auch in Livland Wunder gewirkt und die Herzen mit dem gnadenreichen Licht der Wahrheit heimgesucht habe, „darzu euch so hoch gesegnet hat, daß ihrs von Herzen fröhlich aufnehmet als ein wahrhaftigs Gottes Wort, wie es denn auch wahrlich ist: welches doch bey uns das mehrer weder hören noch leiden will; sonder je reicher und größer Genad uns Gott hie anbeut, je unsinniger die Fürsten, Bischof — — — sich dawider sträuben, lästern, verdammen und verfolgen, — — — (so) daß ich euch mit Freuden mag selig sprechen, die ihr am End' der Welt, gleichsam die Heiden, (Apostelgesch. 13, 48) das heilsame Wort mit aller Lust empfahet. — — — Der Zorn Gottes ist über sie kommen, spricht St. Paulus bis zum Ende; aber über euch regiert die Genade." Dann legt er allen ans Herz, sie möchten achthaben, daß sie nicht Galater würden, die so herrlich anhuben, aber von den Verführern auf die

[1]) Über die persönlichen Beziehungen Luthers zu uns cf. das anspruchslose Büchlein von Justus Nic. Ripke, Oberpastor in Reval: „Einführung der Reformation in den Baltischen Provinzen". Riga 1883. Im Anhang sind Schriften und Briefe Luthers abgedruckt.



irdische Straße abgelenkt worden seien. Auch unter ihnen würden Wölfe erscheinen, doch sie möchten Christo vertrauen. „Denn also habt ihr gehört und gelernt, daß, wer da glaubt, daß Jesus Christus durch sein Blut, ohne unser Verdienst, — — — unser Heiland und Bischof unser Seelen worden ist, daß derselbig Glaube ohn alle Werk gewißlich uns Christum also eignet und giebt, wie er glaubt". Dieser Glaube mache uns ein fröhlich, friedlich Herz zu Gott und heiße durch Christum zum Vater kommen. Hierauf bittet er sie alle Frieden unter einander zu halten, er erinnert sie an das Wort des Römerbriefes 13, 8 und an Johannes 13, 34: „Das ist mein Gebot, daß ihr euch unter einander liebet. Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wo ihr euch unter einander liebet". „Do ist, fügt er bedeutsam hinzu, das ander Häuptstück christlichs Lebens".

„Also lehret und thut, meine Liebsten, heißt es zum Schluß, und laßt euch keinen andern Wind der Lehre bewegen, es wehe von Rom odder von Jerusalem. Es liegt die Summa am Glauben in Christo und an der Lieb zum Näheſten. Ablaß, Heiligendienst und was für Werk auf uns und unser Seelen Nutz gezogen werden, daß meidet wie todtlich Gift.

Aber wo ihr an dieser reinen Lehre hangen und bleiben werdet, wird das Kreuz und Verfolgung nicht außen bleiben. Denn der böse Geist kann nicht leiden, daß seine Heiligkeit also zu Schanden und Zunicht soll werden, die er mit Werken durch die Geistlichen in aller Welt hat aufgericht. Aber seyd ihr beständig und gedenkt, daß ihrs nicht besser haben sollt, denn euer Herr und Bischof Christus, der auch umb solcher Lehre willen, da er die Werkheiligkeit der Pharisäer straft, gemartert ist. Es wird euch solch Kreuz nutz und Noth seyn, das euch bringe in eine feste, sichere Hoffnung, damit ihr dies Leben hasset und des künftigen tröstlich wartet, daß ihr denn also in den dreyen Stücken, Glaub', Liebe und Hoffnung bereit und vollkommen seyd".

Wie mögen unsere Altvordern den lieben Worten gelauscht haben, die in der Ratsstube zuerst verlesen wurden, sich mit Windeseile dann hinaus in die Straßen und Häuser verbreiteten, die Brust höher schlagen und die Pulse wärmer klopfen ließen.

Die katholisch Gesinnten aber ergrimmten; Blankenfeld vor allem, der die Seele aller dem Luthertum feindlichen Anschläge war, forderte trotz des Wolmarer Abschieds energische Schritte zur Ausrottung der Ketzerei und Jasper Linde, der alt und mürbe geworden war, stimmte

21*



dem Dränger nicht nur zu, sondern erhob ihn im November 1523 sogar zu seinem Koadjutor — eine offene Kriegserklärung an die Evangelischen!

Auf sein Betreiben ging eine Gesandtschaft heimlich ins Ausland, an Kaiser und Reich und an den Papst. Es waren drei Mönche, denen diese Mission zugefallen war, Antonius Bomhower, dessen Praktiken wir schon kennen, ferner Burchard Waldis und ein Unbekannter.

Waldis war ein geborener Hesse aus Allendorf an der Werra, aus dessen Jugendzeit wir nichts wissen, als daß er 1524 bereits Klostergeistlicher, wohl Franziskaner, war und als solcher um seines Seelenheils willen eine Reise in die Apostelstadt am Tiber unternommen hat. Auch er fand in Rom nicht, was sein Herz verlangte, vielmehr meinte er, „Schlangen zu vergiften“ sei das Treiben der Papisten nur allzu geeignet, und schloß seinen Bericht mit den Worten:

„Drumb auch das sprichwort warhaft ist:
Je neher Rom, je böser christ!“

Trotzdem blieb Burchard Waldis nicht nur Mönch, sondern trat auch, nachdem er — wir wissen nicht wann — nach Livland gekommen war, in Dienste des Erzbischofs, der ihn offenbar für einen eifrigen Katholiken gehalten haben muß, da er ihn sonst nicht mit der gefährlichen Sendung betraut hätte.

Die drei Kleriker kamen glücklich aus Livland fort und begaben sich nach Rom, von wo Antonius Bomhower dem Kustos seines Ordens in Livland und Preußen schrieb, er habe Sr. Heiligkeit den Rat gegeben, „die Stadt Riga und alle Livländer, die in Ketzerei gefallen seien, ihrer Gerechtigkeiten und Privilegien zu berauben, und weil sie als Ehrlose und Untreue zu betrachten seien, solle niemand verbunden sein ihnen zu bezahlen, was er ihnen schulde, noch ihnen Eintracht und Eide zu halten“. Dieser infame Brief fiel am 14. November 1523 in die Hände der Rigenser und steigerte die Erregung, welche durch Blankenfeld hervorgerufen worden, aufs heftigste.

Die Mission der Mönche an Kaiser Karl V. ließ sich freilich nicht direkt ausrichten, da er in Spanien weilte, die Abgesandten wandten sich daher an den Reichsverweser, den Markgrafen Philipp von Baden, der unter Androhung der Reichsacht Herstellung der alten Zustände forderte, ohne natürlich einen praktischen Erfolg zu erzielen. Kannte man doch auch in Riga die Schwerfälligkeit von Reichsproze-



duren und meinte skeptisch: „ehe der Kaiser nach Riga kömmt, werden seine Reiter müde und matt genug werden, und wenn er mit einem großen Heer kömmt, muß er Hungers halber große Not leiden; kömmt er aber mit wenigem Kriegsvolk, wollen wir ihn leichtlich schlagen!“ [1])

Nicht besser als Antonius Bomhowers Brief, ging es ihm selbst und Burchard Waldis. Als sie nämlich Anfang 1524 mit Acht und Bann heimkehrten, wollte es das Unglück, daß ihr Schiff durch die Strömung statt an das Schloß an eine der Stadtpforten getrieben wurde und in die Hände der Rigenser fiel, die sich der beiden bemächtigten und sie als Hochverräter in harten Gewahrsam setzten. Während Pater Antonius allen Bekehrungsversuchen, die auf Bitte seines Bruders Bartel, des revaler Ältermanns der Großen Gilde, mit ihm vorgenommen wurden, Standhaftigkeit entgegensetzte, löste Burchard Waldis sich von der alten Kirche, der er innerlich nicht allzunahe gestanden haben kann, nunmehr öffentlich los, entsagte dem geistlichen Stand und ließ sich als Zinngießer — Kannegeter nennt er sich selbst — in Riga nieder, in seinen Mußestunden, ein zweiter Hans Sachs, dichtend und fabulierend. Sein Hauptwerk, der „Esopus“, durch den er seinen Ruf als Fabeldichter begründete, ist denn auch dem rigaschen Bürgermeister Johann Butte gewidmet, sein vielberühmtes Fastnachtspiel, das Drama vom „Verlorenen Sohn“, in dem die Rechtfertigung durch den Glauben glorifiziert wird, in Riga 1527 über die Bühne gegangen. —

Die Umtriebe des Erzbischofs und des Koadjutors schlugen dem Faß vollends den Boden aus: den extremen Elementen auf katholischer Seite traten extreme Bestrebungen der Lutherischen mit Heftigkeit entgegen. Im März 1524 kam es in Riga zu erneuten Ausschreitungen, einem regelrechten Bildersturm, bei dem sich die jungen Schwarzhäupter, die durch den Fastnachtschmaus in Erregung geraten waren, eifrig hervorthaten. Sie drangen in die Petrikirche, schlugen den Altar in Trümmer und richteten argen Unfug an. Auch das einst von ihnen gestiftete Altarbild wurde von ihnen fortgebracht und verkauft, während sie aus ihren heiligen Silbergefäßen prächtige Kannen und Humpen fertigen ließen. Allenthalben tobte der Aufruhr durch die Straßen, die Klöster wurden

[1]) cf. Brachmann l. c.

hart bedrängt: die Nonnen im Dominikanerkloster, die grauen Jungfrauen, versetzte man bei Tag und Nacht in Unruhe, ja man warf ihnen die Fenster ein, „stücke van dem kope und blage ogen". Zeigte sich unvorsichtiger Weise ein Mönch oder eine Nonne auf der Straße, so tönten ihnen „über alle Maßen und Billigkeit" schändliche und unehrliche Liedlein entgegen. Die Rede geht, daß Sylvester Tegetmeyer auch diesmal in seinem Eifer der Bewegung mehr nachgegeben habe, als richtig war, was denn die Folge hatte, daß dieselbe immer weitere Kreise zog und selbst im Rat sich Geltung verschaffte: im November 1524 wurde das Kapitel gezwungen die Domkirche zu schließen, Messen und Vigilien abzustellen. Vergeblich stellte Plettenberg den Eiferern vor, daß selbst in der Wittenberger Schloßkirche die alte Gottesdienstordnung noch in vielen Stücken nicht angetastet sei, weiter als dort könne man doch auch in Riga keinesfalls gehen — umsonst; vergeblich ermahnte er sie, wenigstens das Messelesen bei verschlossenen Thüren zu gestatten — er predigte tauben Ohren.

Wenige Monate später, da die Rigenser den Erzbischof durch die Gefangensetzung seiner Boten und den Bildersturm in hellen, nicht unberechtigten Zorn versetzt hatten, ging ihnen von Luther die Auslegung des 127. Psalms zu, den er „den Christen zu Rigen in Livland" gewidmet hatte, der mit den Worten beginnt: „Wo der Herr das Haus nicht bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr die Stadt nicht behütet, so wachet der Wächter umsonst". Mit herzgewinnender Bescheidenheit[1]) beginnt der große Mann: „Ich bin längst vermahnet, lieben Freunde, an euch etwas Christlichs zu schreiben; hätte es auch wohl gerne gethan, wie ich denn schuldig bin; hat mich aber allerley gehindert, zudem daß ich nichts besonders wußte zu schreiben, weil Gott, unser Vater, euch so reichlich hat begnadet mit seinem heiligen Wort, daß ihr euch selbst unter einander künt beyde lehren und ermahnen, stärken und trösten, vielleicht besser, denn wir." —

Der Trost und der Sporn, der in Luthers Schrift lag, kam zu rechter Zeit: fünfzehn Tage, nachdem der Reformator sie abgefaßt, starb Jaspar Linde und Johann Blankenfeld, der erbittertste und gefährlichste Gegner seiner Lehre in Livland, wurde Erzbischof. Von Neutralität konnte nunmehr nicht mehr die Rede sein: Blankenfeld war

[1]) cf. Fr. Bienemann l. c. pag. 5.

entschlossen den Kampf bis aufs Messer zu führen, obschon Plettenberg dringend zur Verständigung riet, da die Stadt doch nicht mehr vom neuen Wesen abzubringen sei und der Kaufmann hier zu Lande stets seinen eignen Kopf gehabt habe.

Mochte Johann Blankenfeld Riga selbst gegenüber anfänglich noch etwas zurückhalten, was die Stadt von ihm zu erwarten hatte, ließ des Erzbischofs Wüten in Kokenhusen und Lemsal erkennen: in diesen beiden kleinen Städten hatte die evangelische Lehre treue Bekenner gefunden. Sollte er das dulden? Sollte er Zeuge dessen sein, daß in Kokenhusen, auf dessen Schloß seine Residenz war, die Pest der Ketzerei um sich griff? Mit nichten. Was kümmerte es ihn, daß er vor seinem Einzug freie Übung des Evangeliums zugesagt hatte — die beiden Prediger Brüggemann und Bloshagen sowie der Schulrektor Giesebert Schößler wurden ausgetrieben, die Messe restituiert. Ähnliches geschah in Lemsal. Klug war ein solches Verfahren sicherlich nicht, denn es mußte dem Erzbischof auch alle die Halben und Lauen entfremden, die gern einem Konflikt aus dem Wege gegangen wären; zu diesen gehörte eigentümlicherweise auch Lohmüller, dessen Charakter leider ebensoviel Selbstsucht und Lust zur Intrigue wie Unbeständigkeit verrät. Derselbe Mann, der mit Luther im Briefwechsel stand, scheute auch vor gewissen Beziehungen zu Blankenfeld nicht zurück, ja nahm von diesem alljährlich einige Last Getreide entgegen, wofür er ihm in seinen Geschäften behilflich war! Schon als Blankenfeld zum Koadjutor erhoben worden war, hatte er durch Lohmüller die Einwilligung der Stadt und der Ritterschaft des Erzstifts zu erwerben gewußt, freilich nur unter der Bedingung, daß Riga seine alten Freiheiten und die freie Ausübung der evangelischen Lehre zugestanden würden. Dies verweigerte aber Blankenfeld und noch war der Streit nicht geschlichtet, als Jasper Linde starb.

Eilend sandte Blankenfeld, indem er versuchte die Stadt mit einer „seichten" Bestätigung ihrer Privilegien abzufinden, Boten mit einer Generalkonfirmation nach Riga und forderte die Huldigung. Aber vergebens! Da er nicht nur eine Einräumung zweier Stadtkirchen für seinen Klerus verlangte, sondern auch jede Zusage in Religionssachen sichtlich vermied, weigerten sich Rat und Bürgerschaft nicht allein ihm zu Willen zu sein, sondern erklärten kategorisch, daß sie überhaupt in alle Zukunft keinen Bischof oder Erzbischof mehr

als Herrn empfangen würden. Nachgiebiger zeigte sich dagegen die erzstiftische Ritterschaft, die ihm huldigte und ihn damit anerkannte. —

Doch halten wir inne, um einen Blick auf die Entwicklung der Reformation in Reval und Dorpat zu werfen.

In Reval, der Stadt am Glint, hat 1523 das Evangelium gewiß schon Anhänger gehabt, da sonst der Reformator nicht sein herrliches Sendschreiben auch an die Christen in Reval hätte richten können. Allmählich gewann seine Lehre treue Bekenner, unter denen Johannes Lange, ein Mönch, der die entsetzlichen Schäden der alten Kirche selbst kennen gelernt, Zacharias Hasse und Hermann Marsow, als die leitenden Geister hervortraten. Letzterer, wie es scheint ein recht unverträglicher Charakter, war ein Sohn Rigas, der bereits 1505 in Greifswalde[1]) dann als Geistlicher der Breslauer Diözese 1523 in Wittenberg studiert, hierauf kurze Zeit offen in Dorpat gepredigt hatte, aber nach Reval hatte flüchten müssen. Gegen Ende des Jahres 1523 erscheint die Stadt, in ihren einflußreichen Kreisen wenigstens, vollständig evangelisch. Am 10. Januar 1524 schickt der Rat aus dieser Gesinnung heraus der Stadt Dorpat Knechte zu, um sie gegen Blankenfelds Übergriffe zu schützen, am 2. Februar richtet er das schon erwähnte Schreiben an den rigaschen Rat wegen Antonius Bomhower und in einem Brief an Dorpat tönt uns der echt evangelische Gruß entgegen: „Gnade und Friede in Christo unserm Herrn!“ Am klarsten wird aber die Situation durch ein Schreiben des Meisters gestellt, der um dieselbe Zeit dem Rat und den drei Gilden wegen der „unförmlichen Prädikation“ Vorstellung machte. Er habe erfahren, schrieb er am 8. März[2]), daß in ihrer Stadt etliche Prediger vielfältige lästerliche Worte auf den geistlichen Stand und sonderlich auf Mönche und Nonnen geführt hätten, was in den Kreisen der Ritterschaft, deren Angehörige in den Klöstern lebten, viel Unmut erweckt habe. Es könne nicht Gutes daraus entstehen, daß in den deutschen Landen außer in Wittenberg die lutherische Lehre hier im Lande am ehesten Anhänger gewonnen habe und nirgends so viel Neues angeordnet und vorgenommen werde, wie hier. Der Papst und kaiserliche Majestät würden wenig damit zufrieden sein, er ermahne den Rat ernst-

[1]) A. Seraphim. Die Liv-, Est- und Kurländer auf der Universität Greifswald. (Sitzung d. A. f. G. 13./IV. 94.)

[2]) G. von Hansen. Aus baltischer Vergangenheit. Reval 1894. pag. 123ff.



lich, er möge sich mäßigen und seinen Predigern befehlen, sich lästerlicher und Schandworte auf die geistlichen Personen zu enthalten, sondern das Wort Gottes und das Evangelium so zu predigen, daß daraus Liebe, Eintracht, Friede und kein Aufruhr erwachse. Dieses Schreiben des Meisters gab der Stadt Veranlassung zu einem schönen Bekenntnis: sie hätten alle aus vielen mannigfachen Sermonen jener Prediger nichts Ungebührliches vernommen, sondern allein dasjenige, was der göttlichen Schrift ganz gleichförmig und gemäß sei. Nicht nur des geistlichen Standes Fehler, sondern die Fehler und Mißbräuche aller andern, ohne Ansehung der Person, würden von ihnen gestraft und zur Liebe und gebührlichem Gehorsam gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit alle angehalten. Wenn man dem Rat nachweise, daß sie wider die evangelische Wahrheit handelten, so wollten sie um ihrer Seelen Seligkeit willen es gern abstellen. Was aber die Klagen des Bischofs von Dorpat und Reval beträfe, die Seinigen würden hier verfolgt, so sei ihnen davon nichts bekannt, er möge doch die einzelnen Schuldigen nennen. Desgleichen müßten sie den Vorwurf des Bischofs zurückweisen, daß sie die Obrigkeit nicht zu achten wüßten, weder Plettenberg noch dem Orden hätten sie je den Gehorsam verweigert.

Wenige Wochen später, im April, ergriff die Bewegung auch das Nonnenkloster des hl. Michael, mit dem der Rat übrigens früher schon manchen Handel gehabt hatte[1]). Wenn wir den Worten des Rates der Stadt trauen können, so war auch dieses Kloster durch und durch verweltlicht, „wie da auch Jedermann entgegengenommen, Krug gehalten und bei nachtschlafender Zeit innen gesungen wird." Mehrere Nonnen verließen, sei es aus weltlichen Gründen, sei es, weil das Evangelium sie bezwungen, ihre Zellen und traten ins bürgerliche Leben, eine von ihnen reicht einem Edelmanne Michael Lode die Hand zur Ehe.

Blankenfeld, dem die Äbtissin ihre Not in beweglichen Worten geklagt, schrieb unverzüglich an den Rat, doch ohne selbst an den Erfolg zu glauben. Deshalb, weil er fürchte „nicht groß Gehör zu haben", riet er am 8. Mai der Äbtissin beim Meister, als dem Landesherrn, und der harrisch-wierischen Ritterschaft Beschwerde zu führen, daß „sothane schwere Missethat nicht unbestraft bleibe — — — denn

[1]) cf. Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands. I. 2. pag. 192 ff.

weil die Jungfrau eine Braut Jesu Christi ist, die er durch Vergießung seines heiligen Blutes und also mit einem viel größeren Brautschatze als Michel Lode verehelicht hat, so kann oder mag sie keines Menschen eheliche Braut sein oder werden."

Bereits am 13. Mai kam Elert Kruse mit etlichen guten Mannen aus Harrien und Wierland vor den Rat und forderte Auslieferung der Entwichenen. Der Rat gab zur Antwort, er sei an der Flucht unschuldig, ihm wäre es lieb gewesen, wenn sie im Kloster geblieben wären, aber wenn dem Adel das Kloster lieb sei, so solle er's auch zuschließen. Der Rat wolle jedoch ein Übriges thun und von allen Kanzeln herab den Besuch des Klosters verbieten, mehr vermöge er nicht.

Zu dem Konflikt wegen des St. Michaelklosters gesellte sich ein neuer Streit mit den Dominikanern oder schwarzen Mönchen, gegen die der Rat einzuschreiten Gelegenheit zu haben glaubte.

Das Kloster der Mönche, die früher größeres Ansehen genossen hatten, damals aber verweltlicht waren und viel Ärgernis erregten, unterstand seit altersher (1284) der Aufsicht des Rats, der sich nunmehr für verpflichtet hielt, den Mönchen energische Vorstellungen zu machen. Einige „gütliche" Ermahnungen hatten natürlich keine erwünschten Folgen, sie wurden vielmehr, wie die Stadt später dem Meister schrieb, „gar nicht geachtet, sondern in den Wind geschlagen." Nach wie vor sei das „rechtschaffene gepredigte göttliche Wort gelästert als Ketzerische Verführung und Teufelslehre." So entschloß sich der Rat Ende Mai zu energischen Schritten. „Um weiterem Ärgernis und Aufruhr vorzubeugen", sandte er am 28. Mai eine Deputation von Rats- und Ständemitgliedern nebst den Predigern ins Kloster, ließ hier die Mönche zusammenrufen, ihnen ihr gottloses Treiben vorhalten, „daß sie oft aufgefordert worden das Wort Gottes ohne Menschenzusatz zu predigen, sie aber statt dessen nur ihre Träume, Fabeln und exempla erzählt hätten." Die Prediger aber legten es ihnen nahe, mit ihnen auf Grundlage der hl. Schrift zu disputieren, „wer von ihnen Recht oder Unrecht hätte." Doch davon wollten die Kleriker nichts wissen: „haben sich, heißt es in dem Bericht des Rates, mit ihrem Haupt, dem Papst, und seinen geistlichen Rechten entschuldigt, wie es ihnen dadurch verboten sei, mit Jemand über den Glauben aus göttlicher Schrift zu disputieren; sie müßten die Sache bis zum nächstkünftigen gemeinen Konzil beruhen lassen." Wegen dieses „störrigen Geistes und



Dorpat im Jahre 1553.

Nach der Reproduktion einer alten Handzeichnung in F. Amelungs Baltischem kulturhistor. Bilderatlas.

verkehrten Sinnes“ entschloß sich der Rat den Predigtmönchen „das Predigtamt und ihre andern Heuchelwerke, so sie mit keiner Schrift verteidigen könnten“ zu verbieten. Ja noch mehr — von nun an sollten die Pfarrprediger an drei Sonntagen nacheinander bei offenen Thüren, damit Jedermann frei zuhören könne, in der Klosterkirche predigen, „damit die Klosterbrüder doch auch zum rechten Glauben gelangten, denn der Rat wolle, daß alle Mönche selig würden“! Wer wollte leugnen, daß dieser, an sich ja löbliche Feuereifer beträchtlich über die Kompetenz des Rats ging und die Katholiken mit Entrüstung und Erbitterung erfüllen mußte?

Inmitten dieser die Gemüter erregenden Ereignisse trat am 17. Juli 1524 in Reval eine Versammlung zusammen, die für den weitern Gang derselben von bedeutsamem Einfluß sein sollte. War doch die zweijährige Frist, bis zu welcher die Wolmarer Einigung zwischen Ritterschaften und Städten dauern sollte, abgelaufen und um so mehr mußten neue Beschlüsse gefaßt werden, als die oeselsche Ritterschaft mit Johann Kiewel noch immer zu keiner Verständigung gekommen war. Aus Harrien und Wierland, aus dem Erzstift, dem Stift Dorpat und Oesel fanden sich Vertreter der Ritterschaften ein, Riga entsandte drei Delegierte, unter ihnen Johann Lohmüller, Dorpat seinen Bürgermeister Lorenz Lang und einen Ratmann, während der revalsche Rat in seiner Gesamtheit an der Tagfahrt und deren Beratung Anteil nahm, die auf seinem Rathause vor sich gehen sollte.

Am Sonntag nach Margarethe fanden sich die Herren zusammen, Riga übernahm das Präsidium der Versammlung. Wie zwei Jahr früher in Wolmar pflogen die städtischen Deputierten daneben gesondert Rat, um sich zuerst in Sachen der evangelischen Lehre zu einigen, die insonderheit in Dorpat hart bedroht erschien. War doch der Rat dieser Stadt weit weniger mächtig als der von Riga und Reval, bot zudem doch auch die dominierende Lage des bischöflichen Schlosses auf dem Domberge dem Bischof die Gelegenheit die Stadt zu vergewaltigen! Wir wissen, daß Johann Blankenfelds Spürsinn schon 1520 in seiner Stadt die Ketzerei entdeckt zu haben glaubte, ferner daß 1523 der aus Wittenberg heimkehrende Hermann Marsow hier gepredigt hatte, ja vom Rat förmlich als Seelsorger berufen worden war. Blankenfeld brauste auf: „Da sie sich erdreistet, den Prediger ohne Sr. Gnaden Konsens und Mitwissen in die Stadt zu holen, begehrte er, die ihn

hineingebracht und mit Rat und That dazu geholfen hatten, aufzuzeichnen und in billige Strafe zu nehmen.“ Im Rat der Stadt herrschte große Bestürzung. Man wandte sich im Glauben, dies gemäß der Wolmarer Vereinigung thun zu können, mit der Bitte um Beistand an die stiftische Ritterschaft. Doch diese versagte ihn: nur „kleinen Trost“ hätte er bei ihr gefunden, klagte der Rat. Der Bischof aber ließ ihm mitteilen, er heische die sofortige Entfernung Marsows, sollte es ihn auch fünf, ja im Notfalle zehn Finger kosten.

Schweren Herzens mußte der Rat den Diener des Evangeliums ziehen lassen, der sich, wie wir wissen, nun nach Reval wandte. Doch völlig aufgeben wollte der Rat und die Bürgerschaft ihn keineswegs. Als die beiden Abgesandten der Stadt sich im Juli zur Tagfahrt nach Reval aufmachten, erschien die Gemeinde vor dem Rat und legte jenem ans Herz den „Herrn Hermann wieder zurückzubringen, denn sie wären nicht gewillt, das Wort Gottes länger zu entbehren.“

In langer Rede legte Lorenz Lang hier in Reval die Beschwerden Dorpats gegen ihren „gnädigen“ Herrn vor, wies nach, wie sie in ihren Rechten und Freiheiten gekränkt worden und bat die andern Städte um Rat und zuverlässige Hilfe. Bei Rigas Sendboten fanden diese Klagen lebhaften Anklang: „Sei es doch“, führte Jürgen König, der Rigischen Bürgermeister, aus, „am Tage, daß S. Fürstl. Gnaden das göttliche Wort und all dessen Anhänger aufs äußerste verfolge, anfechte und verjage, bei welchem Wort die ganze Stadt Riga zu bleiben und es nimmer zu verlassen gedenke!“ Auch Reval, das seine gute Gesinnung Dorpat schon bewiesen, stimmte bei: einmütig gaben daher beide Städte zur Antwort, man müsse den Meister bitten, daß er dem Bischof vorschreibe, den „verbrieften Zusagen Genüge zu leisten“. Dorpat solle ruhig auf sie rechnen, sie würden ihm, vor allem in Sachen des hl. Evangeliums, beistehen. Alle drei Städte einigten sich somit und bekräftigten den Bund, das Evangelium „mit Leib und Gut nicht zu verlassen“. Zwei Tage darauf, am 19., fand dann die gemeinsame Sitzung mit den Ritterschaften statt, als deren Leiter wiederum Jürgen Ungern erscheint. Doch ehe die Städte sich zur Beratung über die Streitigkeiten zwischen der oeselschen Ritterschaft und Johann Kiewel bereitfinden ließen, legten sie den Ritterschaften ihre Religionseinigung vor und fragten, was sie zu thun gedächten.

Das gab auch dem Adel Gelegenheit zu einem offenen Bekenntnis

für Luthers Lehre. Nach eingehender Verhandlung gab Jürgen Ungern namens der Ritterschaften zur Antwort: „samt und sonders wollten sie dem hl. Evangelio göttlichen Worts nach Inhalt des neuen und alten Testaments beipflichten und dazu ein jeder Stand dieser gegenwärtigen Vereinigung bei dem andern im Bekenntnis solchen göttlichen Wortes Leib und Gut einsetzen.“ Mit warmen Worten der Anerkennung an Riga, das zuerst in den Landen die Offenbarung des wahren Gotteswortes angenommen, schloß der Redner.

Jetzt erst wandte man sich der oeselschen Streitfrage zu, Bürgermeister König fand, wie Dorpat gegenüber, so auch hier das Wort maßvoller Verständigung: erst solle man den Meister um seine Vermittlung beschicken, habe diese keinen Erfolg, so sei es an der Zeit, „schärfere Mittel“ anzuwenden.

Dieselbe Besonnenheit zeigte die Versammlung, als Dorpat am Schlusse nochmals seine Lage zur Sprache brachte und 200—250 Knechte gegen Blankenfeld erbat. Wiederum lautete der Bescheid, die Stadt möge erst sich bemühen eine friedliche Einigung zu erzielen, gelänge diese nicht, dann wisse sie, wo sie Hilfe finden würde.

Auch in der noch immer unerledigten Bomhower'schen Angelegenheit zeigte sich eine erfreuliche Einigkeit. Alle Stände billigten Rigas Vorgehen, das sich geweigert den Mönch dem Erzbischof auszuliefern, der ihn vor sein geistliches Gericht zu stellen versprochen hatte. Laut sprach Claus Polle, der Sprecher der harrisch-wierischen Ritterschaft, „daß diese Lande den geistlichen Bann nicht leiden wollten; wer Bannbriefe ins Land bringe, habe verdient, daß man ihn in einen Sack stecke und über die Seite bringe.“ Man beschloß, Riga solle Bomhower, der sein Leben verwirkt habe, verwahren, bis der nächste allgemeine Landtag den Hochverräter aburteile.

Also schied man scheinbar in bester Eintracht, man ahnte nicht, daß das Bündnis der Ritterschaften und Städte vor seiner Auflösung stand.

Kaum hatten die verschiedenen Abgesandten Reval verlassen, so trat hier die Frage wegen der Dominikaner wieder hervor. Der Rat, der in Erfahrung gebracht haben wollte, daß die Mönche Kleinodien, Geld, Schuldbriefe und Korn verborgen hielten, ließ ihnen Weisung zukommen, innerhalb Wochenfrist ein Verzeichnis anzufertigen. Dieser Befehl ließ sie Schlimmes ahnen: heimlich begannen sie einen Teil

der Wertsachen bei Seite zu schaffen, aber die Späher des Rats hatten gute Augen; plötzlich erschien eine städtische Abgesandtschaft im Kloster, nahm selbst ein Inventar auf und ließ die aufgefundenen Gegenstände aufs Rathaus bringen.

Es ist charakteristisch und beweist, daß trotz der Revaler Tagfahrt ein gut Teil der harrisch-wierischen Ritterschaft noch katholisch war, ja daß selbst die Evangelischen in ihr die Angriffe auf die Klöster, insonderheit das Jungfrauenkloster von St. Michael, das namentlich mit jüngern Töchtern des Adels besetzt zu sein pflegte, nicht billigten, daß die in größte Bedrängnis versetzten Revaler Dominikaner sich an die Harrisch-Wierischen wandten. In der That führten auch diese ihrerseits bei Plettenberg lebhafte Beschwerde.

Und kaum einen Monat nach dem Tag von Reval, am 25. August 1524, schrieb der Meister infolgedessen an den Rat der Stadt, tadelte sein Vorgehen und stellte das Verlangen, daß den Mönchen ihr Eigentum zurückgegeben werde, die „verlaufenen Klosterjungfrauen seien an die Äbtissin zurückzustellen, diejenigen, welche sie zu sich genommen, gebührlich zu strafen, auch den Predigern sei zu gebieten, daß sie die Jungfrauen und Mönche in ihren Klöstern unverlockt ließen, damit Zwietracht und Uneinigkeit verhütet und nicht erregt werde."

Das Schreiben des Meisters, in ernster Freundlichkeit gehalten, zudem ohne irgend welche Angriffe auf Luthers Lehre, hatte gewiß in manchen Stücken durchaus recht: es waren wirklich Übergriffe des Rats, wenn er sich ohne Zustimmung des Adels Klostergut aneignete, das dieser in früheren Zeiten gestiftet, oder wenn er den Klostergottesdienst, an dem der Adel teilzunehmen pflegte, einfach untersagte. Noch ein Moment ist im Auge zu behalten, wenn wir das Verhalten des Adels ganz verstehen wollen:[1]) trotz der Sympathie, die vielfach bei ihm für das Luthertum bestand, erhoffte er die Lösung des kirchlichen Streits (als ob es nur ein solcher gewesen wäre!) von einem Konzil der allgemeinen Christenheit — bis dahin sollten die alten Formen wohl mit neuem Geist erfüllt, äußerlich aber aufrecht erhalten bleiben. Gewiß waren das Utopien, aber sie wurden nicht nur in Livland gehegt.

In dieser kritischen Lage sind es die Prediger der Stadt ge-

---

[1]) cf. Th. Schiemann. Rußland, Polen und Livland. II. pag. 208 ff.

wesen, die den Ernst der Situation schnell erkannten und, während der Rat noch zögerte, zur That schritten. Offenbar direkt unter dem Eindruck des Plettenbergschen Schreibens, das ihnen bei der Erregung der Tage als ein unglaublicher Eingriff vorkommen mochte, beschlossen sie, Johannes Lange an der Spitze, durch Ausarbeitung einer festen Gemeindeorganisation und Kirchenverfassung den Evangelischen Halt und Kraft zu geben: „Dem alten verbrieften Recht“, ist wohl mit einer gewissen Einseitigkeit, wenngleich mit richtiger Hervorhebung der historischen Notwendigkeit gesagt worden, wurde von den Predigern das neue Recht der aus dem Glauben geborenen Gemeinschaft in seiner ganzen Ausschließlichkeit gegenübergestellt“.

Am 3. September trat der Rat zusammen, um die Vorschläge der Geistlichen in Erwägung zu ziehen, doch vermochten die Ratmannen nicht gleich zu einer Entscheidung zu kommen, namentlich der Vorschlag, die Geschmeide und Kleinodien der „abgöttischen Bilder“ zur Stiftung einer Gemeindekasse, des „gemeinen Kastens“, zu verwenden, scheint ihnen doch zu weitgehend erschienen zu sein. Schon aber gab es kein Zurück mehr: der Vorschlag der Prediger war der Menge kein Geheimnis geblieben, als keine sofortige Entscheidung erfolgte, brach sich der angesammelte Ingrimm gegen das „papistische“ Wesen gewaltsam Bahn[1]). Die erbitterten und erhitzten Gemüter fühlten sich gegen den Meister und den Adel in völligem Recht und wiesen die vermeintliche Einmischung in einer Weise zurück, die dem Rat rasch darüber die Augen öffnete, daß man in Gefahr stand in demagogisches Fahrwasser einzubiegen: am 14. September, einem Mittwoch, brach in der Stadt ein Bildersturm aus, der schwere Verwüstungen anrichtete: der fanatische Pöbel, wohl durch Matrosen und dunkles Gelichter verstärkt, — Herr Omnes heißt er bezeichnend in einer Aufzeichnung — stürzte sich auf die „abgöttischen“ Bilder und Altäre der Klosterkirche, dann auf die der hl. Geist- und der Olai-Kirche, plünderte und zertrümmerte, was nicht niet- und nagelfest war, und schleppte Meßgewänder und heilige Gerätschaften, Leuchter und Kostbarkeiten fort. Nur die Nikolaikirche entging der tumultuösen Bewegung, gegen die der Rat bereits am folgenden Tage, in der richtigen Einsicht, wenn er nicht sofort sich an die Spitze stelle, könne er die

[1]) Friedr. Bienemann (sen.). Kritische Bemerkungen. Sitzungsb. d. A. G. 1887 pag. 108 ff.



Führung verlieren, mit ganzer Energie einschritt. Ein kategorischer Befehl erging am 15. September an jedermann, „geistlich oder weltlich, deutsch oder undeutsch, jung oder alt“, alle aus den Kirchen verschleppten Gegenstände unverzüglich beim Rat einzuliefern, „sonst will man dieselben für Diebe halten und ernstlich richten überall und bei wem auch solcherlei angetroffen wird.“

Freilich die Herstellung der alten Formen wies der Rat weit von sich, vielmehr erklärte er am selben Tage, daß alle diejenigen, die Votivtafeln, Bilder und Ähnliches in der Nikolaikirche hätten, dieselben bis zum nächsten Sonntage abbrechen lassen müßten, gegen eigenmächtige, bilderstürmische Übergriffe aber würde er mit Nachdruck vorzugehen wissen. Keine Frage, der Rat besaß volle Autorität, jeden weitern Aufruhr niederzuschlagen, war aber im Herzen vielleicht froh, durch die Selbsthilfe des Volkes einen großen Schritt vorwärts gekommen zu sein. Es war nur konsequent, wenn er nun zu einem entscheidenden Schlag gegen die Mönche ausholte: indem er sich auf den Standpunkt stellte, daß sein Aufsichtsrecht über das Kloster eigentlich ein Eigentumsrecht der Stadt in sich schließe, nahm er die Revisionen bei den Dominikanern wieder auf. Diese waren durch die Vorfälle des 14. September naturgemäß gleich ergrimmt wie besorgt: „Sie sagten freilich, heißt es in einem drastischen Brief aus katholischem Lager, die Spolierung der Kirchen durch Herrn Omnes geschähe aus göttlichem Eifer, aber meine Großmutter sagte, Gott würde solche Räuber und Eiferer schrecklich strafen, da sie vom alten Glauben abgefallen wären.“ Wer will es den schwarzen Mönchen verdenken, daß sie, trotz des früheren Verbots, von Dokumenten und Wertgegenständen, soweit sie nicht eben auf dem Rathause lagen, zu bergen versuchten, was irgend möglich war.

Im Januar 1525 beschloß hierauf der Rat auf Antrag der Älterleute diesem Treiben ein Ende zu machen und die Dominikaner aus der Stadt zu weisen. Es setzte bewegte und heftige Szenen: der Prior, der Subprior und Prokurator wurden, da sie sich weigerten, über den Verbleib des vermißten Klosterinventars Aussage zu machen, gefänglich eingezogen, ein Mandat des Rats erklärte jeden, der aus dem Kloster irgend etwas „aus treuer Hand oder sonst wie“ empfangen, für einen Dieb und Hehler, wenn er es dem Rat nicht ausliefere, und es dauerte geraume Zeit, bis die drei ins Gewahrsam gebrachten Mönche be-

kannten, was man zu wissen begehrte: ausdrücklich aber gaben sie die Erklärung ab, daß nur die Furcht vor einem Überfall des Klosters sie bewogen habe, ihre Habe zu retten. Dann folgten sie ihren Genossen, die der ungastlichen Stadt den Rücken gekehrt hatten und nach Borkholm, dem Schloß des Bischofs von Reval, gegangen waren.

Mit dem Januar 1525 war der letzte Rest katholischen Wesens — bis auf die Nonnenklöster — verschwunden, mit ihm aber auch die schon seit dem August stark erschütterte Eintracht zwischen Reval und der harrisch-wierischen Ritterschaft, die den letzten Vorfällen unmöglich gleichgiltig zusehen konnte, zu Ende. Neue Klagen beim Meister gegen den Rat waren die Folge. Vergeblich bemühte sich die Stadt durch weitgehende Mäßigung das Äußerste zu verhüten; der Rat gebot am 19. März in einem Mandat „einen höfischen Mund zu haben auf Fürsten, Herrn, Gutemannen, Räte und Städte, auf Frauen und Jungfrauen“, untersagte am 2. April, gewiß um Reibungen zu verhüten, den Städtischen den Besuch des katholischen Gottesdienstes im Dom und erklärte endlich: „E. E. Rat läßt auch insgleichen gebieten, daß ein jeder sich des Jungfrauenklosters enthalte und sich um die Jungfrauen daselbst ohne Willen und Zulaß ihrer Eltern oder nächsten Freunde nicht kümmere, auf daß ein jeder unbeschuldigt und der hieraus zu besorgenden Mühe und Verdrusses entlastet und überhoben bleibe“.

Ja, die Besonnenheit ging vielleicht weiter, als es unserem Gefühl entspricht, wenn auf ein Schreiben Plettenbergs der Rat noch mehrere Jahre später (20. April 1527) behauptete, die Revaler wollten keine neue Religion, auch nicht lutherisch sein, sondern nur eine Reinigung der alten Lehre! Den Bruch mit dem Adel aber machte — das sollte bald Allen klar werden — kein Schritt der Stadt mehr rückgängig, es sei denn die Verleugnung der letzten beiden Jahre.

Inmitten der fieberhaften Erregung des Bildersturms und der Ausweisung der Mönche gelangte die Stadt zu einem Gut, das ihr mehr wert sein mußte, als das Bündnis mit den Ritterschaften, zu einer kirchlichen Organisation, die fast einzigartig dasteht und an den Genfer Kirchenstaat gemahnt, den der gewaltige Calvin errichtet hat.[1])

Der Antrieb zu derselben ging von Johannes Lange, Hermann

[1]) cf. für das Folgende Fr. Bienemann. l. c. pag. 33ff.



Marsow und Zacharias Hasse aus, die mit der Wucht ihrer einflußreichen Persönlichkeiten in den sturmbewegten Tagen, da sich die Spreu vom Weizen sonderte, für Luther einzutreten sich verpflichtet sahen: als „die drei evangelischen Prediger" der Stadt übergaben sie, wohl am 17. September 1524 dem Rat einen „Entwurf christlicher Ordnung im kirchlichen Regiment", der, in seinen Grundzügen der uns nicht mehr überlieferten Kirchenverfassung Rigas gleichend, darauf hinauslief, daß an die Spitze der Kirchengewalt ein Superintendent oder Pastor trete und zum andern, daß aus dem ehemaligen katholischen Kirchengut und frommen Stiftungen ein „gemeiner Kasten der Armen" errichtet werde. Der „oberste Pastor" sollte von Rat und Gemeinde gewählt und eingesetzt, innerhalb seines Amtes aber vollkommen selbständig sein, „soweit er sein Thun vor Gott und jedermann zu verantworten weiß". Ausdrücklich hebt der Entwurf hervor: „er allein sei der Oberste in allem kirchlichem Regiment, auch über den andern Pastor in der andern Pfarre; der thue oder hebe nichts an ohne Willen und Wissen des erwähnten obersten Pastors. Denn zwei Häupter in einer Gemeinde können nicht wohl einträchtig regieren".

Der Rat und die Gemeinde stimmten freudig zu und schon am 19. September erfolgte die Wahl Johannes Langes, „des erfahrenen, wohlgelehrten Herrn, vormals Prediger zu St. Klaus" (St. Nikolai) zum Superintendenten, damit er zu Gottes Ehre und der Gemeinde Besserung also wirke, „wie er vor Gott und jedermann davon Rede und Antwort zu geben gedenke".

Nicht leichten Herzens hat Johann Lange dem Wunsch seiner Mitbürger willfahrt, denn ernste, schwere Arbeit stand ihm in seinem neuen Amte bevor. War doch noch vieles flüssig und bedurfte praktischen Blicks und warmherzigen Eifers, um zu gutem Fortgang und festen Formen gebracht zu werden. Redlich hat er an seinem Teil am Werk mitgethan, für Schule und Armenpflege, Kirchenordnung und Gemeindeleben seine ganze Kraft eingesetzt, bis ein früher Tod ihn schon 1531 abrief.

Völlig getrennt von dieser seelsorgerischen Obergewalt — den Spiritualien — waren die Temporalien, die Verwaltung des Kirchenguts und des gemeinen Kastens, für den bald der andere Name „Gotteskasten" aufkam; diese unterstanden einzig und allein dem Rat und den Gilden, also überhaupt der Gemeinde, höchstens, daß der

Superintendent Vorschläge in kirchlich ökonomischer Hinsicht machen konnte.

Wollen wir die grundlegende Bedeutung der livländischen Kirchenordnungen — denn auch Riga hatte, wie gesagt, eine der Revals ähnliche — ganz fassen, so müssen wir uns vor Augen halten, daß die absolute Trennung von Spiritualien und Temporalien, wie ferner das Amt eines obersten Pastors zu derselben Zeit im Mutterlande so gut wie völlig unbekannt war, also hierbei die ferne Kolonie jenem den Rang abgelaufen hat. —

Im selben Jahre gelangte auch auf der Insel Oesel der langwährende Streit zwischen Bischof Johann Kiewel und der Ritterschaft zu einem Ausgleich, der nicht nur den lehensrechtlichen Zwistigkeiten ein Ziel setzte, sondern auch für die Zukunft der neuen Lehre das Beste zu versprechen schien; im Dezember 1524 erließ der Bischof zu Hapsal das bekannte Kiewelsche Privilegium, in dem er dem Adel unter anderm zusicherte: „wir sind wohl damit zufrieden, daß das gnadenreiche Wort Gottes, das heilige Evangelium nach Laut und Inhalt des Alten und Neuen Testaments sonder Menschensatzung, so wie Christus selbst und seine Apostel es gelehret, unverfälscht gepredigt und gelehret werde. Wir wollen auch nach all unserm Vermögen danach streben gute Pastore für die Kirchspielskirchen anzuordnen, welche den Bauern den christlichen Glauben lehren und das heilige Evangelium predigen“. Und doch, trotz dieses Entgegenkommens des toleranten Prälaten war der Fortgang der Reformation auf dem Eiland kein erfreulicher: vielleicht gerade weil er soweit entgegengekommen, nahm man in vielen Kreisen an den alten Kirchenformen keinen übergroßen Anstoß. Das Unglück wollte es, daß von den Nachfolgern Kiewels Buxhöwden ein streng katholischer Mann war und dessen Successor Joh. Münchhausen sich wenigstens so stellte, als ob er der alten Kirche mit Leib und Seele anhinge; dazu kam, daß die Prediger nicht selten ihrem hohen Beruf sich wenig gewachsen zeigten und das Ansehen ihres Amtes schädigten, kurz, es trat ein Zustand ein, „wo die alte Kirche nicht mehr und die neue Kirche noch nicht herrschte“. Erst eine spätere Zeit sollte hierin Wandel schaffen.

Am unerquicklichsten waren die Erscheinungen, die das Eindringen der Reformation in Dorpat begleiteten, ja die Tumulte, die in Riga und Reval nicht ganz gefehlt hatten, nahmen in der Embachstadt einen

höchst bedrohlichen Charakter an. Es ist Melchior Hoffmann, der Kürschnergesell aus Schwäbisch-Hall, an dessen üblen Namen die Dorpater Vorgänge anknüpfen[1]). Bereits 1523 war dieser unruhige Geist nach Livland gekommen und hatte in Wolmar seine Predigten gegen die papistischen Greuel begonnen; doch die Katholischen waren in der Übermacht, bedrängten ihn hart und setzten ihn ins Gefängnis. Er konnte noch von Glück sagen, daß man ihn schließlich aus der Stadt wies, aus der er nun Mitte 1524 seinen Fuß nach Dorpat weitersetzte. Mochte er doch in dieser Stadt, in der Hermann Marsow nicht ohne Erfolg gepredigt, aber vor Blankenfelds Nachstellungen nach Reval hatte flüchten müssen, auf fruchtbaren Boden rechnen und — er täuschte sich nicht. In kurzer Zeit — im Herbst war er eingetroffen — erwarb er sich gewaltigen Anhang, seine phantastischen Predigten, in die sich wohl schon wiedertäuferische Klänge mischten, erregten die Bürgerschaft und steigerten die Bewegung bis zum Aufruhr und Bildersturm. Der Vogt des Bischofs, Peter Stackelberg, glaubte — es war in den ersten Tagen des Jahres 1525 — nun nicht länger zögern zu dürfen, er ließ nach dem Urheber fahnden, aber ohne Erfolg. Durch die Stadt aber flog die Kunde, Hoffmann sei in Gefahr, und fanatisierte die Menge zu immer neuen Ausschreitungen, bei denen die jungen Kaufgesellen ihren Mann standen. Es kam am 10. Januar zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen Bürgerschaft und Wache und Tote deckten den Platz. Das raubte dem Volk den Rest der Besinnung, es erbrach die Kirchen, schlug die heiligen Gerätschaften in Trümmer und zerschmetterte die Heiligenstatuen. Laut gellte die Sturmglocke durch die Straßen, man fuhr schweres Geschütz gegen das Schloß auf, nahm Revaler Landsknechte in Sold — das Äußerste stand vor der Thür. Da, im letzten Augenblick übergab Stackelberg das Schloß der Verwaltung des Kapitels, der Ritterschaft und des Rats, sie sollten es wohl verwahren, bis der nächste Landtag entscheide, was geschehen solle.

Wen traf die Schuld, daß es soweit gekommen, daß Bürgerblut geflossen war? Waren es die allgemeinen Verhältnisse? War es Blankenfeld oder Hoffmann, die beide exaltierte Geister waren?

[1]) H. J. Böthführ: „Einige Bemerkungen zu Sylvester Tegetmeyer's Tagebuch" in M. z. l. G. XIII. pag. 61 ff.

Die Stände, die dem Bischof wenig gewogen waren, gaben diesem fast insgesamt Unrecht und ließen sich nicht beruhigen, als der Meister ihn als unbeteiligt zu entschuldigen suchte. So steigerte sich die gegenseitige Erbitterung und während die Stände die Herausgabe des Schlosses verweigerten, erklärte Johann Blankenfeld die Dorpater für offene Feinde, denen er freies Geleit versagen müsse.

Freilich dachte kein vernünftiger Mensch daran, die Bilderstürmerei in der Stadt zu verewigen und der Rat beschloß daher den als feurigen Kanzelredner wohlbekannten Sylvester Tegetmeyer einzuladen, aus Riga herüberzukommen und in Dorpat zu predigen. Man sandte deshalb den Stadtsekretär Jochim Sasse ab und dieser kehrte mit Tegetmeyer am 1. Februar 1525 wohlbehalten heim. Tegetmeyer aber predigte vor vielem Volk vier Wochen hindurch in der Johanniskirche und bestimmte die Gemüter zur Einkehr und Ruhe. Hoffmanns schonte er nicht und setzte ihm so scharf zu, daß jener Dorpat auf Wunsch des Rates ingrimmig verließ und nach Riga abreiste.

Eigentümlich berührt es auf den ersten Blick, daß er hier von Knopken und auch bei dem Anfang März wieder nach Riga kommenden Tegetmeyer nicht unfreundliche Aufnahme fand, was sich wohl nur so erklären läßt, daß er selbst noch zwischen der lutherischen Lehre und wiedertäuferischen Tendenzen schwankte und letztere in Riga in den Hintergrund treten ließ. Es wird uns die Haltung der rigischen Reformatoren umsoweniger Wunder nehmen können, als wir sehen, daß selbst Luther und Bugenhagen, zu denen Hoffmann im Juni 1525 nach Wittenberg kam, ihm wohlwollend gegenübertraten. Er stattete ihnen genauen, aber gewiß sehr einseitigen Bericht ab und beide Männer schrieben nach Livland Briefe, aus denen der Vorwurf, daß die Livländer nicht Frieden unter einander gehalten, nicht undeutlich durchklingt: „Es ist aber, heißt es in Luthers Brief vom 17. Juni 1525, fur mich (ge)kommen durch redliche Zeugen, wie daß Rotten und Zweyung sich sollen auch unter euch anfahen daraus, daß etliche eur Prediger nicht einhellig lehren und handeln, sondern einem ieglichem sein Sinn und Furnehmen das beste dunkt. Und will des nicht ubel gläuben, weil wir zu denken haben, es werde mit uns nicht besser sein, denn es mit den Corinthern und andern Christen zun Zeiten St. Pauli war, da auch Rotten und Spaltung im Volk Christi sich regten. Wie denn St. Paulus selbst bekennet und spricht: (1. Kor. 1, 19) Es müssen

Rotten oder Secten seyn, auf daß die, so berührt sind, offenbar werden. Denn der Satan hat nicht genug daran, daß er der Welt Furst und Gott ist, er will auch unter den Kindern Gottes seyn, Hiob 1, 9: Und geht umbher wie ein brullender Lewe, sucht, wen er verschlinge. 1. Petr. 5 (8)". Ja Luther gestattet sogar, daß Hoffmann seinem und Bugenhagens Schreiben eine eigene Epistel „der Christlichen gemeyn zu Derpten ynn Liefland" anfügte, welche freilich von den spätern Ideen Hoffmanns nichts verrät.

Täuschet nicht Alles, so ist es der Sakramentsstreit Luthers mit dem zu Extremen neigenden Carlstadt gewesen, der Hoffmann endgiltig von dem großen Reformator schied und ihn zu den phantastischen Münzerschen Idolen führte: im Herbst 1525 auf 1526 muß sich der dauernde Umschlag vollzogen haben. Wo er sich während dessen aufgehalten, ist nicht bekannt, das steht jedoch fest, daß er zu Pfingsten 1526 abermals in Livland und zwar in Dorpat auftaucht, sich scheinbar mit seinem Kürschnergewerbe abgiebt, im Stillen aber eifrige und rührige Agitation treibt, und seine verworrenen Ansichten über Prädestination, Beichte und Abendmahl, Bilderdienst und den letzten Tag in geheimen Konventikeln verfocht. Er fand die Massen noch immer in Gährung und die Erinnerung an den Tumult vom 10. Januar 1525, bei dem den Domherrn übel mitgespielt worden, noch lebendig.[1]) Der Boden war also vorbereitet und Hoffmann, das läßt sich nicht leugnen, ganz der Mann, um die Menge zu gewinnen und fortzureißen.

„Besaß er doch, wie sein neuester Biograph hervorhebt, jene rücksichtslose Entschiedenheit des Auftretens, jene stürmische Leidenschaft, welche, gepaart mit einer hinreißenden Macht der Rede und gehoben durch körperliche Vorzüge, ihn zum volkstümlichen Agitator in hohem Maß befähigten. Wo er auftrat, da sprach eben der Handwerker zum Handwerker und seine populäre, schlagfertige Beredsamkeit zündete mehr als die regelrecht zugeschnittenen Predigten vieler Zunfttheologen und die begeisterte Hingabe, mit der er für seine Ideen eintrat und zum Märtyrer wurde, machte größern Eindruck, als die studierten Theologen es vermochten, welche für Geld predigten und immerhin durch eine Kluft vom Volk geschieden waren. Dazu imponierte er durch seine

[1]) Zur Linden. Melchior Hoffmann. Referat von H. J. Böthführ. Sitzungsber. d. A. G. 1887 pag. 111 ff.



große Bibelkenntnis der Masse, welche mit tiefer Aufmerksamkeit seinen im Gewande tiefsinniger Spekulation auftretenden Lehren, seiner der ganzen Schrift scheinbar gerecht werdenden Exegese und seines ernsten, auf die Kürze der noch vorhandenen Gnadenzeit hinweisenden Bußpredigt lauschte. Bei allem Schwärmerischen, was ihm anhaftete, muß anerkennend seine unbedingte Hochachtung vor der hl. Schrift hervorgehoben werden. Der zuversichtliche Glaube, mit allen seinen Ansichten auf dem Boden der Schrift und zwar der ganzen Schrift zu stehen, war die Wurzel seiner Kraft. Zudem steht Hoffmann durch die Integrität seines Lebenswandels in allen Phasen seiner Entwicklung groß und achtungswert da".

Als er am Frohnleichnamstage (31. Mai) predigte, redete er mit solchem Fanatismus, daß seine Anhänger bereits zum Ärgsten bereit waren — nur ihre geringe Zahl ließ sie noch warten. Doch am nächsten Sonntag brachen die mühsam errichteten Schranken nieder: eine wütende Menge wälzte sich in die Marienkirche und stellte Hoffmann auf die Kanzel, dann demolierte man die Johanniskirche, das Dominikaner- und Minoriten-Kloster, trieb die Mönche heraus und „befreite" die Nonnen des hl. Franziskus. Die Klöster wurden hierauf, um sie ihrem frühern Beruf von Grund aus zu entfremden, zu sehr weltlichen Zwecken in Anspruch genommen, man machte sie zu Kalköfen und zu einem Zeughaus. Einmal im Zuge plünderte Herr Omnes auch die russische Kirche und die Behausungen der russischen Kaufleute, dann die Domkirche und die Wohnungen der Domherrn. Entsetzliche Verwüstung herrschte, wohin das Auge schaute! Es dauerte denn auch geraume Zeit, ehe die Wogen sich glätteten, die Hoffmanns unbesonnenes Treiben so hoch hatte gehen lassen.

Seltsamer Weise verschwindet der Agitator bald völlig aus Livland. In Dorpat schien ihm auf die Dauer der Aufenthalt unrätlich und unsicher; nachdem er seine Anhänger ermahnt, ihm treu zu bleiben, wandte er der Stadt den Rücken.

Kurze Zeit hat er in Reval geweilt, dann setzte er den Wanderstecken weiter nach Stockholm, wo er nach seinen eignen Angaben eine Zeitlang Prediger der Deutschen war. Doch auch hier war seines Bleibens nicht, verfolgt und angefeindet reiste er nach Holstein. Dann taucht er wie ein Irrlicht in dem wüsten wiedertäuferischen Treiben in Münster auf, verschwindet abermals, um endlich 1540 in Straß-

burg im Gefängnis sein verfehltes Leben zu beschließen, von dem ein Geschichtsschreiber nicht unzutreffend gesagt hat, er habe es wie ein Eifrer begonnen, wie ein Träumer fortgesetzt und wie ein betrogner Thor geendet. Luther hatte sich natürlich längst schon von diesem gefährlichen Anhänger losgesagt. Bereits 1527 im Mai schreibt er in Bezug auf einen Brief der rigischen Pastoren an ihn: „ich habe ein ernstes Schreiben erhalten wegen meines Zeugnisses, das ich thöricht und getäuscht jenem (Hoffmann) gegeben hatte“.[1])

Doch ehe das zweite, eben skizzierte, Erscheinen dieses Schwarmgeistes Dorpat in Unruhe versetzte, waren andere, wichtige Dinge in unserm Land vor sich gegangen, die den innerlich vollzogenen Bruch der Ritterschaften mit den Städten aller Welt offenbarten.

Vor allem zwischen Reval und der harrisch-wierischen Ritterschaft standen die Dinge seit Beginn 1525 zum schlimmsten[2]), ja die letztere und sämtliche Ordensglieder in Estland hatten einer Anzahl Revaler Bürger Fehde angesagt, da dieselben „etliche Klosterjungfrauen allhier auf deren inständiges Bitten und Belangen (sic!) zur Ehe genommen“ hatten. Inmitten dieser Spannung erschien der Meister im April in Reval. Der Hochmeister hatte endlich in die völlige Abtretung Estlands gewilligt und Plettenberg verlangte vom Rat und der Bürgerschaft einen neuen Huldigungseid, den jene unter der alten katholischen Formel „als mir Gott helfe und seine Heiligen“ widerwillig leisten mußten. Nur die Namen der Prediger fehlten auf dem Blatt. Es scheint nun, daß der Meister seine Anwesenheit benutzt hat, um mit dem Adel direkt in Verbindung zu treten und diesen zum förmlichen Rücktritt von der Wolmarer Einigung des Jahres 1522 vermochte; jedenfalls war dieselbe ein totes Blatt, als Anfang Juli 1525 der vom Meister ausgeschriebene Landtag sich abermals im kleinen Wolmar zusammenfand. —

[1]) Hörschelmann l. c. pag. 63.

[2]) cf. Th. Schiemann. Die Reformation Alt-Livlands. pag. 21 ff.

16. Kapitel.

Plettenberg im Widerstreit der Parteien.

„Der Orden mußte sich umgestalten oder untergehen." Schirren. „Plettenberg."

Wie hatten sich die Zeiten seit jenem Tage vor drei Jahren verändert! Damals wollten die Prälaten Luthers Lehre verbieten, heute zog Sylvester Tegetmeyer, der streitbare Prediger, mit den Rigischen nach Wolmar, um mit ausdrücklicher Erlaubnis des Meisters während des Landtages die hl. Schrift auszulegen. Damals sollten des Reformators Schriften verbrannt werden, heute wagte es Lohmüller, der den Wind gut zu beobachten wußte, eine heftige Schrift, „das Babst, Bischove und geistlich Stand kein land und leuthe besitzen, vorstahn und regiren mügen", ausgehen zu lassen und sie direkt dem Landmarschall des Ordens, Johann Plater gen. von dem Bröle, vor dem Zusammentritt des Landtages mit eindringlichem Briefe zuzusenden. Der gewaltig um sich greifenden Strömung vermochte eben keiner mehr zu wehren!

Mit ernster Sorge sah der Meister in die Zukunft. Zu Harrien und Wierland, wo die 12 Artikel der deutschen aufständischen Bauern umliefen, gährte es in ähnlicher Weise wie unter den preußischen Bauern, überall im Lande Uneinigkeit und Verbitterung und Erzbischof Blankenfeld hochfahrender denn je! Plettenberg hätte Tegetmeyer die Erlaubnis zur Predigt am liebsten wieder entzogen, doch es ging nicht mehr an; so ließ er ihm wenigstens sagen, er möge nur ja keinen Aufruhr machen, da schon die Bauern wider ihre Herren aufständen, und als er erfuhr, daß Sonntags Tegetmeyer die deutsche Messe singen wolle, gab er dem Ordensschaffer Auftrag ihn anzugehen, er möge davon Abstand nehmen, wolle er aber frei predigen, „so könnte S. Gnaden das wohl leiden". Und er predigte frei und freimütig, ohne Rücksicht auf Johann Blankenfeld und den seit Blanken-



felds Wahl zum Erzbischof in Reval neugewählten Bischof Georg von Tiesenhausen und die übrigen Prälaten, die mit großem Gefolge ihren Einritt in die Stadt gehalten hatten, ohne Menschenfurcht, aber erfüllt vom Feuer der Begeisterung. Seine Textworte redeten eine beredte Sprache. Wie mochte es die Menge durchzucken, wenn sie von der Kanzel herab vernahm: „Es stehet geschrieben: mein Haus soll ein Bethaus heißen, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht", oder wenn der Prediger das erste Kapitel des Propheten Jesaia ihr verdolmetschte und warnend und mahnend die Worte durch die Kirche klangen: „Deine Fürsten sind Abtrünnige und Diebesgesellen, sie nehmen alle gern Geschenke und trachten nach Gaben; den Waisen schaffen sie nicht Recht und der Witwen Sachen kommt nicht vor sie. Darum spricht der Herr: ich werde mich trösten durch meine Feinde und mich rächen durch meine Feinde . . . . und Dir wieder Richter geben, wie zuvor waren . . . . . daß die Übertreter und Sünder miteinander zerbrochen werden und die den Herrn verlassen, umkommen."

Solche Reden erbitterten aber auch die Katholischen, vor allem die Harrisch-Wierischen, welche die Schwenkung zurück am energischsten gemacht, aufs äußerste. Als Tegetmeyer am dritten Tage wieder die Kanzel besteigen wollte, fand er einen eifernden Dominikaner auf derselben, dem die Edelleute geheißen zu predigen. Doch Tegetmeyer ließ sich nicht verdrängen. „Steige ab, Bruder", rief er ihm zu, „ich will zuerst predigen, predige Du hernach!" Der Mönch willfahrte und Tegetmeyer begann die Auslegung des Propheten. Doch ein entsetzlicher Tumult brach los, die Harrisch-Wierischen rissen den Prediger von der Kanzel, drohten mit geballter Faust und zückten die Messer und Dolche. „Du Verräter, Du Betrüger," hallte es durch die Kirche, „Du willst uns bald um Land und Leute bringen. Deine Schalkheit soll nun aufhören. Pfy, pfo dy an!" Wohl wäre es um den mutigen Mann geschehen gewesen, hätte nicht ein gut evangelischer Ordensbeamter die Wütenden zurückgehalten und im Namen des Meisters Ruhe geboten. Schon aber pflanzte sich der Tumult auf die Straßen fort, schon hatten die Katholischen eine große Trommel aus dem Schloß gebracht, um Alarm zu schlagen — sollte nicht das Schlimmste eintreten, so mußte Tegetmeyer die Kirche räumen. Umgeben von vielem Volk, zog er hinaus auf den St. Antonienfriedhof und über die Gräber hin rief er den Feinden zu: „Was soll mir die Menge Eurer Opfer,

spricht der Herr, ... das Rauchwerk ist mir ein Greuel . . . . und wenn Ihr schon Eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen vor Euch; und ob Ihr schon viel betet, höre ich Euch doch nicht; denn Eure Hände sind voll Blutes!“ So redete er in heiligem Zorn und gewann auch unter dem Ordensgesinde und den Bischöflichen viele Anhänger, den hohen Herren aber wurde bange und sie fürchteten, daß dieser Geist, der ihnen fremd war, sie alle verderbe. Als Tegetmeyer am folgenden Tage wieder predigen wollte, ließ ihm der Meister daher sagen, um des lieben Friedens willen möge er einige Tage verziehen.

Wie stand es denn aber auf dem Landtage selbst, war hier „der liebe Friede“ eingezogen? Mit nichten. Die Gegensätze, schon vor dem Landtage scharf ausgeprägt, nahmen in Wolmar von Tag zu Tage zu: hie standen die Städte — dort die Prälaten und die durch die Ausschreitungen der Evangelischen zurückgeschreckten Ritterschaften, zwischen ihnen, aber mit deutlicher Hinneigung zur zweiten Gruppe, Plettenberg. Hatte er doch im August 1524 dem Wunsch Rigas, die Stadt unter seinen Schutz zu nehmen, erst zögernd zugestimmt, dann aber sich wieder dem Erzbischof genähert und eine feste Stellung einzunehmen im Hinblick auf den Landtag hinausgeschoben. Doch scheint die Meinung bei den Städten überwogen zu haben, Plettenberg werde nicht zögern, auf dem Landtag den Städtern zu Willen zu sein und sich zum alleinigen Herrn Rigas machen; that er das, so konnte es als sicher gelten, daß von Reval, das ja bereits Ordensstadt war, abgesehen, Dorpat dasselbe fordern — und wohl auch erlangen würde. Man hatte um so mehr Grund zu dieser Annahme, als soeben im Ordenslande in Preußen die längst erwartete Säkularisation eingetreten war und der letzte Hochmeister Albrecht von Brandenburg am 8. April 1525 den Ordensmantel niedergelegt und die Herzogskrone sich aufs Haupt gedrückt hatte. Warum sollte Plettenberg in Livland nichts Ähnliches wagen?

Unter diesen Auspizien versammelten sich die Sendboten der drei Städte zu gewohnter Sonderversammlung in Wolmar; Riga, wie wir wissen, fest entschlossen, das geistliche Regiment nie mehr anzuerkennen, legte hier seinen Plan Plettenberg allein zu huldigen dar, Dorpat und Reval versprachen Hilfe und Rat und Erneuerung der alten Freundschaft. Also geeint traten die Städter in den Landtag ein

und zögerten nicht den Antrag zu stellen, man möge den Erzbischof von allem Regiment ausschließen.

Und nun geschah das Unerwartete, der Meister wies diesen Plan weit von sich und bekannte offen, er habe mit den Bischöfen und Rittern ein Bündnis auf sechs Jahre geschlossen, in dem sie sich gegenseitig ihren Besitz gewährleisteten, alle gewaltsamen Neuerungen bis zu einem allgemeinen Konzil vertagten, und bestimmten, daß Streitigkeiten durch ein Schiedsgericht, in dem die Städte keine Stimme hatten, ausgeglichen werden sollten. Klöster und Domkirchen sollten bei ihren Freiheiten und Gottesdienst bleiben und aus dem Kloster entflohene Nonnen ihrer Priorin ausgeliefert werden. Wegen des Dorpater Schlosses sollte binnen Jahr und Tag eine Einigung zu Stande gebracht werden, bis dahin sich aber alle Parteien in Ruhe und Friede verhalten.

Der Eindruck dieser Eröffnung, die sich sichtlich gegen die Städte richtete, war ein niederschmetternder und verblüffender. Eher hätten sie gemeint, daß Sonne und Himmel vergehen würden, denn daß der Meister die Städte von sich weisen werde, rief Lohmüller aus. Dann aber protestierten die drei Städte, eher wollten sie Leib und Leben, Gut und Glück dahin geben, als in diese Einigung willigen. Mit diesen Worten schieden sie vom Meister in der festen Überzeugung, ihr Einspruch werde den Bund sprengen. Doch es kam anders. Als die Städtischen in der Herberge derer von Riga beisammensaßen „die Valethe zu trinken“, wurde ihnen eine Kopie des Rezesses in die Hände gespielt, der sie eines Besseren belehren mußte. Wie 1522 ohne die Prälaten, so sollte jetzt der Bund trotz der Städte ins Leben treten: im Glauben an ihre Macht hatten ihn Adel und Klerus untersiegelt.

Von neuem eilten die Städtischen zu Plettenberg, noch einmal legten sie energischen Protest gegen den Rezeß ein, doch gemessen lautete die Antwort Plettenbergs: „die Lande müssen einig sein, warum seid Ihr es nicht mit eingegangen?“

Es war ein schwacher Trost, wenn die Ordensgebietiger behaupteten, der Rezeß sei nicht wörtlich zu nehmen, er sei nur eine „verblumung“, um die Prälaten ruhiger zu stimmen.

Man hat den Wolmarer Gegenbund segensreich für die Entwicklung der Reformation bei uns genannt, durch ihn sei überall in den Städten die Überzeugung durchgedrungen, weitere Exzesse würden zu



völliger Isolierung führen. Es soll nicht geleugnet werden, daß Wahres in dieser Ansicht liegt, doch man hüte sich, die Wirkung der Einigung zu übertreiben und behalte im Auge, daß sie nur sehr kurze Zeit zu Kraft bestand! Man übersehe ferner nicht, daß die nächsten Monate schon eine Verurteilung der bisherigen Politik und ein Abschwenken von derselben zeitigten.

Noch waren nämlich die Landtagsmitglieder nicht fortgeritten, als eine Gesandtschaft aus Preußen anlangte, um dem Landtag auseinander zu setzen, warum Markgraf Albrecht den Herzogtitel angenommen habe. Ihr Führer war Friedrich von Heideck, dem insgeheim der Auftrag geworden war mit Riga in preußischem Interesse zu unterhandeln. Die Preußen kamen zum Landtag zu spät, aber nach einer Audienz bei Plettenberg trafen sie in Wenden mit den vier rigischen Bürgermeistern zusammen und die letztern erinnerten sich mit Lebhaftigkeit dessen, daß bereits im vorigen Jahre der Herzog, da er noch Hochmeister gewesen, sich der Stadt zu Schirm und Schutz erboten habe. Eifrig erwiderte Heideck, sein Herr wäre auch heute zu Gleichem bereit — dann schied man von einander.

War das, was Riga that, Verrat? Nach den Anschauungen jener Tage wohl schwerlich. War doch die livländische Konföderation ein gar lockeres Band, Preußen zudem ein Teil des alten Ordenslandes. Warum sollte Riga, das bei Plettenberg keine Hilfe gegen seinen Todfeind Blankenfeld fand, nicht bei dem evangelischen Herzog Rückhalt suchen? Auch Plettenberg wird eine solche Rechnung nur für folgerichtig gehalten haben; jedenfalls zweifelte er nicht, daß er den preußischen Bestrebungen nur dadurch die Spitze abbrechen könne, daß er seine bisherige Haltung aufgebe und Riga gegenüber einlenke. Sofort knüpfte er die zerrissenen Fäden mit der Stadt wieder an und schnell wurde er mit ihr einig; freudig erkannte sie mit Ausschließung des Erzbischofs den Meister als alleinigen Herrn an.

Doch die Hoffnungen des Herzogs und seiner Anverwandten in Livland Seide zu spinnen waren einmal rege geworden und blieben es als ein Keim neuer Wirren — zum Unsegen des Landes! Für den Augenblick freilich traten sie völlig zurück.

Welch ein Wandel! dieselbe Stadt, die Freitag von Loringhoven erbittert bekämpft, gegen die Plettenberg bei Neuermühlen gefochten — nun kam sie freiwillig zum Meister. Und Plettenberg, derselbe

Meister, der bisher die Städte kühl zur Ruhe gemahnt, der die Wolmarer Einigung von 1522 gesprengt und Riga zurückgestoßen, derselbe, an dessen unbeweglicher Seele die geistige Bewegung ohne Spur vorübergegangen zu sein schien, — nun bot er Riga die Hand und sicherte ihm rückhaltslos die neue Lehre zu. Es ging ein hörbares Krachen durch den alten Bau der livländischen Konföderation, als am 21. September 1525 nach gethanem Eintritt in die Mauern der alten, stolzen Stadt der Meister die alleinige Oberhoheit antrat und in denkwürdiger Urkunde der Stadt versprach, sie zu erhalten „bei dem heiligen Wort Gottes und seinem heiligen Evangelio, das rein und klar verkündigt und angehört werden soll in der Stadt und in der Stadtmark, nach Inhalt und vermöge der hl. biblischen Schriften Alten und Neuen Testaments, dazu auch bei demjenigen, was in Kraft desselben göttlichen Wortes verändert, geneuert und aufgerichtet werden sollte zur Ehren Gottes und der Seelen Seligkeit, wenn man es mit kräftiger, heiliger, klarer Schrift beweisen, wahr machen und verteidigen könne und möge".

Wer wollte leugnen, daß dies eine andere Sprache war, als sie Plettenberg bis dahin geredet? Das Rad aber war ins Rollen gekommen und verfolgte weiter seine abschüssige Bahn, die Gegensätze trieben zur Katastrophe.

Keiner wird über die Vernichtung des Kirchholmer Vertrages mehr erstaunt und ergrimmt gewesen sein, als Blankenfeld, den Plettenbergs Schwenkung um seine Zukunft zu betrügen drohte. Er schäumte, als er das Geschehene erfuhr. Und jeder Tag brachte ihm neue Hiobspost: hatten die Rigenser doch das erzbischöfliche Schloß in Besitz genommen, die Kleinodien der Domkirche an sich gebracht und die Domherren aus ihren Behausungen getrieben.

In dieser Bedrängnis wandte sich der Erzbischof außer Landes um Hilfe: seine Briefe gingen nach Polen, seine Boten hinaus ins Reich und nach Rom. Wohl fielen Acht und Bann auf das ketzerische Land, aber ohnmächtig sanken diese Waffen zu Boden. So man einen „Briefträger und Pfaffen Diener in sothanen Sachen" aufgreife, — hieß die Losung — solle man sie „aus dem Wege schaffen und unter den Thoren der Städte aufhängen". Ratlos und zum letzten entschlossen knüpfte der Erzbischof mit den Russen an. Mit Nowgorod und Pleskau, ja mit Moskau trat er in Verbindung, auf Neuhausen

empfing er im Geheimen eine russische Abgesandtschaft. Doch Plettenberg war wachsam und griff mit ungewöhnlicher Energie ein. Die Kunde von Blankenfelds Verrat, tönte durch das Land, im Nu stand er allein und von allen verlassen, am 22. Dezember mußte er auf seiner Residenz, Schloß Ronneburg, kapituliren. „Es ist", so schildert ein Zeitgenosse[1]) die Nemesis, die Blankenfeld ereilte, „eine gemeine Sage und Geschrei im Lande erschollen, wie sich dieser Erzbischof mit dem Muskowiter wider den teutschen Meister verbunden haben sollte. Da geschah groß Jammer! Da trat die Stadt Riga und Derbt von ihm abe, da trat die Ritterschaft des Stifts Dörpt auch von ihm abe und nahme Schlösser und Burgen ein und nahmen ihn die Ritterschaft zu Riga in Bewahrung auf Ronneburg, des Freitags vor Weihnachten, darüber merkliche Landtage geschehen und viel Ufruhr im Lande entstunden".

Um zu beraten, was nun zu geschehen habe, berief der Meister auf Anfang 1526 einen vorbereitenden Landtag nach Rujen. In erregter Stimmung kamen hier alle zusammen, harte Worte über den Friedensstörer und Landesfeind lagen auf aller Lippen und nicht selten ging die Rede, es sei die höchste Zeit mit den Prätensionen der Prälaten ein Ende zu machen und die Lande unter ein festes Regiment zu bringen, wie das in Preußen im vergangenen Jahr geschehen sei. Vor allem die Städte zeigten sich erbittert und Dorpat beklagte sich in heftigen Worten, daß Kapitel und Ritterschaft des Schlosses wegen nicht die Einigung gehalten hätten.

In Wolmar sollte die Entscheidung fallen, hier die Landtagsglieder Donnerstag vor Judica (15. März) zusammentreten, um über nichts Geringeres zu beratschlagen, als die Zukunft Livlands, denn das war, um mit Schirren zu reden, zweifellos: „der Orden mußte sich umgestalten oder untergehen[2])."

Frühlingswinde wehten durchs Land, erweckten sie es zu neuem Leben? Als die Stände sich in Wolmar einfanden, war Johann

---

[1]) Bartholomaeus Grefenthal. Zitiert aus Th. Schiemann: Die Reformation Alt-Livlands pag. 23.

[2]) cf. C. Schirren. Livländische Charaktere (W. v. Plettenberg). B. M. 1861. III., ferner Bienemann l. c. und Th. Schiemann. „Reformation Alt-Livlands" und in: Rußland, Polen und Livland. II. Teil und E. Seraphim. B. M. XXXVII pag. 719 ff.

Blankenfeld wieder ein freier Mann. Er hatte das dem Meister zu danken, der ihn gelöst, nachdem der Erzbischof versprochen, sich in Person in Wolmar einzustellen. Doch er kam nicht troz Versprechen und Wort!

Es soll nicht geleugnet werden, daß die Einigkeit auf dem Landtage keine so völlige, rückhaltslose war, wie man bei Blankenfelds Gebahren wohl annehmen sollte. Eigentlich nur Riga stand ganz zu dem Plan, zu dem soeben ein Brief Lübecks herzlich Glück gewünscht hatte, den Meister zum alleinigen Herrn der Livlande zu machen: Reval, das seine Stellung im Innern gefestet und von Osten her weniger Gefahr als das übrige Land zu erwarten hatte, fühlte naturgemäß auch das Bedürfnis politischer Einheit weniger; Dorpat war zwar aufs Lebhafteste interessiert, aber es zögerte mit der offenen Absage gegen Blankenfeld, der vom Dom herab der Stadt argen Abbruch thun konnte. Erst wenn der Meister ihr Schutz zusage und den Domberg besetze, wollte sie die Seinige werden. Immerhin standen die drei engverbündeten Kommunen auch hier zusammen, weshalb denn auch ihre Abgesandten sich unverzüglich zum Meister begaben, um seine Ansichten zu hören. Doch Plettenberg hielt sich vorsichtig zurück, sodaß sie „S. Gnaden eigentliche Meinung nicht vermerken konnten“ und sich damit beschieden, nicht mehr in ihn zu dringen, ehe der Konflikt mit Blankenfeld beendet sei.

Unter den Ritterschaften sprach sich im Grunde nur die harrisch-wierische entschieden gegen den Landesverräter und für den Meister aus. Einer aus ihrer Mitte, Robert Stael, warf wohl den Fluch in die Versammlung: „Wenn der Erzbischof nach Wolmar käme, solle er, möge er nun Recht oder Unrecht haben, lebendig die Stadt nicht verlassen!“

Neutraler standen die Ritterschaften des Erzstifts, die freilich Blankenfeld gehuldigt hatten, von Dorpat und Oesel, die Herrn aus der Wiek und aus Kurland. Doch gab es auch unter ihnen wohl kaum welche, die der Übertragung des alleinigen Regiments an Plettenberg ernstlich widerstanden hätten — kurz, nie waren, wie hervorgehoben worden ist, die Stände einiger, nie der Orden näher seinem ersehnten Ziele gewesen als jetzt.

Die Stimmung gegen Blankenfeld war derartig erbittert, daß — hätte er nicht sein Wort verpfändet zu erscheinen, — keiner ihm aus



seinem Ausbleiben einen Vorwurf hätte machen können. Statt seiner erschienen 18 Abgesandte, die Plettenberg vor den Ständen feierlich empfing und denen er nach mancherlei Hin- und Herreden eröffnete, das Mindeste, was man fordern müsse, sei völliger Schadenersatz und Besetzung der erzbischöflichen Grenzburgen durch die Truppen des Ordens. Freies Geleit, das der Erzbischof heischte, schlug man ihm ab — als Reichsfürst und Prälat brauche er kein Geleit in diesen Landen. Doch dünkte ihm dies wenig plausibel und Robert Staels Fluch mochte auch ihm zugetragen worden sein. Man erfuhr in Wolmar, daß er mit starkem Gefolge in der Nähe an der Aa lagerte, schon kam die Nachricht, er ziehe heran, sein Gesinde habe den Fluß passiert. Aber plötzlich kehrte er um und eilte nach Ronneburg, denn, ließ er verbreiten, sein Leben sei in Gefahr gewesen. Offen stellte er sich, da er den Eintritt in den Bund für unmöglich erklärte, gegen denselben und selbst den vermittelnden Domherrn von Oesel und Reval wurde es klar, daß mit diesem Manne ein ehrlicher Friede unmöglich war. Einstimmig gaben ihnen die Stände zur Antwort, dem Erzbischof sei man keinen Gehorsam schuldig.

Wie sich die Zukunft gestalten würde, das lag jetzt in Plettenbergs Hand; verstand er es, das Glück, das sich ihm darbot, zu fassen, des Schicksals Gebot zu vollziehen, so war er auch der Meister der Zukunft. Ein Wink von ihm und die unter dem Eindruck des eigensüchtigen Vorgehens Blankenfelds stehenden Stände machten ihn zum alleinigen Herrn, zum Fürsten des Landes. Doch es war anders beschlossen. Die Weisheit des Meisters scheute vor gewaltigem, frisch zugreifendem Entschluß zurück und das erlösende Wort fiel nicht.

Selbst nicht einmal die Subjektion Dorpats nahm er an. Auf das dringende Bitten des Rats der Stadt wußte er keine andere Antwort: er habe Bündnis mit der Ritterschaft des Stifts und versprochen sie zu schirmen, mit ihr aber liege die Stadt in Zwist. Handle er nach ihrem Wunsche, so schirme er Stand gegen Stand, was zu Unlust und Aufruhr führen würde. Erst sollten die Stände sich einigen, dann werde er ihnen zu Willen sein.

Das war gewiß sehr korrekt — aber nicht die korrekten, sondern nur die genialen Menschen leiten die Welt in neue Bahnen.

Entmutigt und deprimiert gingen die Stände auseinander, ohne daß es zu irgend einer Entscheidung gekommen wäre. Der Meister ver-



sprach sie zusammenzurufen, wenn die Umstände es erforderten. Noch gabs einige kleinliche Debatten, ob man Blankenfeld den Titel „Ehrwürdiger in Gott Vater" aberkennen sollte, dann aßen die von Reval und Dorpat in der Rigischen Herberge gemeinsam die Frühkost und — der Moment war auf immer verpaßt. „Mit dieser Farçe endete das große Drama".[1])

Oft ist die Frage aufgeworfen worden, wie Plettenbergs Verhalten zu beurteilen sei.[2]) Gewiß konnte er nach seinen Anlagen, nach seinen Anschauungen von dem, was dem Lande frommte, nicht anders handeln, als er gethan. Verstehen läßt sich sein Vorgehen gewiß, entschuldigen gleichfalls — aber billigen? Wir glauben nicht. Selbst die, welche ihm Recht geben, können nicht leugnen, daß die staatlichen Verhältnisse Livlands unhaltbare geworden waren. Das Evangelium hatte die Städte erobert, ein Teil des Adels war ihm zugefallen, der Orden selbst war von protestantischen Regungen durchsetzt, Plettenberg der neuen Lehre wenigstens nicht übelwollend. Alles rief nach einer Reform, und wie dieselbe ins Leben zu rufen, hatte Albrecht von Preußen, ein Mann, der Plettenberg nicht entfernt erreichte, soeben gezeigt. Man wende nicht ein, daß der Erzbischof und die Bischöfe sich dem widersetzt hätten, die letztern kamen wenig in Rede, der erstere war überhaupt nicht zu versöhnen und sein falsches Ränkespiel in der Folgezeit lehrt, daß mit ihm Frieden zu halten unmöglich war. Wer wollte überhaupt leugnen, daß sich der Aufgabe „der politische Regenerator" zu werden, Schwierigkeiten aller Art entgegenstellen mußten, wer aber behaupten, daß sie sich nicht überwinden ließen, wenn ein Mann gewöhnlichsten Schlages, wie Albrecht, in ähnlichen Verhältnissen sie zu überwinden vermocht hat. Allein im Abbruch des alten Gerüsts, im Abfall von Rom, im Aufgeben inhaltsleer gewordener Formen konnte Heil und Rettung liegen: ein kleines Land wie Livland konnte nicht zu all seinen Parteien auf die Dauer noch den Gegensatz von Rom und Luther fügen, ein protestantischer Orden war ebenso ein Unding, wie ein Erzbischof in fast rein evangelischem Lande. Freilich ein hohes Wagnis war es, aber nur dem Wagenden gehört die Welt. Plettenberg wagte den Wurf nicht: ihm widerstrebte es als alter Mann das

[1]) cf. Schirren l. c. 438.

[2]) E. Seraphim l. c. pag. 719 ff.

in Trümmer zu schlagen, woran er sein Leben gesetzt, seine konservative Natur sträubte sich den Orden, dem er seine Kräfte geweiht, zu vernichten, der Kirche, in der er getauft, abtrünnig zu werden. Wohl auch der Preis, den er, gleich dem Hochmeister in Preußen, hätte zahlen müssen, um das Werk zu errichten, die Lehnshoheit Polens, mag ihm zu hoch gedünkt haben. Keiner ahnte, daß Livland ihn einige dreißig Jahre später doch würde entrichten müssen!

Und wenn wir an dieser Stelle einen Blick auf die entsetzlichen Tage des Zusammenbruchs werfen, so drängt sich uns wiederum der Gedanke auf, wie verhängnisvoll der Tag von Wolmar gewesen: fast zehn Jahre noch wurde Plettenberg dem Lande erhalten, eine Spanne Zeit, in der sich auch die widerstrebenden Faktionen an seine Herrschaft nicht nur gewöhnt hätten, sondern faktisch gewöhnt haben; eine einigermaßen konsolidierte fürstliche Gewalt, deren Macht durch die säkularisierten Kirchengüter an Bedeutung nicht unerheblich zugenommen hätte, die durch eine alsdann unzweifelhaft rein protestantische Bevölkerung, vor allem die evangelischen Städte, gestützt worden wäre, hätte dem Lande eine gefestetere Organisation gegeben, als sie dem Beschauer in den Unglücksjahren von 1558 ab entgegentritt. Auch Polen hätte als Oberlehnsherr in seinem eigensten Interesse Alles zur Verteidigung gegen fremde Einfälle aufbieten müssen, während es ihm bei dem Zusammenbruch des Ordensstaats, da es damals Livland erst erwerben wollte, gut dünkte, lauernd dem Ruin des Gemeinwesens zuzusehen, um desto größere Beute einheimsen zu können. Trügt nicht alles, so war in jener Stunde, da Plettenberg die Wünsche der Stände unberücksichtigt ließ, der Keim zum endgiltigen Verlust der Selbständigkeit Livlands gelegt: die polnische Herrschaft wäre ihm erspart geblieben.

Für den Augenblick freilich dünkte die Mäßigung Vielen ein großer Gewinn und sie brachte in der That dem Meister einen, wenn auch vorübergehenden, Erfolg. Denn Johann Blankenfeld wurde der furchtbare Ernst seiner Lage plötzlich völlig klar: wenn er nicht nachgab, war er in Gefahr Alles zu verlieren. Selbst das Land, dessen Grenzen gut bewacht wurden, zu verlassen, schien unmöglich. Das Einzige, was ihn retten konnte, war scheinbare Unterwerfung unter den so langmütigen Meister, indem er sich in Person dem Landtag stellte, den jener auf den Juni 1526 wieder nach Wolmar berufen hatte. Schon zu Ostern knüpfte er mit dem Meister Verhandlungen

an[1]). Einem Abgesandten, der sich mit Einwilligung des Meisters zu ihm begeben hatte, versicherte er hoch und teuer, er sei unschuldig am Landesverrat, nichts liege ihm mehr am Herzen als Frieden und Eintracht im Lande aufzurichten, er wolle deshalb gern, damit der Herr Meister allen Gefahren um so besser begegnen könne, sich und sein Stift Riga demselben mit Eid und Rat unterwerfen. Diese mündliche Versicherung übergab Blankenfeld hierauf dem Boten in förmlicher, besiegelter Urkunde, auf daß er sie auf dem Landtage den Ständen vorweise.

Der Wunsch des Erzbischofs, sich dadurch zu salvieren, daß er den Meister als Herrn anerkannte, wurde von den Ständen in Wolmar sehr kühl aufgenommen, namentlich die Dorpater Stände zeigten keine Lust, den intriguanten Prälaten als ihr Haupt wieder aufzunehmen. Insbesondere die Stadt erklärte, sie wolle „eher lieber an einem Tage stürzen und sterben", sie hätten alle die Absicht, einen andern Herrn und Bischof zu wählen. Auch die andern Stände zeigten sich keineswegs voll Vertrauen zu der plötzlichen Sinnesänderung des Erzbischofs, gaben die Sache aber mehr in Plettenbergs Hände, worauf dieser zur Antwort gab, er werde ihr Vertrauen rechtfertigen und jedenfalls nur so in der Sache vorgehen, „daß jeder Stand in seinem Wesen unverkürzt bleibe und die Lande zu Friede und Eintracht kämen, besonders aber würde der Herr Meister alles das, was kürzlich zwischen ihm und der Stadt Riga verbrieft und versiegelt sei, aufrecht erhalten."

Keine Frage, der nach einem Ausgleich verlangende Meister war den Anerbietungen des Erzbischofs im Herzen nicht abgeneigt, wenngleich auch er, sei es aus Rücksicht auf die Stände, sei es um Blankenfeld den Frieden nicht zu leicht zu gewähren, vorläufig ihm gegenüber sehr zurückhaltend war. Deshalb wies er dessen Bitte, sofort noch vor dem Abschluß der Verhandlungen ihm zu gestatten seine Entschuldigung vorzubringen, ebenso von sich, wie die andere Forderung, der Meister

---

[1]) Über diese Angelegenheit und den Junilandtag verdanke ich das völlig neue Material meinem Freunde Oberlehrer Oskar Stavenhagen, der mir dasselbe aus einer demnächst zu veröffentlichenden Quellenedition über Livl. Städtetage bereitwillig überlassen hat. Es ist insonderheit der Bericht der Revaler Ratsendeboten, der als Quelle ersten Ranges zu betrachten ist.



solle ihm einen schriftlichen Entwurf zustellen, in welcher Weise dieselbe vor sich gehen sollte. Plettenberg ließ dem Erzbischof zu wissen thun, es sei an ihm eine Form dafür vorzuschlagen, die man dann prüfen werde.

Am 12. Juni um 3 Uhr nachmittags bequemte sich Blankenfeld hierauf zur Übersendung eines darauf bezüglichen Memorials, von dem er nur bat es nicht in Gegenwart der verhaßten Städte vorzulegen, was Plettenberg rücksichtsvoll zugestand.

Über das Schriftstück begannen am 13. Juni weitläufige und heftige Debatten unter den Ständen, ohne daß man einer Lösung um einen Schritt näher kam. Blankenfeld ließ durch die Prälaten von Kurland und Reval seinen Standpunkt vertreten und durch sie erklären, die Meinungsverschiedenheiten würden sich rasch geben, wenn der Meister mit ihm persönlich zu verhandeln sich bereit finden würde. Doch der Meister, der richtig fühlte, daß eine persönliche Zusammenkunft bereits eine Anerkennung in sich schließe, wies dies Begehren von sich, „es würde ihm wenig ziemen mit dem Erzbischof persönlich zusammenzukommen, so lange sich derselbe des schweren Gerüchtes nicht entledigt habe."

Den ganzen 14. Juni gingen die Beratungen ihren weitern schleppenden Verlauf, da die Prälaten immer neue Einwendungen zu machen für nötig fanden. Schließlich wurde selbst Plettenberg äußerst mißmutig, was die Dorpater am 15. Juni veranlaßte, noch einmal in dringendster Weise vor den Praktiken des Erzbischofs und vor gar zu großer Vertrauensseligkeit zu warnen. Mit allem Fleiß bat der Ratssekretarius Joachim Sasse den Meister, er möge dafür sorgen, daß die Stadt Dorpat des Bischofs quitt bleibe, sonst würden großer Mord und Totschlag, Jammer und Wehmut sich in der Stadt erheben und Dorpat dabei ganz untergehen. Der Bischof halte nie Siegel und Briefe, auch keine Eide und sei er erst wieder im Stift, so werde er sein dort mit den Russen begonnenes Werk vollenden. Der Landmarschall antwortete hierauf nicht abweisend: es liege allein in der Hand der Stände des Stifts, seien die einig, so würde Blankenfeld auch nie ins Stift.

Auch am folgenden Tage ruhten die Städte — denn Reval und Riga standen treu zu Dorpat — nicht und legten in erneuter Audienz ihre Bedenken vor. Der Bürgermeister von Riga aber erklärte frei-

mütig, die drei Städte würden einander nicht verlassen, sondern in aller Not bei einander stehen. Schon aber hatte beim Meister die friedfertige Stimmung wieder die Oberhand gewonnen, er ließ daher den Städten antworten, es gelte hier in erster Reihe die Einigung des Landes, in zweiter Reihe stehe der dörptische Handel. Die Ratsendeboten möchten zwischen 10 und 11 Uhr auf die Gildstube kommen, dort wolle man mit dem Erzbischof einig werden.

Was war zu thun? Nur einmütiger Protest der Dorpater Stände konnte dem drohenden Unheil noch steuern, doch die Einmütigkeit war nicht herzustellen. Als die Dorpater Ratsendeboten zu dem Kapitel und der Ritterschaft von Dorpat eilten und ihnen vorstellten, man könne unmöglich der Entschuldigung Blankenfelds beiwohnen, ohne indirekt sie auch anzunehmen, wurde ihnen die kühle Antwort: „man wolle die Entschuldigung anhören, denn es könne nichts schaden!"

Mittlerweile war es Mittag geworden. Da ließ der Meister die von Riga und Reval aufs Schloß fordern und durch den Herrn Komtur zu Doblen und den Vogt von Kandau ansagen: Da der allmächtige Gott die Sache mit dem Erzbischof und den Prälaten zu einem weisen Ende gebracht habe, sei es des Meisters Wille, daß der ehrsame Rat in Riga und Reval allen Einwohnern, und besonders den Predigern (!) vorschreibe, von nun an alle schändliche Nachrede und Schmähung, die man nicht mit Wahrheit und Billigkeit begründen könne, abzustellen, damit sich ein jeder vor Schaden hüten könne.

Die Ratsendeboten nahmen diesen, ihnen schwerlich mehr unverhofft gekommenen, Bescheid entgegen, baten aber ihrerseits, daß von Seiten der Prälaten alle Schmähung von Gottes Wort und der Verkündiger des Evangeliums ein Ende nehme.

Und nun kam die Komödie der Versöhnung und Unterwerfung an die Reihe. Wir folgen auch hier dem Bericht, den die Boten Revals ihrer Vaterstadt abstatteten und der in drastischer Weise also geschildert ist:

„Darauf kamen der Erzbischof, die Bischöfe von Kurland und Reval mit allen ihren Ständen und ebenso die Geschickten des Stifts Oesel auf's Schloß. Sie wurden von unserm gnädigen Herrn, dem Meister, in der Vorkammer empfangen, wonach man in den großen



Remter ging. Daselbst ließ der Erzbischof unsern gnädigen Herrn Meister obenan sitzen und nahm selbst auf der linken Seite nicht weit von Sr. Fürstl. Gnaden Platz, nächst ihm die andern Bischöfe und Prälaten. Danach sagte der Herr Schaffner ab, alle Ungeschworenen traten ab und der Remter wurde zugeschlossen. Fortan wurde die Urkunde des Kontraktes verlesen, der Erzbischof verkündigte darauf selbst die Ursachen und Beweggründe, aus welchen der gegenwärtige Kontrakt hervorgegangen sei und darnächst beschworen den Kontrakt der Erzbischof, die Bischöfe, Pröpste und Dekane, indem sie ihre Brust berührten, die Vertreter der Ritterschaft des Stifts Riga mit emporgehobenen Fingern zu Gott und seinem heiligen Evangelium genau nach Vorschrift des Kontrakts. Zuletzt begehrte der Erzbischof am andern Tage auf der Gildstuben öffentlich vor jedermann und zu niemandes Nachteil seine Entschuldigung machen zu dürfen. Es wurde ihm bewilligt. — — —

Sonntag, den 17. Juni, ging um 9 Uhr morgens der Meister vom Schloß zur Gildstube. Unterwegs kam der Erzbischof mit den beiden Bischöfen zu ihm und es hielt sich dabei der Erzbischof auf der linken Seite unseres Herrn. Auf der Gildstube nahmen der Erzbischof, die Prälaten, deren Rechtspflichtige, sowie die Vertreter der Ritterschaft des Stifts Riga die Seite ein, wo früher der Herr Meister und die Gebietiger zu sitzen pflegten; den Herrn Meister, den Herrn Landmarschall und die Herren Gebietiger ließ man auf der vormaligen Prälatenseite als der obersten Stätte sitzen. Darnach schickte der Hofmeister Boten zu den Geschickten der Städte, die vorher der Entschuldigung des Erzbischofs fern zu bleiben beabsichtigten. Und nun hat der Erzbischof seine Entschuldigung in einer künstlichen, gezierten und verblümten Ovation und Rede vorgebracht. Um dieselbe zu wiederholen bedarf es eines sehr kräftigen Gedächtnisses und einer „wohlberotten“ meisterlichen Sinnlichkeit. Es wurde hierauf noch der Wegnahme des Schlosses Dorpat gedacht. Der Bürgermeister von Dorpat protestierte dagegen als nicht dahin gehörig, trotzdem wurde noch viel darüber gesprochen, wobei der Erzbischof erklärte, daß er mit der ehrsamen Stadt Dorpat nichts als Liebe und Freundschaft vorhabe, von der Ehre und Treue der Ritterschaft aber und insbesondere von der Treue derjenigen, die als Regenten des Dorpater Stifts das Schloß besetzt hielten, erwarte er die Rückgabe desselben. Nach

vielen weiteren Reden setzte zuletzt unser gnädiger Herr, der Meister, fest, daß die Entscheidung dieser Sache durch rechtliche oder freundliche Erkenntnis bis zum nächsten Michaelistage aufgeschoben sein sollte."

Nachdem man sich hiernach am Mahl gestärkt, fuhr und ritt man auseinander.

Der Rezeß, den man unterzeichnete, war, wenn er in Kraft und Geltung blieb, ein Triumph des Ordens. Versprachen doch der Erzbischof und seine Suffragane von Oesel, Reval und Kurland samt ihren Kapiteln und den Ritterschaften durch den Lehnseid dem Orden treu und gehorsam zu sein, Heeresfolge zu leisten und mit Rat und Hilfe ihm beizustehen, während Plettenberg seinerseits den Ständen Schirm und Schutz zusicherte. Gegen seine Stadt Riga verpflichtete er Blankenfeld nichts Feindseliges vorzunehmen, alle innere Fehde sollte durch Schiedsspruch ausgeglichen werden. Mit feierlichem Eidschwur versprach der Erzbischof endlich sich bei Kaiser und Papst für die Bestätigung der Unterwerfung zu verwenden.

Nicht Geringes war erreicht: der Orden war der Herr des Landes, der ehrgeizige Blankenfeld gedemütigt, das mächtige Riga in enger Verbindung mit dem Meister. Aber der Erfolg war kein dauernder und konnte es auch nicht sein, denn er beruhte einzig auf dem persönlichen Ansehen des alten Meisters und knüpfte an Institutionen an, die überlebt waren. Man konnte von Glück sagen, wenn die Herrschaft unangefochten dauerte, solange Plettenberg lebte, nur eine Dynastie, ein weltliches Fürstentum konnte Gewähr auch für die Zukunft geben!

Nur zu bald schwand das Wunder und die nackte Wirklichkeit blieb. Schnell vergaß Blankenfeld Eidschwur und Lehnstreue und eilte aus dem Lande, in dem die Ketzerei ihm den Atem benahm. Wohl reiste er zu Kaiser und Papst, doch nur die Lösung des Wolmarer Eides lag ihm am Herzen. In Rom, Venedig und Salzburg stoßen wir auf seine Spuren, ruhelos treibt es ihn immer weiter und weiter, bis er endlich am 9. September 1527 fern von Livland in Spanien auf der Reise zu Kaiser Karl V., bevor er ihn erreicht, nicht weit von Palenzia gestorben ist. Sein Gedenken freilich galt noch in letzter Stunde Riga und der Befestigung der erzbischöflichen Gewalt in der aufsässigen Stadt. Allein ein deutscher Fürst schien ihm dazu im



Stande und sterbend noch bezeichnete er den Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, Domprobst zu Köln und Merseburg, als den erwünschten Nachfolger. —

Drei Monate nach des gefürchteten Erzbischofs Tode, der jedoch in Livland noch nicht bekannt geworden war, hielten Sendboten der drei Städte Riga, Reval und Dorpat in Pernau einen Städtetag ab[1], dessen Rezeß Licht auf so Manches wirft, was damals die Gemüter bewegte, vor allem die Einigkeit unserer Kommunen in Sachen der Reformation in erfreulicher Weise feststellt. Sie war aber auch notwendig, wollte anders nicht die Ausbreitung des Luthertums ins Stocken geraten. Namentlich in Dorpat standen die Dinge sehr ernst, da die beiden andern Stände, das Kapitel und die Ritterschaft, seit dem letzten Wolmarer Tage sich als Herren der Situation fühlten, der Rat dagegen sich nicht nur durch ihr Gebahren, sondern auch durch die Parteinahme des Meisters bedrückt und gekränkt wähnte. Offen hoben die Katholischen wieder ihr Haupt, offen wurde in der Domkirche durch „gottloses Predigen und Gebrauch der papistischen Zeremonien" dem Eifer der Lutherischen schweres Ärgernis bereitet und schwache Gemüter zum Abfall verleitet. Die Dorpater klagen laut, es würde „die Frucht des göttlichen Wortes, das so viele Jahre bisher durch die gottseligen und evangelischen Prediger daselbst verkündet sei, merklich gehindert und unterdrückt, also daß es die evangelischen Prediger verdrossen, das allerheiligste Wort Gottes also vergeblich hinfürder in den Wind zu predigen und deshalb sich vorgenommen hätten, da aufzubrechen und sich des Amtes allda ganz zu begeben." Der Rat wußte dieser Propaganda gegenüber kein anderes Mittel als die Ausweisung der Domherrn, die lebhaft diskutiert wurde, ohne daß es zu einem festen Entschluß gekommen wäre. Die Entscheidung war um so schwieriger zu treffen, als das Kapitel und die Ritterschaft beschlossen hatten, eine Gesandtschaft dem Erzbischof ins Ausland nachzuschicken, um eine endgiltige Beilegung der Differenzen zu erzielen, und auch die Stadt befragt hatten, ob sie sich der Legation anschließen wolle.

Ohne Mitwissen Revals und Rigas traute sich der Rat nicht diese Fragen zu lösen und beauftragte daher seine Vertreter, denen er

---

[1]) cf. Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands. I. 4. pag. 363. Die altlivländischen Städtetage. —



zwei städtische Prediger beigesellt hatte, auf dem Pernauer Städtetage Bescheid und Beistand zu bitten. Die Antwort der beiden befreundeten Städte lautete besonnen und fest, riet aber von jedem unnützen Konflikt ab: gelänge es der Stadt die Gesandtschaft zu verhindern, so wäre dies zweifellos das Beste, beständen die andern Stände auf ihr, so möchten die Dorpater sich ihr anschließen, falls man sich über gemeinsames Vorgehen und feste Punkte einigen könnte.

In Sachen des katholischen Wesens in Dorpat erklärten die andern Ratsherrn und Abgesandten, unter denen sich auch Lohmüller befand, sie müßten, da die Wichtigkeit derselben „einen höheren Verstand der Schrift und weitern Rat erforderte, als sie jetzunter aufbringen könnten", die Angelegenheit daheim mit den andern Ratsherrn, insonderheit auch mit den Predigern beraten und dann schriftlichen Bescheid erteilen, „mittlerweile möchten die beiden Prediger mit den erwähnten Artikeln stillhalten und keine Änderung noch Aufruhr in der Stadt anrichten."

Die Dorpater willigten in diese Forderung, baten aber zugleich die Rigischen, in diesen notdringlichen Zeitläuften ihnen den Pastor Johann Briesmann, der seit kurzem nach Riga gekommen war, auf einen Monat in ihre Stadt zu schicken, „daß der allmächtige, ewige gütige Gott durch die Geschicklichkeit und Namhaftigkeit seiner Person und seine hohe Erfahrenheit der hl. Schrift etwas Nützeres binnen ihrer Stadt wirken und üben würde."

Der Bürgermeister von Reval nahm die Gelegenheit wahr, darauf hinzuweisen, daß Johann Lange dringend geraten habe, daß die Prediger aus den drei Städten so bald wie möglich zusammenkämen, um „Unterredung von ihrer Lehre zu halten und eine gemeine Ordnung einförmiglich in dem ganzen Lande unter den christlichen Gemeinden mit dem Kirchendienste und Gebrauch der Sakramente aufzurichten." In der darüber sich entspinnenden Diskussion einigten sich die Versammelten dahin, Dr. Briesmann und die andern rigischen Seelsorger zu ersuchen, sie möchten einen Entwurf ausarbeiten, der zur Grundlage einer gemeinsamen Kirchenverfassung dienen könnte.

Auch der Förderung der Schulen wurde gedacht und von Seiten des Bürgermeisters von Riga lebhaft betont, „daß man in einer jeden Stadt, als Righe, Darpt und Revel, eine wesentliche, redliche Schule, so viel wie möglich Hebräisch, Griechisch und Lateinisch zu lernen,



aufrichte, dieselbige mit gelehrten Schulmeistern, die man dazu sonderlich heischen und verschreiben müßte, versorgen thäte und die Kinder und Jugend in ehrlichen, tüchtigen Künsten, für das gemeine Beste und der Seelen Seligkeit dienend, darin unterweisen und lehren müßte." Mit Wärme wurde von den übrigen Abgesandten diesen Ausführungen beigepflichtet, hierauf noch manch' andere gemeinsame Angelegenheit erledigt und dann der Städtetag geschlossen. —

17. Kapitel.

Plettenbergs Ausgang und Markgraf Wilhelms Anfänge. Der Fortgang der Reformation.

„Doch ach, was hilft dem Menschengeist Verstand,
Dem Herzen Güte, Willigkeit der Hand,
Wenns fieberhaft durchaus im Staate wütet
Und Übel sich in Übeln überbrütet."

Faust II.

Der Wunsch, mit dem Johann Blankenfeld seine Augen geschlossen hatte, ist nicht in Erfüllung gegangen. Es war des Meisters Verdienst, daß er die gefährliche Einmischung deutscher Fürstenhäuser diesmal noch abzuwenden wußte und das Domkapitel vermochte im Februar 1528 einen Sohn des Landes, Thomas Schöning, Dompropst in Riga, auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben. Von ihm versah er sich keines Gegensatzes. Doch das Wort des Staufen, Friedrichs II., daß kein Papst Ghibelline sein könne, das sich schon bei Silvester Stodewescher auch in Livland als wahr erwiesen, sollte sich von neuem unheilvoll bewähren.

Kaum war die Wahl gewesen, so zog Schöning desselben Weges, wie sein Vorgänger. Auch ihn trieb es ins Reich und nichts Geringeres schwebte ihm vor, als den Wolmarer Unterwerfungsvertrag für null und nichtig erklären zu lassen. Sollte sich das Ziel vorläufig nicht erreichen lassen, so hatte ihm das Kapitel wenigstens die Wahl eines Koadjutors aus fürstlichem Stande ans Herz gelegt, damit dieser durch Verwandtschaft und Verbindung den Orden aus der Gewalt dränge.

Mit diesen Hoffnungen, die sich von denen Blankenfelds kaum unterschieden, segelte er nach Lübeck. Hier begann er mit dem Markgrafen Wilhelm von Brandenburg, dem jüngsten Bruder Herzog Albrechts, schleunige Verhandlungen wegen seiner Wahl als Koadjutor



Wer wollte behaupten, daß dieser Hohenzoller wirklich der Mann war, um mit Feuereifer und Fanatismus für die katholische Kirche in Livland einzutreten, daß in ihm eine Ader Blankenfelds schlug. Wenig genug hatte er vielmehr für sich anzuführen, weder geistige noch materielle Güter von Belang nannte er sein eigen, nur der Ehrgeiz bewegte sein Herz, aber seine Fähigkeiten entsprachen demselben wenig. Was galten den meisten der deutschen Fürsten der Reformationszeit überhaupt Ideale und das göttliche Wort — nur kleinlicher Länderschacher, unbändige Zügellosigkeit und Habgier leiteten ihr Thun. Einer der kleinlichsten der Kleinen, der habgierigsten der Habgierigen, einer der krassesten Egoisten in der ganzen Sippe war Markgraf Wilhelm[1]).

Es nimmt eigentlich Wunder, daß der junge Fürst nicht wenigstens dem Protestantismus innerlich näher stand, als es schien, da in seinem Geschlecht so mancher sich dem Evangelium angeschlossen. War er doch der Bruder jenes Markgrafen Georg von Ansbach, der zu den warmen Freunden Luthers gehörte, 1524 in seinen Erblanden die Reformation durchsetzte, der Säkularisation Preußens nicht fremd stand und 1529 die Protestation von Speier mit unterzeichnete. Bekannt ist auch, wie der Markgraf auf dem großen Reichstag zu Augsburg 1530 dem Kaiser in leidenschaftlicher Aufwallung zurief, er wolle, ehe er von Gottes Wort abstehe, lieber niederknieen und sich den Kopf abhauen lassen. Auch die andern ansbachischen Fürsten standen der evangelischen Lehre innerlich meist nicht fremd, aber sie waren kühle Charaktere, ländergierig und bei den ewigen Finanzkalamitäten daheim darauf angewiesen auswärts neuen territorialen Besitz zu erwerben und dieser bot sich in den Bistümern und Pfründen der katholischen Kirche. Da mußte denn das evangelische Empfinden natürlich zurücktreten! So wird Johann Albrecht Erzbischof von Magdeburg und Mainz, Friedrich Dompropst zu Würzburg, Gumbert Domherr in Rom, Albrecht 1512 Hochmeister des deutschen Ordens.

Der jüngste Hohenzoller, Wilhelm, war am 19. Juli 1498 zu Ansbach geboren, hatte eine sorgfältige Erziehung und Bildung genossen und hierauf die Universität Ingolstadt bezogen, die damals auf der Höhe ihres Ruhmes stand. Wirkten hier doch der Begründer der bayrischen Geschichtsschreibung Aventinus, der sich sehr skeptisch

---

[1]) cf. über Markgraf Wilhelms Jugend: J. Girgensohn M. z. l. G. XIV. 3. Heft.



zu Wallfahrten, Ohrenbeichte und andern katholischen Fundamentalsätzen verhielt, und Johann Mayr genannt Eck, der damals noch mit Eifer rein humanistische Studien trieb, ehe ihn sein berühmter Streit mit Luther ins andere Lager stieß.

Auf dieser Hochschule, deren Rektor er, der Sitte jener Zeit folgend, 1516 war, blieb Wilhelm bis 1519, gewiß nicht, ohne von den antiklerikalen Strömungen berührt zu werden, die dort im Schwange waren. Noch im selben Jahre reiste er dann nach Königsberg zum Hochmeister, dem Bruder, mit dem er am vertrautesten gestanden zu haben scheint. Hier war es wohl auch, wo er zuerst den livländischen Dingen näher zu treten Gelegenheit hatte, hier mögen schon die ersten ehrgeizigen Gedanken, sich an der Düna ein Fürstentum zu erwerben, in ihm aufgestiegen sein. Dann ging es wieder in die engen Verhältnisse des fränkischen Stammlandes zurück: in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts finden wir ihn am Hofe seines Bruders Georg zu Ansbach, der, obgleich streng protestantisch, doch keinen Anstoß daran nahm, daß Wilhelm sich um den Erzstuhl von Riga bemühte, vielmehr ihm eifrig dazu die Wege zu ebnen bemüht war. Ja, die evangelische Gesinnung, die, soweit Wilhelms kühle Natur es überhaupt zuließ sich für etwas anderes als das liebe Ich zu erwärmen, ihm doch in gewissem Grade eigen war, dünkte Georg ein Grund mehr für die Bewerbung, der gleich Albrecht den zuerst ins Auge gefaßten Bruder Friedrich deshalb ungeeignet fand, weil er „dem evangelio gantz und gar zu entkegen" sei. Es berührt uns Nachlebende peinlich, daß, die also dachten, nicht gerade die Schlechtesten ihres Volkes waren. Wie sollte Wilhelm idealere Gesichtspunkte gelten lassen. Er kannte sie wohl garnicht!

Was war es denn, was in Thomas Schöning den Plan wachrief, diesen Mann zur Säule der rigaschen Kirche zu machen? Nun, Markgraf Wilhelm hatte mächtige Freunde und Gönner: der König von Polen war sein Oheim, Albrecht von Preußen sein Bruder, der Evangelische Bund im Reich gab sich die Miene an seine aufrichtige Hinneigung zum Luthertum zu glauben und den Ritterschaften schien es verlockend einen Fürsten, der glänzende, prunkvolle Hofhaltung zu entwickeln versprach, im Lande zu haben.

Plettenberg blieben diese Verhandlungen Schönings natürlich nicht verborgen, aber er hielt sich vorsichtig zurück. Wohl aber gestattete

er, daß der vielgewandte Lohmüller sich im Auftrage Rigas nach Lübeck begab, um namens der Stadt mit dem Erzbischof zu verhandeln. Daß Lohmüller längst alle seine Hoffnungen auf Preußen gesetzt und seine alten Verbindungen, die ihn einst mit Blankenfeld vereint hatten, auch mit Schöning angeknüpft hatte, wußten weder er, noch die Stadt Riga, die sonst wahrlich einen andern Agenten erwählt hätte. Welches Erstaunen, als man hier plötzlich erfuhr, Lohmüller habe weit über seine Vollmachten hinaus, mit Thomas Schöning einen Vertrag auf sechs Jahre abgeschlossen, laut dem Riga, bis darüber an höherer Stelle entschieden sei, zwar bei der neuen Lehre erhalten werden, dem Erzbischof aber sein in städtischen Besitz übergegangenes Eigentum wieder zufallen sollte. Thore und Mauern sollten in Hut und Schutz der Stadt bleiben und jeder Streit zwischen ihr und dem Erzbischof durch sie selbst, ohne Mittelperson, geschlichtet werden. Das klang auf den ersten Blick recht harmlos, aber im Grunde war es eine eigenmächtige, verräterische Lossagung vom Wolmarer Rezeß, ein perfider Versuch die Macht des alten Meisters — denn er war ja die Mittelperson — zu brechen, um dem preußischen Einfluß die Wege zu ebnen.

Lohmüller, der mit Herzog Albrecht längst in geheimen Beziehungen stand und in die Pläne betreffs der Koadjutorschaft Wilhelms eingeweiht war, gab durch sein Verhalten den besten Beweis, daß er sich seiner Haut ob seines Handelns nicht sicher fühlte und ein schlechtes Gewissen hatte. Statt nämlich nach Riga zurückzukehren, reiste er nach Württemberg, wo sich Luther und Melanchthon befanden, um von ihnen deckende Briefe zu erlangen. Seinen Zweck erreichte er hier, was freilich weniger für seine Unschuld, als für die Naivität spricht, mit der jene Väter der Kirche die livländischen Verhältnisse ansahen.

Was sollte es denn heißen, wenn Hieronymus Schurf, einer von Luthers Freunden, meinte, die Stadt dürfe nicht gegen den vom Kaiser und Reich belehnten Erzbischof Ungehorsam zeigen? War denn der Orden nicht auch belehnt? Aber Schurf deduzierte: Dem Erzbischof müßten sie sein Gut zurückgeben, „denn nimmermehr sei's Gottes Wille einem zu nehmen, was sein ist". Und Luther schrieb: Lohmüller habe ihn um ein Zeugnis gebeten, was er von dem von jenem mit „allerlei gehabter Mühe und Fleiß" zustande gebrachten Anstand halte. „Also halten wir, daß solcher Anstand sechs Jahre lang fast

(sehr) gut sei und uns gleich wundert, daß ers so weit hat mugen brengen, sollt wol, wenn er uns zuvor hätt' um Rath ersucht, viel enger und schwächer wurden sein. Derhalben ist mein freundlich Bitt, wollet Euch sampt der Gemeinen solche Handlung gefallen und drob sein, daß solicher Anstand gehalten werde zu eurem Glimpf, und Gott, ders so fein hat angefangen, wirds vollends fein hinausführen, so wir mit Fleiß bitten. Es wird viel Wassers diese sechs Jahr vorlaufen, kumpt Tag, so kumpt auch Rath, und ist nicht leichtlich dem Bischof, etzeres forzunehmen, weil bede, Kaiser und Reich, zu schaffen genug haben".

In Riga beurteilte man den Vorfall anders und gewiß richtiger und ließ Lohmüller über die wahre Stimmung keinen Augenblick im Zweifel. Keine solche Teufel hätte er hier vermutet, wären doch Vater und Mutter von ihm gewichen, schrieb er ingrimmig an Herzog Albrecht. Noch einmal schlüpfte er durch: wohl klagte die Stadt beim Meister über Landesverrat, aber er wurde, sei's daß er vornehme Fürsprecher, wie Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen hatte, sei es, daß das Material doch nicht gravierend genug schien, freigesprochen.[1])

Auch Erzbischof Thomas war nicht müssig gewesen: mit Herzog Albrecht hatte er konspiriert, mit dessen Bruder Wilhelm erfolgreich unterhandelt: bereits am 7. September 1529 bezeichnete er Ronneburg, Smilten, Lemsal, Salis und Serben als die Schlösser, die er seinem neuen Koadjutor einräumen wolle; zu gleicher Zeit stand er in lebhafter Korrespondenz mit dem Polenkönig und — dem Evangelischen Bund im Reich und forderte Albrecht von Preußen auf, mit bewaffneter Hand seinen Bruder ins Land zu bringen und Rigas Trotz zu beugen.

Allein im Wirrwar der sich befehdenden Gewalten stand Plettenberg. Beneidenswert war seine Lage wahrlich nicht, konnte er doch mit Sicherheit im ganzen Lande nur auf Riga zählen, während die zu Wolmar noch zuverlässige harrisch-wierische Ritterschaft bereits schwankte. Zu lebendig war im Herzen derselben die angeborene Abneigung gegen das verhaßte städtische Gemeinwesen, um eine dauernde

---

[1]) Die wesentlich günstigere Beurteilung Lohmüllers, die Mettig in Heft 5 der Geschichte der Stadt Riga zu begründen sucht, hat mich nicht zu überzeugen vermocht. Daß ihm das Luthertum in gewissem Sinn Herzenssache war, ist nicht zu leugnen, aber Eigenliebe und politische Intriguen hielten dem reichlich die Wage. Derartige Erscheinungen sind zu jener Zeit nicht selten, Markgraf Wilhelm war eine ähnliche Natur.

Annäherung möglich erscheinen zu lassen, zu groß der Eigennutz, als daß sie Plettenberg nicht gegrollt hätte, weil er ihr nicht weitere Erhöhungen ihrer Lehnsprivilegien zugestanden hatte. Sie meinte wohl, wie einst von Silvester, könne sie jetzt wohl von einem fürstlichen Koadjutor neue Gerechtsame erlangen.

Auf einem neuen Landtag, Fastnacht 1530, appellierte Plettenberg mit eindringlichen Worten an die Edelleute, aber trotzig gaben sie zur Antwort, sie seien Edelleute des hl. römischen Reichs und wollten sich daher lieber an einen deutschen Fürsten als an Bürger schließen.

Von Gemeingeist war keine Spur und wirkungslos verhallte vor ihren Ohren, als der Meister ihnen in seine Hände gefallene Briefe vorwies, die über Thomas Schönings Beziehungen zu Polen und Preußen nicht den geringsten Zweifel mehr übrig ließen. Der Erzbischof hielt es freilich für ratsam nach Kokenhusen zu entweichen, aber auch die beiden andern Prälaten sagten dem Meister die Wolmarer Unterwerfung auf.

Resultatlos geht der Landtag auseinander und als am 30. Juni ein neuer Tag zusammentritt, haben die Ritterschaften das Heft in Händen; verlassen und isoliert muß Plettenberg den Schiedsspruch der Bischöfe von Oesel und Dorpat acceptieren:

„Herr Johansen, Bischof zu Dörpt, und Herr Georgen von Tysenhusen, Bischof zu Oesel und Revel, haben das Verbündnis, so Anno 1526 aufgerichtet, getödet und entzwey geschnitten und die Siegel abgeschnitten".

Thomas Schöning erhielt die geteilte Oberhoheit über Riga wieder: die alte Stadt, die Lohmüller mit seinen Praktiken zum Dahlener Anstand zu drängen gewußt hatte, der zwar nicht, wie das verfehlte Abkommen zu Lübeck 6 Jahre, aber immerhin 2 Jahre Giltigkeit haben sollte, gab, wir sehen nicht klar weshalb, den bisher so trotzig geführten Widerstand vorläufig auf. That sie es nicht etwa, weil sie das Vertrauen zur Energie und dem Willen des Meisters allmählich verloren hatte? Wäre ein weiterer Beleg von nöten, daß im Rahmen der bestehenden Formen eine Erneuerung des politischen Lebens unserer Heimat unmöglich war, der Landtag von 1530 hätte auch Blinden die Augen öffnen müssen. Er war das Todesurteil über morsch gewordene, zum Untergang reife Zustände.

Zwei Monate später stand auch der Koadjutor, der die förmliche Wahl des Domkapitels zu seinen Gunsten anführen konnte, im Lande.

Reisige Mannen und Knechte umgeben ihn, als er am 11. Oktober vor Ronneburg anlangt und von dem nunmehr ob der großen Eile etwas betroffenen Erzbischof die Auslieferung der ihm zugesicherten Schlösser verlangt.

Am 13. Oktober huldigen sie ihm, er aber schreibt mit jener cynischen Offenheit, die sich nicht einmal bemüht den Schein zu wahren, an Albrecht, es sei schade, daß er nicht früher gekommen sei, sonst hätte er noch ein Schloß mehr und auch in andern Stiftern Macht erwerben können. Charakteristisch für diesen Mann! Nicht das Wohl des Landes, bei Leibe nicht, liegt ihm am Herzen, nur Land und Schlösser und abermals Land und Besitz! lautet seine Losung.

Bald sollte Livland erfahren, was es an diesem Brandenburger habe. Das Stift Oesel, wo Reinhold von Buxhöwden, der seit 1531 Bischof war, mit dem unbotmäßigen Adel seines Bistums in ärgerlichen Händeln, ja förmlicher Fehde lag, schien ihm eine prächtige Gelegenheit weitern irdischen Besitz einzuheimsen. Das Glück, das Wilhelm nach Livland geführt, schien ihm auch bei der neuesten Machenschaft treu zu bleiben: einige der einflußreichsten stiftischen Herren, Jürgen Ungern und Otto Üxküll zu Fickel, boten ihm die Hand und bald loderte ein verheerender Kleinkrieg in der Wieck und auf der Insel empor, jedermanns Hand war wider jedermann und in dem allgemeinen Wirrwar behaupteten heute diese, morgen jene die Oberhand. Aber so frivol war Wilhelms Gebahren, so schamlos offen lag seine Habsucht zu Tage, daß selbst in dem damals für derartiges recht abgestumpften Livland sich allmählich die Überzeugung Bahn brach, er treibe es doch gar zu arg.

Mit Geschick wußte der livländische Steuermann, der Meister, der dem allgemeinen Andringen folgend 1532 Wilhelm als Koadjutor im Erzstift anerkannt hatte, den allgemeinen Unwillen zu benutzen — im Oktober 1534 sagen sich die meisten Vasallen von Wilhelm los und huldigen von neuem Reinhold von Buxhöwden. Von allen gemieden und verlassen flieht Wilhelm aus Hapsal und entläßt die Stiftischen des Eides.

Seine Niederlage war eklatant. Nur Otto Uexküll und seine Sippe führten den Kampf gegen Buxhöwden trotzig fort und kümmerten sich gar wenig um die Zitation vor das Reichskammergericht, die Kaiser Karl V. ihm und sechs Mitverschworenen im November 1534 hatte zu-



stellen lassen. Da entschloß sich der streitbare Bischof selbst gegen das feste Haus Fickel zu ziehen: es wurde umstellt und Otto Uexküll mürbe gemacht. Im Juli 1539 kam es durch Vermittlung zu einem Vergleich, der den Aufrührern hohe Geldbußen auferlegte, nach deren Bezahlung, nach zwei Jahren etwa, sie auf freien Fuß gesetzt wurden. Seitdem scheint Otto Uexküll mit seinem Landesherrn in bester Eintracht gelebt zu haben[1]).

Unerquicklich und trübe ist das Bild, das die letzten zehn Jahre von Plettenbergs Regierung darbieten: Stagnation und Verfall aller Orten, Mangel jeglichen idealen Schwunges und Hervortreten krasser Selbstsucht der Stände charakterisieren diese Periode livländischen Lebens.

Wie hätte da die Reformation selbst andere Wege gehen sollen? Auch hier überwuchert nüchterne Erwägung und die Vermengung mit höchst weltlichen Dingen jede tiefere und ernstere Empfindung. Nicht einmal in den Städten, vom Adel zu geschweigen, erhielt sich die Reinheit der ersten Jahre[2]).

Am liebsten weilt unser Blick noch auf Riga, das 1530 auch die Confessio Augustana unterzeichnet hatte und in dem Ausbau des geistlichen Regiments gesunde Entwicklung zeigte. Auch wurde im Dezember 1532 in Umgestaltung der Kirchenverfassung ein Superintendent aus den Gliedern des Rats „über das gemeine geistliche Amt“ zur Schlichtung der Streitigkeiten unter den Prädikanten u. s. w. eingesetzt. Es hatte sich eben bald herausgestellt, daß der Rat in seiner Gesamtheit das auf ihn bei der Reformation übergegangene Kirchenregiment nicht handhaben könne, die Wichtigkeit der Sache vielmehr die Konzentration der Geschäfte in einer Hand erforderte. —

Neben Knopken und Tegetmeyer, die, nach einem Streit über den Vorrang, paritätisch nebeneinander wirkten, war in ausgezeichneter Weise der 1527 aus Königsberg berufene Dr. Briesmann thätig, der, mit Luther innig befreundet, durch die 1530 unter Knopkens und Tegetmeyers Mithilfe verfaßte Agende, die „kurze Ordnung des Kirchendienstes“, der Einführung der deutschen Sprache im Gottesdienst den Weg bahnte. Auch für das Kirchenlied hat er nicht geringes gethan: ein Gesangbuch, zu dem Knopken und Burchard Waldis Lieder spen-

[1]) cf. Johann Lossius. Bilder aus dem Livländischen Adelsleben I. pag. 12 ff.

[2]) cf. Die kurzen Angaben bei Ripke l. c. und Mettig l. c. 198 ff. und 225 ff.



beten, erschien zusammen mit der Agende. 24 Lutherlieder, darunter das evangelische Trutzlied „Ein feste Burg ist unser Gott" sind hier zum ersten Mal abgedruckt, wenigstens sind ältere Publikationen derselben als die im rigischen Gesangbuch nicht bekannt. Die Agende und das Gesangbuch fanden bald auch außerhalb Livlands warme Aufnahme: in ganz Nordostdeutschland, so in Hamburg und Lübeck, bürgerte es sich ein und „bildete für Jahrhunderte den Kern der später entstehenden Sammlungen evangelischer Kirchenlieder." Aber trotz der Liebe und Achtung, die Briesmann genoß, hat er in Livland nicht Wurzel fassen können, die politischen Wirrnisse machten ihm eine gedeihliche Arbeit unmöglich und offen bekannte er Herzog Albrecht: „Wisset, mein freundlicher, lieber Gevatter, daß bei uns die Sachen seltsam und wunderlich verlaufen und schier alle Monde ein neues Ansehen gewinnen". Bereits 1531 ging er in seine Heimat zurück. Elf Jahre später, 1542, treffen wir zuerst einen geistlichen Superintendenten und zwar den schon früher zum Domschulrektor berufenen Mag. Jakobus Battus, einen tüchtigen, wackren Mann, der auch der Schule ernste Aufmerksamkeit zuzuwenden nicht verabsäumt hat. Er war es wohl auch, der, von Wittenberg kommend, den Magister Wenzeslaus Lemchen nach Riga brachte, der hier erst als Lehrer thätig war, später aber ein von seiner Gemeinde sehr geliebter Prediger am Dom wurde. Seine Predigten, so über den Propheten Daniel, rührten einen so trefflichen Mann, wie den späteren Bürgermeister Jürgen Padel aufs tiefste und brachten ihm vom Rate — 10 Stof rheinischen Wein ein! Erst 1571 ist er gestorben. — Auch Joachim Müller, Diakon zu St. Peter, wird mit Ehren genannt[1]).

Mit dem großen Reformator pflog man in Riga auch in spätern Jahren Beziehungen. Bedeutungsvoll vor Allem wurde Luthers väterlicher Rat in der Frage, in wie weit Formen des katholischen Kirchenwesens aufrechterhalten oder aufgegeben werden sollten. In einem Schreiben an die Christen in Livland hat der Reformator Gelegenheit genommen seinen versöhnlichen Standpunkt, dem derartige Dinge Adiaphora i. e. Nebensächliches waren, zu präzisieren und zu betonen, daß „die äußerliche Ordnung in Gottesdiensten oder Messen, Singen, Lesen, Taufen nicht thun zur Seligkeit," aber fuhr er fort, es sei un-

[1]) C. Mettig. Luther als Pädagog. Riga. 1883.

christlich, „daß man darüber uneinig ist und das arme Volk damit irre macht und nicht vielmehr achtet die Besserung der Leute, denn unser eigen Sinn und Gutdünken.“ Ein jeder solle daher seinen eignen Sinn fahren lassen und wirken, daß auf dem Wege gütlicher Vereinbarung es dazu komme „daß es bey euch in euren Stück gleich und einerlei sei und nicht so zerrüttet, andaß hie, andaß da, gehalten werde und damit das Volk verwirrt und unlustig macht.“ Noch ist ferner ein Brief erhalten, den Luther im Oktober 1537 in einem strittigen Ehefall auf Bitte des Rats an die „Ehrbaren fürsichtigen, Herrn Bürgermeister und Rath der Stadt Riga yn Lyffland, meinen günstigen Herren und guten Freunden“ geschrieben hat. Auch 1540 fand er Gelegenheit, nach Riga zu schreiben, wo sein Wort so viele treue Bekenner gefunden hatte.

Ein Jahr vorher, am 18. Februar 1539, dem Sterbetage Martin Luthers, ist Knoplen heimgegangen. Die Liebe und Verehrung des Landes folgte ihm in die Gruft. Nicht nur die Rigenser, auch die Bürgermeister und Vertreter von Reval, Dorpat und Wenden geleiteten seine sterbliche Hülle, als sie am 20. Februar vor dem Altar der Petrikirche beigesetzt wurde[1]). Verblaßt ist leider das Bild, das uns von dem Reformator Rigas überkommen ist, namentlich aus den spätern Jahren seines Wirkens sind nur spärliche Züge individuellen Lebens auf uns gekommen; um so dankbarer sind wir daher für jede Einzelheit, welche die Gestalt des guten und treuen Mannes schärfer vor uns erscheinen läßt. Deshalb mag der Bekehrungsversuch, den er an dem uns sattsam bekannten Antonius Bomhower zu machen hatte, hier seine Stelle finden, umsomehr, als dabei manches Schlaglicht auf die Verhältnisse der Stadt fällt[2]).

Das Schicksal Antonius Bomhowers, der seit seiner Rückkehr aus Rom in Gefangenschaft der Stadt Riga geraten war, verfehlte nicht in Reval, seiner Vaterstadt, großes Aufsehen hervorzurufen. Schon im Februar 1525 hatten sich seine Brüder, von denen sich Bartel als Ältermann Großer Gilde in der Stadt großen Ansehens erfreute, im Rat dafür verwendet, daß man zu des Gefangenen Gunsten interveniere. Man möge den Rat der Stadt Riga, indem man jede Bürg-

[1]) cf. R. Hausmann: Artikel „Knopken“ in der Allg. Deutschen Biographie.

[2]) Th. Schiemann. Antonius Bomhower und Andreas Knopken. In den „Histor. Darstellungen und Archiv. Studien“. pag. 42 ff.



schaft leiste, die verlangt werde, bitten, den Antonius in Freiheit zu setzen und ihm die Möglichkeit zu geben, „das verkündigte Wort fleißig zu hören, vielleicht sei er noch zu erretten und von seinen Irrtümern abzuwenden.“ Nach einigem Zögern ging man im Herbst 1525 auf die Bitten Revals ein und versuchte im Februar 1527, nachdem ihm geraume Zeit gegönnt worden war sich eines Besseren zu besinnen, in öffentlicher Disputation zum Eingeständnis seines papistischen Irrglaubens zu bringen. Bomhower willigte ein vor der Gemeinde gegen Knopken und Nikolaus Rham, den ersten lettischen Pastor Rigas, sich zu verteidigen, worauf in der Domkirche vor einer gewaltigen Menge die Disputation stattfand. Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben bildete natürlich den Mittelpunkt der Debatten, in denen Bomhower „durch die unwidersprechliche Wahrheit des göttlichen Wortes zurückgelegt und niedergeworfen wurde“. So groß war die Erregung der Menge geworden, daß nach Schluß der Disputation die beiden Pastore und sein Bürge und Wirt ihn zwischen sich nehmen und hinausführen mußten, „wo nicht, hätten ihn die Jungen mit faulen Eiern und Schlimmern beworfen“.

Unterdessen traten die Große und Kleine Gilde und die Schwarzhäupter in der Großen Gildestube zusammen und verdammten Antonius' Lehre als eine „gottlose, irrige und teuflische“, erkannten dagegen das, was Knopken gesagt, „auf Grund der Schrift für eine göttliche, heilsame und wahrhaftige“ an. „Darauf forderte man von ihm“, schreibt Knopken selbst, „er möge von der seinen lassen und unserem, sowie Gottes Wort beifallen; das aber war er auf keinerlei Weise zu thun gesonnen, sondern bestand noch härter als zuvor auf der seinigen. Damit wir ihn aber nicht übereilten und weil wir gern in Güte mit ihm reden wollten, nahmen wir ihn darauf nochmals zu uns auf die Gildestube, mit seinen vorgenannten Wirten, mit Hinrich Warmbecke und etlichen mehr, ob er nicht dem Worte Gottes und der Schrift seinen Dünkel unterwerfen wolle und Gott für klüger anerkennen wolle als seinen Verstand. Aber wir erlangten so viel Äpfel als Nüsse, und es ging uns, wie man sagt: ein alter Hund ist schwer zahm zu machen.“ Nun glaubte die Gemeinde dem Papisten gegenüber genug Geduld bewiesen zu haben, Knopken wurde beauftragt ihn in den Bann zu thun und Bomhower bedeutet, er möge die Stadt schleunigst verlassen. Nach Reval, wohin er wohl gegangen ist, folgte ihm ein

warnender Brief Andreas Knopkens, daß jedermann sich des Gebannten entschlage, mit ihm weder esse, noch trinke, wenn er nicht gleicher Pein und Strafe vor Gott unterworfen sein wolle. Kein Zweifel, so fest war die Lehre Luthers in das Bewußtsein der Gemeinde übergegangen, daß schon die bloße Anwesenheit des Mönches ihr ein unerträgliches Ärgernis schien! —

Knopkens Nachfolger als Hauptprediger zu St. Peter wurde Tegetmeyer, mit dem es schon zu Lebzeiten zur Rivalität gekommen war, bis ein vom Rat eingesetztes Schiedsgericht beide paritätisch zu einander gestellt hatte, wobei sie abwechselnd die Aufsicht über die Geistlichkeit führen und in strittigen Fällen sich an dazu designierte Ratsherren oder Superintendenten wenden sollten, die also zuerst weltlichen Standes waren. Dreizehn Jahre hat Tegetmeyer noch seines Amtes gewaltet, bis er 1552 aus dem Leben schied.

Anders und weit weniger erfreulich war der Gang der Entwicklung in Reval.[1]) Wohl finden wir auch hier treffliche Prädikanten, so Johann Osenbrüggen und Simon Wenrat, so vor allem den 1540 berufenen Mag. Heinrich Bock, der 10 Jahre Rektor der Schule in Wittenberg gewesen war, ehe er zu uns kam und in Reval sich große, bleibende Verdienste um das Kirchenwesen erwarb. Wohl blieb man auch hier in Beziehung zum Wittenberger Doktor, an den sich der Rat um Beihilfe wegen Anstellung geeigneter Prediger wandte und dem er einmal auch ein Geschenk an Marderfellen zustellen ließ, aber die Vertiefung in das Wesen der Reformation, die Läuterung fehlte unter der Bürgerschaft und als 1530 und 31 eine Seuche „als vorher nie gedacht und gehört worden ist" in der Stadt wütete, streckte sie nicht nur die besten Männer, Joh. Lange und Zacharias Hasse — Marsow war nach ärgerlichen Zwistigkeiten nach Dorpat zurückgekehrt, wo er 1555 gestorben ist — auf die Bahre, sondern sie löste auch die Ordnung und „es scheint, daß die mit einem großen Sterben so häufig verbundene sittliche Depravation auch in Reval Fuß faßte". Aus Magister Bocks Leben wissen wir, wie Streit und Zwist zwischen Predigern und Kastenherren überhand nahm, wie lässig mancher Pastor sein Amt verwaltete, wie groß endlich Luxus und Völlerei war. Schon

---

[1]) cf. Fr. Bienemann l. c. und Th. Schiemann. Die Reformation Alt-Livlands. pag. 27 ff.





nahten die Tage, die uns Nachlebenden der Chronist Balthasar Russow in dunklen Farben überliefert hat, die Tage, in denen sich unser Land selbst verloren hatte. „Nach 1531 finden wir in den Schreiben des Rates den evangelischen Gruß nicht wieder, mit dem er vor wenigen Jahren seine evangelisch-lutherische Gesinnung bezeugt hatte: „Gnade und Friede von Jesu Christo unserm Herrn"! der Friede war verloren, der Gnade schien man, als die Not vorüber war, nicht mehr zu bedürfen".

Es sei an dieser Stelle auch auf die Anfänge der Reformation in Kurland hingewiesen[1]). In diesem Lande war das städtische Bürgertum, auf dem die große geistige Bewegung bei uns vor allem basierte, so gut wie nicht vorhanden, vielmehr waren der Orden und im Bistum Kurland der geistliche Oberherr die ausschlaggebenden Faktoren. Besonders hinderlich war zudem in Kurland der Mangel an Kirchen auf dem flachen Lande. Befanden sich doch mit nur wenigen Ausnahmen solche nur bei den festen Schlössern, meist in Gestalt von Kapellen, in denen Ordenskapläne oder katholische Weltgeistliche die Messe lasen. Ein eigentlicher Mittelpunkt, wie ihn in Livland Riga und Dorpat, in Estland Reval boten, existierte im süddünischen Lande nicht.

Ohne Zweifel ist Riga es gewesen, von wo aus Luthers Predigt sich nach Kurland ausbreitete. Seit 1526 scheint der Protestantismus bereits hier und dort Anhang zu finden, vier Jahre später (1530) lassen sich die ersten fest angestellten evangelischen Prediger nachweisen. Aber von einer das ganze Land mit elementarer Gewalt durchflutenden Bewegung ist in Kurland weit weniger die Rede als in Livland, sehr allmählich nur, oft aus sehr weltlichen Motiven fällt einer nach dem andern dem Luthertum zu.

Im Einzelnen läßt sich der Vorgang nicht mehr verfolgen, nur einige Momente können wir hervorheben: so schließt am 30. Januar 1532 der Komtur von Windau, Wilhelm von Balm, genannt Fleck, wohl der erste der höheren Ordensbeamten, der offen Stellung nahm, eine Glaubenseinigung mit der Stadt Riga. Ausdrücklich giebt er die Erklärung ab, er folge dem Beispiel der evangelischen Fürsten

[1]) cf. Th. Kallmeyer. Die Begründung der evangel.-luth. Kirche in Kurland &c. M. z. l. G. VI. 1—224.



und Stände Deutschlands, die sich gegen den Abschied des Augsburger Reichstages, in welchem der Fürst der Finsternis dieser Welt, der das Licht nicht dulden könne „syner olden düvelschen arth nach“ sein Banner aufgesteckt, vereinigt hätten zum Schutz des hl. Evangeliums.

Sieben Tage später folgten dem Ordensbruder zahlreiche kurländische Edelleute, die am Dienstag nach Mariä Reinigung gleichfalls mit Riga ein Religionsbündnis zum Abschluß brachten. Es sind wohlbekannte Geschlechter, die Sacken, Buttler und Franke, die Grotthuß, Freitag und Hahn, Schöpingk, Brinken und Korff u. A., die wir hier beieinander finden, aber daß sie keineswegs den ganzen Adel repräsentierten, geht aus der beigefügten Klausel hervor, die den Zutritt zum Bunde allen denen freihielt, „die noch dem hl. göttlichen Wort zufallen möchten.“

Auch im Stift Kurland wird bereits 1526 über das Umsichgreifen der neuen Lehre geklagt. Bischof Johann Münchhausen jammert, sein Sitz Hasenpoth sei von der Ketzerei umgeben, Adel und Bürger wären von ihm abgefallen, seine weltliche und geistliche Gerichtsbarkeit sei vernichtet, in Goldingen, Windau und Frauenburg hätten alle keinen eifrigern Wunsch, als die katholische Religion auszurotten und die Ketzerei einzuführen.

Zieht man in Betracht, daß kaum ein Menschenalter nach Plettenberg unter den Ordensbrüdern sich nur noch wenige Katholiken strenger Richtung befanden, ja das Land so völlig dem Luthertum angehörte, daß die wenigen alten Nonnen, die es noch in Riga gab, genötigt waren ihre Ohrenbeichte dem einzigen noch vorhandenen katholischen Priester, einem Greise in Hasenpoth, schriftlich zu senden und von ihm Absolution und geweihte Hostien zu erbitten, so wird man in der Annahme nicht fehl gehen, daß um Mitte des 16. Jahrhunderts auch Kurland äußerlich protestantisch war. Doch leider nur äußerlich. Wir vermissen gerade in Kurland jene Glaubenswärme echter Überzeugung, die in Deutschland, aber auch in Riga die Herzen lebendig erhielt, vielmehr zeigen sich allenthalben Lauheit und weltlicher Sinn und nur zu viele waren zu finden, „die von Gottes Wort und vom Kirchgange wenig wußten.“ Die zersplitterten Kräfte geeint, die verweltlichte Bewegung verinnerlicht und vertieft zu haben, dem Lande durch Kirchenbauten in großem Stil und durch eine neue Kirchenordnung

eine Grundlage gedeihlicher Zukunft gegeben zu haben, war Gotthard Kettler, dem letzten Meister und ersten Herzog, vorbehalten.

In Oesel hatte zwar der Bischof Kiewel, wie oben erzählt worden ist, eine gewisse Kirchenreformation ins Werk gesetzt, aber von einem Eindrang der reinen Lehre ist anfangs wenig zu spüren gewesen. Die Reformation auf dem Eiland hängt vielmehr mit der dänischen Herrschaft aufs engste zusammen, die hier einzog, als das selbständige Livland in Trümmer ging. Als 1560 Herzog Magnus hierher kam, waren katholische Kirchenformen noch überall im Schwange[1]. Ausdrücklich bezeugte der Magister Heinrich von Brockhofen, der Seelsorger des Prinzen und nunmehriger Titularbischof von Oesel, es sei „hochnötig" mit der Reformation Ernst zu machen. Mit eifernden Worten schilt er auf die abscheulichen, papistischen Greuel, mit Feuer beginnt er die Bande, welche die Insel noch an die alte Kirche knüpften, zu zerreißen. Es war König Friedrich II. von Dänemark selbst, der diese evangelischen Bestrebungen mit ganzer Kraft unterstützte und die Mißbräuche ausrottete, welche, „wenn dem ferner gefolgt wird, unzweifelhaft den Zorn des Allmächtigen ferner gegen uns erregen müßten". Im Mai 1561 schrieb er an das oesel'sche Kapitel, er habe mit Herzog Magnus und dem Statthalter Dietrich von Behr verabredet, daß mit Abstellung aller Papisterei von nun an das hl. Evangelium gemäß der augsburgischen Konfession und der dänischen Kirchenordnung überall gepredigt werde. Das Kapitel antwortete ausweichend: es geschähe bereits, was der König wolle; es sei zudem bereit, alles, was der hl. Schrift und den Beschlüssen des Römischen Reiches nicht widerspreche, zu erfüllen, müsse sonst aber auf das allgemeine Konzil verweisen. Auch die ihm zugesandte Kirchenordnung kompetiere vor dasselbe. Friedrichs im März 1562 erfolgte Antwort war die kategorische Forderung der sofortigen Durchführung der Reformation. Ja er soll die Absicht gehabt haben, seinem Bruder einen eigenen Superintendenten an die Seite zu setzen — ob er es gethan, wissen wir nicht.

Seit jener Zeit erst kann man füglich von einer Reformation Oesels reden.

---

[1]) cf. B. Hollander. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte Oesels. Sitzungsbericht d. A. G. 1891. pag. 60 ff.



Es sei noch hervorgehoben, daß auch auf dem Festlande, in Livland selbst, einzelne Gebiete noch Jahrzehnte katholische Bekenner aufwiesen, daß es hier und dort, so in Fellin oder Hapsal, bis in die Zeit des Russenkrieges hinein, katholische Klöster und Kirchen gab. Noch 1575 leben z. B. Klosterfrauen zu St. Brigitten bei Reval.

Wenn wir rückblickend die Tage der Reformation noch einmal an uns vorüberziehen lassen, so erkennen wir gerade aus der Geschichte derselben die Eigentümlichkeiten baltischen Wesens. In unübertrefflicher Weise hat einer unserer Historiker[1]) das Fazit aus demselben gezogen, wenn er schreibt:

„Echt baltisch und livländisch ist — — die Geschichte unserer Reformation. In ihr wiederholen sich die Erscheinungen, die uns bis auf den heutigen Tag überall in unserer Geschichte entgegentreten: Wir fassen und erstürmen leicht, wir werden lässig, wo wir fest zu sitzen meinen, und erst, wenn es gilt das durch unsere Schuld fast Verlorene zu behaupten und wieder zu erringen, zeigt sich jene Zähigkeit, die als ein Erbstück altsächsischen Blutes uns überkommen ist. Wir sind schwer zur Einigkeit und leicht zum Hader zu bringen; es muß schon arg hergehen, wenn wir uns einmütig nur die Hände reichen, aber jederzeit sind wir bereit diese Hand wieder zurückzuziehen. Wir sind reich an tüchtiger Begabung, an rüstiger Arbeitskraft und arm an großen Männern, wir haben viel staatsmännische Tradition und nur wenige Staatsmänner gehabt. Was den Einzelnen abging, hat von jeher bei uns die Genossenschaft, die Korporation ersetzen müssen. In ihr liegt unsere Kraft und sie vor allem finden wir auch in der Geschichte unserer Reformation fördernd und abwehrend im Vordergrunde stehen". —

Einer der wenigen Staatsmänner unserer Heimat aber war Plettenberg, der greise Meister, der allein im tobenden Streit der Parteien des Landes Wohl unbeirrt so vertrat, wie er es verstand.

Noch 1531 hatte er einen hochbedeutsamen Waffenstillstand auf zwanzig Jahre mit den Russen erneuert, 1535 am 28. Februar ist er dann „im hohen Alter" und nicht, wie eine alte Tradition berichtet „vor dem Altar" in der Kirche zu Wenden zu seinen Vätern ver-

---

[1]) Th. Schiemann l. c. pag. 7.

sammelt worden. Er starb gern, denn die Zeit ging aus den Fugen und sie einzurenken fehlten ihm die Kräfte.

Wie man auch von der späteren politischen Laufbahn dieses Mannes denken mag, verurteilend oder billigend, das Große in dieser, um mit Schirren zu reden, echt holländischen Gestalt, in der kein Funke einer elektrisch-südländischen Natur war, und die so echt vom Scheitel bis zur Zehe den Typus ihrer westfälischen Heimat darstellt, soll ewig unvergessen bleiben: wie er mit scharfem Schwert, ein zweiter St. Georg, den Gegner aufs Haupt schlug, jugendlich und ritterlich; wie er mit weisem Rat vermittelnd und schlichtend, milde und ehrfurchtgebietend der Zwietracht steuerte, daß sie, ihr Haupt auch oft erhebend, doch nicht zu üppiger Frucht aufschießen kann. So steht er vor uns — nicht ohne Fehler und Verschuldung, denn sonst wäre er ja kein Mensch gewesen — als des Landes Retter in den Tagen der Not, als der größte der Meister des deutschen Ordens in Livland.

Mit Recht steht sein Marmorbild im Kreise der Ersten seines Volkes in der Walhalla. Tiefer aber lebt er im Bewußtsein unserer Heimat, als einer jener drei, auf die wir vor andern stolz sein dürfen: Bischof Albert, Wolter von Plettenberg und Joh. Reinh. Patkul! —

---

18. Kapitel.

Die Vorboten der Katastrophe.

„Es ist zuweilen, als ob ganze Generationen mit Blindheit geschlagen wären: indem sie untereinander streiten, bahnen sie dem gemeinschaftlichen Feinde den Weg".
Leopold von Ranke. Franz. Gesch.

Nur mit Widerwillen und dem Gefühl der Trauer entschließt sich der Historiker die dreißig Jahre in flüchtigen Linien zu skizzieren, die jenen Frühlingstagen von Wolmar folgten, jenen Tagen, wo es wie „ein warmer Luftstrom auch um das livländische Land spielte und den alten, mehr als dreihundertjährigen Baum zur Entfaltung trieb". Doch die Knospe, die der Sonnenschein hervorgerufen, verdorrte und fiel ab, „müde ging der Gärtner zur Ruhe" [1]). Was sollte er auch noch in dem Garten, da in Baum und Frucht der Wurm saß und sie den Todeskeim unrettbar im Innern trugen!

Wer kennt nicht jene neuerdings durch einen großen baltischen Romanschriftsteller in weite Kreise getragenen Schilderungen einer verruchten Zeit, die der Revaler Chronist Balthasar Russow in düsterem Bußpredigerton uns Nachlebenden aufgezeichnet hat. Selbst, wenn wir die Tendenz dieser Chronik im Auge behalten und manche Übertreibung abstreichen, so bleibt doch noch Furchtbares zurück, das dadurch nicht weniger furchtbar bleibt, daß die Zustände in Deutschland damals kaum besser waren [2]).

Als Wolter von Plettenberg starb, herrschte im Lande mißmutige Bewegung, deren Urheber bekanntlich Markgraf Wilhelm, der neue

---

[1]) Bienemann. Aus balt. Vorzeit. pag. 95 ff.

[2]) Außer den recht magern Chroniken von Thomas Horner (1551 gedruckt) und Bartholomäus Grefenthal (am Ende des 16. Jahrhunderts) ist als Hauptquelle für das 16. Jahrhundert die Chronik des Revaler Predigers Balthasar Russow zu nennen, der die trostlosen Zeiten als ein Strafgericht



Koadjutor, war. Erst unter dem neuen Meister Hermann von Bruggenoye genannt Hasenkamp, einem der neuen Lehre wohl zugethanen, aber jähzornigen und harten, von Plettenbergs versöhnender Milde unberührten Mann, der bis 1549 dem Orden gebot, fanden die ärgerlichen Wirrnisse, wenigstens vorübergehend, ein Ende. Wohl hatte sich ein Teil von Wilhelms Anhängern schutzsuchend nach Preußen und nach Dänemark gewandt, doch glaubte Bruggenoye Grund zur Annahme zu haben, daß der ehrgeizige Markgraf nach einer neuen Gelegenheit, seine unruhigen Pläne wieder aufzunehmen, suche. Und er hatte Recht mit diesem Verdacht. Konspirierte Wilhelm doch insgeheim nach wie vor mit seinem Bruder, Herzog Albrecht von Preußen, damit dieser im Bunde mit den Flüchtlingen in Kurland und Oesel einfalle. Wiederum war es der Allerweltsfreund und glaubenseifrige Lutheraner Mag. Lohmüller, dieser Mann „zweideutigen Charakters und verächtlicher Politik“ [1]), der die heikle Vermittlung übernommen, doch der Meister hatte ein scharfes Auge auf ihn, schon wollte er die Schlinge zuziehen — aber nochmals

Gottes auffaßte und meist als Augenzeuge mit scharfem Griffel ein dunkles Gemälde von Land und Leuten zeichnete. Etwa 1600 ist er gestorben. Hier wären auch noch die Aufzeichnungen des Predigers Timan Brakel zu erwähnen. Sehr wertvoll ist ferner die 1870 aufgefundene Chronik Johann Renners „Lifländischer Historien negen boker.“ Der Autor, der 1556—1560 erst beim Vogt von Jerwen, dann beim Komtur von Pernau Sekretarius war, beschrieb die Geschichte seiner Tage bis 1582. Während bei Russow der schwedische Standpunkt prävaliert, tritt bei ihm die Verteidigung des Ordens deutlich hervor. Ein katholischer Chronist ist Dionysius Fabricius, Propst des Jesuitenkollegiums in Fellin, doch ist seine Chronik sehr mit Vorsicht zu benutzen. Die Chronik Salomon Hennings, des Geheimsekretärs Gotthard Kettlers, verschweigt leider im Interesse seines unlautern Herrn mehr als sie mitteilt.

Ebenbürtig stellen sich für die Zeit des Untergangs neben die Chroniken die Urkundensammlungen, die der Munificenz der baltischen Stände ihr Entstehen verdanken. Am interessantesten sind wohl die Briefe, gegen 2000 an der Zahl, von allen möglichen Personen in den Augenblicken der Sorge, Gefahr oder Hoffnung geschrieben. Die vergilbten Papiere sagen oft mehr als Chroniken und Historien. Die beiden großen Sammlungen derselben sind: 1) für die inländischen Urkunden und Briefe: F. Bienemann: (Briefe und Urkunden zur Geschichte Livlands in den Jahren 1558—1562, 5 Bände) und 2) die große Edition Professor Schirrens: (Quellen zur Geschichte des Untergangs livl. Selbständigkeit), welche das Material aus dem Stockholmer und anderen Archiven enthält.

[1]) cf. K. Schirren. Burchard Waldis. B. M. III.



wußte sich der Verschlagene ihr zu entziehen: wenn auch mit knapper Not, so gelang es ihm doch, sein teures Leben nach Königsberg in Sicherheit zu bringen (1536), wo er die Seele aller Konspirationen und Anschläge auf Livland wurde.[1])

Um so schärfer ging der ergrimmte Meister gegen diejenigen vor, deren er habhaft werden konnte. Ein Edelmann im Bauskeschen, Dietrich Butlar, der als Führer der Mißvergnügten galt, wurde aufgegriffen, auf das Schloß zu Wenden geschleppt und so arg gefoltert, daß er im folgenden Jahr den Verletzungen erlag. Viele Parteigänger Wilhelms wurden ihrer Güter beraubt. Auch Burchard Waldis, dessen schicksalsreiches Leben wir schon kennen, wurde in den Bankrott der Partei Wilhelms hineingezogen. Hatte doch der Dichter des „Spiels vom verlorenen Sohn" der leidigen Politik um so weniger entsagen können, als er in engen Beziehungen zu Lohmüller stand, der ihn bei seinen vielen Geschäftsreisen als Agent für seine Pläne benutzte. Wie eng ihre Beziehungen waren, erhellt u. A. daraus, daß Waldis einmal drei Tage in dessen Haus geblieben war und dort „roten Wein getrunken" hat. Lohmüller wurde sein böser Dämon; während er in Königsberg wohl geborgen saß, trug der fahrende Kannengießer Botschaft und geheime Briefe ins Land und andere Briefschaften wieder ins Ausland. Als er im Winter 1536 durch Kurland heimkehrt, wird er im Bauskeschen, wo er Verwandte hatte, plötzlich aufgegriffen und peinlich befragt. War er selbst Verschwörer, war er nur unwissender Botengänger? Wer weiß es. Zwei Jahre hat er, immer wieder befragt und torquiert, in dunklem Verließ — das noch heute vorhanden — gesessen, allein in der Angst seines Herzens, vergessen von all den Freunden, von Lohmüller, der ihn ins Verderben gebracht hatte. Später führte man ihn nach Wenden, „dem höchsten, geheimsten Richtplatz des Ordens", wo es ihm wahrlich nicht besser ging. In diesen Seelenqualen fand er Trost und Aufrichtung in der Umdichtung der Psalmen, an die er ging, um „die langweilige und beschwerliche Gedanken, und Teuffeliche anfechtung damit zu vertreiben odder je zum theyl zu vermindern." Dann rang es sich wohl von seinen Lippen:

[1]) Zwar fand 1537 ein Vergleich statt, infolgedessen Lohmüller wieder in rigische Dienste trat und die Stadt vor dem Reichskammergericht und an evangelischen Fürstenhöfen zu vertreten unternahm, nach Riga kehrte er aber nicht zurück. Vor 1560 ist er gestorben.



„Zu dir mein seel wil geben,
Herr Gott auff dich hab ichs gewagt,
Erhalt mich bei dem leben;
All meine Zuflucht stell ich an dich,
Laß nit zu schanden werden mich,
Daß sich mein Feind nit freuen!
Mein Augen sind allzeit zu dir

O Herr, mein Gott gerichtet,
Daß du helffst aus dem Netze mir,
Dern die mich han vernichtet,
Erbarm' dich mein und sieh' mich an,
Denn arm bin ich, von Jedermann
Auch gar und ganz verlassen.

Meins hertzen weh richt mich jetzt hin,
Komm Herr und tröst mich wieder,
Schau, wie ich gar vernichtet bin,
Im Elend lieg darnieder,
Darumb vergieb die Sünde mein,
Sieh an wie viel der Feinde sein,
Die mich an sach verfolgen." —

Endlich gelangte von Burchard Waldis trostlosem Geschick Kunde in seine Heimat, aus der sich zwei Brüder aufmachten, um ihn zu lösen. Die Bittbriefe Philipps von Hessen, die sie mitbrachten, die Mahnungen Rigas fruchteten schließlich: im Sommer 1540 öffnete der Meister dem Gebrochenen die Kerkerthür. Der Kannengießer aber eilte, den heißen Boden Livlands zu verlassen, in der alten Heimat fand er die Stätte bereitet: sechszehn Jahre noch wirkte er als Prediger der reichen Abtei Abterode, bis er endlich müde und gebrochen die Augen schloß. Nicht leicht war ihm das Leben gewesen. —

Markgraf Wilhelm hatte nicht die Macht noch den Mut der Seinen sich anzunehmen, er konnte froh sein, wenn man ihn in Ruhe ließ. Wir hören wenig von ihm, so lange Erzbischof Thomas Schoening lebt. Als dieser aber 1539 das Zeitliche segnete und Wilhelm nun endlich die Aussicht winkte, selbst den Stuhl von Riga zu besteigen, stieß er auf unbeugsamen Widerstand seitens der Stadt, die sowohl die Huldigung wie die Auslieferung der Stiftsgüter verweigerte. Sie ließ wohl verlauten, daß die Einkünfte derselben weit besser für Schulen, Kirchen und Krankenhäuser als für die Bäuche fauler Pfaffen verwendbar seien. Vergeblich stritt man auf Landtag um Landtag, die

Stadt blieb beharrlich und als der Orden Miene machte, dem Erzbischof beizuspringen und in Preußen wieder einmal gerüstet wurde, antwortete Riga mit seinem Eintritt in den schmalkaldischen Bund (1541). Noch fünf runde Jahre gingen die Verhandlungen herüber und hinüber, bis schließlich (1546) in einem zu Neuermühlen abgeschlossenen Vertrag die Stadt in der Huldigungsfrage nachgab, worauf im Januar 1547 Meister und Erzbischof an der Spitze von über 2000 Reitern und unter dem Donner der Kanonen ihren Einzug hielten. Um so hartnäckiger blieb die Stadt inbetreff der Stiftsgüter, scheerte sich nicht um Klagen beim Reichskammergericht und trotzte Wilhelm von Bruggenoye und dessen Nachfolger, bis schließlich der Meister Heinrich von Galen im Dezember 1551 einen neuen Vergleich vermittelte, der dem Erzbischof die Domherrnhäuser zusprach, während die Stadt die Domkirche als zu Recht behielt.

Doch nicht das kann unsere Aufgabe sein, den jämmerlichen Hader und Zank in seinen Einzelheiten hier zu verfolgen und aufzuzeichnen. Wichtiger scheint es uns, ein Bild der damaligen Zerfahrenheit und Verkommenheit zu zeichnen, die den Ausruf wohl rechtfertigen, den man auch auf jene Tage angewandt: „Gewogen, gewogen — und zu leicht befunden!“

Wie zersetzend hatte die Reformation in unserer Heimat gewirkt! Leicht errungen, gegen keine schweren Anfechtungen verteidigt, hatte sie nur den Prozeß der Auflösung beschleunigt, die Kluft der Stände erweitert, die Kraft des Landes zerrieben.

Vom Erzbischof ist genugsam bereits die Rede gewesen; die Verweltlichung der Prälaten, von der wir in den Tagen der Reformation Beispiele gesehen, hatte wahrlich nicht abgenommen. Nur noch irdische Händel, Fragen des Besitzes und Genusses, Politik und Intrigue füllen den Kopf dieser Bischöfe und Domherrn oder Äbte.

Nicht besser steht es um den Orden. Mochte Bruggenoye oder Johann von der Recke der Meister heißen, oder der biedere, aber schwerfällige und beschränkte Heinrich von Galen von den Gebietigern erhoben worden sein, das Bild bleibt dasselbe. Verschwunden ist aller ideale Sinn, jedes höhere Streben; zügellose Genußsucht, Habgier und unkriegerische Weichlichkeit, ja Feigheit haben aus den Rittern ein Zerrbild einstiger Größe gemacht. Wer offenen Auges in die Welt schaute, erkannte mit Schrecken, wie herabgekommen die Ritter

waren, deren Kriegsruhm einst die Welt erfüllt hatte. Wohl Manche werden gleichen Sinnes mit jenem Landsknecht gewesen sein, der beim Hereinbruch der Katastrophe in einem „Liedlein“ gesungen, wie es im Orden stand:

„Die Demut ist verloschen gar.
Groß Hoffarth ist gemein,
Man sieht ihr keine im Orden gan,
Sie wollen regieren allein
Und thun doch Niemand Gleich noch Recht,
Des beklagt sich leider Ritter, Bürger und Knecht.
Man spürts aus allen ihren Sachen:
Bald Feierabend wollen sie machen!

Im Feld zu liegen, wider den Reußen zu kriegen,
Das haben sie gar vergessen,
Thun sich und die ganzen Lande betrügen
Mit ihrem großen Vermessen.
Das Schwert hangen sie an die Wand,
Die Klappkannen nehmen sie in die Hand,
Thun ritterlich umher fechten, ja fechten!

Und wer wohl saufen und buchen (renommieren) kann,
Ihres Ordens Oberster muß er sein,
Sie halten ihn für ein' Meister;
Sie sitzen vor Andern gern oben an —
Bloß blog, Bruder, der ist der Mann,
Der die Feinde wird verjagen, verschlagen!“

Fürwahr ein trauriges Liedlein![1])

Die Vetterwirtschaft und der Nepotismus, der den Orden ruiniert hatte, drückte im Grunde auch den Ritterschaften Livlands den Stempel auf, auch hier dieselbe Wirtschaft, derselbe selbstsüchtige Dünkel, dieselbe rohe Verkommenheit. „Vaterland“ war ein Wort, das man in Harrien-Wierland so wenig wie im Erzstift oder in Kurland oder sonst wo suchen durfte, Standesinteresse lautete die brutale Losung, soweit nicht der maßlose Egoismus selbst dieses Band zerrissen hatte.

Selbst in den Städten sah es nur wenig besser aus. Wohl hatte hier der Partikularismus nicht ganz jene nackten Formen wie bei den andern Ständen, wohl lebte hier wenigstens ein Rest alten deutschen Bürgersinns, aber Luxus und Üppigkeit untergruben auch

[1]) Zitiert nach J. v. Grotthuß' „Dichterbuch“. pag. 58 ff.

hinter den Mauern der Städte die beste Kraft und hemmten jeden weiten Gedankenflug. Engherzig haben sich daher auch Rigas und Revals Bürger in der Stunde größter Gefahr gezeigt: während das Land in Trümmer sank, weigerte man hartherzig selbst das Nötigste zu gemeinsamer Rüstung.

Vom Bauern ist kaum zu reden: Die bekannten Verse: „Ick bin ein Liffländisch Bur, min Levend werdt my sur“ galten schon damals. Schon war er geknechtet und an die Scholle gebunden und die peinvolle Lage, die den deutschen Bauer zu den wilden Bauernkriegen getrieben, war für den livländischen wahrlich nichts Fremdes. Voll Ingrimm sah der Lette und Este auf den rohen Herrn, der ihn als Ware behandelte, und wartete mit Sehnsucht auf die Stunde der Vergeltung.

In trefflicher Weise hat Karl Schirren[1]) den Zustand vor der Katastrophe gezeichnet. „Hoch und niedrig,“ sagt er, „Obrigkeit und Unterthan, Herr und Vasall, Junker und Bürger, alle haben bald jeden Begriff politischen Wertes verloren: ihr Recht ist das Recht, alles Recht anderer ist Unrecht; sie ahnen nicht, wie sie sich über und gegen alle Gesellschaft setzen, jeder ist sich selbst die einzige lebenswürdige Gesellschaft, in seiner Enge umschreibt sich für jeden der Horizont des Landes.“

Daß dieses vernichtende Urteil nicht zu viel sagt, das beweist eine Reihe von Vorkommnissen, aus denen einige hier hervorgehoben werden müssen[2]).

„Anno 1535, den 7. im Mai, so berichtet ein Schreiben des Revaler Rats, da ward der ehrbare Johann Uexküll vom Riesenberge mit dem Schwerte gerichtet; er hatte seinen Bauern erst aufgezogen und schwer gegeißelt und dann in den Block geschlagen und zwei Nächte in der schweren Kälte in Stock gehalten, daß ihm die Füße erfroren; dann nahm er eine Hallige Holzes und schlug ihm unter die erfrorenen Füße, darnach auch auf den Kopf, so daß der Mensch vom Leben zum Tode kam. Das hat er so bekannt vor den Vögten und vor den besitzlichen Bürgern (folgen die Namen). Des erschlagenen Bauern Freunde hatten ihm das Geleit gesperrt und er kam darüber

[1]) cf. B. M. XXVIII. Bischof Johann von Münchhausen.

[2]) cf. Schirren l. c. und Johannes Lossius. „Drei Bilder aus dem Livländischen Adelsleben des 16. Jahrhunderts“. I. Band.



in die Stadt und ward so beklagt von des Bauern Freunden; er bekannte ungepeinigt, daß er es so begangen wie gemeldet, und bot großes Geld, daß er davon käme, den Siechen ein Dorf und alle Zeit seines Lebens eine Last Roggen und der Stadt tausend Mark. Das konnte das Recht nicht leiden, man mußte dem Reichen, als dem Armen thun. Gott Gnade der Seele!" Das Unerhörte geschah: der Edelmann mußte seinen Frevel mit dem Tode büßen. Zwischen zwei Thoren soll der Rat das Schaffot haben aufrichten lassen, um vor einem Befreiungsversuch, den Uexkülls Genossen planten, sicher zu sein. So fiel Johann Uexkülls Haupt und keine Drohungen, keine Proteste und Klagen beim Ordensmeister machten den Toten wieder lebendig.

Es läßt sich nicht leugnen, der Rat hatte sehr eigenmächtig gehandelt und die Ritter von Harrien und Wierland, die gerüstet vor Revals Thoren erschienen, um Genugthuung für den „Mord" zu erhalten, hatten von ihrem Standpunkt Recht, wenn sie betonten, Uexküll habe vor ihr eignes unbescholtenes Gericht kompetiert. Aber der Rat wußte wohl, daß das Gericht der Standesgenossen solchen „Vorfall" recht leicht nahm und mit 4—600 Mark zu büßen pflegte. Deshalb war das innere Recht auf seiten des Rats und seines kühnen Beschlusses.

Wie tief derselbe aber in den Herzen der Edelleute fraß, wie sehr andrerseits den Bürgern der Kamm gewachsen, zeigte sich, als der neue Meister Hermann von Bruggenoye in Reval seinen Einzug hielt, um sich huldigen zu lassen. Bei dem Turnier ritt auch ein Kaufgeselle gegen die Edlen von Harrien-Wierland in die Schranken und kämpfte so glücklich, daß er manchen von ihnen in den Sand streckte. Schließlich wurde er erkannt und im Nu flogen die Schwerter aus der Scheide: ein furchtbarer Tumult entstand, dem der Meister vergebens zu steuern versuchte, indem er seinen Hut unter die Streitenden warf. Erst einem Bürgermeister gelang es, die Ruhe herzustellen, doch im Herzen blieb der Stachel zurück und wieder mochte das Wort den Edelleuten auf die Lippen treten:

„wy wollen den borger up de koppe slan,
dat blot schall up den straten stan!"

Einer aber ging von den Worten zur That gegen die verhaßten Städter über, ein Vetter des Getöteten, Konrad Uexküll aus dem Hause



Fickel, ein Glied jener Sippe, die in Oesel und Estland weit verzweigt hauste. Namentlich Otto Uexküll auf Fickel und seine sieben Söhne waren stolze Gesellen: „schwere goldene Ketten hingen ihnen vom Halse herab über eine Brust, die von hiebfestem Harnisch gedeckt wurde; an der Seite trugen sie ein breites Schwert, das nicht immer gerade für Recht und Tugend aus der Scheide flog, immer aber, wo es die Befriedigung persönlicher und politischer Leidenschaft galt". Auf eigene Faust, mit einer Schar verwegener Knechte, nahm Konrad Uexküll die Fehde gegen die Stadt auf, verheerte das Gebiet und wurde ein Schrecken der Bürger, gegen die er auch fremde Mächte, so König Gustav Wasa, aufzuhetzen wußte. Freilich durfte er nicht lange sein Räuberhandwerk treiben, schon 1537 wurde er nebst fünf andern Edelleuten durch die Landesmächte überwältigt und gefangen gesetzt. Er konnte froh sein, daß ihm, nachdem ihm der Ordensmeister gar harte Worte ins Gesicht geworfen, gestattet wurde, außer Landes zu gehen, was wohl die Lübecker wenig erfreut haben mag, in deren Gebiet er wegelagernd mit seinen Gesellen einfiel. In der Heimat aber ging die Fehde, an der allmählich alle Uexkülls teilnahmen, weiter; Verhandlungen wechselten mit erbitterten Kämpfen, bis endlich 1551 das Geschlecht Urfehde schwor und mit Reval Frieden schloß. Konrad Uexküll war unterdessen aus dem Lübischen zu den Rostockern gezogen — war es ihm doch einerlei, welcher Hansestadt er einen Tort anthuen konnte, wenn es nicht Reval selbst sein konnte! Doch die Rostocker wußten den Unbändigen zu überlisten und setzten ihn in festes Gewahrsam in dem er lange geblieben ist. Erst nach vielen Verhandlungen mit Reval, Lübeck, dem Orden und fremden Potentaten schwur er endlich Urfehde und sein Geschlecht leistete Bürgschaft. Aber kaum war er frei, so setzte er sein frevles Spiel weiter fort. Er plünderte in Holstein, wegelagerte abermals vor Lübecks Thoren und zog erst ab, als man ihm eine ansehnliche Summe auskehrte. Nun trug er sein scharfes Schwert nach Holland und von dort nach Frankreich. Hier hat er sich, als 1558 die Russen sich bereits auf Livland geworfen hatten, — angeblich im Einverständnis mit der Ritterschaft — mit dem Plan beschäftigt, das in Auflösung begriffene Land an Frankreich zu bringen, welches durch den Besitz Livlands, das „mit unerschöpflicher reichlicher guter Früchte allerlei Korns von Gott jährlich begabt" wäre, den Niederlanden, die ihren Bedarf bisher wesentlich von hier bezögen,

die Lebensader unterbinden könne.[1]) Zur Ausführung ist der Plan natürlich nicht gekommen, und Konrad Uexküll hat sich bald wieder nach Niedersachsen zurückgewandt. Sein Name verbreitete Schrecken und Entsetzen in Holstein und Schleswig; König Friedrich von Dänemark, ein heißblütiger Herr, wußte sich schließlich nicht anders zu helfen, als daß er Meuchelmörder gegen ihn aussandte. Zwei Edelleute, Mühlen und Platen, lauerten dem wilden Konrad bei Segeberg, aus dessen Zelle einst Meinhard hervorgegangen, auf und durchbohrten mit ihren sicher treffenden Kugeln das unruhige Herz dieses verlorenen Sohns livländischer Erde.

Schlimmer noch als Konrad Uexküll hat Wolmar Uexküll im Lande, vor allem in der Wiek und in Oesel, gehaust, kein Haus war vor ihm sicher, als toller Friedensbrecher und frivoler Händelsucher kannten ihn Alle. Schließlich wurde das empörende Treiben Wolmars selbst dem sonst recht nachsichtigen Bischof Johann von Münchhausen auf Oesel zu arg und mit scheinbarem Ernst zitierte er ihn am 25. Februar 1554 vor sein Gericht. Und was ist die Strafe: noch am selben Tage zahlen die Freunde Wolmar Uexkülls dem Prälaten hundert Thaler, der Friedensbrecher gelobt Besserung und der Bischof „verwandelt seine Ungnade in Gnade!"

Ein feiner Herr, dieser Johann von Münchhausen, dem seine Gnade für hundert Thaler feil ist, der es nicht vertragen kann, wenn bei seinem Einzug in Hapsal die Vasallen ihre Gewehre abschießen, ein Schwächling, dessen Bild Schirren in meisterhafter Ironie gezeichnet hat als „einen gemüthlichen Bauernschinder und milden Kornwucherer" — — als einen von denen, „welche das Ende der livländischen Dinge gesehen haben und ihrer selbst ein Teil waren".

Ein anderer Musterprälat, der gleichfalls sein Bistum nur als ergiebige Einnahmequelle betrachtete und durch Bedrückung der Bauern und ausgedehnte Handelsgeschäfte die Mittel zu kostspieligen Schmausereien zu erwerben bestrebt war, saß auf dem Stuhl von Dorpat. Hier gab es 1543 einen tragikomischen Streit um das Bistum zwischen Hermann Bei, einem Dorpater Bürgersohn, und Jodokus von der Recke. Hermann trat um ein Geringes seine Ansprüche ab, aber

---

[1]) W. Mollerup. Konrad Uexkülls und Friedrich von Spedts Plan einer Eroberung Livlands durch Frankreich. M. z. l. G. XII.

auch Recke verließ 1551 das Stift und verpfändete munter die Kapitelgüter. Dann ging er nach Deutschland, ins liebe Westfalen, wurde Kanonikus in Münster, bis ihm auch dieses Amt zu beschwerlich wurde und er zu heiraten beschloß. Das wurde den Dorpatern denn schließlich doch zu arg und sie forderten ihren flüchtigen Oberhirten endlich auf zurückzukehren. Er aber gab Antwort, er habe dem Peter von Tiesenhausen sein Bistum abgetreten; daß er nicht gewählt und vom Volk „Gernbischof" genannt wurde, war Recke wohl ebenso gleichgiltig, wie der Gesang, den über die ärgerlichen Händel der derbe Humor jener Tage erklingen ließ:

„Herr Bischof Hermann Bei
Gab sein Bistum um ein Ei!
Herr Jodokus von der Recke,
Warf das Seine gar im Drecke!"[1])

Wie sehr aber in Standesdünkel und brutalem Egoismus das Land verstrickt war, das illustriert jene durch Pantenius' „Die von Kelles" vielen bekannt gewordene Geschichte von Barbara Tiesenhausen und Franz Bonnius, ein düstres Trauerspiel, das wie kein andres blitzartig das dem Untergang verfallene Livland beleuchtet.

Auf einer der Adelseinigungen, die für die niedergehende Zeit typisch sind, der vom März 1543, wurden äußerst strenge Bestimmungen über Kleiderluxus der bürgerlichen Frauen getroffen, ihnen genau vorgeschrieben, welches Geschmeide, welche Kopfbedeckung, welche Kleidung dieselben im Gegensatz zu den Edelfrauen zu tragen hätten. Barbarisch aber waren vor allem die Festsetzungen zum Schutz der adligen Familien gegen Mesalliancen, das Todverbrechen jener Zeit. Wenn eine adlige Wittib einem „schlichten Gesellen" die Hand zur Ehe reiche, solle dies dem Ehebruch gleich geachtet werden, ihr Vermögen solle konfisziert, sie selbst aus der Sippe ausgeschlossen werden. So aber ein schlichter Knecht eine Jungfrau vom Adel mit Gelübde zur Ehe überredet, „da sollen sie beiderseits geschmächtigt werden." Nun war im Jahre 1553 in Ringen ein junger Kaufmann Franz Bonnius in Dienst, der ein Fräulein aus der reichbegüterten Familie der Tiesenhausen, Barbara, liebgewann, sich heimlich mit ihr verlobte und mit ihr entfloh. Das ganze Land geriet in Aufregung, die Tiesenhausens

[1]) Richter, Geschichte der Ostseeprovinzen I. pag. 310ff.



schwuren die Schmach furchtbar rächen zu wollen. Man jagte den Flüchtlingen nach, der Ordensmeister ließ nach ihnen fahnden, der Rat von Riga erhielt Auftrag sie zu ergreifen, wo er sie fände. Wohl gelang es Bonnius sich zu retten, aber Barbara Tiesenhausen fiel den wütenden Verfolgern in die Hände, man stellte sie vor ein Familiengericht und ließ sie — der eigene Bruder soll mit die Hand an sie gelegt haben — ertränken. In des Verlobten Brust wuchs der Haß riesengroß, den Tiesenhausens ließ er Fehde bis aufs Messer ansagen: „mit Feuer und Schwert wollte er sie verfolgen, mit eigner Hand und durch Helfershelfer." Aus Riga, wo er sich insgeheim aufgehalten, entwich er nach Kurland, wo die Nähe Litauens ihm bald verzweifelte Existenzen in Fülle zuführte, mit denen er im großen Stil zu freibeutern begann. Wie Konrad Uexküll gegen Reval und die Hansestädte, so fehdete er gegen die Tiesenhausen, den Orden, den ganzen Adel: im Januar 1556 macht er mit einem Reitertrupp von 90 Knechten die Umgegend von Memel unsicher und vergeblich bemüht sich Herzog Albrecht der Brandschatzung zu steuern. Als dann der russische Krieg den Zusammenbruch herbeiführte, überall Bandenführer entstanden, die die scharfen Schwerter der Heimatlosen, der Hofleute, um sich sammelten, wurde aus dem Rächer und Räuber ein mächtiger Parteiführer. Doch von diesem gilt es an andrer Stelle zu reden. —

Wenn unser Blick, noch einmal sich rückwärts wendend, die Elemente vorüberziehen läßt, die das Livland nach der Reformation bildeten, so verstehen wir, warum das Gespenst des Verderbens vor der Thür stand. Damit auch die Zeitgenossen — wären sie nicht wie mit Blindheit geschlagen gewesen — das Gefühl ihrer ohnmächtigen Nichtigkeit erkannten, ehe die Sterbestunde der livländischen Konföderation schlug, wurde dem Lande ein nochmaliger Bürgerkrieg — er sollte der letzte sein — nicht erspart.

Die Furcht, daß Erzbischof Wilhelm neue Zettelungen unternehme, war im Lande noch immer lebendig und brach immer wieder hervor. Als 1546 die Stände in Wolmar tagten und hier Stimmen laut wurden, die auch jetzt noch, wohl im Hinblick auf Wilhelm, in der Aufhebung von Orden und Bistümern Livlands Heil erblickten, einigten sich die Versammelten zu einem scharfen Beschluß gegen diese Bestrebungen, einem Beschluß, dem die innere Berechtigung nicht abgesprochen werden kann, wenn man im Auge behält, daß Livland da-

mals keinen Mann hatte, um die Aufgabe zu übernehmen, zu der sich selbst Plettenberg zu schwach gefühlt hatte. So lautete der Landtagsrezeß dahin, daß jeder Stand bei seinen bisherigen Rechten und Freiheiten erhalten werden sollte, daß ferner weder der Meister noch der Erzbischof in den weltlichen Stand treten, noch endlich einen ausländischen Fürsten oder Herrn zum Koadjutor erwählen sollten, „es geschehe denn mit einhelliger, vollkommener und freiwilliger Verwilligung, Erlaubnis und Rat aller Stände dieser Lande."

Widerwillig und in der mißmutigen Überzeugung, daß während des im Reich wütenden schmalkaldischen Krieges keiner der ihm verwandten Fürsten für ihn Partei ergreifen würde, fügte sich der Erzbischof, dessen geheimste Pläne dadurch gekreuzt wurden, dem Landtagsbeschluß, den ernstlich zu halten er nicht einen Augenblick gedacht hat. Es wäre das auch einem Verzicht auf die Zukunft gleichgekommen. Um Kleinigkeiten wie die eidliche Bekräftigung des Rezesses pflegte sich zudem Markgraf Wilhelm wenig Sorge zu machen, fast schien es, er glaube, Eide seien nur dazu da, um gebrochen zu werden.

Freilich täppisch sofort zuzugreifen, verbot ihm seine Verschlagenheit, hinderte ihn vor allem sein noch unausgetragener Zwist mit Riga. Erst nachdem er 1551 an Heinrich von Galens Seite seinen Einritt in die Stadt gehalten, und 1554 ein neuer Landtag von Wolmar auf Grund des im Passauer Vertrage zwischen Kaiser Karls V. Bruder Ferdinand und dem für den Protestantismus aufgestandenen Kurfürsten Moritz von Sachsen, dem Lande bis zur Entscheidung durch ein Konzil allgemeiner Christenheit die freie ungehinderte Ausübung der reinen Lehre verbürgt hatte, trat er mit seinen längst vorbereiteten Plänen hervor[1]).

Erzbischof Wilhelm knüpfte bei denselben an eine durch Gemeinsamkeit der Interessen hervorgegangene Koalition an, die Dänemark und Brandenburg, Polen und Mecklenburg, sowie Preußen umfaßte und in der Hans Albrecht von Mecklenburg[2]), ein energischer ritterlicher Kriegsmann von deutscher Gesinnung, ein Freund der Musen und weiter Entwürfe, keine geringe Rolle spielte. Auch auf Livland hatte er sein Auge geworfen, wo er dem Meister seinen Bruder Johann als Koadjutor auserlesen hatte.

---

[1]) Das Folgende z. Th. nach Schirrens Vorträgen über livl. Geschichte.

[2]) cf. auch Schirrmacher. Johann Albrecht I. von Mecklenburg. Wismar 1885 pag. 286 ff.

Zwar hatte er hierbei die Rechnung ohne den Wirt gemacht und war zurückgewiesen worden, doch ließ er sich nicht abschrecken und versuchte bei Erzbischof Wilhelm seine „Praktiken“ mit besserem Glück. Trotz des Wolmarer Eides griff Wilhelm mit beiden Händen zu, als Hans Albrecht ihm im Februar 1554 seinen vorjüngsten Bruder, den bisherigen Bischof und Administrator von Ratzeburg, Christof, als Koadjutor präsentierte. Wohl war derselbe erst 19 Jahre alt und durch nichts für den schweren Posten vorgebildet; im Gegenteil, das Leben hatte er in Frankreich bis zur Neige genossen, von religiöser Begeisterung wußte seine Seele nichts und den Rest von Energie raubte ihm die Affenliebe seiner Mutter, die den verzogenen und verdorbenen Prinzen in all seinen Tollheiten bestärkte, ja ihm 1559, als er nach Livland gekommen war, dorthin nachreiste. Doch was kümmerte alles das Wilhelm — ihm war Christof recht, weil er mit ihm den Beistand der nordöstlichen Staaten zu erkaufen glaubte, ohne die er seine langgenährte Rachsucht gegen den Orden nicht in Wirklichkeit umzusetzen in der Lage war.

Da er aber wußte, daß der Orden die Aufhebung des Wolmarer Rezesses nie gutwillig zugestehen würde, so zögerte er nicht dem Eidbruch den Verrat zur Seite zu stellen. Das Gold that seine Dienste und gewann dem Erzbischof den zweiten Mann des Ordens, den Landmarschall Jasper von Münster, mit dem gleichsam der halbe Orden stand und fiel. Nichts Geringeres war im Plan, als nach Galens Tode Münster die Meisterwürde zuzuwenden, während Christof von Mecklenburg die Würde eines Koadjutors erhalten sollte. Die Verschworenen wollten dann das Land teilen und in erblichen Besitz nehmen[1]). Der Meister war so wenig von dem ruchlosen Handel unterrichtet, daß er gerade Jasper von Münster anempfahl, Albrecht von Preußen und die Prälaten im Auge zu behalten. Zu gleicher Zeit kam Galen den letztern des lieben Friedens willen einen Schritt entgegen und befürwortete auf dem 1556 zusammentretenden Landtage zu Wolmar, auf dem Wilhelm nicht in Person zu erscheinen wagte, mit Rücksicht auf die benachbarten Fürsten mit dem Erzbischof wegen des Koadjutors zu verhandeln und diesen unter gewissen Bedingungen anzunehmen. Wie wenig ein solches versöhnliches Verhalten am Platze

---

[1]) cf. Ph. Schwartz. Wilhelm von Fürstenberg. (Rigaer Almanach 1879.)

war, zeigte sich sofort. Wilhelm, sich nun seiner Sache sicher fühlend, verweigerte jede Antwort, seine Bevollmächtigten aber führten eine sehr selbstbewußte Sprache und stellten den Ständen vor, „wie unterschiedene Potentaten den ofterwähnten Wolmarschen Schluß (von 1546)[1]) gar übel aufgenommen, und wie insonderheit noch neulich Kurfürst Augustus von Sachsen, Kurfürst Joachim zu Brandenburg, wie auch Johann Friedrich der Mittlere, Johann Wilhelm und Johann Friedrich der Jüngere, Gebrüder und Herzoge von Sachsen, Herzog Philipp von Pommern, Franz. Otto, Herzog zu Lüneburg an den Erzbischof geschrieben und begehrt hätten, daß selbiger (Beschluß) kassiert und aufgehoben werden möchte, widrigenfalls sie solches auf andere Weise zu suchen wissen wollten."[2]) Diese Drohung mit dem Auslande mußte die Stände aufs äußerste empören: erbittert brausten sie auf und die Gebietiger einigten sich dahin, da man ernsten Tagen entgegengehe, dem alten Meister einen Koadjutor beizugeben: ein wackerer Mann, wohl kein Staatsmann ersten Ranges, aber ein tapferer Soldat und warmherziger Deutscher, dem freilich der jäh hervorbrechende Zorn nicht selten die ruhige Einsicht raubte, jedenfalls eine der besten und erquickendsten Gestalten des untergehenden Livlands — Wilhelm von Fürstenberg, der Komtur von Fellin, dessen Wiege, wie die so mancher Ordensherrn, in Westfalen gestanden hatte, war der Erwählte, dem einstimmig die Gebietiger die wirkliche Leitung des Ordens überließen. Heinrich von Galen fügte sich gern, Jasper von Münster aber, der selbst auf die Würde gerechnet hatte, warf die Maske ergrimmt von sich und eilte zum Erzbischof.

Trotz dieses Mißerfolges gab Wilhelm seine Sache keineswegs verloren, hoffte vielmehr alles von seinem Bruder aus Preußen. Da jetzt die Sachlage dränge und die Gegner aufmerksam zu werden anfingen, schrieb er, so solle der Herzog von Preußen ungesäumt nach Empfang des Schreibens mit 10000 Mann nach Kurland rücken, auf Riga losziehen und auf Pernau Schiffe senden. Bei Wenden und Dorpat würde Gott auch schon walten. Ein Unstern ließ dieses Schreiben und andere, darunter solche des Landmarschalls, in die

---

[1]) cf. pag. 393.

[2]) Des Bannerherrn Heinrich von Tiesenhausen des Altern auf Berson ausgewählte Schriften und Aufzeichnungen. 1890.

Hände des Meisters fallen — der Landesverrat des Erzbischofs lag vor aller Welt klar!

Sofort ließ der Meister die Stände nach Wenden auf den Mai 1556 zusammenberufen und eine Klageschrift im Lande umgehen, welche die bezeichnende Überschrift aus dem zweiten Buch der Könige trug: „Retribuat Dominus facienti mala juxta malitias suas.“ [1]) In Wenden sollte vor allem gegen den verräterischen Jasper von Münster vorgegangen werden. Aber dieser hielt es für geraten, garnicht auf dem Landtage zu erscheinen. Von seinem Schlosse Segewold eilte er nach Dünamünde, das gleichfalls dem Landmarschall unterstand, um sich hinter den Mauern dieser von ihm wohlverproviantierten Burg zu sichern. Doch Fürstenbergs Energie verhütete Schlimmeres: schnelle Botschaft schickte er auf die Schlösser, sich vor Münsters Anschlägen in Acht zu nehmen, und überall fand sein Befehl Gehorsam. Von Dünamünde wurde auf Münster geschossen, in Ascheraden fand er geschlossene Thore, sodaß ihm nichts übrig blieb, als das nackte Leben zu Erzbischof Wilhelm nach Kokenhusen zu retten: am 8. Mai war er geborgen. Am 28. Mai schritten die Stände zur Anklage gegen den Erzbischof und schon am 16. Juni 1556 erfolgte die förmliche Fehdeankündigung: „wir von Gottes Gnaden Meister des deutschen Ordens und oberster Landesfeldherr, Heinrich von Galen, und wir Johann von Dorpat, Johann von Oesel, Hermann von Kurland, Friedrich von Reval, Bischöfe, entbieten Euch, Wilhelm zu Riga, da Ihr mit bösen Ränken diese von Alters hergebrachte Provinz des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation um ihr Recht und Ansehen habt bringen wollen und göttlicher Gerechtigkeit zuwider mit Jaspar von Münster und andern Beipflichtern konspirieret und diese Anschläge durch göttliche Schickung uns zu Händen gekommen, ob wir auch daraus ersehen hätten, um Euch ohne weitere Absage als Verräter und Feind zu verfolgen, so wollen wir doch um Zuthat Christi Euch die Fehde hiermit erklärt haben. Und wir Adels- und Städtevertreter von Reval, Estland, Oesel, Dorpat, Riga und allen übrigen Landschaften melden, daß wir unserm gnädigsten (Meister) mit aller unserer Macht und Kraft wollen gegen Euch und alle Beipflichter helfen zum allgemeinen Landeswohl. Danach Ihr Euch zu richten!“

---

[1]) d. h. Der Herr wird dem, der Übel thut, nach seinen Übelthaten vergelten.

So drängte alles zur Entscheidung. Heinrich von Galen ließ durch Gotthard Kettler, den Komtur von Dünaburg, in Deutschland Truppen, angeblich 6000 Mann, werben, während König Sigismund August von Polen, der Protektor des Erzbischofs, der zudem das Erscheinen Christofs gleich bei Beginn gut geheißen hatte, um so eher auf dessen flehenden Brief um Hilfe geneigt war ihn zu unterstützen, als er die Wahl Wilhelm von Fürstenbergs, der als Todfeind der Polen galt, für eine schwere Beleidigung ansah. Als Fürstenberg Komtur von Dünaburg gewesen war, hatte es hier an ewigen kleinen Grenzfehden zwischen dem Orden und Litauern nicht gefehlt. Mit Energie hatte Fürstenberg mehr denn einmal den plündernden Litauern einen tüchtigen Denkzettel erteilt, mehr denn einmal blutige Vergeltung geübt. In Polen aber begann man den kriegstüchtigen Komtur zu fürchten und bitter zu hassen, seine Wahl zum Koadjutor glaubte der König nicht dulden zu dürfen, ohne die Zukunft zu gefährden. Deshalb hatte er auf dem Wendener Landtag einen Protest durch seinen Sekretär Kaspar Lanzki anmelden lassen; ein solch „zorniger, frevelmüther Mann“ könne nicht Meister sein. Doch seine Worte waren auf fruchtlosen Boden gefallen. Die Gebietiger antworteten, von einer Rücknahme der Wahl könne keine Rede sein. Was blieb dem König übrig, als sich zu rüsten. Der Warschauer Reichstag versprach auf sein Ansuchen ein Heer von 100 000 Mann, der Herzog Albrecht gleichfalls stattliche Rüstung.

Die so oft gefürchtete Einmischung des Auslandes stand also vor der Thür und das Land war ihr zu widerstehen nicht mehr fähig. Man lese nur die tragikomische Schilderung, die Russow von der Aufregung giebt, welche das Land durchlief, als eine irrige Kunde vom Heranzuge der Preußen von Mund zu Munde ging und man begreift den Jammer der kommenden Tage! „Da ging ein gewaltig Geschrei“, erzählt der Chronist[1]), „wie daß dar ein Haufen Schiffe voll mit Reitern und Knechten, von dem Erzbischof und dem Herzog zu Preußen bestellt, vorhanden wäre, welche Livland unversehens anfallen und überraschen sollten. Deshalb gingen Briefe über Briefe, beides Tag und Nacht, an die Landsassen, daß sie stracks nach Ansicht des Briefes nach Anzahl ihrer Güter sich rüsten und an den

[1]) Zitiert nach Bienemann l. c. pag. 109ff.

Strand und die Häfen sich verfügen sollten, dem Einfall der Feinde zu wehren. Da war zu der Zeit bei vielen sicheren und des Krieges unerfahrenen Livländern weder Knecht, noch Rüstung nach Anzahl ihrer Güter vorhanden; weswegen die undeutschen Stalljungen und die alten Sechsferdingsknechte, die sich bereits halb tot getrunken und sich auch beweibt hatten, deren viele ihr Leben lang kaum ein Rohr losgeschossen hatten, in der Eile hervor mußten. Und als sie den alten verrosteten Harnisch über die Haut kriegten und fortziehen sollten, haben sie erstlich einen guten Rausch zu sich genommen und der eine bei dem andern zu leben und zu sterben angelobt. Darnach sind ihrer etliche bereits halb tot zu Pferd gesessen und ins Feld gerückt. Da haben dann die Frauen, Jungfern, Mägde und Kinder geheult und geweint, als wenn dieselbigen Kriegsleute nimmer hätten wiederkommen sollen. Und da sie nun an den Strand und die Häfen gekommen sind, ist da weder ein Schiff, noch irgend ein Mensch, der sie drängte, vorhanden gewesen, sondern ihr eignes Grauen allein. Und als sie dar etliche Wochen still gelegen und die Rüstwagen und Biertonnen ledig gemacht hatten, sind sie, ihres Bedünkens nicht ohne Ruhm und Preis, wieder zu Haus gekommen. So war in den livländischen Städten zu derselbigen Zeit auch keine geringe Sicherheit und des Krieges Unerfahrenheit. Denn als sie in der Eile auch Landsknechte annehmen mußten, da war großer Mangel an Trommelschlägern. Und als einer mit genauer Not gefunden wurde, der die Trommel führte, da waren dann alle unerfahrenen Handwerksburschen die besten Kriegsleute. Und wenn man die Wache des Abends aufzuführen pflegte, sind die Bürger und Einwohner jung und alt bei Hauf an den Markt gelaufen und haben das Wesen der Landsknechte mit großer Verwunderung und solchem Fleiß angeschaut, daß mancher seine Mahlzeit darüber versäumt hat. Auch sind viele unter dem Lärmen, da sie die Trommel hörten, aus der Kirche gelaufen. Also seltsam ist ihnen damals zu dem Kriege zu Mute gewesen." In dem einst so kriegsfrohen Livland hatte die lange Zeit des Wohllebens und der Völlerei die alten Neigungen so völlig erstickt, daß der Zug der Landsknechte mit ihren langen Strümpfen, zerhackten Kleidern und ihren langen Spießen und Schlachtschwertern, samt dem Troß der Weiber und Kinder, als „ein groß Meerwunder" angegafft wurde. Und da wollte man im Ernst mit den Polen und Russen bestehen!

Nur zum Hader und Kampf mit gleich- oder minderwertigen Feinden im Lande selbst war der Orden noch im stande, nur mit dem Erzbischof und dem ins Land gekommenen Koadjutor konnte er erfolgreich die Schwerter kreuzen. Fürstenberg zögerte nicht gegen die beiden Herren vorzugehen:

„Ronneburg — heißt es in einem gleichzeitigen Liedlein[1]) — hat er zum Ersten berannt
Und einen an das Schloß gesandt:
Ob sie sich wollten ergeben?
So wollte man ihnen nach Krieges Gebrauch
Fristen ihr Leib und Leben.

Des haben sie sich nicht recht bedacht,
Dem Boten eine spöttische Antwort gesagt:
Es wäre ihnen nicht gelegen,
Daß sie sollten eines Fürsten Haus
Wie Äpfel und Beeren vergeben.

Das Hakelwerk hat man gestecket an
Und darauf etliche Schüsse gethan —
Da wird das Spiel gereuen,
Und ergeben sich schnell die kühnen Helden,
Des Bischofs liebe Getreuen.

Nach Kokenhusen ist man vorgerückt
Dahin viel guten Geschützes geschickt,
Das hörte man tapfer krachen.
Der Erzbischof dachte mit freiem Mut:
Das Spiel wird sich lustig machen!

Da er nun hatte gänzlich vermerket,
Wie sich Livland so tapfer stärket
Und, daß sie hätten erfahren
Alle seine Vorhaben und Anschläge geschwind,
Gedacht er, es wäre verloren!

Die Zusagen, die ihm waren gethan,
Die wollten sich nicht erwarten lassen,
Eine Unterredung thät er begehren:
Den Ständen er sich ergeben hat
Mit samt dem jungen Herren."

---

[1]) Zitiert nach Grotthuß l. c. 54ff.



In der That, es war so gegangen, wie das Spottlied singt: Cremon und Ronneburg wurden durch ein paar Schüsse zur Übergabe gebracht, Ende Juni stand Fürstenberg vor Kokenhusen. Schon am 4. Juli war Christof von Mecklenburg in seiner Hand — man brachte ihn nach Treiden — am 30. Juli traf Erzbischof Wilhelm dasselbe Los, Jasper von Münster aber entfloh nach Litauen. Fürstenberg befahl den Erzbischof nach Smilten, dann nach Adsel zu bringen, doch scheint er nicht gerade glimpflich behandelt worden zu sein, da die für ihn angewiesenen Gelder unterschlagen wurden, so daß er so Unrecht nicht gehabt haben mag, als er darüber klagte, man habe ihm sogar sein silbernes Tafelgeschirr genommen.

Mit leichter Mühe hatte der Orden einen billigen Sieg davongetragen, denselben zu behaupten und die Früchte einzuheimsen ist ihm aber nicht gelungen. Von allen Seiten regte es sich gegen ihn, der deutsche Kaiser und König Sigismund August forderten kategorisch die Freilassung der beiden Gefangenen, ein Waffenstillstand, der im August 1556 zu Stande kam, wurde vom Polenkönig verworfen, andere Mächte mischten sich in den Konflikt, da starb im Mai 1557 Heinrich von Galen, dem bei all den Wirren wenig wohl zu Mute gewesen war, und Wilhelm von Fürstenberg wurde Meister. Er fand die Situation durch einen unseligen Zwischenfall noch mehr geschärft vor: war doch der Legat Lanzki, der auf der Reise zum Erzbischof sich befand, von dem Vogt von Rositten angehalten und, als er sich trotz Verbots durch die Reihen der die Straße bewachenden Bauern hatte durchschleichen wollen, von einem der letzteren getötet worden. Traf den Vogt auch keine Schuld, so war der Vorfall dem König doch hochwillkommen, um sein Eingreifen auch den polnisch-litauischen Ständen plausibel zu machen. Doch der Meister ließ sich nicht einschüchtern. Voll selbstbewußter Energie entschloß er sich Polen gegenüber das Schlachtenglück anzurufen. Er hoffte zu viel von dem morschen Livland, kaum ein Viertel der Vasallen folgte dem Ruf zu den Waffen, überall zeigte sich Abfall und kleinmütige Schwäche, im Orden selbst regte sich eine mächtige polnische Partei, deren Seele der Komtur Kettler war. So war es nur ein kleines Heer, das Fürstenberg trotz alles Eifers zusammenbringen konnte: 7000 Deutsche, 6 Fähnlein Landsknechte und etliche Tausend undeutscher Bauern stark nahm er seine Stellung bei Bauske an der litauischen Grenze. Doch auch dem

Mutigen mußte das Herz mit banger Ahnung sich erfüllen, wenn er vernahm, daß Sigismund August mit 80000 Mann heranzog. Schon stand die Vorhut 7 Meilen südlich, bei Poswol; von hier aus sandte der König einen entblößten Säbel mit dem Bemerken an den Meister, daß er mit diesem Schlüssel das Gefängnis des Erzbischofs und des Koadjutors öffnen werde. Zu gleicher Zeit kam in das Ordenslager Nachricht, gewaltige Haufen von Moskowitern und Tatern ständen an der Ostgrenze, bereit zum Einfall. Lange schwankte Fürstenberg, bis er endlich, von allen Seiten bestürmt und den ungleichen Kampf als Unmöglichkeit erkennend, den schwersten und verhängnisvollsten Schritt seines Lebens that: aufs tiefste gebeugt reiste er nach Poswol und that hier einen Fußfall vor Sigismund August, dessen krummer Polensäbel den Frieden diktierte. Der Friede von Poswol (5. September) sicherte Allen Amnestie zu, gab dem Erzbischof die Freiheit und die Gerichtsbarkeit über Riga zurück, und erkannte den Koadjutor an. Wenige Tage später, am 14. September, mußte Fürstenberg in einem zweiten Vertrage, obgleich 1554 ein russisch-livländischer Frieden beschworen worden war, der jede Einigung mit Polen und Litauen verbot, ein Schutz- und Trutzbündnis mit Polen gegen Moskau abschließen. Nicht genug, daß dadurch der Zusammenstoß mit Moskau in freventlicher Weise provoziert wurde, Polen wußte es auch dahin zu bringen, daß völlig im Unklaren blieb, welche Hilfe Polen zu leisten haben und welchen Lohn es zu empfangen berechtigt sein würde. Nur das wurde stipuliert, daß keiner der beiden Bundesgenossen den Krieg gegen Moskau beginnen sollte, ehe die beiderseitigen Waffenstillstände abgelaufen wären, als ob Iwan der Schreckliche so naiv gewesen wäre, zu warten!

So endete die sogenannte „Koadjutorfehde", der letzte Bürgerkrieg. „In seinem matten Verlauf, in seinem diktatorisch befohlenen Ende ist in gespenstigen Zügen das Antlitz vorgebildet, das der livländische Staatskörper in der Sterbestunde zeigt, die ihm bereits geschlagen".[1])

---

[1]) cf. Bienemann l. c. pag. 100.

---

19. Kapitel.

Hilfgesuche und Unterhandlungen.

„Ein hoher Mut thut nimmer gut,
Gott kann kein Hoffart leiden,
Er schweigt ein Weil und steht wohl zu,
Borgt auch wohl auf die Kreiden,
Bis daß die Hoffart hoch her reit'
Und Gott ersieht die Stund' und Zeit,
So muß sie herunterfallen mit Schalle."
(Spottlied auf den deutschen Orden in Livland 1558).

Schier endlos war das Vorspiel, das dem Trauerspiel voranging. Mit peinlicher Empfindung sehen wir Nachlebenden die Tage vor der Russennot ausgefüllt durch ärgerliches Wohlleben, Schwelgerei aller Art, partikularistischen oder persönlichen Egoismus und traurige Untüchtigkeit. Wie ein Alp legt es sich uns noch heute auf die Brust, wenn wir jene fünfzig Friedensjahre betrachten, da wohl der Fellinsche Sprung und wochenlange Schmausereien oder Kösten im Schwange waren, da aber das Auge vergebens in der trostlosen Leere nach einem Punkte sucht, wo es sich erquicken, auf dem es ruhen kann. Jämmerliche Unbedeutendheit, die gern in Ruh' was Gutes schmausen möchte, schlaffe, blutleere Alltäglichkeit und bei den wenigen Gestalten, die uns sympathisch anmuten, nur gute Absicht, nur ein Wollen, dem das Vollbringen fehlt. Und dies Gefühl wird noch deprimierender, wenn der Vorhang aufgeht und das große Drama seinen Lauf nimmt. Szene auf Szene steigerte das Elend, mit Akt zu Akt häuft sich der Jammer, die Zwietracht und immer dunkler ballen sich die finstern Wetterwolken zusammen, aus denen, von krachendem Donner begleitet, zündende Blitze herniederzüngeln. Es wird finstrer und finstrer, kein Lichtstrahl erhellt die Nacht: in all der Misere kein echter Mann, kein Held, der sein Alles an des gequälten Landes Rettung setzt, der die Zögernden fortreißt, die Müden stützt, den Mutigen führend voran schreitet. Im Innern zerfressen und ohne Leben, vom deutschen Reich, das unter

den Habsburgern den nationalen Sinn verloren hatte, aufgegeben, lag Livland den Heeren Iwans des Schrecklichen wehrlos zu Füßen. Das Verderben nahm seinen Lauf, das der krumme Polensäbel zu Poswol eingeleitet hatte. —

Der Gegensatz zwischen Moskau und dem Orden in Livland war bekanntlich so alt, wie die Geschichte beider Staaten. Seitdem Plettenberg die Russen geschlagen, hatten Waffenstillstände und Verhandlungen eine trügerische Ruhe geschaffen, aber es war doch nur die unheimliche Ruhe vor dem Orkan.

Der schmachvolle Friede von Poswol hatte aller Welt die Ohnmacht des Landes offenbart, wie hätte da der Zar von Moskau nicht die Zeit für gekommen halten sollen, da er den Zugang zum baltischen Meere erwerben konnte.

Schon 1550 hatte Meister Johann von der Recke versucht, den von Plettenberg erneuten Waffenstillstand zu verlängern, doch sowohl in Nowgorod wie in Pleskau stießen die Gesandten bei den zarischen Stadthaltern auf eine äußerst kriegerische und feindselige Stimmung. Von einem Anstand auf 20 Jahre wollten sie nichts wissen, die Livländer konnten froh sein, daß man ihnen einen kurzen weitern Frieden zugestand.

Man spürte es, der Zar hegte tiefen Groll gegen Livland. Die Livländer wurden mit Klagen überschüttet, sie hätten die russischen Kaufleute belästigt, ihre Kirchen ihnen geschlossen, ungerechte, parteiische Urteile gefällt, ja selbst das Leben russischer Kaufleute anzutasten gewagt. Zwei Streitfragen aber waren es vor allem, deren Erledigung mehr als sonst etwas den Kern eines jeden Vertrages mit Rußland bildete: die Frage nach Handel und nach freiem Paß; beide waren in der That heikel genug. Hatte man in Livland doch den Handel der Russen aus Handelseifersucht stets auf das härteste unterdrückt, selbst Versuche Kleinhandel zu treiben engherzig mit hohen Strafen belegt. Eine nationale Seite freilich hatte dieses Vorgehen sicherlich nicht, da die livländischen Städte ihr alleiniges Handelsrecht für den Osten ebenso eifersüchtig den deutschen Kaufleuten, namentlich den Lübeckern gegenüber, wahrten und mit peinlichem Mißtrauen Häfen, Märkte und Grenzen im Auge hielten.

Einen andern Grund hatte die Verweigerung des freien Passes nach Rußland. Es war die Furcht, daß der mächtige Moskowiter



durch den Zuzug fremder, abendländischer Handwerker und Künstler Livland noch gefährlicher werden könne, welche die Livländer zum Verbot des Durchzugs nach Moskau bestimmte. Ein Vorkommnis des Jahres 1547 illustriert das Verfahren am lebendigsten. Im Auftrage des Zaren und mit Genehmigung des Kaisers hatte Hans Schlitte mehrere hundert Handwerker, Büchsenmeister, Gelehrte geworben und schickte sich eben an sie in Lübeck einzuschiffen, als auf Betreiben Hermann von Bruggenoyes allen die Pässe zur Durchreise durch Livland abgenommen und die Abfahrt verboten wurde. Nichts blieb Schlitte übrig, als sie auseinandergehen zu lassen. Einer, der den Versuch machte sich nach Moskau durchzuschleichen, wurde in Livland aufgegriffen und ohne langes Besinnen enthauptet. Die Hinrichtung eines Russen, der bei einem scheußlichen Verbrechen ertappt worden war, durch den Rat von Reval, steigerte den Zorn des Zaren, den zu besänftigen Anfang 1554 eine neue livländische Gesandtschaft direkt nach Moskau aufbrach. In völliger Verkennung der Sachlage erhielt dieselbe die Instruktion, den Beifrieden um 30 Jahre zu verlängern, aber weder freien Handel, noch freien Paß zuzugestehen.

Es verlohnt, sich den charakteristischen Gang der Verhandlungen zu vergegenwärtigen. Am 2. Mai begannen die Besprechungen, bei denen der Kanzler Adaschew zuerst seinem Befremden darüber Ausdruck verlieh, daß in Riga, Reval und Dorpat die russischen Kirchen ihren Bekennern vorenthalten würden. Die Livländer gaben zur Antwort, man möchte nur Priester hinschicken, was bisher nicht geschehen sei, die Kirchen ständen zu ihrer Verfügung. Schwerer schon einigte man sich beim zweiten Punkt, der Vorenthaltung des freien Handels, insonderheit mit Pulver und Blei. Als die Gesandten vorgaben, sie selbst hätten nicht das unbeschränkte Handelsrecht, ließ Adaschew die Frage plötzlich fallen und sagte: „der Großfürst wolle den Frieden, doch von zwei Punkten gedenke er nicht zu lassen: vom freien Handel und vom Dorpater Zins". „Seit 210 Jahren," fuhr er fort, „sei derselbe nicht gezahlt worden, noch vor 82 Jahren aber in einem Traktat als zu Recht bestehend ausdrücklich aufgenommen worden, und zwar sei nach ihm jeder Mann aus dem Stifte zu einer jährlichen Zahlung von einer Mark verpflichtet. So lange der Großfürst mit den Tataren zu thun gehabt, habe er die Sache ruhen lassen, jetzt aber, wo endlich Kasan bezwungen, wolle er seinen Zins."

Den Einwand der Livländer, der Zins, von dem ihnen zu Hause nichts bekannt, sei im günstigen Fall doch höchstens ein bloßer Titel, eine „Herrlichkeit“, keine wirkliche „Gerechtigkeit“, ließ der Bojar nicht gelten, gestand ihnen aber schließlich einen Aufschub zu, damit sie beim Bischof von Dorpat Erkundigungen einziehen könnten. Dann schloß Adaschew mit der ernsten Mahnung zum Frieden: man möge nicht über freien Handel und den Zins weiter streiten, in Moskau wisse man sehr gut, daß alle die Herren und Landschaften gut sein, alles Unheil aber von den „Kerls“, den Städtern käme.

Aus Livland konnten die Gesandten über den Zins nichts Genaueres erfahren. Blos die Bauern im Neuhausenschen meinten, es wäre derselbe wohl identisch mit dem in uralter Zeit für ihre auf Pleskauschem Gebiet gelegenen Honigbäume gezahlten Tribut. Dem stimmten die bischöflichen Räte bei, während anders und weit bestimmter die Angaben waren, die Adaschew nach Livland gelangen ließ. Im Jahre 1473 sei durch den Bevollmächtigten des Stifts Dorpat, den Bürgermeister Johann Bever, und einen Bojaren ausdrücklich die Entrichtung eines Zinses von je acht zu acht Jahren festgesetzt worden. Eine andere Urkunde im bischöflichen Archiv datierte vom Jahre 1493. Doch wie dem auch sei, gehalten ist dieser Traktat niemals. Auch das scheint zweifellos, daß er nur eine private Abmachung zwischen dem Bischof und dem Statthalter gewesen ist.

In Dorpat war man höchst unschlüssig, was man thun solle Nach langem Schwanken entschloß man sich endlich mit Zustimmung des Meisters zu einem in der Folge verhängnisvollen Mittelweg: eine Untersuchung über die Frage einzuleiten und das Resultat vorläufig abzuwarten. Als dies den in Moskau wartenden Gesandten gemeldet wurde, ließ ihnen Adaschew sagen, sie möchten ruhig in Moskau bleiben, der Zar selbst werde nach Livland gehen und den Glaubenszins sich holen. Die unverhüllte Drohung erschreckte die Livländer auf tiefste und ließ sie, zumal klägliche Briefe aus der Heimat zu erkennen gaben, daß man dort den Frieden um jeden Preis wolle, den von Iwan vorgelegten Traktat, das Verhängnis des Landes, unterzeichnen! Jetzt hat der Zar, was er will: Dorpat ist ihm tributpflichtig und hinter dem Bischof steht als Bürge der Meister samt den Ständen. Falls innerhalb dreier Jahre der Tribut für fünfzig Jahre entrichtet und von nun ab ein jährlicher Zins von einer

Mark von jedem männlichen Einwohner des Stifts gezahlt würde, sollten die Livländer für fünfzehn weitere Jahre Frieden haben. Natürlich mußten die verwüsteten russischen Kirchen wieder hergestellt, den russischen Kaufleuten selbst in Livland freier Handel zugestanden werden. Nur Wachs, Talg und Panzer waren ausgenommen. Ein besonderer Artikel setzte endlich fest, daß der Meister und die Stände kein Bündnis mit Polen abschließen dürften. Mit solchem Bescheid zogen im Juni 1554 die Livländer heim, ihnen folgten im nächsten Frühjahr russische Gesandte, um den Vertrag durch den Meister ratifizieren und „beküssen" zu lassen. Heinrich von Galen und Wilhelm von Brandenburg zögerten denn auch nicht, den Vertrag zu beschwören und das Kreuz zu küssen, während man in Dorpat, trotz aller Weisungen des Meisters abzuschließen, damit dem Lande keine Mühe daraus entstände, wieder auf krummen Pfaden zu wandeln unternahm. Es war der bischöfliche Kanzler Georg Holzschuher, ein Glied der berühmten Nürnberger Familie, der dem Bischof den Rat gab den Vertrag zwar zu beschwören, aber unter dem Vorbehalt eines Protestes beim kaiserlichen Reichskammergericht, dessen freisprechende Entscheidung er zu bewirken versprach.

Vergeblich sprach Dorpats Bürgermeister, Johann Henk, mit Eifer dagegen: „Was man versiegle, müsse man auch halten und würde dem Muskowiter dadurch gewaltig zu stehen kommen!" „Sein schlicht bürgerliches Gemüt konnte den Gedanken dauernder Abhängigkeit nicht fassen und sträubte sich gegen den des Eidbruches" [1]).

Doch seine Stimme verhallte ungehört. Mißtrauisch reiste der Gesandte des Zaren wieder heimwärts, sein Herr aber rüstete von nun an eifriger noch, denn früher, um spätestens nach Ablauf der fünfzehn Jahre seinen Willen zur Geltung zu bringen.

War es nicht Frevel sondergleichen, wenn man in den Jahren 1555—58 in Livland that, als lebe kein mächtiger Zar in Moskau, wenn man sich in der Koadjutorfehde mit dem Schwert zu zerfleischen begann, Polens Einmischung provozierte und schließlich in Poswol durch das Bündnis mit Polen den russischen Vertrag in offenkundigster Weise brach? Aber wie mit Blindheit geschlagen gingen selbst die Besten ihren Weg, selbst ein Fürstenberg zögerte nicht die gegen Polen

---

[1]) cf. Bienemann l. c. pag. 105.

geworbenen Landsknechte abzulöhnen, während doch die Gefahr von Osten her riesengroß geworden, Polens Hilfe aber im besten Fall erst nach Jahren zu erwarten war.

In einer Lage, wo nur die Anspannung aller Kräfte Rettung bringen konnte, vertraute man kurzsichtig immer wieder, daß eine seit Beginn 1557 an den Zarenhof gezogene Legation Friede und Ruhe bringen werde. Die Thoren! Als der Zar in höchster Ungnade die Livländer nicht einmal vor sein Angesicht läßt, neue Drohungen nicht zurückhält und die gegenüber Narwa gelegene Trutzburg „Iwangorod" zu verstärken befiehlt, weiß man in Livland abermals keinen andern Rat, als gegen Ende des Jahres, kurz vor Ablauf der drei Jahre — nochmals Gesandte an Iwan abzufertigen!

Schon auf der Hinreise werden ihnen in Twer und Torschok Nachrichten überbracht, sie möchten eilen, es sei Gefahr im Verzuge, aber erst am 6. Dezember, drei Tage vor Ablauf des Geleits, sehen sie Moskau vor sich auftauchen. Am 8. Dezember empfängt sie Iwan der Schreckliche in prunkvoller Audienz, jedoch höchst ungnädig: ohne Handschlag, ohne Einladung zur Tafel werden die Gesandten entlassen. Nunmehr tritt Adaschew wieder auf den Plan und weiß mit vollendetem Geschick den Eingeschüchterten ein Zugeständnis nach dem andern zu entlocken. Vergeblich versuchen sie sich dahinter zu verschanzen, 1554 sei ihnen nur aufgetragen den Tribut zu „untersuchen," sie hätten aber nichts finden können, also träfe sie keine Schuld. Schließlich geben sie im Prinzip nach, nur noch auf eine Reduzierung des Preises wenden sie ihr Augenmerk. Eine Mark für die männliche Seele finden sie zu hoch, zudem wisse man gar nicht, wie viel Männer im Stift Dorpat leben. Doch der Kanzler läßt nichts gelten: wie sollte man im Dörptschen nicht wissen, wie viel Männer lebten, da sogar in Rußland Geburts- und Totenregister geführt wurden! Nun beginnt ein Schachern und Feilschen eigner Art. Die Livländer bieten tausend Mark für die frühere Zeit und jährlich hinfort dieselbe Summe, die russischen Unterhändler, ihre günstige Situation und die im Prinzip bereits erfolgte Nachgiebigkeit der Gesandten erkennend, steigern die ersten tausend Mark bis auf vierzigtausend Thaler. Zugleich eilt Adaschew zum Zaren und während die Livländer in banger Sorge harren, kommt schließlich die Nachricht, Iwan habe die Livländer „begnadigt" zu tausend Dukaten (6000 Mark) jährlichen Zinses und

zu einmaliger Zahlung von 45000 Thalern. Eine andere Meldung will sogar wissen, der Zar habe gegen die 45 000 Thaler den Zins ganz gestrichen, doch das stimmt wenig zu seiner sonstigen Politik.

Auf den 11. Dezember wird der letzte Verhandlungstag anberaumt. Schon nehmen die Gesandten Abschied, da fragt Adaschew, ob sie heute oder morgen zahlen wollten. Daran schienen die Livländer garnicht gedacht zu haben. Habt Ihr denn das Geld gar nicht bei Euch? fragt der Kanzler eindringlich. So war es in der That, nach guter Dorpater Sitte hatte man alles versprechen und nichts halten wollen. Da brausen die Moskowiter in gerechtem Zorn auf, hinaus aus ihren Behausungen werden die Gesandten gewiesen, in fluchtartiger Weise verlassen sie die Zarenstadt. Doch kaum haben sie dieselbe hinter sich, so jagt ihnen ein Beamter nach und überhäuft sie mit Vorwürfen, weshalb sie die Stadt so eilig verlassen hätten. Was sollen wir denn thun, was sollen wir lassen? rufen die Livländer aus. Umkehren! lautet die Antwort. Aber dazu sind sie nicht zu bewegen, das Äußerste, was sie thun wollen, ist den Pristaw zu bitten, er möge nach Moskau zurückreiten und hier Fürsprache für sie einlegen, in Twer würden sie auf Antwort warten. Das thun sie auch, aber vergebens bleiben sie hier vierzehn, in Nowgorod acht Tage. Erst am 26. Januar brechen sie heimwärts auf, sie ahnten nicht, daß bereits die Heerhaufen Iwans die Grenzen Livlands überschritten hatten, wo man der Gefahr geradezu freventlich gespottet hatte: „das Land, sagt ein russischer Augenzeuge, der Fürst Kurbski, damals noch ein Günstling Iwans des Schrecklichen, war sehr reich und seine Bewohner waren so ungemein stolz, daß sie den christlichen Glauben und die Sitte und Weise ihrer guten Altvordern verlassen hatten und sich von selbigen entfernend zu den breiten und geräumigen Pfaden hinstürzten, nämlich zu großer Völlerei und Unenthaltsamkeit, zur Langschläferei und Faulheit, zur Lüge und zu bürgerkriegerischem Blutvergießen". Der Fremde hatte nicht falsch gesehen!

Zu dem Gedanken, daß man vor ernstem Zusammenstoß mit einem mächtigen Gegner stehe, den man in erster Reihe mit eigener Kraft zu bestehen haben würde, scheinen nur wenige durchgedrungen zu sein. Anderer Hilfe zu erlangen war neben den Verhandlungen in Moskau das erste Bestreben der Entarteten, selbst zu handeln, den



Schwerpunkt auf das eigene energische Thun zu legen, war ihnen ein unfaßbares Verlangen.

Früh schon hatten die Livländer ihr Auge auf das heilige römische Reich geworfen: wenn eine Macht, so mußte diese Beistand leisten.

Ein trübes Kapitel — dieses Hin- und Herschreiben und -reden, dieses Besenden von Reichstagen, diese klägliche Unbeholfenheit im Reich, dem jede wärmere patriotische Empfindung etwas Fremdes geworden war. Daß man in Livland nur that, wozu man alles Recht hatte, wenn man die Hilfe des Mutterlandes anrief, dafür scheint der Kaiser so wenig wie der Reichstag ein Verständnis gehabt zu haben.[1]) Hatte doch Plettenberg die Reichsunmittelbarkeit erlangt — nicht freilich die als Glied des hl. römischen Reichs ihm zukommende Hilfe gegen den Moskowiter. Als dann Karl V. 1520 in Deutschland erschien, bewies er die Hoheitsansprüche über Livland dadurch, daß er dem Erzbischof von Riga und den andern Bischöfen die Belehnung erteilte, und in einem andern Aktenstück erklärte er ausdrücklich, es könne kein Zweifel darüber obwalten, daß Livland zum Reich gehöre, da es „von Deutschen den Heiden abgewonnen, seine Regenten, Herren, Edlen, die Obrigkeiten in Städten, Flecken und Schlössern, die Kaufleute an den Handelsplätzen sich deutscher Sprache, Sitte und des deutschen Rechts bedienten, auch stets den Kaiser als ihren Oberherrn anerkannt, ferner jene fünf Stifter stets zur deutschen Nation und ihre Prälaten zu den Fürsten des hl. Reichs gezählt worden seien."

Auch äußerlich fand diese Situation vielfachen Ausdruck. Plettenberg und die Bischöfe steuerten zum Unterhalt des Reichskammergerichts bei, dessen Gerichtsbarkeit sie also anerkannten, und auch der allgemeine Landfriede Kaiser Max I. wurde in unserer Heimat geboten. Als dann Albrecht, der letzte Hochmeister, 1525 die Herzogswürde von Preußen sich beilegte, beschleunigte dieser Akt die lang verheißene Erhebung Plettenbergs zum Reichsfürsten: feierlich erteilte ihm Kaiser Karl auf dem großen Reformationsreichstage von 1530 zu Augsburg die Regalien. Und doch! wie fern lagen die Geschicke Livlands innerlich dem erzkatholischen Imperator, vollends seitdem die lutherische Ketzerei das Land der heiligen Jungfrau mehr und mehr ergriffen hatte! Dann erfolgte in Deutschland die Reaktion gegen die brutale Katholisierung

[1]) cf. Otto Harnack. Livland als Glied des deutschen Reichs. Preuß. Jahrb. Aprilheft 1891.



und Moritz von Sachsen stürzte den Kaiser von seiner Höhe herab, dem von nun an neben dem guten Willen auch die Macht zum Helfen fehlte.

Nicht wohlwollender war die Haltung der Reichsstände und unter diesen der Hansastädte, die, durch den Handelsegoismus Rigas, Revals und Dorpats materiell geschädigt, von kräftigem Beistand nicht nur nichts wissen wollten, sondern auf dem Reichstag zu Ulm darauf hinwiesen, daß Livland nie die Türkensteuer bezahlt habe und sich daher selber helfen möge.

Kann es da Wunder nehmen, daß in der Stunde der Entscheidung von ernsthafter Beihilfe seitens des Reichs nichts zu spüren ist? Wo vom Reich in den folgenden Abschnitten die Rede sein wird, sind es doch nur tragikomische, fratzenhafte Vermittlungsversuche des Kaisers, schimpflich kärgliche Geldbewilligungen, die nicht einmal eingetrieben werden können.

In Livland schien kaum einer zu glauben, daß das Land vor einem furchtbar ernsten Kampf stehe. In eitler Lustbarkeit dachte das gesunkene Geschlecht nur an den kommenden Tag und wiegte sich in träger Vertrauensseligkeit. „Zu derselben Zeit, berichtet Balthasar Russow, hat einer vom Adel-und ein sehr vornehmer Ratsverwandter in Reval zu Harrien Köste (Hochzeit) gehalten, zu welcher Köste der ganze Adel aus allen estnischen Landen und auch viele aus Riga (dem Stift), samt vielen Ordensherren verschrieben gewesen; es sollte solch eine prächtige, stattliche und fröhliche Köste sein, daß Kindeskind derselben Köste gedenken sollte. Als sie nun gemeint haben, die Köste stattlich und in allen Freuden zu vollendigen, kommt alsobald böse Zeitung vom Russen, wie er mit gewaltiger Heeresmacht ins Land gefallen sei. — — — Wie wohl Betrübnis vorhanden war, so wurde dieselbige Hochzeit dennoch nach dem Alten gehalten und vollbracht". Ein typischer Zug der Zeit! Nur der Meister, der damals im Fellinschen stand, hatte Zweifel an dem glücklichen Ausgang der in Moskau angeknüpften Verhandlungen und an der vom Reich erbetenen Hilfe, dringend forderte er Riga und Reval zu Rüstungen auf, eifrig empfahl er Kirchengebet und innere Einkehr.

Schon aber war es zu spät: am 22. Januar 1558 überschritten die russischen Heerhaufen die Grenze. —

---

20. Kapitel.

Das erste Kriegsjahr. (1558.)

Es hat mir fast das Herz gerührt,
Daß ich aus eurer Red' verspürt,
Daß Livland nun zu dieser Frist
In solch Elend geraten ist,
Verwüstet und fast ausgebrannt.
Ach! Ach! Das edle schöne Land,
Das manchem Land und Nation
Viel Nutz' und Vorteil hat gethan.

Aus Timan Brackels „Christlich Gespräch von der grausamen Zerstörung in Livland."

Während der Bischof Hermann von Dorpat Landsknechte zu werben mit der Bemerkung ablehnte, er fürchte die Zuchtlosigkeit derselben und es sei immer besser von Feinden, denn von Freunden zu Grunde gerichtet zu werden, während man in Reval in sorgloser Unbotmäßigkeit das Undenkbare möglich machte und das Landesaufgebot des Meisters, um die Festfreude nicht zu stören, unterschlug, waren in Wierland, bei Neuhausen und im Erzstift die grausen Gäste an's Werk gegangen. Etwa 30000 Mann stark, nach andern Angaben gar 70000, breiteten sich die russischen und tatarischen Reiter plündernd und alles zu Grunde richtend in drei Linien aus. Fürst Michael Glinski, Daniel Romanowitsch und Tschig-Alei, der ehemalige Zar von Kasan, befehligten sie. Die festen Plätze anzugreifen vermied man ängstlich, an ihnen vorbei drang man rekognoszierend und das Land zur Wüste machend bis vier Meilen vor Reval, bis vor Dorpat, bis sieben Meilen vor Riga, Entsetzen und starres Grauen vor sich her verbreitend.

Und fürwahr, solches Volk hatte man in Livland noch nie gesehen! Sehr anschaulich schildert der rigische Sekretär Johann Schmiedt in seiner zeitgenössischen Chronik den Eindruck, den die Tatern im

Lande machten.[1]) Er rühmt vor allem ihre Bedürfnislosigkeit: „Hinter sich auf dem Pferde führen sie ein Säcklein mit Mehl, wann sie sich und ihre Pferde süttern wollen, so brauchen sie nur Wasser dazu — es ist ihnen genug, wenn sie sich und ihren Rossen „Küchlein und wasserbrei“ machen können. Als weiteren Proviant führen sie wohl auch kleine hartgebackene Brötchen, viereckig wie Würfel mit sich. Auch die schweren Eisenrüstungen kennen sie nicht, sondern nur zum Kampf rüsten sie sich mit Panzern und durchnähten dicken Kleidern. Ihre Bewaffnung besteht aus „Flitzbogen“, in deren Gebrauch sie große Fähigkeiten besitzen, ferner aus Beilen mit langen Stielen, die ihnen gleich einem Streitkolben an langen Riemen um den Arm hängen, „damit können sie gantz geschwinde von sich hawen“. Im Notfall greifen die Moskowiter auch zum schweren Säbel, aber dessen Größe macht den Gebrauch selten. Unter großem Geschrei und indem sie sich auf ihren Rossen aufrichten, brechen sie gegen den Feind vor, aber eine Schlacht selbst vermeiden sie: leichtfertig und geschwind denken sie nur auf hinterlistige Praktiken: „so führen sie auch, schließt diese Beschreibung, auch eine seltzame rüstunge bei sich: ist wie sunst ein fischangel oder hake. Damit holen sie die leuthe zu sich, die sie gefangen mit weckfuhren, schlagen es ihnen in den leib, führen sie damit immer furt, des sie ihnen nit sollen entkohmen“.

Gar tyrannisch, berichtet ein anderer Zeitgenosse, Salomon Henning, Kettlers Sekretarius, habe insonderlich der Tatarenkaiser (Tschig=Alei) gewütet: „Denn er schwangere Frauen von einander gehauen und junge Kindlein an die Zaunstecken gespießt, alte und junge Leute niedergeworfen, sie in den Seiten aufgeschnitten, Büchsenpulver darein gestreut und die armen Leute ohne einiges Erbarmen auseinander gesprengt. Item Unzähligen die Halsknochen an der Gurgel entzwei gehauen und sie so mit halbabgehauenen Halsen liegen lassen, bis sie mit großer Angst und Schmerzen in ihrem Blute ersticket. . . Sie haben ihrer auch viele mit fettem Kienholz gespicket, gebunden und zu Tode verbrennen lassen. . . . . Summa, wer kann vor Herzeleid alle Grausamkeit desselben tatarischen Wüterichs erzählen!“ Ja das Ungeheuerliche steht fest, daß die Tataren Menschenfleisch aßen und

[1]) cf. Chronik Johann Schmiedts od. Alex. Bergengrün.

von ihnen ein förmlicher Handel mit eingesalzenem Menschenfleisch getrieben wurde.

Man sollte nun meinen, diesen an die Hunnen gemahnenden Schwärmen gegenüber wäre ein Widerstand nicht unmöglich gewesen. Ach, die Verzagten ahnten nicht, wie leicht sie durch geeinte Gegenwehr das Land vor der Überflutung hätten retten können, wie „laid dem Tatterischen Obristen vor den Teutschen, da er viel von gehöret", war. Hatte doch Iwan befohlen, „so sein Kriegsoberster vernehmen würde, daß der Meister in Gegenwehr und Ausrüstung zu Felde wäre, so sollten sie anhalten und nicht fortrücken: so wollte er den verhandelten Beifrieden vollziehen und befestigen. So aber Livland in Sicherheit und keiner Ausrüstung wäre, so sollten seine Kriegsleute weiterziehen und ihr Glück versuchen."

Doch die gefürchteten Eisenritter ruhten in ihren Gräbern und über diese hin brauste das Verderben!

Eine kopflose Angst und wilde Verzweiflung packte das Land. Keiner will selbst Hand anlegen, alle rufen kleinmütig den Meister um Hilfe an oder wenden wohl schon ihre verräterischen Blicke aufs Ausland. Der Bischof von Dorpat fordert sofort in Todesangst die Vasallen auf in die Stadt zu kommen, der Erzbischof will vor allem sein Gebiet geschützt wissen — auf Marienhausen komme es zuerst an. Die kurischen Gebietiger wollen das Heer in Segewold, die estländischen in Wesenberg konzentrieren. In den Ratsstuben von Riga und Reval zeigt sich schnöder Eigennutz und den Mahnungen des Meisters gegenüber, „doch nur ihrer Pflicht zu genügen und ihre Fähnlein endlich vollzählig zu stellen", tritt früh schon die pessimistische Stimmung hervor, daß das Land aus eigner Kraft sich nicht vor dem Ansturm wehren könne. Namentlich in Reval, wo der Syndikus Jost Clodt sich sehr bald als schwedischer Parteigänger ausweist, bricht sich die Ansicht Bahn, „es sei besser mit fremder Hilfe errettet zu werden, als unter eigenem Vermögen zu unterliegen." Und selbst der Orden! Wie wenig war er zum Kampf auf Leben und Tod gerüstet, wie wenig gewillt ihn zu wagen! Man lese das schon zitierte „Spottlied auf den deutschen Orden in Livland", das ein „frecher Landsknecht" erdacht, um mit Entsetzen wahrzunehmen, wie weit es gekommen war: da gabs kaum einen Komtur, der nicht in Völlerei und Unzucht verkommen, in Gleichgiltigkeit oder gar Feigheit versunken war. Mit

schmerzlicher Wehmut erinnert sich der Poet der kriegerischen Tüchtigkeit der Altvordern:

„Sie stritten mit ritterlicher Hand,
Beschirmten der armen Christen Land.
Dies Lob ist ganz vergangen
Durch übermütig Prangen."

Wohl war Fürstenberg beim ersten Lärm zu Roß gestiegen und von Fellin nach Tarwast geeilt. Nach allen Seiten stürmten seine Eilboten durchs Land und trieben die Lässigen zur Rüstung an und an Antwort fehlt es nicht. Der eine Gebietiger entschuldigt sich mit Krankheit, dem andern fehlt die Ausrüstung; der Erzbischof, der dem Meister die frühere Kränkung nicht vergessen konnte, „welches ihm noch im Koppe stack", verweigerte seine Mannen aufsitzen zu lassen, der Bischof von Oesel entschuldigt sich mit erlogener Widerwehr gegen erlogenen schwedischen Anfall. Unverständlich bleibt vor allem aber das Gebahren der Ritterschaften, des Adels, die doch schon aus Selbsterhaltungstrieb dem Meister willige Heeresfolge hätten leisten müssen. Aber sie alle, die vermögenden, stolzen Herren, unter ihnen die harrisch-wierische Ritterschaft, bleiben taub für alle Mahnung und meinen, sie müßten das eigene Gebiet schützen.

Fürwahr, jener russische Bojar, den man 1559 im Februar gefangen einbrachte, hatte recht, wenn er trotzig sagte: „Man wisse nicht, wie man es den Deutschen recht machen sollte. Im Sommer sei es ihnen zum Kriege zu warm, dann wollten sie in ihrer Rüstung verschmelzen; im Winter wäre es ihnen wieder zu kalt, dann müßten sie Federbetten, Wein, Bier und große Nachfuhr haben." „Solches, fügt der wackre Joh. Schmiedt traurig hinzu, hat der Russe nicht ohne Ursache geredet!" Dieses entnervte Geschlecht war reif zum Untergang. Vor der Flut der Tatern flüchtete sich der Adel des flachen Landes auf die festen Schlösser: Ermis, Trikaten, Helmet, Ringen konnten bald die Masse der Flüchtlinge nicht mehr bergen, die Bauern aber wies man nach den Städten. Glücklich, wenn sie hier Schutz fanden, wenn sie nicht, wie vor Dorpat, zurückgewiesen wurden und dann durch die furchtbare Januarkälte oder die streifenden Feinde elendiglich ums Leben kamen.

Was konnte Fürstenberg dem unsagbaren Elend, der Niedertracht und Verzagtheit gegenüber thun? Wie konnte er den Ordensherrn

steuern, die feige von ihren Schlössern wichen, wie den Wünschen und Klagen aller entgegenkommen, da keiner zu Opfern bereit, da selbst in den Städten der alte Geist geschwunden war. Schon am siebenten Tage des Einfalls schrieb der Rat von Narwa nach Reval, man möge doch die Stadt in so großer Not nicht im Stich lassen. Gott habe zu sonderlicher Strafe den Bauern auf der Grenze ein Hasenherz gegeben, daß sie ein rauschend Blatt in Angst setze und gar wenige Feinde, die man früher verachtet, sie aus dem Ihren jagen und sie totschlagen könnten. Das Brennen und Morden und Fortführen der armen Leute nehme kein Ende, die Katen ständen in Flammen und der Feind streife mit losen Buben durchs Land. Als man so schrieb, standen ganze vierundzwanzig trostlose Jahre bevor!

Mit dem Eifer der Verzweiflung betrieb der Meister einen neuen Landtag, am 12. März sollte er in Wolmar zusammentreten. Als ob Landtagsschlüsse das Land noch retten konnten, dem die Männer verloren gegangen waren! Man einigte sich schließlich dahin, durch eine Zahlung von 60000 Thalern den Frieden von Iwan zu erkaufen und sofort an ihn eine neue Gesandtschaft abzusenden. Aber wie mit Blindheit geschlagen, fügt man dem die Weisung an die Gesandten hinzu, nicht allein, wenns möglich wäre, einen Teil der Summe wieder abzuhandeln, sondern dem Zaren auch zu Gemüte zu führen, wie „unverschuldeter Sachen er das arme Stift Dorpat und einen großen Teil des Landes verwüstet und verheert habe." Von gleicher Sentimentalität zeugt ein weiterer Beschluß — lobenswert an sich, thöricht im Hinblick auf den Augenblick, da er gefaßt wurde; eine Reformation vorzunehmen, Mißbräuche, falsche Lehren und Zeremonien in den Kirchen abzuschaffen, gelehrte Prädikanten ins Land zu ziehen, die reine Lehre zu verkünden und eine Kirchenordnung, die von den „christlichen evangelischen Theologen gestellt und approbiret", einzuführen. Aber dieses erste offene Bekenntnis des ganzen Landes war doch nur ein Wortschwall, an eine Änderung des innern Menschen dachte man im Ernst so wenig, wie an eine Einziehung der Kirchengüter, durch die man Mittel zur Kriegsführung erhalten hätte. Statt dessen hoffte man vertrauensselig Hilfe vom Reich, und war so naiv von der Moskauer Legation Ersprießliches zu erwarten.

Aber der Muskowiter that ihnen nicht den Gefallen sich ruhig zu verhalten. Nachdem die Tatern sechs Wochen im Land gelegen

hatten und dann — denn ihre Rekognoszierung war beendet — auf ihren flinken Rossen schnell verschwunden waren, begann am 1. April der Haupteinbruch, der auf die Eroberung Livlands abzielte.

Der erste Vorstoß galt der nördlichen Vorburg des Landes, dem festen Narwa. Mit peinlichem Gefühl liest man noch heute den schlichten Bericht, den Wolff Singehoff, der zu jener Zeit ein Fähnlein rigischer Knechte befehligte, über die Ereignisse, die zum Fall dieser Stadt geführt haben, abgefaßt hat. Man stutzt schon, wenn man sieht, daß genau in der Stunde, wo der Feind an den Grenzen erscheint, die Stadt Riga eine Fahne Landsknechte, die seit dem Februar in Fellin in Quartier liegt, abzulöhnen beschließt, weil der Unterhalt zu kostspielig sei. Kein Wunder, daß die auf drei Monate in Sold genommenen Knechte — 430 Mann — meutern und erklären, sie würden sich nicht eher zufrieden geben, als bis sie eine Entschädigung erhalten, dann erst wollten sie „spazieren gehen". Mit Mühe rettete der Fähnrich, vor dessen Hause die tumultuierenden Landsknechte sich zusammengerottet hatten, sein Leben. Als Kettler, der Komtur des Schlosses, von dem Zwischenfall hörte, entbot er die Führer zu sich und erklärte ihnen seine Bereitwilligkeit die Knechte in den Sold des Meisters zu nehmen: mit ihnen wolle er dann gen Narwa rücken, um die Stadt zu entsetzen. Die aufs Schloß Beschiedenen schwankten lange, schließlich bewirkten die Drohungen Kettlers, Riga solle es büßen, wenn durch seine Schuld Narwa verloren gehe, sowie seine Bereitwilligkeit 300 Mark den Knechten vorzustrecken, die Annahme seines Angebots und auch die letzten Unschlüssigen wurden durch einen zur rechten Stunde eintreffenden Brief aus Riga willig gemacht. Schrieb doch der Rat, hundert Hackenschützen wolle er noch weiter in Sold behalten und nach Wesenberg abrücken lassen, wenn nur für die Übrigen sich der Meister zu Sorge und Sold verpflichte. Gemeinsam brach die ganze Fahne nach Wesenberg auf, hier sollte weiterer Beschluß gefaßt werden, d. h. hier wollten die Landsknechte sehen, ob ihnen gute Löhnung ausgezahlt würde. Doch schlimm genug war es damit bestellt. Weder der Komtur von Reval, der mit etlichen vom Adel da war, noch Kettler, noch der Vogt von Wesenberg waren im Stande das Geld für einen Monatssold aufzubringen: als Kettler den letztern besandte, er möchte Geld vorstrecken, „da lag er im Bett und klagte noch viel mehr, er hätte kein Geld." In der höchsten Not appellierte Kettler

an das Ehrgefühl der Offiziere. „Ihr müßt nicht glauben, sagte er zu ihnen, daß wir Euch nach Narwa bringen und dann von Euch reiten werden. Wir wollen, wills Gott, zusammenbleiben und mit Euch Leben, Ehre und Gut einsetzen!" Was blieb den Knechten übrig als mitzuziehen? Schon am zweiten Morgen setzte sich das kleine Heer, das Ordensaufgebot und das Fähnlein, in Bewegung und zog in Eilmärschen drei Tage hindurch bis auf drei Meilen von Narwa, wo die ersten Russenhaufen sichtbar wurden. Schon dunkelte es, als die ausgestellten Wachen Alarm schlugen und Reiter und Fußvolk sich, so gut es gehen wollte, in Schlachtbereitschaft setzten. In voller Schlachtordnung zog man in die einbrechende Nacht hinein und machte erst etwa eine Meile vor Narwa abermals Halt, um Kriegsrat zu pflegen. Kettlers Plan ging hierbei dahin, acht Rotten Knechte begünstigt durch die Nacht und unter dem Schutz der Hälfte der Reiter in die Stadt zu bringen. Hierauf sollten die letzteren zurückkehren, um auch die Übrigen nebst dem Geschütz hinter die Mauern zu geleiten. Aber die Anstrengungen des schweren Marsches und die stockfinstere Nacht ließen den Knechten den Versuch unmöglich erscheinen: sie wollten bleiben, wo das Geschütz wäre, in der Nacht wollten sie sich nicht trennen, gaben sie Singehoff zur Antwort, als dieser ihnen Kettlers Befehl überbrachte. Der Komtur geriet in höchsten Zorn, ja er sprach gar davon, mit seinen Reitern „in die mutwilligen Buben einzuhauen und ihren Eigenwillen zu brechen". Aber er mußte doch endlich nachgeben und Befehl erteilen, daß das ganze Heer sich abermals in Bewegung setzte. Es war ein trauriger Zug: die Pferde lahmten vielfach, ein Teil der Knechte hatte durchgegangene, wunde Füße. Um ein Haar wäre man bei der Finsternis dem Feinde, der auf der Stadtwiese lagerte, in die Arme gerannt, da man sie, schlecht orientiert wie man war, für Freunde hielt. Eine Stunde nach Mitternacht, am ersten April, passierten die Deutschen todesmatt endlich das Thor. Aber nicht gerade lang war ihnen die Zeit zum Ausruhen bemessen, schon in der folgenden Nacht um zwei Uhr bliesen die revalschen Knechte, die in Narwa lagen, Alarm, denn die Russen waren eifrig beschäftigt den Troß zu plündern. Alles eilte hinaus, aber die Feinde waren in der Mehrzahl und trieben die Knechte und Reiter mit Verlust hinter die Mauern zurück.

Statt nun aber mit besonderem Eifer dem Feinde zu begegnen,

beschlossen die Befehlshaber des revalschen Fähnleins samt Pfeifern und Trommelschlägern ungesäumt nach Reval heimzukehren, ein Beschluß, dem die Knechte selbst nicht folgten, welche sich vielmehr unter das Regiment der Rigischen stellten. Auch Kettler mit seinem Reiterhaufen und den Herren vom Adel verließ bald darauf den gefährdeten Platz und zog sich, ohne Singehoff Mitteilung davon zu machen, in ein Lager zurück, das er etliche Meilen von Narwa zu schlagen befohlen hatte. Nur einige junge Edelleute und den Briefmarschall ließ er in Narwa. Man kann sich der Knechte gerechte Entrüstung denken: trotz aller Versprechungen sahen sie sich in der Stadt allein gelassen. Singehoff begab sich daher, da von nun an auf seinen Schultern die Fürsorge in erster Linie ruhte, hinauf aufs Schloß zum Vogt Ernst von Schnellenberg, und bat ihn um Hafer und Heu für seine Pferde. Der Vogt erwiderte, er habe keinen, der Russe habe seinen verbrannt, doch als Singehoff in ihn drang, er wisse, in der Stadt gebe es noch Hafer, er würde schon sehen, wie er zu demselben käme, ließ ihm der Vogt durch einen Boten sagen, für 70 Mark baar wolle er ihm wohl eine Last Hafer geben. Aber Singehoff hatte sich selbst geholfen und gab dem habgierigen Ordensherrn zu wissen, ein Bürger habe ihm für 60 Mark und zwar auf Borg den Hafer abgegeben. Fürwahr ein wackerer Kommandant! Doch nicht genug, daß er Kornwucher trieb, wo der Gegner im Lande stand; am 9. Mai entfloh er feige aus Narwa, um sein kostbares Leben in Sicherheit zu bringen.

Singehoff und der Hauptmann machten sich nun eilends auf, um mit den Ordensherren im Lager ein ernstes Wort zu reden. Sie trafen den Komtur und sein Gefolge bezeichnender Weise beim Wettrennen und so wichtig schien jenen dieses Vergnügen, daß geraume Zeit verstrich, ehe die Abgesandten der Knechte Gehör erhielten. Beide wiesen mit eindringlichen Worten darauf hin, daß das Lager viel zu weit von der gefährdeten Stadt entfernt sei, daß der Feind sich nur zu leicht zwischen beide Stellungen schieben und Narwa einnehmen könne, ohne daß man im Lager eine Ahnung davon hätte. Es sei notwendig zwischen Stadt und dem Heer auf halbem Wege eine Befestigung zu errichten, die den Übergang über die Narowa unmöglich mache. Fünfzig Reiter, welche die Strecke täglich abpatrouillieren müßten, würden jede Überraschung vereiteln. Doch solche ernste Mahnungen schlugen an taube Ohren: es solle keine Not haben,

meinten die Ordensherren, es solle vielmehr starke Wacht gehalten werden, man möge nicht unnötig bange sein.

Aber das Verhängnis war nahe! Am 11. Mai in der Morgenfrühe brach in der Stadt ein furchtbares Feuer aus, das mit solcher Heftigkeit um sich griff, daß die Glut die Knechte von den Stadtmauern und Wällen aufs Schloß trieb. Auch das Volk, das kaum die notdürftige Habe gerettet, flüchtete dorthin, fand aber keine Aufnahme. In dem allgemeinen Tumult war es den Russen ein Leichtes, die brennende Stadt zu erobern, sie setzten auf Flößen und Böten über die Narowa und drangen unvermutet in die Stadt, während von Iwangorod aus zu gleicher Zeit ein kraftvolles Bombardement gegen das Schloß ins Werk gesetzt wurde und mächtige Steinkugeln von 13—14 Liespfund gegen die Mauern und Türme prasselten. Wohl verteidigten sich die Deutschen so gut es gehen wollte, aber die allgemeine Verlotterung zeigte sich auch hier: ein Teil der Kanonen sprang beim ersten Schuß und der Briefmarschall sowie der Bewahrer des Schlüssels zur Pulverkammer hatten sich beide, als die Kugeln in die Feste flogen, so versteckt, daß man sie eine „große halbe Stunde" nicht finden konnte. Als die Knechte sie schließlich aufgespürt, war die Lage noch schlimmer geworden, die Stadt selbst, wo ein Teil des Fußvolkes sich noch zu halten versucht hatte, aber zuletzt die Position hatte räumen müssen, verloren. Im Schloß selbst herrschte arger Proviantmangel, nur wenige Tonnen Bier, ein Geringes an Speck und Brot, dazu kein Überfluß an Pulver fand sich vor. Was sollte geschehen?

Der Briefmarschall hatte mittlerweile seine Fassung scheinbar wiedergefunden und war eifrig bei seiner Meinung, man müsse sich rüsten, so gut es gehe, dann Gott um Gelingen bitten und durch die Feinde in der Stadt sich durchzuschlagen suchen. Sein Rat findet Anklang, gerüstet treten alle im Schloßhof zum Ring zusammen und nachdem der Prediger sie getröstet und ermahnt, fallen die rauhen Kriegsknechte zum Gebet auf die Kniee. Schon sind sie im Begriff hervorzubrechen, da kommt ein Mann und meldet, daß ein Bürger von Narwa, Berthold Westermann, vor dem Thore stehe und namens des reußischen Obersten um Unterredung bitte. Man führt ihn vor den Ring und hier erklärt er im Auftrage des feindlichen Führers, so das Schloß freiwillig übergeben werde, sollten alle mit Troß und

Habe freien Abzug haben, den Bürgern aber, die in der Stadt blieben, würden ihre Häuser noch weit besser aufgebaut werden. Wider Erwarten wollten die Eingeschlossenen von diesem Anerbieten nichts wissen. Wohl mochten sie noch auf Ersatz vom Lager her hoffen, wohl auch dem Feinde nicht recht trauen, daß er den freien Abzug respektieren würde. „Äpfel und Birnen," gaben sie zur Antwort, „pflege man wohl zu verschenken, nicht aber Schlösser."

Während die Belagerten vom „langen Hermann" herab mit sorgendem Auge spähten, ob nicht Rettung sich nahe, erschien Westermann zum zweitenmal und diesmal mit drohendem Bescheid: der reußische Feldherr wolle kurze Antwort; nähmen sie die gebotene Gnade zur rechten Zeit nicht an, so würden sie alle das Leben verwirken. Noch einmal fanden die Bedrängten den Mut zur Absage, es wäre Abend und man müsse die Sache die Nacht über bedenken. Aber in kurzem war Westermann zum drittenmal vor dem Thor: nicht eine Stunde, geschweige denn die ganze Nacht wolle der Feind Aufschub gewähren. Da entschließt man sich nachzugeben: der Proviant und das Pulver geht zu Ende, die Mauer zur Stadt ist völlig zerfallen, kein Entsatz im Anzuge. Nach kurzer Unterhandlung wird beschlossen, daß die Feste noch am selben Abend geräumt werden müsse. „Es war," schreibt der wackere Singehoff in anschaulicher Art, „düstere Nacht, wir aber rüsteten uns und zogen aus, während der Oberst der Reußen uns das Geleit gab, bis wir bei allen seinen Reußen vorbei waren. Da sah man einen erbärmlichen Zug von Männern, Frauen und Kindern; die Männer und Frauen hatten sich bei der Hand und trugen die Kinder, die nicht gehen konnten, und hatten nicht mehr behalten, als sie um und an hatten, das andere war alles verbrannt, denn die Stadt verbrannte so sehr, daß nicht ein Stock stehen blieb außer der Wierischen Pforte. Also zogen wir durch die düstere Nacht aus der Narve und kamen unbeschädigt durch die Reußen, da wurde es Tag." Als die Flüchtlinge am 12. Mai morgens im Lager müde und elend eintrafen, fanden sie dasselbe in Brand gesteckt und die Reiter zum Aufbruch gerüstet. Erst in Wesenberg, wohin der Rückmarsch ging, erfuhr man, wie es gekommen, daß der Entsatz ausgeblieben war. Schändlicher Verrat hatte seine Hand im Spiel gehabt, denn schon waren die Reiter im Begriff gewesen, gegen Narwa anzureiten, als eine Botschaft des Bürgermeisters Hermann zu der

Mühlen meldete, das Feuer sei gelöscht und der Feind rühre sich nicht. Darauf hin verzögerte Kettler den Marsch — und Narwa ging verloren.

Mit Absicht haben wir so eingehend das Geschick dieser Stadt behandelt; war sie doch nicht nur „eine freie Stadt und eines der schönsten Schlösser deutscher Christenheit", deren Fall im Lande starres Entsetzen hervorrief, sondern wiederholten sich die Vorgänge bei Narwas Eroberung doch in ähnlicher Weise auch bei den andern Schlössern und Städten, die dem Moskowiter zum Raube fielen. Narwas Fall ist symptomatisch und schon deshalb eingehenderer Schilderung wert.

Auch die letzte Hoffnung der friedeseligen Livländer, so trügerisch sie gewesen, zerplatzte um dieselbe Zeit wie eine Seifenblase. Als die livländischen Gesandten in Moskau anlangten, fanden sie eine mehr denn kühle Aufnahme und am 5. Juni ließ ihnen Iwan sagen, von den 60000 Thalern wolle er nichts wissen. Der Bischof von Dorpat — dessen Abgesandter Lustfer in der That damals in auffallender Mission in Moskau weilte — habe ihm Stadt und Stift zu übergeben sich erboten, wenn der Zar ihm Amt und Privilegien lasse. Der Zar wisse wohl, daß der Meister erst kürzlich vor dem König von Polen sein Haupt geschlagen habe, dasselbe verlange er jetzt. Wenn der Meister und der Erzbischof, der Koadjutor und die Bischöfe selbst zu ihm kämen, wolle er sie begnadigen, wie ihm gut dünke. Kämen sie aber nicht, so sei er unschuldig an dem Blut, das um Livland fließen werde.

Die Antwort Iwans des Schrecklichen konnte keinen überraschen, sie überraschte, scheinbar wenigstens, alle bis auf Fürstenberg. Dieser hatte auch diesmal keinen Augenblick eine friedliche Lösung erwartet und daher gethan, was in seinen Kräften stand, um einen zweiten Angriff besser bestehen zu können. Doch was vermochte ein Einziger!

Einen Tag, nachdem Narwa gefallen, war der Meister von Helmet aus in das Feldlager von Kirrempäh, einem kleinen, festen Hause des Stifts Dorpat, eingeritten, mit ihm 200 geworbene Reiter — sonst folgte ihm niemand[1]). Man hätte doch glauben sollen, der Bischof

[1]) cf. über die Vorgänge im Lager von Kirrempäh den fesselnden Bericht von J. Lossius: Jürgen und Johann Uexküll im Getriebe der livländischen Hofleute. Leipzig. Verlag von Duncker u. Humblot. 1878.



von Dorpat, von dessen Stiftsvasallen gegen 600 zu Pferde in der Stadt versammelt gewesen, würde mit ganzer Macht in Kirrempäh zur Stelle sein, aber kaum die Hälfte fand sich mit ihrem Bischof hier ein, zu denen Fürstenbergs Reiterobrist, Heinrich von Melschede, der Sproß einer alten westfälischen Familie, noch weitere 300 führte. Die Fähnlein von Riga und Reval aber blieben ebenso aus, wie die Mannen der Ritterschaften, ja die Knechte der Ordensgebietiger. Nur einer von ihnen, der tapfere Komtur der Marienburg, Philipp Schall von Bell, der eben erst die Russen aus seinem Gebiet vertrieben hatte, traf mit seiner Mannschaft ein. Seinem Beispiel folgten allein noch die Ordensherren des weit entlegenen Kurland, unter ihnen der finstre Komtur von Doblen, Thies von der Recke, und Ulrich Behr, der Dompropst der Kirche von Kurland. Sie brachten etwa 700 Reiter, 1500 Bauernschützen und einige Kanonen mit, so daß sich die Truppenzahl, die Fürstenberg zur Verfügung stand, auf 1500 Pferde, 1500 Bauernschützen und einiges Feldgeschütz belief, Knechte und Hackenschützen ihm aber gänzlich fehlten. War diese Macht numerisch den 60—70000 Russen gegenüber auch unendlich klein, so sprach für die Deutschen das noch immer nicht ganz erschütterte moralische Übergewicht der Eisenreiter. Da man auch noch nicht unter dem deprimierenden Eindruck des Falles von Narwa stand, so hatte ein energischer Vorstoß alle Aussicht auf Erfolg. Fürstenberg beschloß daher, das mächtige Grenzschloß Neuhausen, vor dessen Mauern der Moskowiter sieben große Lager errichtet, ohne freilich dem wackern Jürgen Uexküll gegenüber etwas ausrichten zu können, zu entsetzen. Der Kanonendonner, der gedämpft in das fünf Meilen entfernte Lage von Kirrempäh hinübertönte, war Mahnung genug und der Meister war wahrlich nicht säumig, doch im Angesicht der Schlaffheit der Ordensherren, des Ausbleibens der städtischen Knechte und der Übermacht der Feinde war all sein Wollen von keinem Erfolg gekrönt. Ja Schlimmeres zeigte sich bereits — der Verrat. Der vertraute Diener des Bischofs von Dorpat, Lustfer, der eben erst aus Moskau heimgekehrt war und den sein Herr, kurz bevor der Feind sich vor Neuhausen gelegt hatte, hierher geschickt hatte, versuchte das Haus den Russen in die Hände zu spielen. Ein Scheinangriff sollte ihnen die erwünschte Gelegenheit geben das von Verteidigern entblößte Schloß zu überrumpeln. Zum Glück kam man rechtzeitig hinter den verruchten Anschlag, Lustfer wurde ergriffen

und in Wenden auf die Folter gespannt, auf der er böse Dinge aussagte. Wer will mit Sicherheit sagen, daß Lustfer mit Einwilligung oder wenigstens im Sinn seines erbärmlichen Herrn gehandelt, der freilich nur zu bald sein Leben zu salvieren sich alle Mühe gab. Daß aber der Verdacht in des Meisters Brust rege wurde, der Prälat konspiriere mit dem Feinde — wen wollte das Wunder nehmen?

Aber nur kurze Zeit ließ sich Fürstenberg niederbeugen, auch die trübe Meldung von Narwas Fall und die feige Engherzigkeit der estländischen Gebietiger konnten seinen Optimismus nicht vernichten. Schon am 3. Juni legt er den Estländern brieflich einen strategisch vortrefflichen Plan vor, der, ausgeführt, das ganze Land hätte erretten können: sie sollten über die Narwa setzen, am russischen Ufer des Peipus nach Süden zu ziehen und dem vor Neuhausen lagernden Feind in den Rücken fallen, während er, der Meister, ihn an der Front angreifen wolle. Sollte aber, fährt das Schreiben fort, dieses Planes Ausführung aus triftigen Gründen unmöglich sein, dann möchten sie wenigstens sofort zu ihm nach Kirrempäh stoßen und mit ihm gemeinsam dem Reußen die Stirn bieten.

Und was erfolgte auf diese männliche Aufforderung für eine Antwort? Im Feldlager zu Kirrempäh könnten sie nicht erscheinen, denn sie hätten gute Kundschaft, daß der Reuße gegen Reval wie gegen Dorpat Schlechtes im Schilde führe. Da könnten sie doch die armen Lande Harrien und Reval, Jerwen, Wierland und die Wiek nicht preisgeben! Der andere Plan aber sei deshalb unausführbar, weil sie nicht nur zu schwach wären den Übergang über die Narwa zu erzwingen, sondern weil auch die Rede gehe, daß in Rußland viele Ströme in den Peipus mündeten, „da man nicht durchkommen kann.“ Nichtige Vorwände!

Noch schlimmer traf den Meister eine zweite Absage. Tagten doch in dem bereits bedrohten Dorpat die zum letztenmal versammelten livländischen Stände, an die der Meister eindringliche Bitten um mutvolle, energische Hilfe gerichtet hatte. Und wiederum verhallten die Worte Fürstenbergs, ohne Gehör blieb die flammende Rede des Dorpater Bürgermeisters Tönnis Tyle, eines „frommen, ehrlichen und christlichen Mannes“, wie ihn der Chronist nennt. Als dieser merkte, der Landtag drohe ohne Resultat zu verlaufen, trat er vor die Herren

und Stände und stellte ihnen vor Augen, „daß kein Potentat ihrenthalben sich mit dem Muskowiter vergebens einlassen würde: hielt also vor ratsamer, weil noch viel ehrlicher und tapferer Leute im Lande waren, welche mit ihrem Weib und Kindern an Baarschaft, Geschmeide und Kleinodien wohl etwas Vorrats hätten, daß solches alles zusammengebracht, Leute davon bestellt und dem Lande zum Besten angelegt würde. Solches sollte wohl, seinem Bedenken nach, nächst Gottes Hilfe, der beste Schutz sein, wofern man nur sich wirklich vereinige und dem Feinde die Stirn biete und nicht, wie bisher geschehen, ein jeder seines Ortes warte."

Doch die Livländer dachten nur noch an fremde Potentaten, um deren Schutz sich zu bewerben ihnen selbst Kaiser Ferdinand seltsamerweise geraten hatte, und es fragte sich nur, ob der Dänenkönig oder Gustav Wasa von Schweden oder König Sigismund August, der Pole, der richtige Potentat wäre. Der Meister hielt Dänemark für die geeignetste Macht und sollte einmal mit Fremden paktiert werden, so mochte er so unrecht nicht haben. Zu Schweden stand man gespannt, da Gustav Wasa, so wie so größern Unternehmungen in seinen letzten Jahren abhold, dem Orden zürnte, weil er ihm nicht in seinem letzten russischen Kriege Hilfe geleistet hatte. Mit Polen wollte keiner weniger zu thun haben als Fürstenberg, dem die Schmach von Poswol das Blut in Wallung brachte, und vom hl. Römischen Reich erhoffte wohl auch er nur wenig. Anders stand es mit Dänemark[1]). Die Zeit, da man Estland besessen, war im Königsschloß zu Kopenhagen nicht vergessen, man gedachte ihrer oft und war bereit Opfer zu bringen, um das Verlorene wieder zu gewinnen. Zudem schien Livland König Christian III. ein guter Boden, um seinem jungen Sohn Magnus von Holstein ein Bistum zu erwerben, zu welchem Zweck sowohl 1556 wie 1557 dänische Gesandte im Lande gewesen waren. Andererseits war Dänemark zu weit entlegen und zu wenig bevölkert, um zu einer ernsten Gefahr für Livland werden zu können. Gelang es also gegen die Anerkennung einer Art Protektorat Dänemarks die Hilfe dieses Staats ohne Abtretung irgend welcher Gebietsteile zu erwerben, so konnte das Land damit nicht übel zufrieden sein. Alle Stände

[1]) cf. Die livländisch-dänischen Verhältnisse nach Dr. W. Mollerupp. Dänemarks Beziehungen zu Livland vom Verkauf Estlands bis zur Auflösung des Ordensstaates (1346—1561). Siehe Fr. von Keußler. Felliner Jahresbericht 1883/84.

einigten sich daher Ende Juni den Schutz König Christians III. anzurufen und Gesandte zu ihm abzusenden. Charakteristisch für die fortgeschrittene Lockerung aller Dinge war es, daß trotzdem von gemeinsamer Aktion weiter nicht die Rede war und neben den Gesandten Fürstenbergs, die im Namen des ganzen Landes bei Dänemark Beistand bitten sollten, uns einzelne Stände und Stifte mit Sonderforderungen entgegentreten: am 5. Juli offerierte Hermann von Dorpat sein Stift dem Herzog Magnus, am Ende des Monats instruierten der Adel Estlands und der Rat Revals ihre Gesandten dahin, sie sollten, falls es nicht glücke gegen eine jährliche Geldsumme Schutz und Kriegshilfe zu erwirken, in die Unterwerfung unter den König willigen, wofern er ihnen die Erhaltung ihrer Privilegien und Reval seine Stellung in der Hansa garantiere.

Doch bevor sich der dänischen Politik, deren eifrigster Parteigänger der Bruder des Bischofs von Oesel und Kurland, Christof von Münchhausen, war, derartig günstige Aussichten eröffnet hatten, war Livland um andere schwere Unglücksfälle reicher geworden.

Welch peinigendes Bild, das das Lager von Kirrempäh zur Zeit des Dorpater Landtages zeigte! Wir sehen den Meister im steten Verdacht gegen die Dörptischen, mit deren Kriegsvolk die Leute des Ordens wohl gar handgemein werden, ja deren Knechte und Reiter der Meister mit Waffengewalt zwingen muß bei ihm auszuharren, während Bischof Hermann plötzlich bei Nacht und Nebel auffitzt und hinter die Mauern seiner Residenz flüchtet. Vergebens harrt Fürstenberg auf die Fähnlein von Riga und Reval — sie kommen nicht. Vergebens erwartet er Hilfstruppen der Hansa, vergebens in Deutschland geworbene Reiter — niemand kommt. Vergebens wendet er sich an König Gustav Wasa, an dessen Sohn Johann von Finnland und bittet um Geld, damit er Truppen werben könne — kein Hoffnungsstrahl leuchtet ihm. Doch noch immer hofft er. Mit fieberhaftem Eifer wird alles zum Entsatz Neuhausens vorbereitet, werden Wege und Stege, die am schnellsten dorthin führen, erkundet, Brücken über Sümpfe und Wege durch das Dickicht geschlagen, ein Hinterhalt gelegt und die Hauptmacht gegen Neuhausen dirigiert — da verstummt am 30. Juni der Geschützdonner, der sechs Wochen hindurch zu hören gewesen war, und ein Bote bringt die Schreckenskunde, das Schloß sei über. So war alles vergebens ge-

wesen und der Überflutung durch die Feinde stand das Gebiet von Dorpat offen.

Wie war das nur möglich gewesen? Galt nicht Neuhausen für eine der festesten und wichtigsten Burgen, hatte nicht Fürstenberg, um gegen verräterische Anschläge der Dorpater sicher zu sein, Munition und Kriegsvolk auf das Schloß gesandt und ihm in der Person des jugendlichen Jürgen Uexküll auf Padenorm einen energischen Führer gegeben? Freilich waren es nur achtzig Knechte, ein Haufe Undeutscher und einige Dorpater Bürger, die aus dem Hakelwerk am Fuß der Burg vor den Russen hinter die mächtigen Mauern geflüchtet, die insgesamt dem ritterlichen Manne zu Gebot standen, während der Feinde Zahl eine große war und mächtige Geschütze, deren einzelne angeblich von 3000 Menschen herbeigeschleppt worden waren, ihre Geschosse gegen Neuhausen warfen. Aber Uexküll blieb fest und wußte den am 15. Juni stattfindenden großen Sturm der Russen so kräftig zurückzuweisen, daß sie ihm einen vorteilhaften Vergleich anboten und mit Staunen gestanden, hier hätten sich die Deutschen mit Heldenmut geschlagen und dem Tode kühn ins Auge geschaut. Mit um so größerer Erbitterung setzten die Moskowiter die Angriffe fort und bald sank, durch ihre gewaltigen Steinkugeln in Trümmern gesetzt, ein Teil der Mauer zusammen, stürzte der Vorturm zerschossen ein. Aber nicht der Übermacht, sondern dem Verrat fiel auch diese herrliche Feste zum Opfer. Eben jene dorpater Kaufleute, denen „der Reusse viel zugesaget", hatten den Knechten insgeheim in den Ohren gelegen und schließlich sie zur offenen Meuterei bewogen: am 30. Juni sieht sich Jürgen Uexküll plötzlich von den Meuterern umgeben; weigere er sich das Haus den Russen zu übergeben, rufen sie ihm zu, so wollten sie ihn im Angesicht derselben über die Mauer hinaus aufhängen und dann die Thore mit Gewalt sprengen. Was bleibt ihm übrig, als roher Gewalt zu weichen. Nachdem ihm der Feind freien Abzug bewilligt, öffnet er das Thor und reitet nach Kirrempäh, wo er freilich erst anlangte, nachdem er unterwegs von den Feinden wider allen Vertrag bis aufs Wams ausgeplündert worden ist. Seine Knechte aber laufen über und nehmen Dienst beim Feinde. So fiel Neuhausen.

Dieser Unglücksfall brach auch dem bis dahin ungebeugten Meister den Mut. Er gab Befehl, das Lager abzubrechen und in Brand zu stecken, hierauf aber den Rückzug auf Walk zu nehmen. Doch ihm

nach drängte mit Ungestüm der siegestrunkene Feind, um womöglich gegen den demoralisierten Haufen einen entscheidenden Schlag zu führen. Hier war es auch, daß Kettler, der Felliner Komtur, dem die Nachhut anvertraut war, von den Russen überrumpelt wurde und verloren gewesen wäre, wenn nicht der Meister in Person umgekehrt wäre und ihn aus dem Getümmel gehauen hätte. Er ahnte wohl kaum, wie ihm jener in wenigen Tagen schon die ritterliche That lohnen würde!

In halber Auflösung langten die Truppen, nachdem sie bei Uelzen biwakiert hatten, in Walk an und bezogen hier ein neues Feldlager.

Kaum eine Woche vergeht, da wird das Land durch eine neue unerwartete Nachricht überrascht: einhellig — so erzählt Kettler's Geheimschreiber, Salomon Henning — haben die Ordensgebietiger hier in Walk Gotthard Kettler, den Komtur von Fellin, dem Meister als Koadjutor an die Seite gesetzt, da jener „ziemlich schweren Alters" und die Bürde des Amtes nicht mehr zu tragen vermochte. Vergeblich hat sich Kettler gegen die Wahl gesträubt, erst nachdem alle Mittel der Weigerung erschöpft, hat er sich „des Ordens Statuten wider allen seinen Willen, ja mit Vergießung seiner Thränen" gefügt. So lautet der Henningsche Bericht, nur schade, daß er erlogen ist. Nicht einstimmig von allen Gebietigern, nicht auf ordentlichem Wahlkapitel, nicht aus freiem Willen und weil Fürstenberg altersschwach geworden, hat man Kettler ihm zur Seite gesetzt, sondern als Opfer einer niederträchtigen, fein angelegten und fein durchgeführten Intrigue, in der sich Kettlers Ehrgeiz und elender Verrat die Hand reichten, ist der beste Mann des Ordens vom Amt verdrängt worden. Nicht alle Komture waren in Walk anwesend und von den Anwesenden der tüchtigste, Philipp Schall von Bell von der Marienburg, entschieden gegen Kettler. Fürstenberg war auch nicht alt und hinfällig, sonst hätte er seinen Rivalen nicht aus dem Schlachtgewühl gerettet, sonst wäre er nicht fast der Einzige, der noch zwei Jahre hindurch, bis er nach dem Fall Fellins fortgeführt wurde, mannhaften Widerstand geleistet hat. Doch wir besitzen Fürstenbergs Zeugnis selbst.[1]) Nachdrücklich betont dieser, daß er durch Kettler zu Fall gebracht worden, der früh darnach getrachtet, „wie er uns aus dem Regiment bringen und an sich die Regierung bringen möchte". Deshalb habe er mit

[1]) cf. Ph. Schwartz l. c. pag. 14.

List die Anhänger des Meisters getrennt und hierdurch bewirkt, daß Neuhausen „mit Schande, Schimpf und Spott" verloren gegangen sei. Und schließlich bezeugt Fürstenberg, er habe Kettler „zum Walle auf ungestümes Anhalten seiner Anhänger zu unserm Koadjutor wider unsern Willen annehmen und also folgendes mit weinenden Augen aus dem Feld reiten" müssen.

Wer war denn Gotthard Kettler, daß die Gebietiger ihn zu so hoher Würde erhoben? War er das Werkzeug Anderer oder trieb er selbst Politik auf eigene Hand? Nun, er war der Bannerträger der polnischen Partei im Lande, deren Ziele freilich nicht völlig die seinen sein mochten. An die Fortdauer der Ordensherrschaft glaubte auch er nicht, aber nicht für Polen, sondern für sich selbst ein weltliches, fürstliches Regiment aufzurichten und hierzu sich der Polen als Helfer zu bedienen, schwebte ihm vor. Sollte er das hohe Spiel gewinnen, so mußte vor allem Wilhelm von Fürstenberg seines Einflusses beraubt werden, da dieser sein Gewicht für die Aufrechterhaltung des alten Zustandes in die Wage warf und den Polen mit der Wärme seines patriotischen Empfindens in den Weg trat, wo er nur konnte.

Kettlers Geschlecht[1]) stammt gleich dem vieler anderer Ordensherren aus Westfalen, wo es bereits im 13. Jahrhundert nachweisbar ist. Hier ist auch er als neuntes Kind seiner Eltern wohl 1517 oder 1518 geboren. Dem jüngern Sohn blieb kaum etwas anderes übrig, als, nachdem er herangewachsen war, dort Versorgung und Dienst zu suchen, wo der Adel jenes Zeitalters sie vielfach fand, in Livland beim Orden. Etwa zwanzig Jahr alt ist er über Meer gezogen, einer ehrgeizigen Zukunft entgegen. Sein scharfer Verstand, seine Thatkraft und die sittliche Reinheit seines Lebenswandels, zu dem freilich im grellsten Widerspruch ein uns erhaltenes Spottlied mancherlei recht Bedenkliches zu erzählen weiß[2]), unterschieden ihn bald von den meisten Ordensbrüdern und ebneten ihm die Bahn nach oben. Wahrscheinlich 1553 reiste er nach Deutschland und kam auch nach Wittenberg, wo auch sein kühler Geist von dem Evangelium mächtig ergriffen wurde und er sich aufrichtig dem Luthertum zuwandte, dem er sein ganzes späteres Leben hindurch ein treuer Anhänger geblieben ist, wenngleich

[1]) cf. Th. Schiemann. Historische Darstellungen und archivalische Studien. Behres Verlag. Hamburg-Mitau 1886.

[2]) cf. M. z. l. G. XIII. pag. 505.



an einen formellen Übertritt schwerlich zu denken ist. Drei Jahre später sehen wir ihn als Komtur von Dünaburg gegen den Erzbischof und dessen Koadjutor auf Geheiß Heinrichs von Galen in Deutschland Truppen werben, aber bald darauf muß der Umschwung erfolgt sein, der ihn Polen zuführte. Offenbar in Dünaburg hatte er — freilich anders als Fürstenberg, da dieser den Posten bekleidete — die polnischen Verhältnisse kennen und — überschätzen gelernt und sich in ihm die Überzeugung gefestet, daß der Orden, der zu schwach sei, um Moskau allein zu widerstehen, sich lieber Polen und Litauen, als dem Großfürsten in die Arme werfen müsse. Als ob es nicht noch andere Wege gegeben hätte! Anfangs freilich fand die polnische Politik nur wenige Vertreter, am meisten wohl noch unter den Gebietigern in Kurland, aus deren Mitte Thies von der Recke denn auch in Walk die Hauptrolle gespielt zu haben scheint. Täuscht nicht alles, so war der unselige Poswoler Traktat schon ein Zeichen des mächtig gewachsenen Kettlerschen Einflusses, wenigstens war Salomon Henning, sein Sekretär, beim Abschluß eifrig thätig. Der 9. Juli 1558 brachte den Ehrgeizigen seinen Zielen um ein großes Stück näher, schob den gefährlichsten Gegner des polnischen Bündnisses bei Seite und ließ die endgiltige Verdrängung Fürstenbergs nur noch als Frage der Zeit erscheinen. —

Die Ungunst der Lage machte des alten Meisters Stellung immer schwieriger: zehn Tage nach der Wahl in Walk beugt ein neuer Schlag sein Haupt: auch Dorpat fällt in des Gegners Hand. Nur zu sehr hatte es Fürstenberg gefürchtet, denn die Gefahr war groß und die Widerwehr schwach: der Bischof denkt nur daran, wie er sich salvieren kann, das Kriegsvolk ist gering, die Bürgerschaft mutlos und ohne Tönnis Tyles Geist, der Feind unter Peter Schuiskys Führung siegesgewiß und an Zahl gewaltig. Auch der sonst nicht so leicht verzweifelnde Komtur von Marienburg hielt die Lage für sehr bedenklich und meinte, es gelte vor allem das Ordensgebiet zu schützen, das Hemd sei ihm näher als das Wams. So treffen wir selbst bei den Besten diesen öden Mangel an Gemeinsinn! Auch hier bildet Fürstenbergs Verhalten eine rühmliche Ausnahme, er allein denkt anders, seine Boten schleichen durch des Feindes Reihen, seine Briefe fliegen an Kaiser und Reich, nur wenige Wochen, fleht er, möge die Stadt sich halten, er verpfände sein Wort, er werde sie entsetzen. Er rafft zu-

sammen, was er an Kriegsvolk zusammentreiben kann, er entflammt den Mut der Gebietiger, des Adels — und wieder das dunkle Verhängnis: zu spät!

Hatte Bischof Hermann Verrat geübt oder war es an Verrat grenzende Schwachherzigkeit, die jede Verteidigung verschmäht hatte? Die Zeitgenossen haben den Prälaten des Landesverrats bezichtigt und seine Haltung war in der That schon vor der Katastrophe mehr als verdächtig, auch seine gleich zu erzählende Behandlung durch den Feind spricht gegen ihn. Hätte er aber, fragt man sich unwillkürlich, wenige Tage vor der Einnahme Dorpats dem Herzog Magnus von Holstein sein Stift übergeben, wenn er einen vorgefaßten Verrat an Moskau im Auge hatte. Rätsel, ungelöste Rätsel! Er selbst hat jede Verbindung mit dem Zaren in Abrede gestellt, dagegen seinen Stiftsvogt Eilert Kruse, der innerhalb der Mauer weilte, angeschuldigt, den Verrat geübt zu haben. Und daß dieser Mann, dessen Name uns noch oft begegnen wird, seine Hände im Spiel gehabt hat, dürfte feststehen. Wohl leugnet auch er in einem uns erhaltenen Schreiben jede Beteiligung ab, aber es fällt unmöglich ihm zu glauben. Zu sehr zeugen gegen ihn seine enge Beziehung mit Moskau, in die er bald trat, zu sehr das Gerede der damaligen Livländer, zu sehr die nicht mißzuverstehenden Vorwürfe, die Bischof Hermann aus der Gefangenschaft ihm macht. Ausdrücklich hebt dieser hervor, daß Kruse ohne sein Geheiß mit dem Gegner, der vor der Stadt gelegen, Zwiesprache gehalten, ausdrücklich nennt er unter den auf Grund der ihm (angeblich) abgedrungenen Vollmacht Verhandelnden seinen Stiftsvogt, ausdrücklich betont er, letzterer habe, spät abends in die Stadt zurückkehrend, in fast befehlendem Ton ihm den Abschluß des Vertrages mit den Worten angekündigt: „Herr machet Euch fertig, morgen, wenn die Sonne aufgeht, sollt Ihr wandern!“

Doch wie dem auch sei, sie hatten sich alle nichts vorzuwerfen. In dem reichen Kloster Falkenau bei Dorpat, das der russische Feldherr laut Traktat dem Prälaten zu lebenslänglicher Nutznießung eingeräumt, ließ sich ganz gemächlich leben und die Bürger mochten wohl auch froh sein, daß Schuisky versprochen hatte der Stadt Freiheiten zu respektieren.

So überreichten am 19. Juli die Abgesandten die Schlüssel der Stadt: nicht weniger als 552 Kanonen, die zu tragen freilich die

Stadttürme zu baufällig waren, fielen in des Siegers Hand, der zwar eine Plünderung nicht über die Stadt verhängte, sonst aber die Akkordpunkte zu halten nicht die geringste Miene machte. Alles Edelmetall schickte er dem Zaren und groß muß die Ausbeute gewesen sein, da Fabian Tiesenhausen allein 60—80000 Thaler hierbei verloren haben soll, ein Beweis für den großen Reichtum der Geschlechter, wie für ihre Engherzigkeit in den Tagen bitterster Not. Deshalb ging Livland ja verloren, weil jeder nur an sich selbst und nochmals an sich selbst zu denken gewöhnt war. Auch das Kaufmannsgut wurde konfisziert und zuguterletzt auch dem alten Bischof übel mitgespielt.

Wie hatte der bereits hochbetagte Mann sich doch in der erworbenen Abtei sicher gefühlt und nun der jähe Umschlag! Eines Nachts — es war die des 16. August — hält ein Bote Schuisky's vor dem Thor. Man führt ihn vor den erschrockenen Prälaten, der aus dem Munde des Abgesandten erfährt, er müsse sofort nach Dorpat. Mit Mühe wird ein Aufschub bis zum nächsten Morgen erwirkt, in dessen Frühlicht der alte Herr sich auf den Weg macht. So kommt er nach Dorpat vor Schuisky. Aber neue Bestürzung! der russische Feldherr eröffnet ihm, der Zar wolle ihn persönlich in — Moskau sprechen. Vergebens sind alle Vorstellungen, alle Bitten, alles Flehen, mit einem kleinen Gefolge von zwanzig Personen, nur dürftig ausgerüstet, da der Feldherr baldige Heimkehr verheißt, muß er die weite und beschwerliche Reise antreten, eine Reise, von der er niemals wiederkommen sollte.

Nichts illustriert die damalige Politik Moskaus besser, als die Erlebnisse der Dorpater in der Kremlstadt. Ähnlich, nur noch schlimmer, ist es nach Bischof Hermann so manchem Livländer im fernen Moskau ergangen.

Anfangs ließ der gnädige Empfang am zarischen Hof die Livländer das Beste hoffen. Am 31. September wurden sie durch einen großfürstlichen Gesandten begrüßt, da Iwan selbst im Troizky-Kloster weilte; ein schöner tatarischer Zelter mit Sattel und Zaum zum Einzug, Speise und Getränk überbrachte der Bojar namens seines Herrn, der dann am 19. Oktober in Person den Bischof in feierlicher Audienz, in großem Ornat, mit Szepter und Krone empfing und die „Verehrungen" des Prälaten, einen silbernen Kredenzbecher und für seinen

Sohn einen „hübschen frischen Hengst“ entgegennahm. Er gedachte dabei auch der Übergabe Dorpats und meinte: „Es haben uns unsere Wojewoden und Kriegsbefehlshaber berichtet, weß massen Ihr die Stadt samt der Dörptischen „behabtung“ in unsere Hand gegeben. Darum sagen wir Euch davor billig Dank und sind auch nicht undankbar, daß Ihr diese lange Reise so unbeschwerlich auf Euch genommen und bei Uns allhier erschienen.“ Dann lud er die Livländer zur großfürstlichen Tafel, an der Hermann rechts von ihm saß. Die Huldbeweise häuften sich auch hier: während der Mahlzeit wurde dem Bischof ein kostbarer schwarzer Damastenpelz mit Goldstickerei und Zobelfutter über die Schulter geworfen und ihm ein silberner Becher nebst 3000 Mark Gold verehrt. Iwan der Schreckliche kredenzte ihm selbst den Trunk und ließ es auch sonst an Zeichen der Gnade nicht fehlen. Auch in den folgenden Tagen säumte er nicht, den Livländern Wein und Kost in die Herberge zu schicken — nur eins erschien nicht, die Erlaubnis zur Heimreise. Und doch waren schon fünf Wochen ins Land gegangen, schon neigte sich der Oktober seinem Ende zu. Da begannen Besorgnis und Furcht den Bischof zu erfüllen und er sandte seinen Sekretär Hildebrand zum Kanzler Iwan Michailowitsch Wiskowaty mit der dringenden Bitte, die Rückkehr anzuordnen. Der Kanzler entschuldigte sich mit wichtigen Geschäften und vertröstete auf die nächsten Tage. Doch drei weitere Wochen gingen ins Land und von Aufbruch war noch immer keine Rede. Abermals begab sich Hildebrand in den Kreml, aber sehr kühl lautete die Antwort: der Zar sei jetziger Zeit „mit ganz hohen und wichtigen Händeln umgeben“, der Bischof werde sich in Geduld fassen müssen. Es sollte noch schlimmer kommen. Als Hildebrand wenige Tage später zum drittenmal vor Wiskowaty tritt, traf ihn wie ein Blitz die Nachricht, der Zar habe seine „klaren Augen“ vom Bischof abgewandt, denn die Bürger von Dorpat hätten Verrat geübt, sich mit dem Meister in feindliches Einvernehmen gesetzt, ja der in Falkenau zurückgebliebene bischöfliche Verwalter habe sich ihnen angeschlossen: „darum wollen K. M. E. f. Gnaden aus der Muskaw (zu reisen) nicht gestatten, sondern als der Dorptischen und des Priors Bürgen allhier behalten“. Wie der Einfall des Himmels, sagt Hildebrands Bericht, habe dieser Bescheid auf die Livländer gewirkt. Umsonst aber war es, daß der Bischof seine völlige Unschuld darzuthun versuchte, ihm wurde

einfach zur Antwort, die zarischen Wojewoden, die darüber berichtet, seien keine Lügner.

Wer hätte nicht Mitleid mit den betrogenen Gefangenen? Schon gehen dem Bischof Geld und Vorräte zu Neige, als schließlich wenigstens die zarische Ungnade gehoben wird und der Arme wieder der Majestät „klare Augen" sehen darf. Demütig „schlägt er das Haupt" und wird vom Zaren sogar nochmals zur Tafel gezogen. Mit einem Becher in der Hand tritt Iwan auf ihn zu und spricht: „aller Zorn und Unwillen, so wir wider Euch getragen, ist gänzlich versunken, darum wollet fröhlich sein, denn wir wollen Euch wohl begnadigen." Nun hätte man meinen sollen, die Heimkehr stände vor der Thür — doch nein, neue Hindernisse weiß der Moskowiter zu erfinden. Er heuchelt Fürsorge für den gebrechlichen, alten Prälaten, der „sonderlich in diesen aufrührerischen Zeiten" in Livland nur Übles erfahren würde. „Bis der liebe Friede ins Land käme, müsse er sich schon getrösten und in der Moskau bleiben, der Zar wolle ihn mit Landgütern begnadigen und ihm doppelt so viel geben, als er in Livland gehabt, auch solle es ihm an nichts fehlen." Was helfen dem zarischen Gebot gegenüber Thränen und heiße Bitten, ihm wenigstens zu erlauben unter zarischer Aufsicht in Dorpat seine Tage zu Ende leben zu dürfen oder nach Deutschland fortzureisen. Den ewigen Bitten gegenüber setzte man schließlich selbst die äußere Rücksicht bei Seite — gereizt und spöttisch meinte der Kanzler, verlange die Livländer so sehr nach Freunden daheim, so solle ein jeglicher seine Freunde nach der Muskow verschreiben." Und dabei ist es geblieben.

Mit Mühe erlangte Bischof Hermann die Erlaubnis, Hildebrand und einige Getreue nach Hause zu senden, um seine in Falkenau gebliebene Habe nach Moskau zu bringen. Am 15. Januar 1559 brechen die Abgesandten auf, fünf Monate später sind sie wieder zurück, doch nur gering ist, was sie mitbringen, denn die Abtei ist mittlerweile verbrannt und zerstört, des Bischofs Gut verschleppt, geraubt, vernichtet. Auf den vom Zaren ihm verliehenen Landgütern, über deren geringe Ertragsfähigkeit er übrigens wiederholt später Klage führt, ist Bischof Hermann, ohne Livland, an dessen Untergang er schwere Mitschuld trägt, wiedergesehen zu haben, 1563 im Exil gestorben.

Selbst den Versuch ihn seiner Kirche abtrünnig zu machen, scheint man nicht verabsäumt zu haben; berichtet doch Hildebrand von einem



Gespräch über religiöse Fragen, das der Bischof mit dem Kanzler habe führen müssen, und erzählte man sich doch auch in Livland gar abenteuerliche Dinge: Iwan habe ihn zu einem Papst erheben wollen und ihn daher „seines Glaubens beteuffen“ und in der griechischen Kirchenlehre und deren Schriften unterrichten lassen — freilich ohne Erfolg.

Grausig war das Verhängnis derer, die an der unseligen Politik Dorpats in diesen Jahren Anteil genommen. Lustfer fand man eines Morgens erhängt in seiner Kammer, Holzschuher, der in Hapsal gefangen gehalten wurde, starb kaum ein Jahr später in an allem verzweifelndem Kummer. „Bösen Namen hinterlasse ich meinem armen Weibe und Kind, klagt sein letzter Brief, Gott erbarme sich! Ich wollte, ich wäre nie geboren!“

Das war das Los der Männer, die den Verlust Dorpats, der alten Hansestadt, herbeigeführt — von diesem Ereignis beginnen die Schritte, die zur völligen Auflösung der livländischen Konföderation führen.

Gäbe es noch eine Steigerung der zaghaften Verwirrung, sie wäre jetzt nach Dorpats Fall zu konstatieren. Die Ordensburgen Oberpahlen und Lais, Wesenberg und Ringen, Kawelecht u. A. werden vom Russen gewonnen, ohne daß eine Verteidigung versucht worden wäre. Feige flieht alles und ebnet Schuisky den Weg auf Reval. So gesellt sich, gleich wie in jenen Tagen nach der Schlacht bei Tannenberg, zum Unglück die Schmach.

Schon glaubt der Zar Livland erobert, in Masse verleiht er Güter im Lande an die Edelleute seines Gefolges. Reval zu gewinnen scheint ihm nicht mehr schwer. Aber an den Mauern dieser Stadt, in der trotz aller Engherzigkeit tapferer mutiger Sinn lebendig war, brach sich der russische Anprall zuerst.

Auch Fürstenberg hatte bald die alte Elastizität wiedergewonnen und betrieb, unbeirrt durch alle persönliche Kränkung, mit patriotischem Schwung neue Rüstung. Nichts geringeres hat er im Auge, als Dorpat dem Feind zu entreißen und zu diesem Zweck bringt er ein Heer zusammen, wie es Livland seit langem nicht gesehen, 7000 Knechte, 10 000 Bauern und 2000 Reiter. Diese Macht stellt er freiwillig — oder muß er es thun? — unter Kettlers Befehl. Endlich scheint das Glück den Livländern zu lächeln. Nach blutigem Kampf gelingt es ihnen Schloß Ringen mit durch die Tapferkeit des Dompropstes der rigischen Erzstiftsfahne, Friedrich von Fölkersahm, zurückzuerobern.

Neun Tage später gelingt Kettler ein neuer Anfall: bei Terrafer überrascht er ein russisches Lager von 12 000 Mann, sprengt dasselbe auseinander und verfolgt die Fliehenden bis eine Meile vor Dorpat. Selbst will er im Kampfe einen Bojaren niedergestreckt haben, aber in der Hitze der Verfolgung stürzt er gepanzert vom Schlachtroß und erleidet derartige Verletzungen, daß er sich zur Behandlung — nach Reval zu begeben beschließt.

Nun, mochte die Verletzung auch eine Entfernung des Koadjutors verlangen, undenkbar bleibt, warum das ganze Ordensheer, soeben noch durch deutsche Soldknechte verstärkt, diese Reise mitmachen sollte. Jedoch das Unglaubliche geschah: fast im Angesicht der Türme Dorpats, in dem die in Panik geratenen Russen bereits sich zur Flucht bereiteten, gab Kettler Befehl, sich westwärts gegen Fellin und dann weiter nach Reval zu wenden: bereits am 22. November langte das Heer in Reval an.

Den Schlüssel zu diesem hochverräterischen Schritt des Koadjutors, der einen herrlichen Sieg zu erringen aufgegeben, um die Ziele seiner selbstischen Politik nicht durchkreuzen zu lassen, geben uns die Vorgänge, die seit dem Hochsommer auf dem Schloß Reval sich abgespielt hatten.

Von den Verhandlungen, die mit Dänemark eingeleitet werden sollten, ist oben die Rede gewesen. Wir wissen auch, wie entgegenkommend in Reval die Stimmung gegenüber recht weitgehenden Wünschen Dänemarks war. Diese benutzte der dänische Parteigänger Christof von Münchhausen zu einem verwegenen Anschlag. Am 25. Juli erschien er auf dem Revaler Schloß und nahm es, angeblich auf Bitte des jugendlichen Komturs Franz von Segenhagen genannt Amsel, für den König Christian III. in Besitz. Als des Königs von Dänemark Statthalter über das „Herzogtum Estland, Harrien und Wierland, Oesel und Wiek nebst zugehörigen Schlössern und Häusern Pernau, Fellin, Hapsal und Weißenstein und alle anderen Schlösser und Häuser“ (ein recht ansehnlicher Titel!) übergab er die Obhut des Schlosses Heinrich Uexküll auf Fickel, einem kriegskundigen Edelmann der Wiek, und segelte dann mit den Gesandten von Reval, Dorpat und Oesel nach Dänemark ab.

Die Kunde von Amsels Verrat traf Fürstenberg aufs schärfste. Nichts konnte, ganz abgesehen vom materiellen Verlust, die mit Däne-



mark eingeleiteten Verhandlungen mehr kompromittieren, als Münchhausens Gebahren, nichts der polnischen Partei mehr willkommen sein. Sofort reiste daher der Komtur von Dünaburg an den dänischen Hof, wohin Segenhagen geflüchtet war, und erwirkte seine Verhaftung. Er wurde nach Lübeck in sicheres Gewahrsam und zu peinlichem Gericht abgeführt. Auch mit der Gewinnung des Schlosses zeigte sich König Christian wenig zufrieden, ja er bot den livländischen Gesandten die Rückgabe desselben an und trat hiervon erst zurück, als letztere ihn dringend baten, der Russen wegen vorläufig seine Knechte dazulassen. Von einer energischen Unterstützung des Ordens wollte der König aber jetzt, nachdem er eine solche anfänglich gegen Abtretung Estlands in Aussicht gestellt hatte, nichts wissen. Nur 20000 Thaler bot er den Gesandten und verpflichtete sich eine Legation nach Moskau zu senden, um den Frieden zu vermitteln. Damit schieden sie von einander. Eine Gefahr für Reval gab es, da Christians III. Knechte mit Erlaubnis des Ordens im Schloß standen, nicht mehr, und wenn auch einige Ordensherren nach Reval geeilt waren, um die Lage kennen zu lernen, ja wenn dieselben insgeheim die uexküllschen Knechte, die seit geraumer Zeit keine Löhnung aus Dänemark erhalten, zur Übergabe des Schlosses zu bewegen suchten, so lag für Kettler, der über alles wohl unterrichtet sein mußte, kein Grund vor Dorpat preiszugeben. Nur um die dänische Politik empfindlich zu kreuzen und sich selbst als Retter zu zeigen, eilte er, sein krankes Bein beim Dr. Friesner in Reval heilen zu lassen. Und fast scheint es gesund geworden zu sein, sobald er Reval betrat, denn bereits am folgenden Tage erließ er eine Aufforderung an Knechte und Reiter, edel und unedel, soweit es geborene Livländer waren, sich von dem vermeintlichen Obersten des Schlosses loszusagen; sie blieb nicht ohne Erfolg; in wenigen Tagen folgten ihr 500 Mann und der Rest kapitulierte am 8. Dezember. Das Einzelne schwebt im Dunkeln, wir wissen nur, daß Dietrich Behr, der zu Uexküll aufs Schloß gestoßen und die Seele der Verteidigung gewesen war, später mit Thränen der Wut erklärt hat, er sei mit Uexküll verstrickt und in Eisen gelegt worden und man habe ihnen nichts von dem gehalten, was bei der Kapitulation zugesagt worden sei. —

Ganz glückten Kettlers dunkle Anschläge diesmal noch nicht, denn es gelang Fürstenberg mit dem Anfang Dezember nach Riga gekommenen dänischen Gesandten zu einem gewissen Abschluß zu gelangen:

wenn der König dem Orden kräftige Kriegshilfe zuteil werden lasse, wolle dieser auf Harrien, Wierland und Jerwen „seine vornehmsten und besten Landschaften“, das „Kleinod seiner Krone“, verzichten. In Moskau aber sollten die Dänen versuchen einen zehnjährigen Waffenstillstand zu erreichen.

Mit diesen von Fürstenberg im geheimen geführten Verhandlungen schloß das Jahr 1558 ab. Neues Unheil barg das kommende Jahr in seinem Schoß. —

---

21. Kapitel.

Das zweite Kriegsjahr. (1559.)

„Weil aber die auch in den Städten
Die Rute gar wohl verdienet hätten
Und die auf festen Häusern saßen
Der Strafe würdig gleichermaßen,
Verhängt es Gott in seinem Zorn
Dem Feind, den er dazu erkor'n,
Daß er bald wiederkommen müßt
Mit Kriegs-Munition gerüst
Und rächen, brechen, stürmen ein
Und zahlen ab, beid' groß und klein,
Die große Sünd und lange Schuld,
Weil niemand sich bekehren wollt."
Aus „Timan Brakel" l. c.

Kaum hatten die Silvesterglocken das neue Jahr eingeläutet, so waren die Moskowiter, die gegen Ende 1558 das Land verlassen, wieder da. Am 17. Januar schlugen sie einen Haufen erzstiftischer Knechte bei Seßwegen, bei Tirsen stellte sich ihnen der wackre Friedrich von Fölkersahm in den Weg, aber nach ritterlicher Gegenwehr wurden er und die Seinen überwunden und deckten das Schlachtfeld. Am 22. Januar waren sie bei Schwaneburg: „Aber Gott der Allmächtige half dem kleinen Häuflein drinnen. Und wiewohl die Reussen wiederum sehr schossen, gleichwohl mußten sie sich von den Pforten weg packen, da sie im Schlosse mit Pechkränzen zu ihnen hinauswarfen." Ein andrer Haufe erschien vor Smilten, wohin sich der Adel und viel Gesinde geflüchtet hatte: man sagte ihnen Leben und Abzug zu, doch kaum waren die Russen in der Burg, so trieben sie die Besatzung in ein Gemach, verwahrten die Flur und verbrannten alle.

Langsam nahmen die russischen Haufen — angeblich 130 000 Mann mit Weibern, Kindern und Troß — ihren Weg auf Riga. Es handelte sich dabei schwerlich um einen Eroberungszug, sondern nur um eine Plünderung in gewohntem Stil. Immerhin mußte die Stadt sich vorsehen. War doch die wehrhafte Mannschaft derselben nicht gar groß, etwa 3000 Bürger, 300 Landsknechte und Büchsen-

schützen, 2000 Undeutsche, zu denen sich 40 preußische Reiter des Erzbischofs und 50 Mann unter Kettler gesellten. Am 25. Januar ließ der Rat daher den Befehl ergehen, die Vorstadt und alle Gebäude und Gärten vor der Stadt niederzubrennen, ein Befehl, den die Landsknechte, denen der verursachte Schaden von 300 000 Thalern wenig Sorge gemacht haben wird, mit Eifer ausführten. Dann wurde eine Musterung abgehalten, einige Stadtthore zugemauert und für die Massen Volkes, das sich in die Stadt gerettet, Obdach geschaffen, so gut es gehen wollte.

Ein sorgsames Auge hatte man auch auf verdächtige Elemente und wies einige Edelleute aus dem Dörptischen, die sich weigerten einen Treueid zu leisten, mit Strenge aus. Gegenstand besondern Argwohns war der Bürgerschaft der ehemalige Dorpater Stiftsvogt Eilert Kruse, den man mit Recht als russischen Parteigänger bezeichnete: es schien nicht unbedenklich diesen innerhalb der Mauern zu dulden. Kurz entschlossen forderte der Rat ihn vor sich und gab ihm zu verstehen, daß er „sich in der Kämmerei bis auf weitern Bescheid zu enthalten“ habe, ja auf den Straßen rottete sich die Menge unter Drohungen gegen Kruse zusammen. Es bedurfte eindringlicher Fürsprache des Erzbischofs, um den Verstrickten zu lösen. Erst nachdem er eidlich gelobt, sich dem Erzbischof sofort zu stellen, wenn dieser ihn heische, und sich nirgendwohin und zu keinem zu begeben, der böses gegen die Stadt im Schilde führe, durfte er nach Reval abreisen.

Kurze Zeit darauf war der Reusse vor der Stadt, von deren Mauern und Wällen man das Treiben des Feindes beobachten konnte, der sein Lager von Mühlgraben längs der roten Düna nach den Sandbergen hin bis zum steinernen Galgen auf Dunckers Hof geschlagen hatte. Es waren angstvolle Tage, welche die Bürger verlebten. Tag und Nacht mußten sie bei schneidender Kälte scharfe Wacht halten, mehr denn einmal sahen sie den Feind über den Fluß setzen und fürchteten einen nächtlichen Sturm. Dann gellten die Alarmglocken, dröhnten die Trommeln durch die engen Straßen, horchten die Frauen auf das Klirren der Waffen. Die Geschütze donnerten, die Büchsen knatterten und in den Kirchen lag die Gemeinde und betete, der wahrhaftige, ewige und allmächtige Gott möge den Untergang der wahren Religion verhüten und die Stadt, die Kirche, Kinder und alle Häuser gnädiglich schützen und bewahren, „wie Du Dein Volk Israel im

roten Meere und die Stadt Jerusalem vor Sanherib erhalten und geschützet hast[1])." Dabei wuchs die Furcht vor heimlichen Parteigängern der Russen beständig, da die Kunde immer wieder verbreitet wurde, der Feind habe Freunde in der Stadt, man solle sich vorsehen. Dann ließ der Rat wohl plötzlich Alarm blasen, um zu sehen, ob alle auf dem Posten seien. Abends sah man den Himmel rot gefärbt und durch die Stille der Nacht tönte aus dem Lager hinter den Sandbergen Lärm und wüstes Getöse. Auch in der Nacht nach Mariä Lichtmeß hörte man auf den Wachttürmen „fast viel Geklippers" bei dem Moskowiter: einige meinten, er fertige Steigleitern zum Sturm, andere, er schlage das Eisen von den tags zuvor geraubten Sachen los, noch andere mutmaßten, er mache Schlitten, um die Beute fortführen zu können! Beunruhigt schlug man in dieser Nacht wiederum Sturm — man ahnte nicht, welche Wirkung man damit erzielen sollte! Doch lassen wir dem braven Sekretarius Schmiedt das Wort: „Und kamen," heißt es in seinem Bericht, „zwei Peuerchens des Morgens ganz früh herangefahren, die man inne ließ. Und sagten, wie man bei Nacht zum Sturm geschlagen, sei der Feind so sehr erschrocken und habe nicht anders gemeint, die ganze Stadt fiele itzt eben zu sie hinaus, daß sie auch in großer Eile und Schrecken „Pudi, pudi" geschrieen und aufgebrochen seien, hierbei aber vieler Dinge in solcher Eile nicht achten konnten, dadurch auch sie, die Peuerchen, welche der Feind gefangen und sonst weggeführt hätte, aber in solchem Lärm auf sie keine Acht gegeben, davongekommen."

So war die Gefahr von Riga abgewandt und die Russen zogen, überall ihren Weg durch Brand und Trümmerhaufen zeichnend, die Düna aufwärts nach Kirchholm, Uexküll und Ascheraden. Ein anderer Haufe dagegen setzte über den Strom und nahm die Richtung nach Kurland hinein. Hier stand bei Goldingen der junge Koadjutor Christof von Mecklenburg, der im ersten Schrecken zu Beginn 1558 eilends sein kostbares Leben nach Mecklenburg in Sicherheit gebracht hatte, jetzt aber auf kategorisches Drängen seines Bruders Joh. Albrecht und mit dessen Unterstützung bangen Herzens zurückgekehrt war. Bei ihm befanden sich der Komtur des Schlosses und der von Kandau mit etwa 200 Reitern, die Christof geworben hatte. Jedoch drang

[1]) Das Kirchengebet ist aufgezeichnet in der Joh. Schmiedtschen Chronik, nach der diese Schilderung entworfen ist.

der Feind nicht gegen Goldingen, sondern gegen Mitau vor und verbreitete einen derartigen Schrecken vor sich her, daß der Komtur von Doblen, Thieß von der Recke, am liebsten mit Hab und Gut nach Deutschland entwichen wäre, wenn nicht der Adel in Gemeinschaft mit dem in Mitau hausenden ehemaligen Landmarschall Jasper von Münster sich gegen dieses Vorhaben kräftiglich zur Wehr gesetzt hätte. So blieben die festen Schlösser Mitau und Bauske in deutschen Händen, gegen die unmenschlichen Verwüstungen des streifenden Feindes aber erhoben sich die zur Verzweiflung gebrachten Bauern und leuchteten ihm blutig aus dem Lande. Er zog sich daher mehr ins Selburgsche in die Gebiete von Dünaburg und Rositten und hauste hier nach alter Weise — erst Ende Februar verschwindet er und läßt das Land als Wüste zurück.

Der erneute Einfall der Russen hatte unterdessen den Orden sowohl wie den Erzbischof veranlaßt nach allen Seiten erneute Hilfgesuche ergehen zu lassen. Abermals wandte man die Augen nach Deutschland, wo zu Anfang Januar ein Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben worden war[1]). Vielleicht, daß diesmal mehr Entgegenkommen herrschte, „diesen dem hl. Reich einverleibten Ort und Eckstein aufzuhalten und zu erretten". Freilich große Hoffnungen machte sich keiner und das charakteristische Wort eines Briefes: „Ich besorge, daß in Augsburg nicht viel zu holen sein wird", fand in so manchem Herzen Widerklang. Immerhin entsandte Erzbischof Wilhelm seinen Rat, Asverus Brand, und der Ordensmeister den Komtur von Dünaburg, Georg Sieberg von Wischlingen, mit Instruktionen, um vom Reichstage Beihilfe gegen den „Erbfeind" zu erbitten. Es wirft ein seltsames Licht auf das Zutrauen, das man in Livland zum Reiche hatte, daß Fürstenberg zu gleicher Zeit mit Gustav Wasa unterhandelte und um 20000 Thaler bat, gegen welche Summe er ihm einige Schlösser und Gebiete zu verpfänden sich bereit erklärte.

Der beste Beleg, wie trostlos man die Lage bei uns ansah, ist aber der rapid steigende Einfluß Gotthard Kettlers, das gewaltige Anwachsen seiner Partei. Der Koadjutor war im Januar bereits auf die Nachricht von Fürstenbergs geheimen Unterhandlungen mit Däne-

[1]) cf. O. Harnack l. c. Reimann. Das Verhalten des Reichs gegen Livland 1559—1561. (Sybelsche Histor. Zeitschrift XXXV. 1876). Ph. Schwartz l. c. Mollerup l. c. und Joh. Schmiedts Chronik.



mark nach Riga gekommen und hatte hier einen neuen Sieg über den Meister davongetragen. In seine Hand wurde förmlich die Regierungsgewalt gelegt, ein Memorial vom 21. Februar bezeichnet ihn bereits als Meister, Fürstenberg als „Vorfahr und alten Meister“. Kettler, der sich übrigens selbst noch Koadjutor nannte, war Herr der Situation und trat nunmehr offen mit dem langgehegten Plan hervor, ihn mit umfassenden Vollmachten nach Polen zu entsenden, um bei König Sigismund August Hilfe zu werben. Ein bedeutsamer und verhängnisvoller Beschluß, da Kettler und der Erzbischof in Riga sich einigten, der Koadjutor solle in Wilna dem Könige gegen thatkräftige Hilfe wider Moskau äußersten Falles die Unterwerfung Livlands in derselben Weise, wie Preußen es gethan, anbieten! Im März reiste Kettler hierauf nach Polen ab, bis zu seiner Heimkehr sollte der Meister, dessen Stelle Kettler, natürlich wieder nur „gezwungen“ (!) übernommen, das Regiment noch weiterführen.

Wenige Wochen, nachdem der polnische Einfluß gesichert, kamen von den dänischen Gesandten aus Moskau bedenklich lautende Nachrichten, von einem zehnjährigen Stillstand wolle der Zar nichts wissen, man solle auf schlimmen Ausgang gefaßt sein. Was blieb Fürstenberg, dem die Hände gebunden waren, übrig, als schleunige Botschaft an den Erzbischof zu senden. Die Not dränge, auch er möge eine Gesandtschaft an das polnische Hoflager abdelegieren. Erzbischof Wilhelm, obgleich den polnischen Plänen weit weniger geneigt als Kettler, wußte keinen andern Ausweg, als zu willfahren. Er entschloß sich einige Vertraute nach Krakau abzusenden und blieb dabei auch, als aus Moskau von den dänischen Gesandten Briefe einliefen, es wäre ihnen geglückt am 11. April einen vom 1. Mai bis zum 1. November giltigen Waffenstillstand zu vermitteln. War diese Waffenruhe auch für den Augenblick nicht ohne Wert, so hütete sich der Erzbischof doch ihre Bedeutung zu hoch zu schätzen. Hatte Iwan doch nur, weil schwere kriegerische Verwicklungen mit den wieder unruhig gewordenen Tataren der Krim drohten, sich zur Einstellung des Krieges bewegen lassen, den aufzunehmen er zu günstigerer Zeit fest entschlossen war. Wollten die Livländer sich bis zum Ablauf des Termins dem Zaren nicht unterwerfen — woran im Ernst keiner dachte — so mußte in dem halben Jahre der Ruhe wirklicher Beistand von einer der andern Mächte geleistet werden. Daß diese Macht aber nur Polen sein konnte, stand zu Beginn 1559

bereits den meisten im Lande fest. Auch Erzbischof Wilhelm suchte den Schutz bei seinem alten Protektor und instruierte seine Gesandten dahin, die Unterwerfung, denn um diese handelte es sich doch der Floskeln entkleidet, im schlimmsten Fall zuzugestehen, falls das Reich seine Hilfe verweigere und der König sie wirklich leiste. So reisten die erzbischöflichen Boten ab, trafen aber in Krakau Gotthard Kettler, mit dem sie hatten Rücksprache nehmen sollen, nicht mehr vor, da er nach Wien aufgebrochen war, um von dort weiter sich nach Augsburg zu begeben. Bald kam ihnen jedoch die Kunde zu, der Koadjutor habe diese Reise wieder aufgegeben und sei eilig nach Wilna zu Sigismund August gefahren, wohin nunmehr auch die Erzbischöflichen sich aufzumachen für rätlich hielten.

Wie günstig die Polen die Lage ansahen, wie sehr sie bereits glaubten, das Land werde ihnen doch zufallen, beweist ein Versuch, den Fürst Radziwill, Wojewode von Wilna, Anfang Mai in Riga unternahm. Ein Sekretär des Fürsten, Boyarelli, und ein Wilnascher Kaufmann waren bestimmt, Verhandlungen, die auf nichts geringeres als auf die Unterwerfung Rigas abzielten, insgeheim in Gang zu bringen. Sie übergaben dem Rat einen Kredenzbrief ihres Herrn und fügten mündliche Werbung hinzu: solle der König wirklich Hilfe leisten, so müsse er große Kosten aufwenden und um dieser willen läge ihm die Subjektion der Stadt am Herzen. Es solle ihr nicht leid thun, denn er wolle sie beschützen und in all ihren Freiheiten lassen. Riga möge nicht glauben, die Gefahr vom Muskowiter sei vorüber, böse Zeitung sei vielmehr gekommen, der Stadt drohe Dorpats Schicksal, von wo troz aller Zusagen der Großfürst jung und alt habe fortschleppen lassen. Bald nach Michaeli werde der Reusse wieder im Lande stehen und dann wehe der Stadt, wenn sie nicht dem Könige gehuldigt habe!

Doch alle diese halb drohenden, halb schmeichelnden Worte waren umsonst, der Rat wies in einem Brief an Radziwill dessen Angebot weit von sich, da der Meister ja selbst am Werk sei vom Könige und vom hl. Römischen Reich Hilfe zu erlangen. Immerhin machte die unvermutete Forderung des litauischen Magnaten die Stadt stutzig und die Besorgnis wuchs, als die weiteren Verhandlungen, die Fürstenberg noch immer mit den dänischen Gesandten gepflogen hatte, endgiltig scheiterten. König Friedrich II., der seit dem 1. Januar regierte, war

energischem Eingreifen in die livländischen Dinge umsomehr abhold, als er begründete Absichten hatte mit dem Bischof von Oesel und Kurland, Johann Münchhausen, wegen Abtretung dieser Gebiete handelseinig zu werden. Am 8. Juni verabschiedete der alte Meister in Wenden die heimziehenden Gesandten, er allein glaubte vielleicht noch an eine günstigere Wendung.

Von Tag zu Tag mehrten sich unterdessen die Gerüchte, der Freiheit der Stadt drohe ernste Gefahr: der König von Polen verlange ihre Unterwerfung und der Erzbischof und Kettler ständen diesem Wunsche nicht entgegen. Die Städter beschlossen daher, da schriftliche Anfragen bei den Meistern und dem Erzbischof ohne genügende Antwort geblieben waren, Anfang Juli den alten Meister in Wenden und den Erzbischof in Ronneburg zu besenden. Auch eine andere Angelegenheit, die für die Zerfahrenheit zu charakteristisch ist, um übergangen zu werden, hoffte man dabei in Ordnung zu bringen.

Zu Roop an der Tafel des zum Koadjutor Christof nach Treiden ziehenden Dompropstes von Hasenpoth, Ulrich Behr, wo unter den Gästen auch ein Bürger Rigas saß, war es, daß einer der Junker ein Spottgedicht auf die Stadt zum Besten gab und lautes Gelächter den Poeten lohnte, als er sang:

„Die bürger in den steten
Thuen viel von den edelleuten reden;
Dat se dem adel thowegen,
Doen se in erem busen dregen.
Hette der edle furst Ketler nicht getan,
Sie hetten den Reussen in die Stadt gelan.
Solch' Schelmstück achten sie vor nichte
Die Rigischen bössewichte."

Der Dompropst aber forderte — die Bierkannen mochten wohl schon recht eifrig die Runde gemacht haben —, den Rigenser auf, das Liedlein dem Rat und der Bürgerschaft als seinen Neujahrsgruß zu überbringen. Das „ganz unbescheidne Schmähgedicht, das weder gehauen noch gestochen war, weder Saft noch Kraft hatte" an dem „unbedachten, verzweifelten, ehrvergessenen Buben" zu rächen, schien dem Rat erste Bedingung. Ein geharnischtes Schreiben ging daher an Ulrich Behr ab, ob er der Liederdichter sei, wo nicht, so möge er den Dichterling nennen, der wie ein ehrloser Schelm der Stadt ihren

guten Namen zu rauben versucht habe. Spitz antwortete der kurländische Dompropst, er sei der Stadt Liederdichter noch lange nicht, wisse auch nicht, wer das Liedlein ersonnen habe. Zwar sei es nicht wahr, daß er es dem Rigischen mit Frohlocken übergeben, aber er sehe auch nicht ein, warum er darüber weinen sollte. Interessiere den Rat der Name, nun wohlan, so stehe es ihm ja frei, nach ihm zu forschen.

Ein mächtiger Schriftwechsel hub an, der Erzbischof wurde von Riga in den Streit hineingezogen, rigische Kaufleute, die auf den Markt zu Hasenpoth gezogen, um Johanni dortselbst festgehalten und nur mit Mühe gelöst, kurz die Stadt kam zu keiner Genugthuung, obgleich schließlich auch der Meister in den tragikomischen Streit, dem erst durch den Auseinanderfall der Lande ein Ende gemacht wurde, verwickelt worden war.

Eine Gesandtschaft, an deren Spitze Rigas trefflicher Bürgermeister Jürgen Padel, die Seele aller städtischen Unternehmungen, stand, zu der aber auch der gleichfalls ausgezeichnete Sekretarius Joh. Schmiedt, der Chronist dieser Tage, gehörte, traf am 5. Juli abends in Wenden ein. Am folgenden Morgen erschienen die Städtischen vor Fürstenberg. Ihre Bitten, der Stadt doch Mitteilungen über die Verhandlungen mit Polen zu machen und ihr Recht gegen den Dompropst zu verschaffen, kreuzten sich mit inständigen Bitten des alten Meisters um Geld zu Rüstungen. Was sollte der alte Meister antworten? er versprach, da er selbst nichts gewisses wisse, mit seinen Räten sich in Einvernehmen zu setzen, er sagte in dem Streitfall Genugthuung zu, doch die engherzigen Patrizier zum Öffnen des Beutels zu bewegen gelang ihm nicht. Sie meinten, sie wüßten selbst kaum, woher sie die Gelder zum Schutz der Stadt nehmen sollten und vertrösteten gar auf die Hilfe von Köln und Münster!

Auch in Ronneburg wurden sie freundlich aufgenommen, zur Tafel gezogen und mit dem Bescheid entlassen, der Erzbischof werde ihnen folgenden Tags Botschaft zum Meister nach Wenden schicken. Das geschah. Wilhelm schrieb, er habe erst vor kurzem von den Wünschen des Königs in betreff Rigas erfahren, die Stadt möge aber ruhig sein, ohne ihre Einwilligung werde nichts beschlossen werden, im übrigen solle in nächster Zeit in ihren Mauern ein Ständetag zusammentreten.



Nachdem auch Fürstenberg ihnen gleichen Bescheid gesagt, nahmen sie Abschied und kehrten nach Riga heim.

In der zweiten Hälfte des Juli traten unter Erzbischof Wilhelms Vorsitz die Stände in Riga wirklich zusammen: in der Kapelle am Domesgang wurde am 17. Juli die Versammlung eröffnet, welcher der erzbischöfliche Sekretär sehr bald mitteilte, in der That habe der König von Polen „gantz schwere Vorschläge mit Abtretung der Stadt Riga“ gethan, zu denen jedoch der Erzbischof sich keineswegs verpflichtet habe. In den folgenden Tagen wurde lebhaft hin und her geredet. Die erzstiftischen Stände zeigten sich den polnischen Wünschen gegenüber sehr zurückhaltend, nachgiebiger dagegen die Vertreter des Ordens, die offen einräumten, Kettler habe Vollmacht in Wilna, wenn sich anders nichts erreichen lasse, den Schutz Polens durch Abtretung „etzlicher Lande“ zu erkaufen. Natürlich könne es sich nur um den Orden hierbei handeln, ob eine Abtretung Riga's in Frage stehe, sei ihnen unbekannt. Sehr entschlossen erklärten sich die städtischen Abgesandten Jürgen Padel und Johann Spenkhusen: bisher sei die Hilfe von Polen ausgeblieben und man solle sich hüten, anders als mit großer Vorsicht die Verhandlungen fortzusetzen. Die Zession ihrer alten Stadt falle ihnen schwer aufs Herz und sie bäten inständig, ihnen solches anzuzeigen, „auf daß sie nicht unversehens des göttlichen Worts verlustig, in einige Dienstbarkeit geraten und aus freien Leuten eigne werden möchten.“ Die Stadt könne nicht glauben, daß der König von Polen sich nicht mit einem jährlichen Schutzgeld zufrieden geben würde. In gewandter Weise faßte der erzbischöfliche Sekretär das Resumé dahin, daß alle Stände einig seien Vorsicht zu gebrauchen, in diesem Sinne werde der Erzbischof die nach Wilna gehenden Gesandten instruieren und hoffe, daß sie bald mit „träglicher“ Antwort zurück wären.

Heftig stießen die Parteien bei der Frage einer Kontribution zusammen, bei der die unzeitmäßige Knauserigkeit der Stadt wieder grell zu Tage trat — und siegte. Der Erzbischof mußte sich bequemen, „uff dies mahl“ den von der Stadt vorgeschlagenen Weg zu gehen und seinen viel weiter gehenden Plan zurückzustellen: von jedem über zwölf Jahre alten Mann sollte die Stadt nach dem Landtagsrezeß eine Mark zahlen, außerdem für ihre Liegenschaften zwei Mark pro Tausend entrichten. Auch das flache Land wurde nach Möglichkeit zu Rüstung und Geldbewilligung veranlaßt.

Nach diesen Beschlüssen ging man auseinander. Daß man mit Hintansetzung der kleinlichen Handelsvorurteile beraten und votiert hätte, daß eine wirkliche Einmütigkeit vorhanden gewesen, — wer wollte das im Ernst behaupten? Nur das Eine stand fest: an Dänemark dachte keiner mehr, nur noch um Abmachungen mit Polen drehten sich die Verhandlungen. Vollständig hatte Kettlers Partei gesiegt, — Fürstenberg war in Riga nicht einmal anwesend gewesen.

Ein weiterer Monat ging ins Land und dann war aller Welt klar, wohin Livland steuerte. Am 31. August kam in Wilna ein Vertrag zwischen Kettler und König Sigismund August zu stande, laut dem sich der Orden dem Könige zu Schutz und Schirm gab, wenn er es gegen Moskau verteidigte. Dafür verpfändete der Orden, vorbehältlich des Rechts der Einlösung für 600000 Gulden, die Schlösser Bauske, Rositten, Ludsen, Dünaburg und Selburg.

Vierzehn Tage später (15. September), schloß auch Erzbischof Wilhelm einen ähnlichen Traktat, nur daß das abzutretende Gebiet weit kleiner war. Es umfaßte die Schlösser Marienhausen und Lennewarden und die Höfe Lubahn und Berson; für 100000 Gulden sollten sie nach dem Kriege einlösbar sein.

Und wiederum vierzehn Tage darauf, am 26. September, unterzeichnete Christof von Münchhausen im Namen seines Bruders von Oesel ein Abkommen mit Friedrich II. von Dänemark. Dieser versprach Schutz und Hilfe, bedang sich aber das Recht aus, die Bischöfe von Oesel von nun an selbst einzusetzen. In einem geheimen Vertrage verkaufte der Bischof seine Rechte für 30000 Thaler an den König, der seinen jüngeren Bruder Herzog Magnus von Holstein mit dem erworbenen Land auszustatten beschlossen hatte. Münchhausen aber begab sich nach Deutschland und trat in den weltlichen Stand, froh, daß er das lecke Schiff so zeitig verlassen hatte. —

Mittlerweile war Kettler aus Polen heimgekehrt. Er hatte erreicht, was Fürstenberg mit Dänemark nicht gelungen war, eine Großmacht war bereit, für das halb verlorene Land in die Bresche zu springen. Ja, wenn dem wirklich so gewesen wäre! Aber ernste, begründete Zweifel an dem Ernst des Vertrages erheben sich und fast unabweisbar drängt sich uns der Verdacht auf, daß jener Vertrag vom 31. August nur ein Aushängeschild gewesen ist, welches das schändliche Spiel Kettlers zu verdecken dienen sollte. Es ist so gut wie

sicher, daß der Koadjutor und der König insgeheim übereinkamen, das ganze Land Polen zu unterwerfen, wobei natürlich Kettler nicht leer ausgehen sollte und wollte, vielmehr an ein Herzogtum Livland und eine Residenz in Riga dachte. Da aber diese Subjektionspläne im Lande noch auf Widerstand stoßen mußten, so war es notwendig, es erst mürbe zu machen, d. h. mit andern Worten die verabredete polnische Hilfe nicht zu leisten, die Muskowiternot dadurch zu steigern und das Land so weit zu bringen, daß es Rettung bei Polen um jeden Preis suchte. Sollte dieser teuflische Anschlag gelingen, so mußte aber vor allem der Mann endgiltig fallen, den man in Polen noch immer fürchtete: Fürstenberg.

Auf einem Tag zu Wenden gab Kettler daher am 17. September die Erklärung ab, der König von Polen werde nicht eher Livland Hilfe senden, als bis Fürstenberg sein Regiment ihm übergeben habe. Gebeugt willfahrte der alte Meister, nachdem ihm zum ferneren Unterhalt Tarwast, Helmet, Pernau und nach dem Tode des alten Vogts von Jerwen dessen Wohnort Sara versprochen worden waren[1]).

Den Schluß des Jahres 1559 füllten einige kriegerische Diversionen gegen die Russen, mit denen der Waffenstillstand abgelaufen war, aus. Von Wenden eilte Kettler nach Fellin, warf sich nach starker Rüstung auf den streifenden Feind und schlug ihn bei Rüggen recht empfindlich aufs Haupt. Noch einmal brach er hierauf gegen Dorpat vor, doch abermals scheiterte der Angriff, bevor er gemacht worden: der elende Christof von Mecklenburg verläßt mit seinen Truppen das Ordensheer, da er mit Kettler darüber in Streit gerät, wem nach Wiedereroberung die Stadt gehören solle. So muß der Meister um Weihnacht die Belagerung aufheben und mit starken Verlusten auf Wenden zurückgehen. —

Was aber war denn aus den Unterhandlungen geworden, die zu Beginn des Jahres zu Augsburg angeknüpft worden waren? Rührte wirklich das Mutterland keinen Finger für die Kolonie? Nein, nicht

---

[1]) Der unerquickliche Zwist erreichte damit noch nicht sein Ende, da man Fürstenberg das Gebiet von Pernau vorenthielt, Tarwast und Helmet aber so devastiert waren, daß sie nichts abwarfen. Erst am 4. April 1560 wird ihm nebst einer Ehrenerklärung der Gebietiger das Gebiet Fellin nebst Helmet angewiesen. cf. Ph. Schwartz. Fürstenberg l. c.



einen Finger! Eine kurze Darlegung wird beweisen, daß dies keine Übertreibung bedeutet.

Der Augsburger Reichstag war erst Anfang März zur Aufnahme seiner Arbeiten gelangt, Anfang April traf in der alten Handelsstadt der einzige deutsche Fürst ein, der es wirklich ernst mit der Hilfe für das bedrohte Livland meinte und die Gefahr erkannt hatte, welche in der Festsetzung Moskaus an der Ostsee lag — Johann Albrecht von Mecklenburg. Unermüdlich korrespondiert er mit den Kurfürsten, energisch unterstützt er die livländischen Gesandten, eifrig liegt er den Kaiser an sich der Verlassenen anzunehmen. Er erkannte, wie recht der Komtur von Dünaburg hatte, wenn er im April einer erneuten Bitte an den Kaiser hinzufügte, die livländischen Stände müßten sonst „entweder in des Feindes Hände fallen oder bei den nächstgesessenen christlichen Herrschern durch Unterwerfung oder jede andere beschwerliche Bedingung Heil und Erlösung suchen, so ungern sie auch, wie sie vor Gott bezeugten, das thun würden."

Als Sieberg so schrieb, war der durch Dänemark vermittelte Waffenstillstand bereits zustande gekommen und Kaiser wie Reichstag machten sichs deshalb bequem — hatte die Sache in ihren Augen doch gar keine Eile mehr. Nur noch in tragikomischen Briefen und weisen Lehren, die Friedrich der Fromme von der Pfalz oder der Kurfürst von Sachsen zum Besten gaben, äußerte sich eine Zeitlang das Interesse der hohen deutschen Herren, bis endlich Siebergs erneute drohende Mahnungen sie aus ihrem platonischen Phlegma aufrüttelten. Das Kurfürstenkollegium begann sich der Frage wieder zuzuwenden. Ende Juli schlug Trier vor, das Reich möchte zum Schutz von Riga und Reval Truppen als „Winterpräsidium" hinsenden, Köln, das billigern Mitteln den Vorzug gab, proponierte 300000 Gulden den Livländern auszukehren, was denn auch, trotzdem Pfalz und Mainz dafür waren garnichts zu geben, von der Majorität angenommen wurde. Im Fürstenrat war man weitherziger, man dachte an 400000 Gulden, sah sich durch die Kurfürsten aber auf 300000 beschränkt. „Man mußte sich eben vereinigen, wenn überhaupt etwas geschehen sollte".

Am 9. August wurde dem Kaiser das gemeinschaftliche Gutachten übermittelt. Dasselbe schlug vor, der Monarch solle den Moskowiter um Einstellung der Feindseligkeiten gegen Livland und Zurückgabe des

Gewonnenen ersuchen, ferner die Potentaten von Spanien, England, Dänemark, Schweden, Polen und die An- und Seestädte zur Fürsprache bewegen. Livland sollte 300000 Gulden erhalten, welche Lübeck, Hamburg und Lüneburg zu leihen gebeten werden sollten.

Kaiser Ferdinand zeigte sich mit diesem schwachherzigen Beschluß einverstanden, nicht so Sieberg, der mit Recht höchst unzufrieden war. Nur schleunige thätliche Entsetzung, erklärte er, könne dem beschwerten Lande nützen, den Muskowiter durch Schrift zu ersuchen dagegen wenig Frucht schaffen. „Wenn doch die Sachen in Livland dermaßen stünden, daß weiteres Nachforschen und Erkundigung nötig wäre, daß das erbärmliche und jämmerliche Schreien und Weinen der armen daselbst aufs höchste beängstigten Christen, sowie das unmenschliche Wüten des unmilden Feindes nicht weiter, als es jetzo leider durch ganz Deutschland erschollen, gehört und vermerkt würde oder daß die zu Grunde gerichtete Provinz solche weitläuftige Friedensbeförderung aushalten könnte — alsdann würden der Meister und die Landschaft die Stände des Reiches nicht mit so ernstlichem, emsigem Ansuchen und Flehen bemühen. Weil sie aber in höchster Not und Gefahr steckten und einem solchen großmächtigen Feinde nicht gewachsen wären, so hätten sie sich nach Beistand umsehen müssen."

Doch das war natürlich in den Wind gesprochen. Kaiser Ferdinand glaubte schon unendlich viel gethan zu haben und die Kurfürsten waren natürlich gleicher Meinung. Das Merkwürdigste aber war, daß sie, obgleich nicht einmal die geringfügige Summe von 300000 Gulden aufgebracht werden konnte und die Aufforderungen an die fremden Mächte, bis auf Dänemark, nicht einmal beantwortet wurden, tief gekränkt waren, als Kettler und der Erzbischof im August und September die Schutzverträge mit Polen schlossen. Am 19. Oktober um dieselbe Zeit, da der kaiserliche Rat Jeremias Hofmann in natürlich fruchtloser Mission nach Moskau ging — drückte Ferdinand allen Ernstes Sigismund August sein Mißfallen aus und ermahnte ihn, „die Stände des Reiches nicht zu beleidigen, noch den Verdacht zu wecken, als ob er aus Eigennutz die Rechte des Reiches mindern wollte". Nun, der König von Polen kümmerte sich um diese papierenen Proteste so wenig als Iwan, der auf das äußerst milde und friedfertige Kaiserliche Schreiben mit unverkennbarem Hohn fast ein halbes Jahr später dem Abgesandten zur Antwort gab, „nicht eher

wollte er sein Haupt ruhsam niederlegen, er hätte denn die Lande zu Livland, die ihm und seinen Vorfahren zugehörig . . . . unter seine Macht und Gewalt gebracht", es sei denn, fügte er boshaft hinzu, daß ihm der Kaiser etwas freundlicher schriebe. Als ob das möglich gewesen wäre. Im Juni 1560 endlich traf Jeremias Hofmann mit Iwans Antwortschreiben wieder in Wien ein, es war russisch abgefaßt und so unklar gehalten, daß man den wahren Sinn kaum verstehen konnte; nur die Sünden der Livländer waren aufgezählt und als das Kapitalverbrechen, nicht ungeschickter Weise, deren Übertritt zum Luthertum hingestellt. —

Doch als dieses Schriftstück in Ferdinands Hände gelangte, war der Krieg längst wieder mit elementarer Gewalt über Livland hereingebrochen. Die „Vormauer des heiligen römischen Reichs deutscher Nation" lag am Boden, denn das „herzliche Mitleid" des Kaisers allein war gar zu geringer Schutz für dieselbe gewesen. —

29*

22. Kapitel.

Das Ende der Konföderation. (1560–1562.)

Braucht es hervorgehoben zu werden, daß mit dem neuen Jahr (1560) auch der Feind wieder ins Land flutete? Von Dorpat aus verbreitete sich eine Abteilung gegen Tarwast und Fellin, dessen gewaltige Befestigung sie in Schrecken hielt und doch wieder zur Eroberung reizte. Die Hauptmacht unter Schuisky nahm ihren Weg gegen die Marienburg und bezwang das schöne Schloß durch heftige Beschießung. Doch zu weit würde es führen, sich in Einzelheiten zu verlieren, wo nur das Gesamtbild von Wert ist: das sich ins Maßlose steigernde Elend. Wir sehen, wie die Bewohner gleich dem Vieh zu Tausenden aus den Wäldern nach Pleskau fortgeführt werden, wie die Schlösser in Trümmer sinken, die Bauern sich meuterisch zusammenrotten. Aber aus Polen kommt keine Hilfe. Um nur das allernotwendigste Geld zu erlangen, um die Truppen zu löhnen, müssen Güter über Güter verpfändet werden, bröckelt ein Stein nach dem andern los. Grobin, Goldingen, Windau, all die kurländischen Häuser, auf die der Russe seine Hand noch nicht gelegt, wandern in polnischen Besitz, polnische Soldaten besetzen sie, nehmen mehr und immer mehr, aber Hilfe zu leisten fällt ihnen nicht ein. In Vorwürfen freilich war Sigismund August ein Meister, jede weitere Einbuße der Livländer wußte er aus ihrer Uneinigkeit zu erklären und war schnell mit dem Heilmittel bei der Hand, man solle ihm weitere Burgen einräumen. Auf die Gegenvorstellungen, daß das polnisch-litauische Kriegsvolk wie ein Feind die besetzten Gebiete beschwere, wurde natürlich nicht geantwortet.

Im Mai begaben sich die livländischen Gesandten zum Könige nach Polen, um die Streitpunkte beizulegen, und gelangten in der That zu einer Einigung. Die Livländer verpflichteten sich, von nun an nicht



anders als gemeinsam mit den Polen ins Feld zu ziehen, wogegen der König nochmals zusicherte, daß alle Schlösser nach dem Frieden gegen die Pfandsumme dem Erzbischof und Orden zurückfallen sollten. Hierauf rückten wirklich polnische Truppen an die Düna, aber zu thätigem Eingreifen kam es auch jetzt nicht, zumal böse innere Wirren die Aufmerksamkeit der livländischen Gebietiger vom Kriegsschauplatz ablenkten.

Nicht unvermutet, aber doch fast unerwartet trat Kettler ein Rival in den Weg. Wie sicher hatte er sich doch gefühlt! Am 4. April hatte er sich mit dem alten Meister definitiv auseinandergesetzt, am 5. April eine Vereinbarung mit den Ordensgebietigern geschlossen, die auch den letzten Zweifel, was er eigentlich wollte, zerstreute. Klar war hier von der Säkularisierung des Landes und der Verteilung der Beute unter die Gebietiger die Rede: natürlich nur, damit er Allianz gegen Moskau werben könne (!), sollte Kettler sich verheiraten und das Land Polen übergeben dürfen. Die Gebietiger und Ordensverwandten sollten gleichfalls, sei es mit Schlössern und Leuten, sei es auf andere Weise entschädigt werden. Was aber Kettler für sich selbst wollte, enthüllen diese Abmachungen evident: „Ein Herr der ganzen Lande zu Livland“ will er werden und ausdrücklich heißt es in der Verschreibung von Doblen an Thies von der Recke, er solle das Haus erhalten, falls er, der Meister, „sich auf alle Ordenslande, so der Orden von Anfang und noch besessen, inne gehabt und gebraucht, als ein natürlicher Erbfürst erblich und eigen bei den zuträglichsten Potentaten .... verändere und verheirate“.[1]) Damit war der Orden von seinen eignen Gliedern aufgegeben und verworfen.

In diesem Augenblick aber landete (16. April) bei Arensburg Herzog Magnus von Holstein, König Friedrich II. Bruder, bereit, die dänischen Pläne auf Livland zu verwirklichen. Wenn er nur der Mann dazu gewesen wäre, wenn nicht auch auf ihm der Fluch der Nichtigkeit und Leichtfertigkeit gelegen hätte!

Nicht gut ist das Andenken, das er in Livland hinterlassen hat, als eine Mißgeburt, einäugig, halb Mann halb Weib, gänsefüßig zeichnen ihn die Chronisten. Ganz so arg ist es natürlich nicht ge-

---

[1]) cf. Th. Schiemann. Charakterköpfe und Sittenbilder pag. 35 ff. Mitau. Behres Verlag 1877.



wesen, aber schlimm genug blieb es immer, nur daß nicht die Schäden des Körpers, sondern die der Seele ihn untauglich machten, dem Lande etwas anderes als Unheil zu bringen. Nicht seine Einäugigkeit, sondern sein Leichtsinn, seine Verschwendung und seine Sinnlichkeit machten den kaum Zwanzigjährigen nicht fähig, einer Aufgabe sich zu unterziehen, welche die Kräfte eines ganzen Mannes erforderte. Doch auch diesmal paarte sich Unfähigkeit mit einsichtslosem Ehrgeiz.

König Friedrich war dem Plan seines Bruders nicht entgegen. Ging der Bruder, dem Holstein zugefallen, außer Landes, so war die Einheit des dänischen Staates gewahrt. Seit langem verhandelte der König daher, wie uns bekannt, mit livländischen Fürsten, erst mit Hermann von Dorpat, dann mit Münchhausen von Oesel und Kurland und wurde mit letzterm handelseinig, da die Königin-Mutter Dorothea die nötigen Geldsummen hergab, um dem Zweitgeborenen ein eignes Reich zu erwerben. Am 10. Dezember 1559 leistete Herzog Magnus einen „unbedingten Verzicht" auf Dänemark und ging im April, ausgestattet mit fürstlichem Haushalt, 400 Knechten und 7000 Thalern zur Löhnung der Arensburger Landsknechte, begleitet von seinem Hofprediger, zwei Reichsräten, einer Schar junger Edelleute und Christof von Münchhausen unter Segel. Den Nachstellungen Kettlers entkam er glücklich und wurde am 13. Mai von den oeselschen Ständen als Bischof anerkannt. Selbst auf Ordensgebiet friedebrecherisch überzugreifen, scheute er sich nicht, aber er kam hierbei nicht weit; die dem Orden gehörende Sonnenburg, die dem wackren Heinrich Wolff genannt Lüdinghausen, unterstand, vermochte er nicht zu nehmen, wohl aber wurde der treue Vogt bei Pernau aufgegriffen und in herzogliches Gewahrsam gebracht. Der wohlfeile Erfolg brachte den Jüngling vollends aus dem Gleichgewicht. Nicht allein, daß er seine dänische Begleitung durch brüske Weise so verletzte und zurückstieß, daß sie erbittert bald in die Heimat zurücksegelte; nicht allein, daß er sich ganz Ulrich Behrs und Christof von Münchhausens Einfluß hingab, „welche, wie König Friedrich selbst meinte, wohl imstande waren, ein ganzes Kaisertum zu verzehren", er stellte sich sofort auch in schroffsten Gegensatz zum Erzbischof Wilhelm, indem er seine Augen auf das freilich in russischen Händen befindliche Bistum Dorpat warf, das Wilhelm eventuell als seine

Domäne betrachtete, und vor allem zum Meister. Schon sein Schreiben, in welchem er Kettler seine Landung anzeigte, floß von Drohungen über, falls jener ihm in den Weg treten würde. Dann verweigerte er die Freilassung Heinrich Wolffs und forderte in bramarbasierendem Schreiben an Reval und die Landschaften Harrien und Wierland die Unterwerfung. Wohl wiesen Kettlers Gesandten, die gerade in Reval waren, die Forderung namens der Stadt zurück, doch der Bischof Moritz Wrangel von Reval zögerte trotzdem nicht, obgleich dem Orden das Ernennungsrecht in Reval zustand, Anfang Juli in der Domkirche zu Hapsal Herzog Magnus die Administration des Stifts Reval zu übertragen. Nun trat Magnus mit weiteren Ansprüchen hervor: das Kloster Padis, die Schlösser Leal und Pernau heischte er für sich, belegte Schiffe des Ordens mit Beschlag und ließ Ordensgebiet durch seine Söldner ausplündern. Was ging diesen gewissenlosen, leichtfertigen Streber auch der Jammer des Landes an, dessen letzten Kräfte eben damals verbluteten, während die beiden Rivalen gegeneinander intriguierten und kämpften.

Es war Kettlers Verdienst, daß es, während die Russen in mächtigem Vordringen waren, nicht zum äußersten kam, vielmehr ein Waffenstillstand vom 8.—22. Juli abgeschlossen und eine persönliche Zusammenkunft auf den ersten August zu Pernau verabredet wurde. Er mußte um so mehr eilen zu einer Einigung zu kommen, als seltsamer Weise der schwächliche Prinz allenthalben im Lande als Retter angesehen wurde und von allen Seiten ihm Edelleute, soldlose Knechte und andere Leute zuströmten. Kettlers eigene Position verlangte, daß er mit Magnus zur Klarheit käme. Am 1. August ritt er daher mit starkem Gefolge in Pernau ein. Kaum aber hatten die Verhandlungen begonnen, als eine Schreckensbotschaft die Fürsten auseinandersprengte.

Nur mit Mühe hatte Kettler den Weg nach Pernau nehmen können, weil sehr schlimme Nachrichten von den Russen vorlagen. Sowohl gegen Reval, wie gegen Wolmar und Wenden waren sie ausgezogen „ihre Tyrannei ferner zu üben, also daß die armen, elenden Christen an allen Orten des Landes flehen, rufen, weinen und bitten aufs allerkläglichste: rette, rette, rette!" Kettler, der wußte, daß die eigenen Kräfte nicht ausreichten, sandte an den polnischen Feldherrn Hieronymus Chodkiewicz, der noch immer an der Düna stand, drin-

gende Bitte mit seinen Truppen nordwärts auf Adsel zu ziehen und sich hier mit dem Landmarschall Philipp Schall von Bell zu vereinigen. Gemeinsam würde der Kampf erfolgreicher sein. Leider folgte der Landmarschall dieser Weisung nicht.

Wohl in ritterlichem Eifer selbst einen Erfolg zu erringen, ehe der Pole da sei, beschloß er am 2. August bei Ermes den Feind zu packen. Er vereinigte 500 deutsche Reiter und die gleiche Anzahl Fußvolk und stürzte sich auf das russische Heer, das Fürst Kurbsky befehligte. Aber was hilft Kühnheit und heldenmütige Tapferkeit, wenn die Vorsicht fehlt: statt genau zu erforschen, wie stark der Gegner ist, brechen die Deutschen gegen den Feind vor. Dieser, auf einen Überfall der kleinen Schar nicht vorbereitet, weicht erschreckt zurück, erst als die Livländer bis zu den hinter dem Lager befindlichen Pferden vorgedrungen sind, setzt er sich zur Wehr. Schon ist die Gefahr für ihn aufs höchste gestiegen, da fällt ein Teil der Moskowiter, von ortskundigen Führern auf Waldwegen geleitet, dem mutigen Häuflein der Deutschen in den Rücken. Nun wendet sich das Blatt. Von allen Seiten umringt, kämpfen die Livländer mit großer Tapferkeit, aber die Kräfte erlahmen; da weicht zuerst das erzstiftische Fähnlein, dann die Kurischen und ihnen nach drängt der gewaltig überlegene Feind. Blutig färbt sich der Boden, hin sinken die Mannen, den Marschall reißen sie vom Pferde und führen ihn fort, mit ihm fallen sein Bruder und elf andere Komture und 120 Gewappnete in des Feindes Hand. Kaum fünf sollen vom Schlachtfeld entkommen sein. So sank die Ordensfahne auf dem Felde von Ermes — sie ist nie mehr im Schlachtgetümmel entfaltet worden!

Wie groß der Eindruck dieser Schlacht auf die Russen war, das ersehen wir Nachlebenden aus den Worten, mit denen Fürst Kurbsky den Tag von Ermes erzählt. Nicht genug kann er den „heldenmütigen Mann“ rühmen, „der berühmt im ganzen Lande und in Wahrheit der letzte Schutz und die letzte Hoffnung des livländischen Volkes“, und als braver Soldat weiß er dem unglücklichen Gegner gerecht zu werden. Als sie — der Marsch geht gegen Fellin — zusammen an der Tafel sitzen, denn auch den Gefangenen zu ehren ist Feindes Pflicht, beginnt Schall von Bell, „ohne Furcht und allen Schrecken“ dem Moskowiter von seines Landes vergangenen Zeiten zu reden: er rühmt die Ritter, die einst an die Düna gekommen, zur Ehre der Mutter

Gottes gekämpft, mit den Litauern geschlagen und den Russen von des Landes Grenze abgewehrt haben. Gott habe den Vorfahren beigestanden, daß sie bei ihrem Erbe verblieben seien. Nun sei das Verderben ins Land gekommen, den alten Glauben habe man verleugnet, die Schwelgerei aber habe sie alle auf den breiten Weg gebracht, der zum Untergang führe. Gott allein sei es, der um ihrer Missethat willen die Livländer strafe, mit seinem Willen seien die hohen Schlösser und festen Städte, die prächtigen Paläste und Höfe, die ihre Altvordern erbaut, in Feindes Hand gefallen! Und Thränen rollten über die Wangen des gefangenen Erzählers, aber auch des Feindes Auge wurde naß. Doch schnell überwand der Marschall die weiche Stimmung, mit heiterm Gesichte fuhr er fort: „Allein um so mehr danke ich Gott und freue mich, daß ich gefangen bin und leide für mein geliebtes Vaterland, und sollte ich für dasselbe sterben müssen, wahrhaftig ein solcher Tod wäre mir teuer und lieb!" Und als er solches gesprochen, erzählt Kurbsky selbst, schwieg er; wir aber bewunderten des Mannes Weisheit und Beredsamkeit und hielten ihn in ehrenvoller Haft. Sodann aber sandten wir ihn mit den übrigen livländischen Gebietigern zu unserm Zaren gen Moskau und flehten den Zaren in einem Schreiben gar sehr, er möge ihn nicht verderben. Und wäre er unserm Rate gefolgt, so hätte er das ganze livländische Gebiet erhalten können, denn es hielten ihn alle Livländer gleich einem Vater. Doch als er vor den Zaren gebracht und strenge bestraft wurde, antworte er: „Du eignest Dir unser Land zu mit Ungerechtigkeit und Blutdurst, nicht aber, wie es ziemt einem christlichen Fürsten." Er aber, von Zorn entbrannt, befahl ihn alsbald hinzurichten, denn er begann damals schon grausam und unmenschlich zu werden."

So endete ein treuer Sohn unserer Heimat im fernen Moskau auf dem Blutgerüst. —

Die Kunde von dem Verlust der Schlacht bei Ermes rief im ganzen Lande furchtbare Panik hervor. Kaum hatten die Rivalen in Pernau Zeit, einen Waffenstillstand bis Pfingsten 1561 abzuschließen, dann stoben sie und ihr Gefolge nach allen Seiten auseinander. Fast wären sie den Russen in die Hände gefallen, die ohne Widerstand bis an die Küste streiften, war doch das schlimmste eingetreten, was überhaupt geschehen konnte, die letzte Hoffnung vernichtet, denn am

20. August hatte „das schöne königliche Haus und die herrliche Feste“ Fellin, der militärische Waffenplatz Nordlivlands, kapituliert.

Hier, in der auf drei Bergen errichteten Burg, die dem Feinde gewaltig und „unglaublich stark“ dünkte, saß der alte Meister. Er glaubte das Schloß gegen jeden Ansturm halten zu können, waren doch die Gräben trotz ihrer Tiefe mit glattbehauenen Steinen verkleidet, drohten doch von den Mauern schweres Geschütz und über 400 leichte Feldstücke, lagerte doch in den Kellern Vorrat im Überfluß. Mit Staunen sahen die Russen, als sie später einzogen, daß nicht nur Kirche, Palast und das Schloß selbst, sondern auch Küche und Ställe mit starken Bleitafeln gedeckt waren, die denn auch Iwan sofort abzunehmen und durch hölzerne Dächer zu ersetzen befahl. Wurden die Kriegsknechte durch gute Löhnung treu erhalten, so war die Einnahme der gewaltigen Festung undenkbar. Schon lange hatte Fürstenberg daher an Kettler geschrieben und ihn dringend ermahnt, Geld für die Knechte zu schicken und der Meister hatte in gewohnter Weise alles versprochen, um nichts zu halten. Freilich in Worten ist er groß, er gelobt dem alten Meister, ihn nicht zu verlassen, er werde zum Entsatz kommen, Fürstenberg solle nur ausharren[1]. So lautet es noch in einem am 15. August aus Salis geschriebenen Brief, der scheinbar auf dem Anmarsch gegen Fellin verfaßt ist. Aber was sollen wir dazu sagen, daß diese Ortsangabe offenbar einen Betrug in sich schließt, da Kettler nachweisbar sowohl am 13. wie am 17. August in Dünamünde gewesen ist, eine so schnelle Hin- und Rückreise nach Salis aber fast undenkbar erscheint. Es ist klar, die falsche Datierung hat den Zweck, den alten Meister an einen Entsatzversuch glauben zu machen, den Kettler im Ernst nie beabsichtigt hat. Dreieinhalb Wochen verteidigt der verlassene Fürstenberg den Posten gegen den mächtigen Feind, obgleich die Knechte von Beginn an schwierig und meuterisch waren. Wohl stieg „der gute alte Meister“ „etzliche vielmal auf den langen Turm, sieht weit überhin, vernimmt keine Freunde, daher Trost und Errettung, sieht sich mit eitler feindlicher Gewalt rings umgeben, tröstet die Seinen und hält sie auf mit täglicher Hoffnung.“ Vielleicht war es damals, daß das fromme Gemüt des alten Meisters, geängstet von den Wirrnissen dieser Welt, jenes schöne Lied dichtete:

---

[1]) cf. K. Schirren. Vorträge l. c. (Manuskript).

„Ach Gott, woll' mich erhören, Ich ruf' vor Herzeleid!
Die Sünd' in mir sich reget, Wirket Zorn und groß Verdruß.
Zu Dir darum ich rufe, Du bist mein Trost allein,
Auf Dir steht all mein Hoffen: Mach' mich Deiner Gnad' gemein."

Doch wie er auch im Gebet ringen mochte — das Verderben aufzuhalten, ging auch über seine Kraft. Wie es alles gekommen, das berichtet Balthasar Russow in lebendiger Weise also:

„Als nun der Muskowiter an vier Wochen vor Fellin gelegen, und mit Gewalt dem Hause und Städtchen nichts anhaben konnte, ist ihm dasselbige unüberwindliche feste Haus von den deutschen Knechten, die darauf waren, ohne einige dringende Not aufgegeben worden dieser Gestalt. Nachdem sie etliche Monate ihre Besoldung gemißt, haben sie nun dieselbe vollkommene Besoldung, dieweil die Not vorhanden gewesen, von dem alten Herrmeister, Wilhelm von Fürstenberg, der sein Gemach auf Fellin gekoren hatte, mit großem Ungestüm gefordert. Als aber der gute alte Herr der Knechte Bosheit vermerket, hat er seine eigne Barschaft und Geschmeide den Knechten angeboten und sie zufrieden gesprochen und zu der Standhaftigkeit ermahnt und um Gottes willen gebeten, daß man solch ein gewaltig Haus ohne Not dem Feinde nicht sollte aufgeben; denn des würden sie Spott und Schande vor Gott und der ganzen Christenheit haben und könnten auch solches nimmer in Ewigkeit verantworten. Solches haben die Knechte nicht geachtet, sondern sind in ihrem verräterischen Vorsatz fortgefahren und haben dem Muskowiter das Haus Fellin zugesagt, mit dem Bescheide, so sie mit Allem, was sie wegtragen könnten, frei, sicher und ungehindert weg passieren möchten. Wo sie nun Solches vergewissert wurden, wollten sie dem Großfürsten von der Muskaw das Haus überantworten, welches ihnen der Russe ungezweifelt, gerne und gutwillig zusagen wollte. Darauf sind die Knechte zugefahren und haben dem alten Herrmeister seinen ganzen Schatz von Silber und Golde, sein Geschmeide und Kleinodia mit Gewalt geraubt und alle Kisten und Kasten, welche die vom Adel und die Bauerschaft vor dem Feinde auf das Haus in Verwahrung geführt hatten, aufgeschlagen, das Handlichste und Beste, was ihnen gedient, daraus genommen und sich selbst also wohlbezahlt. Darnach als sie sich mit großem Gute also versorgt und beladen hatten, gaben sie dem Muskowiter das Haus auf."

Vergeblich fiel ihnen weinenden Auges der in Ehren grau gewordene alte Meister zu Füßen, sie rissen ihm die Schlüssel von der Seite und meinten, es sei besser, daß der „alte Luhrer" verloren gehe, denn daß so viele guter Gesellen umkämen. Doch die Vergeltung schlief nicht. Als die Russen erfuhren, daß die Landsknechte mit großer Beute abgezogen waren, gereute sie der Vertrag, sie jagten ihnen nach und griffen einen Teil auf, die andern fielen meist Kettler in die Hände, der ein strenges Exempel zu statuieren beschloß und die Rädelsführer zu Riga aufknüpfen ließ.

Der Feind aber konnte sich nicht genug thun über den Gewinn des Schlosses, in dem 450 Kanonen und reicher Proviant ihm zugefallen waren. Die Feigheit der Knechte dünkte den Russen eine besondere Gnade Gottes gegen den rechtgläubigen Zaren, dessen Gnade sie den alten Meister anempfahlen. Wie es Fürstenberg dort ergangen, mag wiederum Russow erzählen: „Als nun der gefangene alte fromme Herr Wilhelm von Fürstenberg und andere vom Adel und fromme Gesellen mehr zu Muscow zum Triumphe und Spektakel eingeführt wurden, haben zwei gefangene Könige der Tatern, nämlich der von Kasan und Astrachan, diesen herrlichen Triumph und Viktoria des Muskowiters ansehen müssen; von welcher der eine die Deutschen aus Livland, da sie vorbeigeführt wurden, angespieen und gesagt hat: „Euch deutschen Hunden geschieht eben recht; denn ihr habt erstlich dem Muskowiter die Rute in die Hand gethan, damit er uns gestäupt hat; nun stäupt er euch selber auch damit." Hiermit hat der Tatersche König anzeigen wollen, daß Kraut und Lot und allerlei Kriegsrüstung aus Deutschland hergebracht, durch deutsche und livländische Kaufleute dem Muskowiter überflüssig verkauft wäre, womit er sie nun selber und andere Völker mehr bezwingen und sie unterthänig machen konnte."

Fürstenberg wurde im übrigen glimpflich behandelt. Er erhielt den Flecken Ljubim im Jaroslawschen zum Unterhalt, „wo sich sein altes Herze in Trübsal und Elend verzehrt hat". An Versuchen, seine Freilassung zu bewirken, hat es nicht gefehlt. Der Deutschmeister in Mergentheim, Kaiser Ferdinand haben Briefe und Gesandte nach Moskau geschickt und Bitten auf Bitten gehäuft, aber umsonst. Vielleicht glaubte Iwan ihn gegen Livland benutzen zu können, jedenfalls blieb er bei seinem Nein. Die letzte Urkunde, die von dem alten

Meister Nachricht giebt, ist vom Mai 1566 datiert „in unserm trübseligen Kreuz im Reussenlande“, er erklärt hier, seine Behandlung gebe zu keiner Klage Anlaß, doch wie ihm ums Herz, könne sich jeder ehrliebende Christ vorstellen. Bald darauf ist er wohl gestorben, seine Ruhestätte ist verschollen, verschwunden. Die Heimat aber hat Grund, sein Andenken in Ehren zu halten, war er doch in finstern Tagen eine erquickende, kernige und wahre Natur, die der Heimat Not empfunden hat, wie wenige.

Die Botschaft vom Fall Fellins ließ Herzog Magnus ein längeres Verweilen auf dem Festlande höchst unrätlich erscheinen, von Hapsal, wo er einer Hochzeit beigewohnt, rettete er sich in einem Fischerboot hinüber nach Oesel. Hier fühlte er sich sicher und blieb daher allen Bitten und Aufforderungen, den Seinen gegen die in die Wiek verheerend eingefallenen Russen zu helfen, taub. Nur in neuen Länderschacher sich zu mischen fehlte ihm nie die Zeit und die Lust. Erwarb er sich doch gegen 9200 Th., die er freilich garnicht besaß, das Recht, den Dompropst Ulrich Behr, der das Anrecht auf das Stift Kurland für den Fall des Todes Johann Münchhausens erkauft, abzufinden, wobei es ihn gleichgiltig ließ, daß er dadurch in neuen Streit mit Kettler geriet, der als Meister das Erneuerungsrecht im Stift beanspruchte, und mit seinem Bruder Friedrich, der das unbesonnene Verhalten des jungen Herzogs in scharfen Worten getadelt hatte, sich noch mehr verfeindete. Herzog Magnus begann die Situation sehr bedenklich zu werden und ebenso schnell, wie er gekommen, entschloß er sich zurückzukehren. Gegen den Willen seines königlichen Bruders reiste er nach Dänemark ab. Hier gab es arge Auftritte und erst als die Königin-Mutter für ihn Fürsprache einlegte, entschloß sich Friedrich, sich von neuem des Bruders Angelegenheiten zuzuwenden. Ein Versuch, ihm die Koadjutorschaft des reichen Stifts Hildesheim zu erwerben, schlug aber fehl, — es blieb also nichts übrig als die Rückkehr nach Livland. Nachdem vorher schon der Pernauer Anstand bis Pfingsten 1564 erneuert worden, unterzeichnete Herzog Magnus am 4. Mai 1561 einen Vertrag, der bestimmt war ihm die Hände völlig zu binden: König Friedrich entsandte einen Statthalter nach Arensburg — Dietrich Behr —, dem faktisch alle Gewalt übertragen wurde. Er sollte die Knechte für den König in Eid nehmen, welch' letzterem allein die Entscheidung über Krieg und Bündnis, Reisen und even-

tuelle Eheschließung des Herzogs zustehen sollte. Damit hatte auch Christof von Münchhausen seine verhängnisvolle Rolle beendet, während Herzog Magnus in unseliger Weise und nur zu oft noch genannt werden muß.

In Riga war die Nachricht von dem Unglück von Fellin zuerst mit Unglauben aufgenommen worden, erst die Knechte, die dort in Besatzung gelegen und sich dann nach Riga gewandt hatten, brachten Gewißheit. Die oben erwähnte Hinrichtung von 11 Hauptanstiftern des Verrats konnte die Bürger aber wenig beruhigen und nicht eher fühlte man sich sicher, als bis die in Wenden liegenden städtischen Knechte am 2. September heimgekehrt waren. Man kann die lebhafte Besorgnis verstehen, denn jeder Tag brachte neue Hiobsposten über Verheerungen des flachen Landes, Einnahme fester Schlösser und Häuser, so Alt-Pernaus; Kettler aber saß hinter den Mauern von Dünamünde und ließ das Verderben seinen Weg gehen. Nur dazu diente ihm das Unglück, um für seine polnischen Pläne weitere Propaganda zu machen. Als Jürgen Padel und andere rigische Ratsverwandte am 11. September vor ihm erschienen und ihn baten kein Mittel unversucht zu lassen, um die Stadt beim hl. römischen Reich, beim allein seligmachenden Wort Gottes und den wohlerworbenen Freiheiten zu lassen, gab er ihnen mündlich zur Antwort, er könne nichts machen, er stände allein und fände keinen Gehorsam, denn wie wohl er viele Befehle habe ausgehen lassen, so thäte doch ein jeder, was er wolle. Den Kommentar zu diesen beweglichen Worten aber bildete ein eingehender Brief, in dem er nochmals betonte, das Seinige zur Rettung des Landes gethan zu haben. Vom Reich sei nichts zu erwarten — und darin hatte er recht, Polen fordere freilich viel, aber es gewähre auch wirkliche Hilfe — und darin hatte er unrecht! Stadt und Land würden in jedem Fall beim Evangelium und den alten Rechten bleiben und, wenn auch die Stadt stärkere (d. h. natürlich polnische) Besatzung aufnehmen müsse, so werde er schon dafür Sorge tragen, daß keine Gefahr für Riga entstehe. Worin diese Sorge bestehen würde, sagt er freilich nicht! Auch Chodkiewicz meldete sich in denselben Tagen mit einem Brief von Selburg aus und begehrte auf einen angeblichen Vertrag zwischen dem König und Meister gestützt, Einlaß für seine Truppen, um die Stadt vor dem tyrannischen Mutwillen des muskowitischen Erbfeindes zu schützen. In großer Er-

regung antwortete der Rat, er hätte, Gottlob, Kriegsvolk genug, um sich zu verteidigen, man begehre fremder Hilfe nicht. Selbst Kettler, an den Chodkiewicz ein gleiches Schreiben gerichtet, hielt es für gut, es nicht zum Äußersten kommen zu lassen, er lehnte die Forderung ab, gegen die Erzbischof Wilhelm gleichfalls heftig protestiert hatte. So blieben die polnischen Pläne auf Riga diesmal noch unerfüllt. —

Ein Lichtblick in dunkler Nacht war die Verteidigung von Weißenstein. Der tapfere Vogt Caspar von Oldenbockum wußte das Schloß fünf Wochen lang gegen den Ansturm der Russen zu halten, obgleich auch ihn Kettler ohne Hilfe und Entsatz ließ. Boten auf Boten flogen zu ihm. Auf dem letzten Brief steht: „Eilig, eilig, eilig! Wachet auf, wachet auf! Der Tag wird sonst gen Abend gehen." Als Antwort findet sich ein Schreiben Kettlers aus Wenden vom 15. September, obgleich wir vom selben Datum drei andere Briefe des Meisters aus Dünamünde besitzen. Daß er den Ort aber absichtlich gefälscht, geht aus dem noch erhaltenen Konzept hervor, wo zuerst Dünamünde stand, dann aber durchstrichen und durch Wenden ersetzt worden ist[1]). Trotz dieses perfiden Spiels hielt Oldenbockum aus und eines Tags ist der Muskowiter, nachdem er über fünf Wochen davor gelegen und geschossen und nichts beschafft hatte, mit Spott wieder abgezogen: Weißenstein war gerettet.

Auch ein Anschlag auf Reval, wohin sich nach gräulichen Verwüstungen der Wiek der Feind gewandt hatte, blieb ohne Erfolg. Wohl schlugen die Russen einen unbesonnenen Ausfall der Revalschen „beide edel und unedel" zurück, wobei besonders die Schwarzhäupter sich tapfer zu behaupten suchten, aber sie hatten doch gewaltigen Respekt vor der verwegenen Tapferkeit, mit der sich die Deutschen geschlagen. „Die Revalschen, meinten sie wohl, müssen toll oder auch von Branntwein gar voll sein, daß sie mit so geringem Volke solch einer großen Macht zu widerstreben und den Raub zu nehmen wagen." Dann brachen sie das Lager ab und verschwanden. Noch heute bezeichnet ein steinernes Kreuz vor der Stadt auf dem Sandfelde an der Pernauer Straße die Stätte, da der Ritterschaftshauptmann Lorenz Ermes, der Hauptmann der Adelsfahne Jürgen Ungern, der Rats-

[1]) cf. Schirren l. c.

herr Ludwig von Oyten und Blasius Hochgreff, „die erquicklichste, gesundeste Gestalt des damaligen Reval“, mit ihnen manch' andrer guter Geselle für den heimischen Heerd das Leben gelassen haben[1]).

Zu all diesen niederdrückenden Verhältnissen kam für Livland noch das peinigende Gefühl, daß das Mutterland endgiltig jeden wirklichen Beistand aufgegeben habe. Nicht einmal die lumpigen 300 000 Gulden, die der Reichstag aufzubringen beschlossen hatte, konnten zusammenkommen und da Hamburg, Lübeck und Lüneburg sich standhaft weigerten das Geld ohne eine besondere kaiserliche Versicherung vorzustrecken, der Kaiser aber ebenso standhaft eine solche zu erteilen sich außer Stande erklärte, so blieben die 300 000 Gulden auf dem Papier. Im Oktober 1560 versammelte sich ein Deputationstag zu Speier, vielleicht daß hier das Reich sich freigiebiger zeigte! Doch eitle Hoffnung: über den kühnen Gedanken, nochmals eine Legation, und zwar „ansehnliche Personen in stattlicher Anzahl“, nach Moskau zu senden und über häßliches, widerwärtiges Feilschen kam man auch diesmal nicht heraus. Wohl wurden 200 000 Gulden bewilligt und sogar der Beschluß gefaßt, wenn die Gesandtschaft wiederum erfolglos verlaufe — einen Reichstag auszuschreiben! Fürwahr „nicht allein die Welt betrogen die Stände mit solchen elenden Beschlüssen, sondern auch sich selber.“ Selbst diese Vota sind nie in Wirksamkeit getreten. Der Reichskanzler, der Kurfürst von Mainz, bewies seinen Patriotismus durch förmlichen Protest gegen jede Hilfe und noch im April und Mai 1561 mußte der Kaiser Kettler bekennen, „es pflegen leider die Hilfen des Reiches jederzeit langsam von Statten zu gehen — — — die Stände seien in Erlegung der Steuer sehr säumig und er gehe deshalb damit um, auf andere zuträgliche Wege zu denken.“ Verstand er darunter die eines stark komischen Anstrichs nicht entbehrende Besendung des Königs von Polen, dem er am 13. April versicherte, das Reich gedenke keineswegs diese Provinz mit Rat und That zu verlassen, betreibe vielmehr eben jetzt das, was ihr am allerförderlichsten sei, ganz fleißig. „Da aber Schnelligkeit und Eile von Nöten sei, könnte der König von Polen, bis der Kaiser auch seine Hilfe dahin verordnet, das feindliche Vornehmen und Einfallen schleunigst aus der Nähe mit Macht verhindern und abtreiben, auch den Dank,

[1]) cf. Bienemann l. c pag. 122.

daß Livland bei dem heiligen Reich erhalten worden, bei den Ständen des letztern und gemeiner Christenheit leichtlich verdienen."

Hat es nicht den Anschein, als ob man im Reich wie hinter der chinesischen Mauer lebte?

Empörender noch als dieses tragikomische Gebahren des armseligen Reichskörpers und das „herzliche Mitleid" Ferdinands war die schändliche, nur von Handelsegoismus geleitete Haltung der Hansa, vor allem Lübecks, das sich nicht entblödete nach wie vor Munition und Waffen nach Rußland zu liefern. Da riß schließlich in Reval dem Rat der Geduldsfaden und schnell entschlossen belegte er die im Hafen befindlichen Lübecker Kauffahrer mit Beschlag. So fällt unser Auge in der letzten Stunde livländischer Selbständigkeit auf einen Konflikt zwischen der Stadt, aus der einst die ersten Pilgrime und Kaufleute ausgezogen, und der Kolonie. Gegen Reval erhoben die Lübecker Klage wegen Landfriedensbruch vor Kaiser uad Kammergericht und ein kaiserliches Mandat befahl in gravitätischer Weise „Unseren und des Reichs getreuen Bürgermeister und Rat der Stadt Reval" bei schwerer Ungnade die Freigebung der Schiffe. Freilich erhielt auch Lübeck die strenge Mahnung — sie mußte jedoch mehrmals wiederholt werden, ehe sie fruchtete — keine Zufuhr weiter nach Rußland zu liefern, „dadurch der Muskowiter gestärkt werden möchte." Es ist das aber auch der einzige Dienst, für den Kettler am 17. Dezember 1560 dem Kaiser seinen Dank abstatten konnte, sonst ist absolut nichts geschehen. —

Dieses Gebahren des Mutterlandes trug seine traurige Frucht. Schon im Spätsommer 1560 war in Reval, wo man sich über die Ohnmacht des Reichs, wie über die polnischen Pläne Kettlers keine Illusionen mehr machte, der Gedanke aufgetaucht durch Anschluß an das durch Gustav Wasa gefestete Schweden zu Ruhe und Sicherheit zu gelangen. Von Dänemark wollte man nichts mehr wissen, seitdem Magnus die Sache dieses Landes durch unbesonnenes Dreingreifen aufs Ärgste kompromittiert hatte, allein aber fürchtete man gegen die Russen um so weniger bestehen zu können, als die Landbevölkerung in aufrührerische Bewegung geraten war. König Gustav Wasa ließ sich nur schwer aus seiner Reserve herausdrängen und willigte nur aus Furcht, den Dänen möchte es schließlich doch gelingen Reval zu besetzen, in Unterhandlungen mit den Estländern. „Man solle lieber

beizeiten dem Hunde ein Stück nehmen, als sich vom Hunde beißen lassen" meinte er wohl. Doch im September 1560 starb der große König, ohne zu irgend welchem Abschluß gekommen zu sein. Sein heißblütiger ältester Sohn Erich XIV., den zudem der thatkräftige Johann von Finnland, der zweite Bruder, zu raschem Zugreifen anstachelte, brachte die Verhandlungen bald in schnellere Gangart. Clas Horn, der unter den schwedischen Staatsmännern jener Zeit vielleicht die erste Stelle beansprucht, traf am 25. März 1561 plötzlich in Reval ein. Es erregt unsere Bewunderung, mit welchem Geschick er, der ohne Truppen und ohne große Geldsummen nach Reval gekommen war, der überaus schwierigen Situation Herr wurde. Lagerten doch auf dem Domberge deutsche Söldner, auf dem unter Oldenbockums Befehl stehenden Schloß polnische Truppen und fürchtete doch der Rat, daß König Friedrich II. einen Anschluß der Stadt an Schweden mit der Schließung der Sundpassage beantworten würde. Trotz dieser Bedenken huldigten am 4. Juni die Ritterschaften von Harrien, Wierland und Jerwen, am 6. Juni die Stadt Reval König Erich, der am 2. August in zwei Urkunden dem Adel und der Stadt ihre Privilegien und Freiheiten feierlich bestätigte und gewährleistete. Schon am 16. Mai waren die Söldner auf dem Domberge zu Horn übergegangen, am 23. Juni kapitulierte auch Oldenbockum, nachdem jede Hoffnung auf Ersatz durch Kettler geschwunden war, gegen Zusicherung freien Abzugs und einer Geldsumme.

So war der zweite Stein aus dem Bau der livländischen Konförderation gebrochen. Zu den Stiftern Oesel und Kurland, die dänischer Herrschaft unterstanden, gesellte sich Estland, das der schwedischen Krone gehuldigt hatte. Der erste Schritt auf der großartigen Bahn, die Schweden das dominium maris baltici[1]) sichern sollte, war geschehen, Schwedens Politik wies von nun an südwärts auf Livland. —

Die Unterwerfung Estlands zeigte dem Polenkönig, daß er, wollte er nicht noch weitere Einbußen erleiden, schleunigst handeln müsse. Lange genug, dünkte ihm, habe das Zuschauen gedauert, jetzt gelte es zuzugreifen. Ein polnisch-litauisches Heer unter Nikolaus Radziwill, dem Wojewoden von Troki, rückte nach Tarwast und nahm, denn darauf kam es ja vor allem dem Orden an, eine feste Stellung gegen

[1]) d. h. die Herrschaft über das Ostseegebiet.

die schwedischen Truppen ein, die Weißenstein erobert und gegen Pernau zu ziehen die Absicht hatten.

Zu gleicher Zeit begann die diplomatische Arbeit den livländischen Ständen gegenüber. Mit Hochdruck wirkte seit dem Herbst 1561 die Maschine und der Dirigent konnte mit ihr zufrieden sein[1]).

Es war der Sohn des Führers des bei Tarwast stehenden polnischen Heerhaufens, Nikolaus Radziwill, Großmarschall und Kanzler von Litauen, Wojewode von Wilna, dessen Händen am 6. Juli König Sigismund August durch eine Vollmacht die Verhandlungen mit den Livländern anvertraut hatte — er hätte schwerlich einen Geeigneteren finden können! Galt Nikolaus Radziwill doch für einen durch weite Reisen aufgeklärten, feingebildeten und redebegabten Mann, dem man in katholischen Kreisen nur seine offensichtliche Hinneigung zur evangelischen Lehre nicht verzeihen konnte, für einen ebenso freigiebigen und milden, wie reichen Magnaten, dem seine nahe Stellung zum Könige, dessen Schwager er war, den verdienten Ehrenplatz im Reiche sicherte, und für einen hervorragenden Kriegsmann, der List mit Kühnheit zu paaren wußte. Daß er mit dreistem Selbstgefühl den Livländern gegenüberzutreten wußte, machte ihn in den Augen seiner Landsleute für die ihm übertragene Aufgabe natürlich noch tauglicher. Im Gefühl, es werde nicht schwer sein, die Stände zur Unterwerfung zu veranlassen, begab er sich nach Riga, traf am 24. August 1561 vor der Stadt ein und übermittelte den sich hier aufhaltenden Ständen, in erster Reihe Kettler und Erzbischof Wilhelm, seine Forderungen, die trotz aller vieldeutigen Floskeln zwei Punkte deutlich erkennen ließen: Unterwerfung des Landes mit Einschluß Rigas und Säkularisation des Erzstifts: „Riga sollte unter die Gewalt des Königs kommen, das ganze Land auf dem rechten Dünaufer, als dem feindlichen Andrang am meisten ausgesetzt, durch die erste Hand dem Könige gehorchen, auf dem linken Dünaufer alle Befestigungen in seine freie Verwaltung gelangen; den Vasallen sei der Eid in der Weise zu erlassen, wie es den Fürsten privatim mitgeteilt werden würde.“

War das auch Kettlers Programm? Nein, sicherlich nicht! Nicht deshalb hatte er so lange den „Zutreiber“ gespielt, damit dem Könige

[1]) cf. für das Folgende die vortreffliche Arbeit Fr. Bienemann son. „Riga's Stellung bei der Auflösung des livländischen Ordensstaats“ in der Russischen Revue Jahrgang VI. Heft II. 1877. St. Petersburg.



das Land zu teil werde, nicht für Polen, sondern für sich hatte er in ehrloser Weise seinen Orden und ganz Livland an den Rand des Verderbens gebracht. Nun mochte es ihm wie Schuppen von den Augen fallen, daß Polen an ihm wenig gelegen war, wenn nur das Land sich unterwürfe, nun mochte es ihm klar werden, daß bei weiterer Willfährigkeit gegen des Königs Pläne er um allen und jeden Lohn kommen könne. Diese Besorgnis, durch weiteres Entgegenkommen dem König entbehrlich zu werden und andererseits durch Zögern, da es doch zu spät war, um andere Wege zu gehen, den Monarchen zu erzürnen, bildet die Signatur Kettlers in den Monaten bis zur Unterwerfung des Landes. Nur möglichst reichlich den Lohn für seinen Verrat auszuwirken, ist seine erste und einzige Sorge, das Land geht ihn wenig an.

Welche Sprache redete aber auch plötzlich der Fürst Radziwill! Überhäufte er die Fürsten in Riga doch mit heftigen Vorwürfen, sie hätten den königlichen Ratschlägen nicht Gehör gegeben, sie seien an allem Unglück schuld. Wo seien die Livländer, die laut Vertrag Kettler gegen den Feind ins Feld hätten folgen sollen? Auf schwedischer oder dänischer Seite wären sie zu finden! Und endlich nur gegen Moskau habe der König Hilfe zugesichert und jetzt ständen zwei andere feindliche Mächte auf dem Plan. Da könne kein Mensch verlangen, daß das alte Bündnis mit Polen in Kraft bleibe, neue Verhältnisse verlangten neue Traktate. „Unterwerft Euch also insgesamt!“ lautete der Refrain der Radziwillschen Deklamationen, „Ihr Fürsten werdet mit stattlichem Lehensgut abgefunden werden,“ hieß es in verschlossener Kammer, „wenn Ihr Euch gutwillig fügt — Widerstand ist doch unmöglich!“

Zugleich setzte Radziwill, während die Fürsten zwischen Entrüstung und Furcht schwankend zu keinem Entschluß kommen konnten, den Hebel da an, wo er Kettlers Macht am ehesten den Boden entziehen zu können glaubte, bei den Rittern und dem Adel des Ordens. Mit oratorischem Schwung trat er in ihre Mitte, mit List wußte er den Gegensatz zwischen Lehnsadel und Rittern zu schüren, mit lockenden Farben die Vorteile zu schildern, die den ehemaligen Ordensbrüdern durch die Säkularisation in Preußen zu teil geworden waren. In kurzer Zeit waren diese Kreise gewonnen — die Hauptaufgabe aber war noch nicht erledigt: Riga zur Unterwerfung zu bewegen. Fürst Radziwill traute sich auch das zu und in der That, der Anfang verhieß wirklich Erfolg.

Am 4. September erschien der Großmarschall auf dem Rathaus und bot alle seine Beredsamkeit auf, um dem Rat die polnische Dienstbarkeit in glänzendem Licht zu schildern. Allein auf sich gestellt wäre die Stadt verloren, unter polnischem Szepter würde sie neue Freiheiten, gleich Danzig, Thorn und Elbing, gewinnen. „Der König, rief er aus, wünscht Euch zu erhalten, er will Euer König sein; einen Körper will er bilden aus Polen, Litauen, Preußen und Livland; die Stände im Reiche werden in Liebe entbrannt zu Euch, als ihren Brüdern, herbeieilen, für Euch wie für ihr eigen Haus und ihren eignen Herd zu kämpfen. Das haben sie bisher geweigert, weil Ihr Fremde waret; dann aber sind wir alle ein Volk und ein Hauch hebt unser aller Brust!“

Die phrasenhaften Worte wirkten, die Stadt erklärte sich bereit unter gewissen Bedingungen sich zu unterwerfen und Radziwill schlug ein. Es dünkte ihm ein großer Tag, als er am 8. September seinen Namen unter eine Urkunde (Cautio Radziwiliana prior) setzte, in der er sich für seinen König verbürgte, daß die Subjektion ohne Schaden beim röm. Reich eingegangen werden könne, daß die lutherische Lehre und alle Freiheiten der Stadt vor der Eidesleistung urkundlich verbriefst werden sollten. Als das Dokument unterzeichnet war, da rief er aufjubelnd aus: „das ist der Tag, den Gott gemacht! —“

Auf den 12. Oktober sollte in Wilna eine Konferenz des Königs mit den livländischen Delegierten stattfinden, auch Rigas Abgesandte sollten hier erscheinen. Dem Rat und den Gilden dünkte die Eile zwar sonderlich, jedoch sie konnten sich nicht ausschließen. Wohl aber war man entschlossen, bei dem Schritt, sollte er denn einmal unabweisbar sein, die äußerste Vorsicht walten zu lassen, eingedenk der alten Erfahrung „Wenn man einem neuen Herrn schwöret, was man alsdann bedinget, das hat man; nachmals kann man schwerlich dazu kommen“.

Die Seele des Rats war damals Jürgen Padel, der seit 1547 als Bürgermeister und bald darauf als Wortführender auf Land- und Hansetagen das Gewicht Rigas zur Geltung gebracht hatte, vor dem zürnenden Kaiser Karl einst zu Augsburg seine Gemeine vertreten sollte und nun an den König gesandt ward zum schwersten Werk, das je ihm anvertraut worden. Jürgen Padel, neben dem der Stadtsekretär Johann Schmiedt eine bedeutsame Rolle spielte, verband aus-

gesprochenen Bürgersinn und ein stolzes Gefühl für seine Vaterstadt mit einem weitherzigen Blick und warmem deutschen Bewußtsein; ihm wollte es das Herz abdrücken, daß Livland, insonderheit Riga vom Mutterlande losgelöst werden sollten, ihm graute vor der Verbindung mit den „barbarischen Undeutschen, die den Deutschen niemals gut gewesen, ihnen alles Herzeleid, wie die wissen, so unter ihnen wohnen, zugetrieben und nichts anders von Art und Natur angeboren haben, denn aus ihrer Inhumanität dem deutschen Blute zugegen und schädlich zu sein“.

Klingen diese Worte nicht prophetisch für die heranziehende Polenzeit? Weil Jürgen Padel die Polen aber kannte, so wies er in einer Instruktion darauf hin, daß zum ersten die Zusage des Reiches zur Subjektion vorliegen müsse, ehe sie ins Werk treten könne; daß zum andern die Unterwerfung Rigas nicht unter Litauen oder ein Nebenreich, sondern nur unter den König und die Republik Polen erfolge und zum dritten, daß die Stadt womöglich bei ihrer alten Obrigkeit, dem Meister und dem Erzbischof, erhalten bleibe. Hierauf wären die Fragen der Religion und der Privilegien zu ordnen und ins Klare zu bringen. Also vorbereitet reiste eine stattliche Gesandtschaft nach Wilna ab, wohin die Fürsten und Delegierte der Ritterschaft bereits aufgebrochen waren. Am 15. Oktober abends langten die Rigenser in der litauischen Hauptstadt, in Wilna, an, in deren Mauern die Beratungen und Verhandlungen sich abspielen sollten, die den Untergang der livländischen Selbständigkeit endgiltig besiegelten.

Nach der üblichen Audienz bei Sigismund August entschlossen sich auf Vorschlag desselben die Stände einen Ausschuß zu bilden, der alle Anträge prüfen und von sich aus Mittel zur Einigung vorlegen sollte. Doch schon bei der ersten Sitzung, der noch die Fürsten und die Delegierten in corpore beiwohnten, traten die Differenzen, die im Verlauf der folgenden Wochen immer wieder den Streitpunkt bildeten, grell zu Tage. Es mußte den Livländern auffallen, daß außer den litauischen Magnaten nur ein Pole, Philipp Padniewski, Bischof von Krakau und Unterkanzler von Polen, hier in Wilna erschienen war. Man wußte in livländischen Kreisen sehr wohl, daß die polnischen Großen schon aus Eifersucht gegen Litauen und wegen der Unpopularität des Königs einer Subjektion Livlands, vor allem aber einem thatkräftigen Kriege gegen Moskau widerstrebten und zu gerechtfertigt

war daher die Frage der Livländer an Padniewski, ob er Vollmacht von den polnischen Ständen habe zu unterhandeln und abzuschließen? Wie wohl man mit dieser Anfrage gethan, zeigte sich sofort: der Bischof gab zu, daß er nicht bevollmächtigt sei, doch darauf komme es garnicht an, der König sei Herr aller seiner Länder, die Livländer sollten nicht zögern und hier ihre Unterwerfung anzeigen. Natürlich fand diese naive Auffassung auf der andern Seite keine Gegenliebe. An der Unterwerfung unter Litauen allein konnte keinem der livländischen Stände etwas gelegen sein, da es allein gar nicht die Macht besaß gegen Rußland Hilfe zu leisten. Und was sollte geschehen, wenn Livland sich Litauen unterwarf und Polen die Subjektion ablehnte? Den Litauern dünkten diese Bedenken der Livländer sehr fatal und sie proponierten, von nun an, zur Vermeidung derartiger Zwischenfälle, einen schriftlichen Geschäftsgang von Kanzlei zu Kanzlei.

Nach langen Verhandlungen, Audienzen und Unterredungen, bei denen Kettler sein den Rigensern gegebenes Versprechen, sie über alles auf dem Laufenden zu erhalten, nicht einen Augenblick zu erfüllen für nötig fand, machten die königlichen Räte am 25. Oktober Vorschläge über die Fassung des Unterwerfungstraktats. Gleich der Eingang mußte Erstaunen hervorrufen. War doch mit offenbarer Fälschung der Thatsachen der Lauf der Dinge so dargestellt, daß die durch den Krieg ins Elend geratenen Livländer flehentlich an den König mit dem Verlangen der Unterwerfung gekommen wären, worauf er von Mitleid bewegt, ihrem Flehen willfahrt habe. Hierauf folgten die einzelnen Punkte: Aufrechterhaltung der lutherischen Religion und aller Rechte und Freiheiten, ferner das Versprechen, sich beim Reich zu bemühen, daß Livland nicht (wie Preußen) in Acht und Bann verfalle; geschehe aber solches doch, so solle es niemandem schaden. Der Erzbischof und der Koadjutor sollten ihren Besitz auf Lebenszeit behalten, der Meister den Herzogstitel annehmen und ein Gebiet als Lehen bekommen, über das er mit Radziwill bereits in Riga einig geworden wäre (!), Riga sollte Rechte und Freiheiten, wie sie ihm durch Radziwill am 8. September versichert worden, behalten.

Das hieß denn doch gar zu „kavaliermäßig“ mit den Livländern umspringen! Wozu der unwahre, beleidigende Eingang? Wie reimte sich das Versprechen, vorher die Erlaubnis des römischen Reichs zu erwirken, mit dem Vorschlag zusammen dieselbe nachträglich bewirken

zu wollen? Warum sagte man nicht offen, welches Gebiet, ob namentlich Riga, direkt unter Polen kommen, welches Kettler zufallen würde? Wie endlich sollte Riga sich auf Grund der Cautio Radziwiliana unterwerfen, wenn diese noch garnicht verwirklicht worden war? Soviel Punkte, soviel Widersprüche und Übervorteilungen der Livländer! Kein Wunder, daß dieses Projekt einmütige Ablehnung fand. Leider waren die Stände über das Maß des Widerstandes recht verschiedener Meinung, wie z. B. Erzbischof Wilhelm, dessen Haltung sonst entschieden vorteilhaft von der Kettlers absticht, die Beanstandung der beleidigenden Einleitung für eine Pedanterie der Städter erklärte. Noch heftiger stieß er mit den Rigischen zusammen, als er ihnen vorschlug, die Unterwerfung des Landes nur als eine Verpfändung gelten zu lassen, bis das Reich formell eingewilligt. Als die Städtischen mit Stolz antworteten, darin könnten sie nicht willigen, denn es erwecke den Eindruck, als ob sie vom Reiche gern loskommen wollten, „das aber wäre ihnen nicht glimpflich noch ersprießlich, sondern ganz verächtlich“, fuhr der Erzbischof auf, es sei keine Zeit mehr, über diese Sache weitläufig zu disputieren, da die Not dränge. „Ihr Rigischen seht allezeit auf das Eure, daß nur der Kaufmann keinen Mangel leide. Wie es aber mit denen zu Lande stehet, in welcher Gefahr sie gesteckt und noch schweben, was sie ausgestanden und noch gewärtigen müssen, laßt ihr Euch nicht besonders angelegen sein. Seht aber zu, daß Ihr mit Eurem Disputieren und Verweilen nicht wieder ein Blutbad anrichtet: denn ihr selbst müßt mit durchwaten. Bedenkt Euch wohl und spannt die Pferde nicht hinter den Wagen. Denn Eile ist von Nöten, der Feind vorhanden und keine Errettung mehr, als nur noch bei der königl. Majestät zu hoffen.“

So ungerecht und egoistisch dachte der Erzbischof — ihm, der des hl. römischen Reiches Fürst war, lag weit weniger an der Zugehörigkeit zu demselben, als dem Rat und den Gilden von Riga. Hatte seine kühle und ängstliche Seele ihr Lebtag doch von keinem höhern Gefühl etwas geahnt! Doch, trotz der scheltenden Worte blieben die Rigenser fest und — der Erzbischof gab nach.

Während die Verhandlungen zwischen den Ständen ihren Gang nahmen, bestätigte am 28. Oktober der König förmlich die Radziwillschen Zusicherungen und erklärte sie als Grundlage der Unterwerfungspakten (pacta Subjectionis) des Ordensmeisters, der Kurland und

Semgallen als Herzogtum zu Lehen empfangen und zum königlichen Administrator von Livland und Statthalter des rigischen Schlosses ernannt werden sollte.

Ungelöst blieben noch immer die Fragen der Einleitung und der Stellung zum deutschen Reich. Am 5. November lief eine königliche Entschließung ein, die offen eingestand, der Monarch wisse z. Z. kein Mittel die Entlassung zu bewirken, hoffe aber, daß sich eines finden werde. Wegen der Subjektion unter Polen wolle er einen polnischen Reichstag berufen, inzwischen möchten die Livländer sich Litauen inkorporieren, was sie nur stärken könne. So war man wieder auf dem altem Fleck. Entschlossen erklärte aber Riga, auf diesen Grundlagen würde es sich nie und nimmer ergeben: da der König, sagten die städtischen Abgesandten im Ausschuß, erklärt, daß die Subjektion unter Polen, welche er doch gefordert, jetzt nicht möglich sei, möge man dieselbe bis auf besagten polnischen Reichstag aussetzen, in welcher Frist die Sache mit dem Kaiser ins Reine gebracht werden könne und müsse. Von einer Inkorporation in Litauen dürfe für sie keine Rede sein, zum Schutz seien die Litauer aber ohnehin verpflichtet. Damit indeß die Lande keinen Schaden litten, könnten die Fürsten sich mit dem Könige über seinen Beistand vergleichen und ihm dagegen versichern, daß sie an keinen andern Herrn sich ergeben würden.

Die kühnen, besonnenen Worte fanden lebhaften Beifall, einstimmig, ja von dem Bischof zu Krakau unterstützt, beschloß man nach ihnen zu handeln. Ein Schriftstück wurde durch den Bischof ausgearbeitet und Radziwill übersandt. Doch Erfolg hatte man trotzdem nicht, denn als das Dokument aus seinen Händen zum Ausschuß zurückkehrte, war wieder die Formulierung der alten litauischen Wünsche daraus geworden. Die Livländer versuchten nun einen andern Weg: sie ließen durch den preußischen Rat Dr. Jonas einen Entwurf ausarbeiten und, nachdem er allseitig gebilligt, durch Padniewski dem Könige vorlegen. Bald kam die Nachricht, derselbe sei mit dem Entwurf sehr zufrieden, schon gab man sich optimistischen Hoffnungen hin — bis die königliche Antwort wiederum alle Erwartungen über den Haufen warf: indem sie sich scheinbar die Form des livländischen Entwurfs aneignete, wußte sie durch geschickt eingefügte Sätze die litauischen Wünsche auch hier wieder zu präzisieren, offen den Besitz von Riga zu verlangen.



Noch standen die Livländer diesem wenig königlichen Manöver unentschlossen gegenüber, als Fürst Radziwill die Maske äußerer Rücksicht fallen ließ. Nachdem die von ihm gewonnenen Delegierten der Ritterschaft, die Herren von Kurland und die Stadt Wenden Kettler mit Aufsagung des Gehorsams gedroht, wenn er noch länger mit dem Abschluß der Unterwerfung zögere, eröffnete Radziwill am Morgen des 27. November den Unschlüssigen, daß der König am 29. November Wilna verlassen werde und daher morgen eine Entscheidung fordere. Sei das Wort „Einverleibung" den Livländern so verdrießlich, so könne es ja fortbleiben, alle sollten des Königs Person als dem Herrn aller seiner Lande schwören. König Sigismund eile zu den polnischen Ständen nach Lomscha und hoffe zuversichtlich, diese würden die Subjektion acceptieren. Sollte dies wider Erwarten nicht eintreten, so gelte die Unterwerfung nur für Litauen. Eilend versammelten sich am selben Tage die Ständevertreter, um den Vorschlag zu beraten. Der Erzbischof sträubte sich energisch ihn anzunehmen, harte Worte ließ er gegen Kettler fallen; dieser war deprimiert und kleinmütig, den einzigen Ausweg, der ihm, da seine Mannen ihn verlassen, blieb, sich auf Riga zu stützen, dünkte ihm allzu waghalsig — so erklärten seine Räte, ihr Herr werde dem König zu Willen sein. Schon wollte man auseinander gehen, als die Deputierten von Riga das Wort nahmen und feierlich dagegen protestierten, daß der „Meister als ein belehnter Fürst des römischen Reichs ohne dessen Zustimmung und ohne ihre eigene Bewilligung die, die Unterthanen des Reiches seien, anderer Herrschaft abgeben wolle." Bei dieser festen Haltung blieben die wackren Männer, trotzdem am Nachmittag auch der Erzbischof nach einer langen Unterredung mit dem Könige sich demselben fügte. Auch er versprach für seine Person dem Könige sich zu unterwerfen, und die nachträgliche Zustimmung und Huldigung des Teils der erzstiftischen Stände, der noch zauderte, zu erwirken. Padel, Lohman und die übrigen Abgesandten der Stadt waren sich des Ernstes der Lage wohl bewußt, aber obgleich sie „vorlatten van yderman" waren, tröstete sie das Gefühl, für Ehre und Recht gekämpft zu haben: „allên Got stont noch by uns."

Um 1 Uhr mittag des 28. Novembers versammelten sich die Fürsten, die Abgesandten der Ritterschaften und Städte in der Königsburg. Nach langwierigen Reden, heftigem Streit zwischen den



Litauern und Padniewski schritt man endlich zur Huldigung. Johannes Domaniewski, Bischof von Samaiten, trat in vollem Ornat vor Wilhelm und las ihm den Eid vor — er leistete ihn: ihm folgte der Meister, die Komture und all die andern. Dann schwur auch der König, die Rechte und Freiheiten halten zu wollen. Nur die Rigischen standen abseits. Da trat Radziwill zu ihnen und meinte, ob nicht auch sie den Eid leisten würden, da man doch einmal dabei wäre; als die Deputierten das ungebührliche Anerbieten von der Hand wiesen, gab er sich scheinbar schnell zufrieden, meinte aber, die Hand könnten sie doch wenigstens zum Abschied dem Könige geben.

Jener 28. November 1561 bleibt für immerdar ein ewig denkwürdiger Tag unserer Geschichte, er machte der Selbständigkeit unserer Heimat thatsächlich ein Ende. Das Privilegium Sigismundi Augusti, so nennen wir die königliche Bestätigungsurkunde für den livländischen Adel, ist die erste Zusammenfassung dessen, was bei uns damals zu Recht bestand, eine Zusammenfassung, die in den drei unvergänglichen Sätzen gipfelt: Gewissensfreiheit, deutsche Verwaltung und Obrigkeit, deutsches Recht. In 27 Punkten waren dann „für alle Zukunft und zur ewigen Festigkeit in all ihren Klauseln, Punkten und Bedingungen“ die Privilegien des Adels, d. h. der damaligen Landesrepräsentation fixiert.

Kettlers neue Verhältnisse wurden in der sogenannten Provisio ducalis festgelegt. Er wurde Herzog von Kurland und Semgallen, ohne das Stift Kurland (Pilten), sollte zu Lebzeiten Dünamünde besitzen und königlicher Administrator von Livland sein. Er erhielt ferner die Anwartschaft auf das Stift Pilten und einen Teil von Estland — also auf Gebiet, das in fremden Händen war. In Kurland und Semgallen, wo ihm das Recht Münze zu schlagen zugestanden wurde, sollte er auch das oberste Gericht hegen und den Landtag zusammenberufen, dem es jedoch in besonderen Fällen gestattet sein sollte, an den gemeinen livländischen Landtag zu appellieren.

Gegen Riga schlug Radziwill, nun da er der andern sicher war, eine drohende Sprache an, noch in Wilna ließ er Gewaltmaßregeln als wahrscheinlich durchschimmern; doch die Stadt blieb unbeugsam.

Die Ereignisse nähern sich rasch ihrem Ende: im Februar 1562 unterzeichnete Erzbischof Wilhelm die den neuen faktischen Zustand regelnden Subjektionspakten, am 17. März folgte Riga, nachdem am



3. März der Ordensmeister die Stadt vom Eide losgesprochen und Radziwill durch die Cautio Radziwiliana secunda noch einmal seine frühern Versicherungen wiederholt hatte, mit einem Eventualeide, der freilich nur von sehr kurzer Geltung blieb. Denn als die von Radziwill verheißene Vereinigung mit Polen nicht erfolgte, erklärte sich Riga für nicht mehr gebunden und den Treueid für nichtig. Noch zwanzig Jahre hat die alte Hansestadt die Selbständigkeit zu behaupten gewußt, der letzte Besitz des hl. röm. Reichs in Livland.

Schon am 5. März war in Riga das Ende des Ordensstaates in aller Form proklamiert worden. Im alten Ordensschloß spielte sich die letzte Szene des Dramas ab. „Allda," berichtet ein Zeitgenosse[1], „beklagte sich der Herrmeister vor der ganzen Versammlung: nachdem der Erbfeind diese Lande mit Raub, Mord und Brand überzogen und verwüstet, also daß ihm unmöglich, demselben Widerstand zu thun, und ob er wohl mit großem Fleiße bei dem römischen Reiche, dem deutschen Meister und sonst, wo er Trost vermutete, um Hilfe und Entsetzung gebeten und angehalten, so hätte er doch bis auf den gegenwärtigen Tag von niemanden einigen Trost gefunden. — — — Aus unüberwindlicher Not müsse er den Sachen also helfen, damit diese Lande nicht in des Erbfeindes tyrannische Gewalt kämen, sondern bei dem Christennamen, bei Königl. Maj. zu Polen bleiben möchten, der sie als ein christlicher Potentat vor dem Erbfeinde ohne Zweifel beschirmen und beschützen werde. Darnach entlasse er die Ordensherren ihrer Pflicht und Gehorsams mit Ablegung des Kreuzes und den Adel ihres Eides. Darnach schworen sie dem Könige von Polen wiederum."

Das war das Resultat blutiger Kämpfe und endloser Verhandlungen: „longum consilium, intestinum odium, privatum commodum desolarunt imperium!"[2] Also klagt Kettlers Geheimschreiber Salomon Henning — war er sich bewußt, wie schwere Schuld sein Herr am Verderben trug?

Eine allgemeine Geschichte Livlands hört von nun an auf, im Bett der Provinzialgeschichte bewegt sich in den kommenden Jahrhunderten das Leben des zerfallenen Landes.

[1]) Zitiert nach Th. Schiemann. Gesch. Livlands II. 307ff.

[2]) d. h. Langes Ratschlagen, innerer Haß und Eigennutz haben das Land zu Grunde gerichtet.



Inhalt.

Erstes Buch.

Gründung und Wandlungen.



Seite

Zweites Buch.

Zersetzung und Untergang.



Waffenstillstand bis Pfingsten 1561, der aber von letzterm übel gehalten wird. Katastrophe von Fellin durch Kettlers Verrat und Fortführung Fürstenbergs. Magnus flieht nach Oesel, kauft aber das Stift Kurland. Rückkehr nach Dänemark und zweites Erscheinen in Livland. Dietrich Behr dänischer Statthalter in Oesel. — Eindruck des Falls von Fellin in Riga. Städtische Gesandtschaft nach Dünamünde zu Kettler. Heldenmütige Verteidigung Weißensteins durch Oldenbockum. Kettlers Verrat. Gefecht vor Reval. Misere auf dem Deputationstag zu Speier. Konflikt zwischen Lübeck und Reval. Das Einschreiten des Kaisers gegen die Zufuhr von Kriegsmunition an die Russen seitens der Hanseaten, das einzige Verdienst des Kaisers um Livland. Das vom Mutterlande verlassene Livland zerfällt 1561. Schwedische Konspirationen in Estland. Gustav Wasa und Erich XIV. Clas Horn in Reval. Huldigung der Ritterschaften von Harrien, Wierland und Jerwen am 4. Juni, der Stadt Reval am 6. Juni 1561, an Erich XIV., der am 2. August die Privilegien bestätigt. Der erste Schritt Schwedens zum dominium maris baltici! — Die Unterwerfung Estlands bewegt Polen zu einer Aktion: polnische Truppen besetzen Tarwast. Diplomatische Einwirkung auf die Livländer durch Nikolaus Radziwill, Wojewoden von Wilna. 24. August: Radziwill übermittelt in Riga den Ständen die Wünsche Sigismund Augusts, die freilich eine Täuschung des „Zutreibers" Kettlers enthielten. Radziwill bewegt Riga zum Versprechen der Unterwerfung nach Zusicherung der Cautio Radziwiliana prior, 8. September 1561. Versammlung in Wilna. Kettler, Erzbischof Wilhelm, Gesandte des Rigischen Rats (Jürgen Padel, Lohmann, Schmiedt). Langdauernde Verhandlungen, die am 28. November 1561 zur Huldigung der Stände und Herrn bis auf Riga führen. Privilegium Sigismundi Augusti und Provisio ducalis. — Subjektionspakten vom Februar 1562. Eventualeid Rigas am 17. März nach Zusicherung der Cautio Radziwilliana secunda. Riga bewahrt, da diese nicht gehalten wird, seine Selbständigkeit.

Die Kolonialgeschichte lenkt in das Bett der Provinzialgeschichte.



Fürstlich priv. Hofbuchdruckerei, Rudolstadt.



Im Verlage von **Franz Kluge** in **Reval** sind erschienen:

Amelung, F., Revaler Altertümer. 8°. 1887 . . . . 60 Kop.

Alnpeke, Ditleb von, Die livländische Reimchronik. In das Hochdeutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von E. Meyer gr. 8°. 1848. 2 Rbl.

Archiv zur Geschichte Liv-, Est- und Kurlands. 23 Bände. gr. 8°. à 2 Rbl. 40 Kop.

Erste Folge, herausgegeben von Dr. F. G. von Bunge. 8 Bände. 1842—1861.

Neue Folge, herausgegeben von C. Schirren. 11 Bände. I—VIII: Quellen zur Geschichte des Untergangs livländischer Selbständigkeit. Aus dem schwedischen Reichsarchive zu Stockholm, herausgeg. v. C. Sch. 1861—1881. — IX—XI: Neue Quellen zur Geschichte rc. Aus dem dänischen Geheim-Archive zu Kopenhagen, hrsg. v. C. Sch. 1883—1885.

Dritte Folge. Revaler Stadtbücher. 4 Bände. I: Das älteste Witschopbuch der Stadt Reval (1312—1360), hrsg. v. L. Arbusow. 1888. — II: Das zweitälteste Erbebuch der Stadt Reval (1360—1383), hrsg. v. E. v. Nottbeck. 1890. — III: Das drittälteste Erbebuch der Stadt Reval (1383 bis 1458), hrsg. v. E. v. Nottbeck. 1892. — IV: Regesten aus zwei Missivbüchern des 16. Jahrhunderts im Revaler Stadtarchiv. Bearbeitet von G. v. Hansen. 1895.

Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands, herausgegeben von der Estländischen Litterärischen Gesellschaft.

III. Band in 3 Heften. gr. 8°. 1882—86 . . . . . . 2 Rbl. 65 Kop.

IV. Band in 4 Heften. gr. 8°. 1887—94 . . . . . . 3 Rbl. 40 Kop.

V. Band 1. Heft. gr. 8°. 1896 . . . . 75 Kop.

Berg, Friedrich Graf, Tagebuchblätter aus der Krim. 8°. 1885 . 80 Kop.

Bienemann, F., Aus Livlands Luthertagen. gr. 8°. 1883 . . . 60 Kop.

Böhm, Chr., Lebenswege eines schwäbischen Pädagogen. Tagebuchblätter aus dem Nachlaß des weil. Schulinspektors zu Wenden Chr. Böhm. gr. 8°. 1893. 60 Kop.

Brieflade, Est- und Livländische. Eine Sammlung von Urkunden zur Adels- und Gütergeschichte Est- und Livlands, in Übersetzungen und Auszügen. Herausgegeben von Dr. F. G. von Bunge und Baron R. von Toll.

I. Teil. 1. Band. Dänische und Ordenszeit. Lex. 8°. 1856 . 4 Rbl.

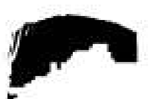
I. Teil. 2. Band. Dänische und Ordenszeit. Register zum ersten Bande. Lex. 8°. 1857 . . . . 2 Rbl.

II. Teil. Schwedische und polnische Zeit. Herausgegeben von E. Pabst und Baron R. von Toll.

1. Band. Die Jahre 1561 bis 1650. Lex. 8°. 1861 . 2 Rbl. 60 Kop.

2. Band. Die Jahre 1651 bis 1697. Lex. 8°. 1864 . 1 Rbl. 60 Kop.

IV. Teil. Siegel und Münzen der weltlichen und geistlichen Gebietiger über Liv-, Est- und Kurland bis zum Jahre 1561, nebst Siegeln ein-



heimischer Geschlechter. Herausgegeben von Sachssendahl. 4°. 1887. Mit 87 Tafeln. 6 Rbl. 50 Kop., Tafeln auf stärkerem Papier 7 Rbl. 50 Kop.

Budberg-Boenninghausen, Roman Freiherr, Gedichte. 2. veränderte Ausgabe. 16°. 1861 . . . geh. 1 Rbl. 50 Kop. Geb. mit Goldschn. 2 Rbl. 40 Kop.

Bunge, Dr. F. G. von, Die Revaler Ratslinie nebst Geschichte der Ratsverfassung und einem Anhang über Riga und Dorpat. gr. 8°. 1874. 1 Rbl. 60 Kop.

—, Geschichte des Gerichtswesens und Gerichtsverfahrens in Liv-, Est- und Kurland. gr. 8°. 1874 . . . . 2 Rbl. 50 Kop.

Chronik, die livländische, Hermann's von Wartberge. Aus dem Lateinischen übers. von Ernst Strehlke. gr. 8°. 1864 . . . . 50 Kop.

Falck, Dr. G. v., Russische Wirtschafts- und Finanzfragen. gr. 8°. 1889. 1 Rbl. 20 Kop.

Gernet, Axel v., Forschungen zur Geschichte des Baltischen Adels. gr. 8°. Erstes Heft: Die Harrisch-Wierische Ritterschaft unter der Herrschaft des Deutschen Ordens bis zum Erwerb der Jungingenschen Gnade. 1893. 1 Rbl. 20 Kop.

—, Dasselbe. Zweites Heft: Die Anfänge der livländischen Ritterschaften. 1895. 1 Rbl. 60 Kop.

Greiffenhagen, Mag. W., Dr. jur. Friedr. Georg von Bunge. Mit Bildnis in Lichtdruck. gr. 8°. 1891 . . . . 60 Kop.

Grotthuß, J. E. Freiherr von, Das Baltische Dichterbuch. Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den Baltischen Provinzen Rußlands mit einer litterarhistorischen Einleitung und biographisch-kritischen Studien. Mit 25 Holzschnitt-Porträts. 2. verm. Aufl. gr. 8°. geh. 3 Rbl. geb. in eleg. Einband 4 Rbl.

Hallart, General **v.,** Tagebuch über die Belagerung und Schlacht bei Narva 1700. Hrsg. von Dr. Fr. Bienemann jun. Mit 1 Schlachtplan. gr. 8°. 1894. 1 Rbl.

Haller, Bernh., Album der estländischen Ritter- und Domschule zu Reval vom 12. Jan. 1859 bis 18. Juni 1892. Lex. 8°. 1893. geh. 2 Rbl., eleg. geb. 2 Rbl. 80 Kop.

Hansen, G. von, Die Kirchen und ehemaligen Klöster Revals. gr. 8°. 1885. 1 Rbl. 60 Kop.

—, Aus baltischer Vergangenheit. Miscellaneen aus dem Revaler Stadtarchiv. gr. 8°. 1894 . . . . 1 Rbl. 40 Kop.

—, Die Sammlungen inländischer Altertümer und anderer auf die baltischen Provinzen bezüglicher Gegenstände des Estländischen Provinzial-Museums. Mit 11 lith. Tafeln. gr. 8°. 1875 . . . . 1 Rbl. 60 Kop.

—, Geschichtsblätter des Reval'schen Gymnasiums. gr. 8°. 1881. 1 Rbl. 25 Kop.

Hausmann, Rich., Grabfunde aus Estland. Eine archäologische Studie. Nebst einem Plan und vier Tafeln in Lichtdruck. 4°. 1896 . . 1 Rbl. 60 Kop.

Heinrichs v. Lettland livländische Chronik, ein getreuer Bericht, wie das Christentum und die deutsche Herrschaft sich im Lande der Liven, Letten und Esten Bahn gebrochen. Nach Handschriften mit vielfacher Berichtigung des üblichen Textes aus dem Lateinischen übersetzt und erläutert von Ed. Pabst. gr. 8°. 1867 . . . . 2 Rbl. 50 Kop.

Klinge, J., Flora von Liv-, Est- und Kurland. Aufzählung und Beschreibung der bisher wild wachsend und verwildert beobachteten und der kultivierten Gewächse. Mit Abb. gr. 8°. 1882 . . . . 2 Rbl.

Koehler, Dir. Dr. **Fr.,** Estländische Klosterlektüre. Ein Beitrag zur Kenntnis der Pflege des geistigen Lebens in Estland im Mittelalter. gr. 8°. 1892 1 Rbl. 50 Kop.

Kraus, Eberhard, Im Zuge der Pest. Roman aus Kurlands Vorzeit. 8° geh. 2 Rbl., eleg. geb. . . . . 2 Rbl. 60 Kop.

Löwis of Menar, K. v., Karte von Livland im Mittelalter. 1 : 1000000. 56×47 cm. Farbendr. Mit einem Heft Erläuterungen. gr. 8⁰. 1895. in Mappe . . . . 2 Rbl.

Löwis of Menar, O. v., Unsere baltischen Singvögel. gr. 8⁰. 1895. 2 Rbl. 50 Kop.

Luther, A., u. Rußwurm, C., Genealogia Lutherorum rediviva, oder Nachrichten über die Familie Luther in Rußland und Estland. gr. 8⁰. 1883. 85 Kop.

Mickwitz, Chr., Gedichte. Zweite Aufl. 8⁰. geh. 2 Rbl., geb. m. Goldschn. 3 Rbl.

Neumann Dr. W., Grundriß einer Geschichte der bildenden Künste und des Kunstgewerbes in Liv-, Est- und Kurland, vom Ende des 12. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Mit 86 Abbildungen und 1 Tafel in Lichtdruck. gr 8. 1887. geh. 1 Rbl. 20 Kop., eleg. geb. . . . . 2 Rbl.

—, Karl August Senff. Ein baltischer Kupferstecher. Mit dem Bildnisse Senffs und 6 Reproduktionen nach seinen Werken in Lichtdruck. 1895. gr. 8. 1 Rbl. 20 Kop.

Neus, H., Revals sämtliche Namen, nebst vielen andern, wissenschaftlich erklärt. gr. 8⁰. 1849 . . . . 50 Kop.

Nottbeck, Eug. v., Der alte Immobilienbesitz Revals. Mit einer Ansicht und einem Plan des alten Revals. gr. 8⁰. 1894 . . . . . . 1 Rbl. 50 Kop.

—, Die alte Kriminalchronik Revals. gr. 8⁰. 1894 . . . . 1 Rbl. 50 Kop.

—, Die alten Schragen der großen Gilde zu Reval. gr. 8⁰. 1894. 1 Rbl. 50 Kop.

—, Siegel aus dem Revaler Ratsarchiv nebst Sammlung von Wappen der Revaler Ratsfamilien. Mit 22 Tafeln. 4⁰. 1880 . . . . 8 Rbl.

Nottbeck, Dr. E. v., u. Neumann, Dr. W., Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval. Erste Lieferung: die Geschichte der Stadt bis zum Beginn der Schwedenherrschaft. Burg- und Stadtbefestigung. Mit 36 Illustrationen im Text und 2 Tafeln. 1896. 4⁰. . . . . 2 Rbl. 50 Kop.

Paucker, E. P. H., Estlands Kirchen und Prediger seit 1848. Im Anschluß an „Estlands Geistlichkeit von H. R. Paucker." 1895. gr. 8⁰ . . 1 Rbl.

Puschkin und Lermontow, Dichtungen in deutscher Übersetzung von A. Ascharin. 2. Aufl. 8⁰. 1895. . . geh. 2 Rbl., geb. m. Goldschn. 1 Rbl. 60 Kop.

Rathleff, Dr. K., Skizze der orographischen und hydrographischen Verhältnisse von Liv-, Est- und Kurland. Ein geographischer Versuch. Mit einer orographischen Karte, einer hydrographischen Karte und neun Höhenprofilen. gr. 8⁰. 1852 . . . . 3 Rbl.

Recke, Baron **C.,** Die baltische Agrarreform u. Herr Prof. Kawelin. 8⁰. 1883. 40 Kop.

Rücker, C. G., General-Karte der Russischen Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland, nach den vollständigsten astronomisch-trigonometrischen Ortsbestimmungen und den speziellen Landesvermessungen entworfen. 5. verb. Aufl. 4 Blätter Imp.-Folio. 1890. 4 Rbl., aufgezogen auf Lwd. und in eleganter Mappe 5 Rbl.

Rußwurm, C., Sagen aus Hapsal, der Wiek, Oesel und Runö. 1861. gr. 8⁰. 1 Rbl.

—, Das Schloß zu Hapsal in der Vergangenheit und Gegenwart. 8⁰. 1877. 80 Kop.

Samson, H. v., Gustav Heinrich Kirchenpauer. Ein Lebens- und Charakterbild. Mit Porträt. gr. 8⁰. 1891 . . . . 2 Rbl. 50 Kop.

Schiemann, Dr. Th., Die Reformation Alt-Livlands. Vortrag. gr. 8⁰. 1884. 30 Kop.

—, Revals Beziehungen zu Riga und Rußland in den Jahren 1483—1505. Briefregesten und Briefe aus einem Konzeptbuch des Revaler Rats. gr. 8⁰. 1885. 80 Kop.

—, Der älteste schwedische Kataster Liv- und Estlands. Eine Ergänzung zu den Baltischen Güterchroniken. Mit 2 Schriftproben in Faksimile. gr. 8⁰. 1882. 80 Kop.

Schmidt, J. H., Karte von Estland mit den Kreis-, Polizeidistrikts- und Gutsgrenzen, sowie den Plänen der Städte, neu umgearbeitet im J. 1871. Mit der Eisenbahnlinie Taps-Dorpat ergänzt im J. 1876. 2. Aufl. 6 Blätter in Royal-Fol. 1884. 6 Rbl., auf Leinwand gezogen in Mappe . . . . . 8 Rbl.

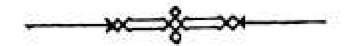
Seraphim, Ernst, Geschichte Liv-, Est- und Kurlands von der „Aufsegelung" des Landes bis zur Einverleibung in das russische Reich. Eine populäre Darstellung. Mit 7 Bildern, 1 Karte und einem Personen- und Sachregister.

II. Band, 1. Abteilung: die Provinzialgeschichte bis zur Unterwerfung unter Rußland v. Ernst Seraphim. 2. Abteilung: Kurland unter den Herzögen von Dr. Aug. Seraphim. 3 Rbl. 50 Kop., geb. in Halbfr. 4 Rbl. 70 Kop.

Volkslieder, estnische. Urschrift und Übersetzung von H. Neus. Herausgegeben von der estländischen litterärischen Gesellschaft. Komplett in 3 Abteilungen. gr. 8°. 1850—52 . . . . 3 Rbl.

Wappenbuch sämtlicher zur Estländischen Adels-Matrikel gehöriger Familien, herausgeg. von P. E. Damier. gr. 4°. 1837. geh. . . . . . . 2 Rbl.

Winkelmann, Dr. Ed., Die Kapitulationen der estländischen Ritterschaft und der Stadt Reval vom J. 1710 nebst deren Konfirmationen. gr. 8°. 1865. (ermäßigter Preis) . . . . 50 Kop.








Digitized by Google


Original from
NEW YORK PUBLIC LIBRARY